DIE ZEIT

PREIS DEUTSCHLAND 4,00 € WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR 3. März 2011 DIE ZEIT N° 10

Und nun?

Der Rücktritt des beliebtesten deutschen Politikers hinterlässt ein gespaltenes Land. Karl-Theodor zu Guttenberg wird uns noch lange beschäftigen

POLITIK SEITE 2–5
WISSEN SEITE 33/34
FEUILLETON SEITE 47

www.zeit.de/guttenberg-affaere

Illustration: Smetek für DIE ZEIT/www.smetek.de

Die Besten unserer ZEIT

Der zweite Teil unserer Festbeilage zum 65. Geburtstag der ZEIT: Updike, Mitscherlich, Warhol, Gorbatschow, Miller und viele andere. Die Jahre 1980 bis 2011.

48 Seiten Beilage

Tränen lügen doch

Fischer, Kohl, Sarrazin, Beck: Durch die Affäre Guttenberg wird Deutschland zum moralischen Spiegelkabinett VON BERND ULRICH

Was mag sich Joschka Fischer gedacht haben in diesen Tagen? In seiner Außenministerzeit tauchten plötzlich Fotos auf, auf denen er einen Polizisten verprügelte. Danach machte er falsch, was falsch zu machen war, er leugnete, bagatellisierte, greinte. Und blieb, weil Rot-Grün hinter ihm stand. Denkt er nun, dass Prügeln unter Linken eben nicht ganz so schlimm ist wie Plagiieren unter Rechten?

Was wird in Helmut Kohl vorgegangen sein, der die bürgerlich-konservative FAZ noch hinter sich wusste, als er sich für sein Ehrenwort und gegen das Gesetz entschied? Jetzt polemisierte die Zeitung wie kaum eine andere gegen die größte Zukunftshoffnung des konservativen Lagers, im Namen der bürgerlichen Werte. Lacht er da, der Helmut Kohl, homerisch?

Was wird sich Norbert Röttgen gedacht haben in diesen 14 Tagen des Guttenbergismo? Hat er hektisch in seiner eigenen Dissertation geblättert, um sie dann mit einem Stoßseufzer wieder wegzulegen: Alles in Ordnung!? Ist er froh, einen Konkurrenten um die übernächste Kanzlerschaft los zu sein, oder tut ihm der gefallene Kandidatenkamerad leid?

Empfindet Franz-Josef Jung, KTs grauer Vorgänger, Genugtuung, dass der Mann, in dessen Schatten er selbst verschwunden ist, nun seinerseits verschwindet? Oder stößt es ihm bitter auf, dass noch der strauchelnde Karl-Theodor zu Guttenberg von mehr Menschen geliebt wurde, als Jung je Menschen kannten?

Erstmals seit 1968 sind die Akademiker wieder politisch

Und Thilo Sarrazin? Beschäftigt ihn die Frage, warum die Causa Guttenberg von noch mehr Menschen noch viel heißer diskutiert worden ist als sein Buch? Spürt er die sarrazinesken Kräfte, die im Streit um Guttenberg auch wirken, die stille Wut auf die stinknormale Politik?

Hat sich Gaston Salvatore, der einst beste Freund von Rudi Dutschke, in seinem fernen, schönen Venedig eine Extraflasche Rotwein genehmigt, um ausgiebig auf die deutschen Akademiker anzustoßen, die zum ersten Mal seit 1968 wieder politisch wurden, in eigener Sache zwar, aber immerhin?

Horst Seehofer sah so übernächtigt aus am Dienstag. Was rauschte ihm bloß durch den Kopf, als er nicht schlafen konnte? Warum außerehelicher Nachwuchs die Menschen weniger aufregt als eine verlogene Doktorarbeit? Oder zehrt an ihm der Widerspruch, den gefährlichsten Konkurrenten zugleich mit seinem besten Zugpferd verloren zu haben? Guttenbergs Abgang hält Seehofer sicher im Amt, aber die CSU unter fünfzig Prozent, lachen oder weinen?

Ja, und Angela Merkel? Nach fünf Jahren nüchterner und, jedenfalls öffentlich, gefühlsarmer Kanzlerschaft, wundert sie sich da etwa noch über die Sehnsucht, ja Gier der Deutschen nach politischer Emotion? Sei es nun in der dunklen Variante, wie bei Sarrazin, sei es in der schillernden, wie bei zu Guttenberg? Weiß sie schon, was sie künftig mit dem Bedürfnis der Union nach Klarheit und Zackigkeit anfangen will?

Schließlich Guttenberg selbst. Vielleicht lebt er derzeit in einer Art unsichtbarem Privatbunker, wo er alles abwehrt, was von außen kommt. Oder fragt er sich schon selbst, was er sich dabei gedacht hat, weiß er schon, was ihn in die fortgesetzte Angeberei trieb? Oder sitzt das ererbte Gefühl vom Sonderrecht des Adels so tief? Denkt er an Rache, an Rückkehr oder an Einkehr?

Und Kurt Beck? Der Mann wurde nicht zuletzt wegen seiner ostentativen Provinzialität aus dem Berliner Politikbetrieb vertrieben, so wie jetzt Guttenberg wegen seiner Abgehobenheit, zwei ungleiche Abweichler. Lächelt Kurt Beck darüber, dass einer wegen einer Doktorarbeit stürzt, während ihm, dem Elektriker, daheim in Rheinland-Pfalz keine Affäre etwas anhaben kann?

Oder Dietmar Bartsch, was schoss ihm durch den Kopf, als er Karl-Theodor zu Guttenberg, nahelegte, sich in den Kopf zu schießen? Bartsch weiß, dass seine Partei wegen all ihrer unbearbeiteten Sünden schwere Neurosen mit sich herumschleppt, kollektive und persönliche – und dann diese Gewaltfantasie, befreit so was, für den Moment?

Man könnte diese Reihe ewig fortsetzen, einfach weil die Affäre Guttenberg das Land in ein moralisch-politisches Spiegelkabinett geführt hat. Die Akademiker verteidigen ihre Ehre – und ihren Dünkel. Journalisten beschimpfen den Mann, den sie eben noch verherrlichten. Und überall wälzen sich die Krokodile, in Tränen aufgelöst.

Gewiss ist nun wenig. Nur dass der Mann vor Jahren schwer gefehlt und nun schwer gepatzt hat. Und dass er eine Lücke hinterlässt, die größer ist als er selbst. Und dass alle, die sich jetzt ganz stark im Recht fühlen, noch einmal ganz kurz nachdenken sollten.

Norbert Lammert, der Bundestagspräsident zum Beispiel. Er hat gesagt, der Nicht-Rücktritt des Ministers sei der letzte »Sargnagel« für das Vertrauen in die Demokratie. Das ist verantwortungsloser Moralismus. Eigentlich müsste ein Parlamentspräsident und damit amtlicher Paradedemokrat sagen, dass kein Einzelfall, auch nicht dieser, das Vertrauen in die Demokratie zerstören kann. Und falsch ist es auch, genauso falsch im Übrigen wie das Gegenteil: Denn auch der Rücktritt gefährdet die Demokratie nicht.

Zu viele Fragen gefährden die Demokratie sowieso nicht. Nur zu viele Antworten.

www.zeit.de/audio

Liebe Leserinnen und Leser,

steigende Papier- und Vertriebspreise erfordern leider eine moderate Preiserhöhung: Von dieser Ausgabe an kostet die ZEIT 4 Euro. Unseren Abonnenten bieten wir wie bisher einen Rabatt von über 10 Prozent, Studenten sparen mehr als 40 Prozent.

Der neue Süden

Europa feiert die Revolutionen im Maghreb, fürchtet sich aber leider vor den Konsequenzen VON ANDREA BÖHM

Der Deal ist geplatzt. Egal, wer nach Muammar al-Gadhafi in Libyen die Macht übernimmt, egal, wie die Revolutionen in Tunesien und Ägypten enden und wo sie noch bevorstehen: Die alte Geschäftsgrundlage – Europas Geld für Arabiens Diktatoren, ihr Öl, ihre Armeen und ihre Flüchtlingsabwehr – existiert nicht mehr. Die neue Ära wird für Europa teurer, sehr viel teurer. Und damit sind nicht die steigenden Benzinpreise an den Tankstellen gemeint. Es geht um nicht weniger als einen »New Deal« mit den Nachbarn im Süden.

Nicht, dass man das Gefühl hätte, in Brüssel, Berlin, Paris oder Rom sei man sich dessen bewusst. Gut zwei Monate nach Beginn der Jasmin-Revolution in Tunesien und trotz des anschwellenden Erschreckens über Gadhafis Kriegserklärung ans eigene Volk wirkt die EU immer noch, als sehe sie in der arabischen Diktatorendämmerung eine unwillkommene Ruhestörung durch Halbwüchsige im Hinterhof. Dabei bietet sie Europa auch eine riesige Chance.

Revolutionen passen selten in irgendjemandes Terminkalender. Weder die Osteuropäer 1989 noch die Araber 2011 haben bei ihrem politischen Aufbruch Rücksicht auf die westliche Befindlichkeit und Tagesordnung genommen. Aber 1989 lautete die Parole: Unsere Freiheit ist eure Freiheit, von eurem Wohlergehen profitieren auch wir. Genau diesen Geist braucht es auch jetzt.

Irgendwelche Einwände? Osteuropa war uns damals näher als heute der Maghreb? Die EU finanziell und politisch besser beisammen? Stimmt. Ändert aber nichts. Entweder wagt Europa jetzt das große Projekt »Aufbau Süd«, oder es handelt sich tatsächlich eine massive Flüchtlingskrise sowie eine Welle der Feindseligkeit der arabischen Gesellschaften ein. Die erste Option dürfte sich langfristig auch für die EU rechnen. Die zweite erscheint nur auf den ersten Blick billiger.

Fangen wir mit dem Dringenden und Naheliegenden an: humanitäre Hilfe für die Menschen, die nun aus Libyen fliehen. Bei den meisten handelt es sich um Gastarbeiter aus den Nachbarländern Tunesien und Ägypten, die Notversorgung und dann Transportmöglichkeiten nach Hause brauchen. Einige Tausend sind Flüchtlinge aus afrikanischen Kriegsgebieten, die in Libyen gestrandet sind. Sie müssen evakuiert und aufgenommen werden. Und bevor europäische Innenminister gleich wieder »biblische Fluten« beschwören und nach dem Riechfläschchen oder verstärktem Grenzschutz schreien: Es handelt sich hier um ein Gebot der Menschlichkeit. Und um eine vergleichsweise billige Investition in Europas Reputation als Garant von Menschenrechten. Um die ist es derzeit bekanntermaßen schlecht bestellt.

Das reicht natürlich nicht: Die EU wird dem »neuen Süden« Handelserleichterungen für dessen Produkte, Kredite und kurzfristig auch Subventionen für Grundnahrungsmittel bieten müssen, außerdem Direktinvestitionen und Ausbildungshilfen. All das natürlich gekoppelt an Reformen und die Achtung bürgerlicher Rechte, wobei es sich allerdings empfiehlt, auf diesen nicht nur in Kairo oder Tunis, sondern auch in Budapest oder Paris zu insistieren.

Und noch ein Tabuthema muss auf den Tisch: Migration. Einwanderung. Die 5000 tunesischen Migranten, die es im nachrevolutionären Chaos nach Lampedusa geschafft haben, werden nicht die letzten gewesen sein. Inmitten der Wirren der neuen Freiheit haben sie sich das Recht genommen, im Norden nach einer wirtschaftlichen Perspektive zu suchen – wie nach dem Fall der Mauer übrigens auch viele Ostdeutsche im Westen.

Greencard-Programme für Nordafrika – die EU braucht eine Migrationspolitik

Niemand bestreitet die Notwendigkeit von Grenzkontrollen gegen illegale Migration. Aber es wird endlich eine europäische Migrationspolitik geben müssen – und zwar zugeschnitten auf den »neuen« Süden: Arbeitsvisa für tunesische Ingenieure, Stipendien für ägyptische Studenten, Greencard-Programme für Nordafrika. Solche Maßnahmen schaffen weder die Armut in den betreffenden Ländern noch die illegale Migration ab. Aber sie können beides mildern. Und sie sind ein politischer wie symbolischer Kernpunkt für den New Deal rund ums Mittelmeer. Denn sie signalisieren: Ja, wir wollen euch! Wir sehen euch nicht mehr nur als Hinterhof mit Ölleitung, sondern als zukünftigen Kultur- und Wirtschaftsraum.

Irgendwelche Einwände? Das sei nicht zu vermitteln in den Zeiten von Le Pen, Sarrazin, Wilders und der Lega Nord? Richtig ist, dass der europäische Rechtspopulismus mit den Schlagworten »Islamisierung« und »Integrationsverweigerung« salonfähig geworden ist, er hat Denkverbote geschaffen, die kaum ein Politiker zu durchbrechen wagt. Und wenn man nach Frankreich, Italien oder Deutschland blickt, hat man auch nicht das Gefühl, dass sie irgendein Politiker durchbrechen will.

Aber wo sich Regierungen nicht aus der Deckung wagen, können Wirtschaftsverbände, altgediente Prominente aus Kultur und Politik, Stiftungen und Thinktanks Anstöße geben. Und wenn dann jemand behauptet, hier handele es sich um naive Ideen, dann gibt es nur eine Entgegnung: Dies ist Europas neue Realpolitik.

www.zeit.de/audio

Wem gehört das Abendmahl?

Papst Benedikt schreibt über das Heilsgeschehen am Abend vor der Kreuzigung Jesu. Ein Vorabdruck

Glauben & Zweifeln S. 56

PROMINENT IGNORIERT

Promovieren tut gut

Eine 1948 begonnene amerikanische Langzeitstudie an 5200 untersuchten Personen ist jetzt zu dem Schluss gekommen, dass der Blutdruck umso niedriger ist, je höher das Bildungsniveau, und da hoher Blutdruck als Ursache zahlreicher Herz- und Kreislauf-Erkrankungen gilt, kann man sagen, dass Akademiker generell gesünder sind. Promovieren ist also keineswegs schädlich. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. GRN.

kleine Abb.: Smetek für DZ; OR/Picciarella/ROPI-REA/laif; Corbis (v.o.n.u.)

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 0180 - 52 52 909*,
Fax 0180 - 52 52 908*,
E-Mail: abo@zeit.de
**) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem deutschen Mobilfunknetz

PREISE IM AUSLAND:
DKR 43,00/NOR 60,00/FIN 6,70/E 5,20/Kanaren 5,40/F 5,20/NL 4,50/A 4,10/CHF 7.30/I 5,20/GR 5,70/B 4,50/P 5,20/L 4,50/HUF 1605,00

AUSGABE:
10
66. JAHRGANG
C 7451 C

4 190745 104005 10

Worte der Woche

»Das ist der schmerzlichste Schritt meines Lebens.«

Karl-Theodor zu Guttenberg, bislang Verteidigungsminister (CSU), zu seinem Rücktritt

»Ich habe das schweren Herzens getan.«

Angela Merkel, Bundeskanzlerin, nachdem sie Guttenbergs Rücktrittsgesuch angenommen hat

»Er bleibt einer von uns.«

Horst Seehofer, bayerischer Ministerpräsident und CSU-Vorsitzender, über Guttenbergs Entscheidung

»Meine Kinder sind zu klein, um jetzt nur noch in gepanzerten Wagen herumzufahren.«

Peter Ramsauer, Bundesverkehrsminister (CSU), zu Spekulation darüber, dass er das Amt des Verteidigungsministers übernehmen könne

»Mein ganzes Volk liebt mich. Sie würden sterben, nur um mich zu schützen.«

Muammar al-Gadhafi, libyscher Staatschef, zu den Auseinandersetzungen in seinem Land

»Wer sich nicht verändert, wird verändert.«

Christian Wulff, Bundespräsident, bei seinem Besuch in Qatar über Diktaturen wie Libyen

»Ich habe nicht das Gefühl, etwas Falsches getan zu haben.«

Michele Alliot-Marie, französische Außenministerin, zu ihrem Rücktritt, nachdem sie wegen ihrer Beziehungen zum gestürzten tunesischen Diktator Ben Ali in die Kritik geraten war

»Unsere Kinder müssen Deutsch lernen, aber sie müssen erst Türkisch lernen.«

Recep Tayyip Erdoğan, türkischer Ministerpräsident, bei einem Auftritt vor Deutschtürken in Düsseldorf

»Und die Moral von der Geschichte ist, hör auf deine Mutter.«

Tom Hooper, Regisseur von »The King's Speech« und Oscarpreisträger 2011, bedankt sich bei seiner Mutter für die Idee zum Film «

ZEITSPIEGEL

Ausgezeichnet

Anita Blasberg und Marian Blasberg sind mit dem Medienpreis des Deutschen Bundestages ausgezeichnet worden. Prämiert wurde ihr *ZEIT*-Dossier *Der Dicke und die Demokraten (ZEIT* Nr. 40/10), in dem sie am Beispiel des Bürgermeisters der ostdeutschen Stadt Anklam den Siegeszug eines Populisten und die Hilflosigkeit der demokratischen Parteien schildern. Außerdem wurde die *ZEIT* für ihre visuelle Gestaltung ausgezeichnet: Die Society for News Design prämierte im Rahmen ihres 32. internationalen Wettbewerbs je eine Gestaltung eines Fotomotivs aus den Ressorts Politik und Feuilleton mit dem Silver Award. Neun weiteren Seiten verlieh die Jury Awards of Excellence für Fotografien, Grafiken und Illustrationen. DZ

NÄCHSTE WOCHE IN DER ZEIT

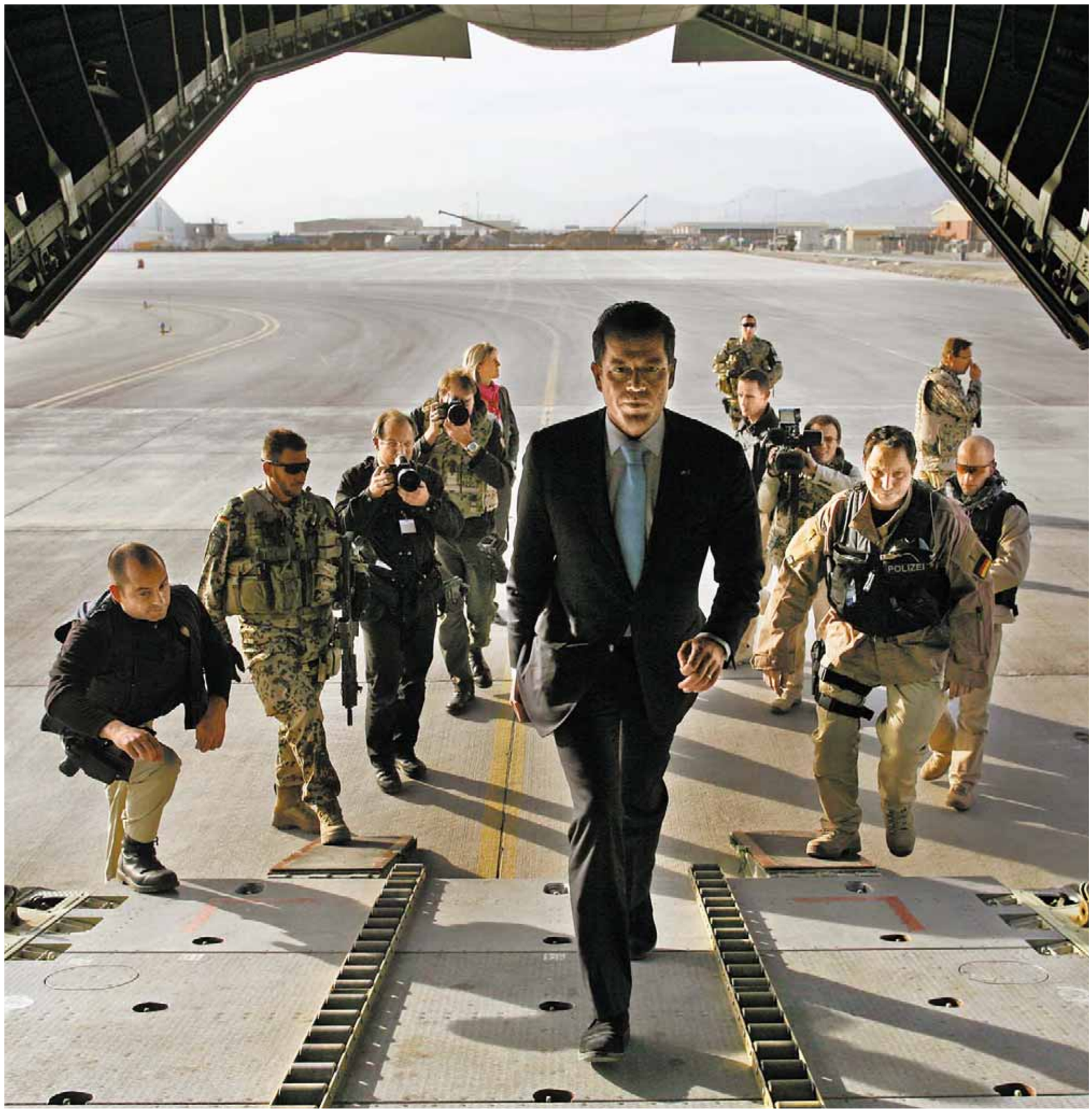
Politik trifft Lyrik. Von der kommenden Woche an wird im Politikressort der *ZEIT* jede Woche ein politisches Gedicht veröffentlicht, das eigens für uns geschrieben wird. Elf Lyrikerinnen und Lyriker haben sich neu mit dem Thema auseinandergesetzt, haben Politiker getroffen und sich in den Bundestag gesetzt. Nun verändern sie unseren Blick auf das Politische.

Trüffelschwein Aimable darf sich ein ganzes Jahr lang durch das schwarze Erdreich im Südwesten Frankreichs wühlen, dann kommt der Metzger vorgefahren. Im 88-seitigen Sonderheft der Reisen-Redaktion besuchen Reporter große und kleine Tiere auf der ganzen Welt – vom Elefanten in Thailand über Fledermäuse in Texas bis zum Nashornkäfer in Südafrika. REISEN

Foto: Christian Bellavia/Fedephoto/StudioX für DIE ZEIT

DIE ZEIT

TITELGESCHICHTE



Der Überflieger

Vom CSU-Generalsekretär zum Wirtschaftsminister zum Verteidigungsminister – und das alles in weniger als zwölf Monaten. Auch in seinem bislang letzten Amt blieb Karl-Theodor zu Guttenberg rastlos. Insgesamt neun Mal besuchte er die deutschen Soldaten in Afghanistan

Eine spaltende Persönlichkeit

VON MARC BROST, PETER DAUSEND, MATTHIAS GEIS, TINA HILDEBRANDT, MARIAM LAU, ELISABETH NIEJAHR, PETRA PINZLER, THOMAS E. SCHMIDT

Sechs Stunden, nachdem das Volk seinen Liebling verlor, stellt sich die Kanzlerin erstmals dem Volk. Sie trägt ihren Kampfanzug. Angela Merkel hat das rote Jackett gewählt, das sie häufig trägt, wenn es ungemütlich wird. Es ist der Dienstagnachmittag dieser Woche, kurz nach 17 Uhr, und in der Stadthalle von Karlsruhe warten die Leute jetzt auf eine Erklärung. In Baden-Württemberg ist Wahlkampf. Aber in Berlin ist der Teufel los.

Es sei »ja heute schon ein besonderer Tag«, sagt Merkel, am Morgen habe Karl-Theodor zu Guttenberg um die Entlassungsurkunde gebeten. Sie habe ihm gedankt für seine Arbeit als Minister, für seine Arbeit an der Bundeswehrreform, aber auch dafür, »dass er die Herzen der Unionsanhänger immer wieder erwärmt hat«. Applaus brandet auf. Dann schaltet die Kanzlerin in den Wahlkampfmodus. Sie schimpft gegen die Trittins und die Gysis, von denen man sich nicht erklären lassen müsse, »was Anstand und Ehrlichkeit in unserer Gesellschaft sind«. Mit wenigen Worten will Merkel das angeknackste Selbstbild der CDU reparieren.

Bloß: Eine Erklärung für den plötzlichen Rücktritt Guttenbergs liefert sie nicht.

Dies ist einer der seltenen Tage, an denen allen Politikern die Sprache ausgeht. Nicht, weil sie sprachlos wären. Sondern weil sie keine Worte mehr haben, für das, was gerade geschieht. Die Sprache der Politik ist voller großer Katastrophenbegriffe – Erdbeben, Tsunami, Super-GAU –, aber diese Begriffe wurden in den Tagen zuvor schon verbraucht. Als Guttenberg tatsächlich geht, bleibt nur noch: Entsetzen. Sein Rücktritt hinterlässt ein gespaltenes Land – und eine zutiefst verunsicherte politische Klasse.

Denn gescheitert ist nicht nur ein Mann, von dem es hieß, er könne einmal Kanzler werden. Gescheitert ist auch eine Fiktion: der Glaube an das Leichte, Schöne, Gute in der Politik. Binnen zwei Jahren schaffte Karl-Theodor zu Guttenberg den Aufstieg vom einfachen Abgeordneten zum Bundesminister, und genauso schnell, wie er aufstieg, wurde er zur Projektionsfläche für die Hoffnungen und Sehnsüchte vieler Bürger, die sich von der Politik längst abgewandt haben. Auf einmal war da einer, der anders war. Der glaubwürdig schien. Dem niemand etwas anhaben konnte – nicht die Opposition und erst recht nicht die Medien. Und nun hat sich dieser Mann zu Fall gebracht.

Karl-Theodor zu Guttenberg ist zurückgetreten, aber die Frage, was eigentlich geschehen ist, wird bleiben. Wer hatte vor Wochenfrist wirklich mit seinem Abgang gerechnet? Machtpolitisch schien die Affäre um seine abgeschriebene Doktorarbeit fast schon ausgestanden zu sein. Die Kanzlerin und der Großteil der Unionsfraktion standen hinter dem 39-Jährigen, und nach allen Regeln der Skandalogie schien ein Rücktritt damit ausgeschlossen. Aber Guttenbergs Karriere folgte keinen Regeln. Nicht sein rasanter politischer Aufstieg. Und auch nicht sein jäher Absturz.

Dienstagmorgen, Viertel nach elf, im Bendlerblock in Berlin, dem Dienstsitz des Verteidigungsministers. Noch während Karl-Theodor zu Guttenberg die Treppe zur Säulenhalle hinabsteigt, in der die eilig versammelten Journalisten auf ihn warten, treten einer Sekretärin oben an der Balustrade die Tränen in die Augen. Als er sagt, der Rücktritt sei »der schmerzlichste Schritt meines Lebens«, müssen auch die anwesenden Soldaten schlucken. Für sie bleibt kein Makel, keine Schuld. Hier geht einer, den Nörgler, Neider und Niederschreiber verfolgt haben, bis er nicht mehr konnte. Guttenberg hat Soldaten beerdigt, er hat die größte Reform in der Geschichte der Bundeswehr in Angriff genommen, »sein Haus bestellt« – und diese Kleingeister wollten über Fußnoten reden, Peanuts eigentlich, über Dinge, die Jahre vor seiner Amtsübernahme lagen.

Hier, im Bendlerblock, ist die Erinnerung an die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 gegenwärtiger als irgendwo sonst in Deutschland. In dem Innenhof, über den die Journalisten nach der Rücktrittserklärung zurück in ihre Redaktionen hasten, wurden Stauffenberg und seine engsten Vertrauten durch ein Erschießungskommando hingerichtet. Guttenberg hat öfter als jeder seiner Amtsvorgänger an diese Geschichte erinnert. Er hat sich aktiv dafür eingesetzt, dass Tom Cruise den Part des Obersts in dem Film *Operation Walküre* bekommt; die Familie Stauffenberg war dagegen. Scharf hat zu Guttenberg jede Kritik an der antiparlamentarischen oder antisemitischen Gesinnung mancher Widerstandskämpfer zurückgewiesen: »Es wäre ein Zeugnis besonderer Armut, wenn der moralisierende Maßstab des Übermenschlichen – angelegt von allzu menschlichen Vertretern – das Land seiner Vorbilder berauben würde.« Die familiären Verbindungen der Familie zu Guttenberg zu den Verschwörern des 20. Juli haben den Politiker Guttenberg womöglich im Gefühl bestärkt, zum Regieren geboren zu sein. Deshalb konnte er im Zentrum des politischen Machtapparats stehen – und zugleich über ihm.

Noch im Abgang lässt er das politische Berlin diese Distanz spüren. »Ich danke von ganzem Herzen der großen Mehrheit der deutschen Bevölkerung, den vielen Mitgliedern der Union, meinem Parteivorsitzenden und insbesondere den Soldatinnen und Soldaten, die mir bis heute den Rücken stärkten.« Der Kontrast zur Einsamkeit seiner Vorfahren könnte größer nicht sein. Dann sagt er: »Ich habe die Grenzen meiner Kräfte erreicht.«

Er hatte die Grenzen seiner Kräfte erreicht: Man muss sich nur die letzten Tage in Erinnerung rufen, seine verzweifelt verqueren Verteidigungsversuche, die harten Angriffe der Opposition, aber auch die skeptisch ungläubige Zurückhaltung der eigenen Parteifreunde, um die Wahrheit dieses Satzes zu erkennen. Am Ende hatte er nichts mehr zuzusetzen. Dennoch wäre es zu kurz gegriffen, wollte man den Kräfteverschleiß Gutenbergs allein auf die dreizehn zermürbenden Tage zurückführen, die zwischen dem Beginn der Affäre und seinem Rücktritt lagen.

Das Problem wurzelte tiefer, in der brutalen Intensität, mit der Guttenberg Politik betrieben hat. Nicht in der unmittelbaren Beanspruchung durch sein Amt, in den komplizierten Problemen »seiner« Bundeswehrreform, in den seit Monaten schwelenden Finanzierungsfragen oder den anstehenden Standortentscheidungen. Das war nur der kräfteraubende politische Normalvollzug. Was für Gutenberg hinzukam, war die mediale Dauerbeobachtung, sein flirrendes Pendeln zwischen Glamourwelt und Afghanistan, die Massenekstase, die er auslöste, wo immer er einen deutschen Marktplatz betrat. Guttenberg war eben nicht nur der populärste Politiker der Republik. Er hat sich mit 39 Jahren einem Öffentlichkeitsstress ausgesetzt, der ihm schon vor seiner jüngsten Affäre sichtlich zusetzte.

Zwar wirkte er selbst auf den anstrengendsten Dienstreisen stets locker, konzentriert, freundlich und höflich. Aber unter der Oberfläche war immer auch erkennbar, dass es Guttenberg Kraft kostete, die Rolle des präsenten, ansprechbaren, unkomplizierten Hoffnungsträgers durchzuhalten. Eben noch ostentativ entspannt, konnte er plötzlich sehr dünnhäutig werden.

Er hatte sich in letzter Zeit immer auch beklagt über die nervenaufreibende Beschattung durch Medien und Öffentlichkeit. Aber weil es so offensichtlich war, dass Guttenberg seine politisch-mediale Dauerpräsenz zugleich genoss, hat man seine Klagen eher als Koketterie abgetan. Am Ende hat er nicht nur den Tribut für die Plagiatsaffäre bezahlt. Guttenberg hat den Kameras das spektakulärste Futter geliefert, das ein deutscher Politiker bislang zu geben in der Lage war. Er hat es geliebt. Und er hat darunter gelitten.

Am Montagabend der vergangenen Woche besteigt Karl-Theodor zu Guttenberg die Bühne in der aberwitzig überfüllten Stadthalle von Kelkheim. Vor der Bühne stehen 900 Leute. Sie schwitzen. Sie jubeln. Sie wollen ihren Liebling jetzt kämpfen sehen. Und Guttenberg kämpft.

»So weit kommt's noch, dass man sich bei solchen Stürmen drücken wird – so weit kommt's noch«, ruft er in den Saal hinein. »Ich komme nicht als Selbstverteidigungsminister, sondern als Bundesminister der Verteidigung.« Die Menge tobt. Es folgen selbstironische Anspielungen des Redners (»Hier steht das Original, nicht das Plagiat«; »Ich begrüße auch Herrn Riesen... nein, Herrn Professor Doktor Heinz Riesenhuber«), dann zeichnet er das ganz große Bild: Es sind die »großen, wichtigen Aufgaben«, die vor ihm liegen, die Bundeswehrreform, der Abzug aus Afghanistan, das Leben und Überleben deutscher Soldaten am Hindukusch. »Da verlässt man kein Schiff, da bleibt man an Deck.« Und wo die Gründe gut und die Aufgaben groß sind, ist es nicht so wichtig, was da auf einen einprasselt – viel wichtiger ist, dass man es aushält. Nicht der Inhalt der Kritik zählt, sondern die Haltung, mit der man sie erträgt.

Es ist der Moment, an dem die Dinge zu kippen beginnen. Guttenberg entschuldigt sich zwar. Aber den Betrug will er nicht benennen. Nur im kleinen Kreis sagt er bereits damals, er habe einfach nicht das dicke Politikerfell, um das durchzustehen. Öffentlich anmerken lässt er sich nichts. Und so baut sich ganz langsam zunächst, dann aber mit einer ungeheuren

Fotos (Ausschnitte): Anja Niedringhaus/AP (l.); Berthold Stadler/dapd (r.); John MacDougall/AFP/Getty Images (u.)

Der Überforderte

Erst in der vergangenen Woche beriet der Bundestag über die Aussetzung der Wehrpflicht. Diese Reform sollte Karl-Theodor zu Guttenbergs größter politischer Erfolg werden. Doch die Debatte um seine Doktorarbeit lag da längst wie ein Schatten über ihm – und über der Kanzlerin

Die einen sind enttäuscht, weil sie Karl-Theodor zu Guttenberg vertraut hatten. Die anderen, weil sie ihn für unersetzbar halten. Wie es kam, dass der Mann, für den nichts unmöglich schien, an die Grenzen seiner Kräfte kam

Dynamik ein äußerer Druck auf Guttenberg auf. Ein Druck, mit dem zu diesem Zeitpunkt niemand rechnet.

Am Mittwoch stellt sich der Minister im Bundestag den Fragen der Opposition. Sie nennen ihn einen Täuscher, einen Lügner, einen Betrüger. Es ist eine verbale Schlammschlacht, wie es sie im Parlament lange nicht mehr gegeben hat, vor allem aber: die erste, in der solche Schmähungen ungerügt bleiben. Die Abgeordneten von Union und FDP ducken sich weg. Und schweigen. Fast scheint es, als dämmere ihnen erstmals die mögliche Dimension des Problems. Dass Guttenberg vor dem Bundestag den Verlust eines Titels, den er aufgrund seiner zusammengeschusterten Dissertation niemals hätte führen dürfen, als angemessene Konsequenz seines Fehlverhaltens bezeichnet, ist manchem Parteifreund schon nicht recht verständlich. Das Fass zum Überlaufen bringt er aber mit dem Versuch, sein Verhalten als »beispielgebend« anzupreisen. In der Lobby des Reichstages trifft man später glühende Anhänger des Verteidigungsministers, die plötzlich nicht mehr so sicher sind, ob ihr Hoffnungsträger diese Affäre politisch überleben wird. Sucht man den Augenblick, in dem sich Guttenbergs Schicksal endgültig zum Schlechten wendet, dann ist es dieser.

Am selben Tag erkennt die Universität Bayreuth Guttenberg ganz offiziell den Doktortitel ab.

Am Donnerstag wird bekannt, dass Guttenberg einen Sparrabatt des Finanzministers bekommt. Der Verteidigungsminister erhält nun ein Jahr länger Zeit als seine Kabinettskollegen, die im Sparpakte verabredete Milliardensumme zu erbringen. In Berlin gilt das als Signal, dass die Union ihren Hoffnungsträger um jeden Preis schützen will.

Am Samstag gehen in der Hauptstadt Hunderte Demonstranten gegen Guttenberg auf die Straße. Sie schwenken ihre Schuhe als Zeichen der Abscheu. Es ist – gemessen an sonstigen Protesten – keine große Demonstration. Aber sie liefert den Fernsehkameras großartige Bilder. Wuchtiger freilich sind die Worte, die der Bayreuther Staatsrechtsprofessor Oliver Lepsius an diesem Tag in eine Kamera spricht. »Wir sind einem Betrüger aufgesessen«, sagt Lepsius, der Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater auf dessen Bayreuther Lehrstuhl. Und dann stellt er die Frage, die bis dato niemand zu stellen wagte: »Wenn er in diesem Fall nicht wusste, was er tut, weiß er es denn in anderen Fällen?«

Es gehört zu den Mechanismen des Wissenschaftsbetriebs, dass die Gelehrten langsam reagieren. Vieles wird zunächst intern beraten. Über das meiste muss erst abgestimmt werden, bevor etwas nach außen dringt. Umso erstaunlicher ist der Ausbruch von Lepsius. Er ist das Signal, dass sich die Wissenschaftswelt erhebt. Gegen Guttenberg. Gegen die Kanzlerin. Gegen das politische Establishment. Statt mit Wutbürgern wie bei Stuttgart 21 hat es die Politik jetzt mit Wutwissenschaftlern zu tun.

In den Tagen vor seinem Rücktritt versucht der Verteidigungsminister intensiv, eine Strategie für den Verbleib im Amt zu entwickeln. Zum disparaten Kreis seiner Ratgeber gehört auch *Bild*-Chefredakteur Kai Diekmann. Und zu seinen neuen Ratgebern zählen nun auch Juristen, welche ihm mögliche Konsequenzen von Strafanzeigen gegen seine Promotionsarbeit vor Augen führen.

Am Montag kippt die Stimmung dramatisch. Die *Mitteldeutsche Zeitung* verbreitet ein Zitat von Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU). Dieser hatte auf einer SPD-Veranstaltung Guttenbergs Fehlleistung als »Sargnagel für das Vertrauen in unsere Demokratie« geschmäht. CSU-Chef Horst Seehofer bezeichnet Lammerts Äußerung als »befremdlich« und »unangemessen«, CSU-Landesgruppenchef Hans-Peter Friedrich spricht von »Einzelstimmen, die man nicht weiter beachten muss«. Guttenberg aber wird später im kleinen Kreis einräumen, dass ihn gerade Lammerts Äußerungen schwer getroffen hätten. Eine Hiobsbotschaft jagt die nächste. Bildungsministerin Annette Schavan (CDU) sagt in der *Süddeutschen Zeitung,* sie »schäme« sich »nicht nur heimlich«. In der CSU-Vorstandssitzung am Montagvormittag in München muss sich Guttenberg Sticheleien und zweideutige Sätze seiner Parteifreunde gefallen lassen. Vereinzelt verbreiten Journalisten bereits das Gerücht, es gebe einen Zusammenhang zwischen einer Textstelle in der Doktorarbeit und seiner sexuellen Neigung. Jeder noch so bösartige Anwurf landet direkt bei Guttenberg. Es gibt niemanden, der ihm die schlechten Nachrichten in irgendeiner Form filtert.

Und dann distanziert sich auch noch sein Doktorvater von ihm.

Am frühen Montagabend steht Guttenbergs Entschluss fest, von allen Ämtern zurückzutreten. Noch in der Nacht telefoniert er mit der Kanzlerin. Bis in die frühen Morgenstunden arbeitet er an seiner Erklärung, zwei DIN A4-Seiten, eng getippt. Dann tritt er am Dienstag vor die Presse.

Der Rücktritt

und seine Folgen. Was bedeutet Guttenbergs Schritt für die Union und für die Kanzlerin? **(Seite 2/3)** Wie reagieren seine Anhänger? **(Seite 4)** Was wird nun aus der Bundeswehrreform? Und welche Rolle spielte das Internet? **(Seite 5)**

Was wird nun von Guttenberg bleiben? Wie verändert sein Abgang die politische Kultur? In der Regierung fürchtet man den Groll der Bürger, die Wut, »die in Berlin« hätten einen guten Mann »fertiggemacht«. Die wahlkämpfende CDU in Baden-Württemberg hat in den vergangenen Tagen immer größere Hallen angemietet, man rechnet gerade jetzt überall mit vollen Sälen. Aber es gibt auch die Hoffnung auf eine neue Nüchternheit, auf die Einsicht, dass gute Politik nicht glamourös sein muss. Dass, wie Gesundheitsminister Philipp Rösler es formuliert, »Politiker auch ziemlich normale Menschen sind«.

Eines hat Guttenberg nachhaltig widerlegt: die alte Vorstellung, der Wähler sehne sich nach Politikern aus sogenannten kleinen Verhältnissen, die es aus eigener Kraft nach oben schafften – nach Aufstiegsbiografien, wie sie Gerhard Schröder oder Joschka Fischer vorzuweisen hatten. Lange gehörte diese unausgesprochene Regel zum westdeutschen Politikbetrieb – anders als etwa in Frankreich, wo die Absolventen von einigen wenigen Elite-Universitäten die wichtigsten Staatsämter unter sich ausmachen.

In Deutschland hieß es lange, das Parlament solle die Zusammensetzung der Bevölkerung widerspiegeln, und ein guter Minister müsse »aus dem Volke« sein. Mit dem Aufstieg von Guttenberg wurde die Lust der Deutschen auf Elite deutlich, die Sehnsucht nach Politikern, die mehr wissen und bessere Manieren haben als der Durchschnittswähler – und dazu noch wirtschaftlich unabhängig sind.

Aber wird der Fall Guttenberg ähnliche Karrieren befördern – oder eher das Gegenteil? Momentan jedenfalls schlägt eher die Stunde von Politikern wie Olaf Scholz, der gerade in Hamburg ein überragendes Wahlergebnis erzielte und den sie Anfang der Woche in der SPD schon als »unseren Anti-Guttenberg« feierten, was bedeuten soll: solide, anständig, nicht glamourös, aber verlässlich. Es ist auch die Stunde von Politikern wie Kurt Beck (SPD) oder Horst Seehofer (CSU), die sich bei den schwierigen Hartz-IV-Verhandlungen als Retter präsentierten und damit Ursula von der Leyen düpierten – den anderen Umfragen-Darling aus Angela Merkels Kabinett. Es ist die Stunde des Siegs des Establishments über die Neuzugänge, der Erfahrenen gegen die Frischen, der Parteipolitiker gegen die Antipolitiker – ein wenig wie beim Rücktritt von Horst Köhler, dem beliebten Präsidenten, der durch Christian Wulff abgelöst wurde, den erfahrenen Parteimann.

Und mehr noch als bei Köhlers Rücktritt: Angela Merkel, die machtbewussteste von allen, ist beschädigt. Sie musste an Guttenberg schon deswegen festhalten, weil sie in der Vergangenheit so viele ins Aus gedrängt hat, von Friedrich Merz bis Roland Koch. Aber nun, vier Wochen vor den Wahlen in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz, befindet sie sich plötzlich in einer gefährlich unübersichtlichen Situation.

Dabei hatte es in den vergangenen Monaten für Angela Merkel so gut ausgesehen. Seit dem Karlsruher Parteitag im vergangenen November schien die Union stabilisiert, und Heiner Geißlers Stuttgarter Schlichtung hatte sich für den schlingernden Stefan Mappus als Befreiungsschlag erwiesen. Und nun? Auch im Umfeld der Kanzlerin wird gerätselt, ob der spektakuläre Rücktritt die Union nach unten reißt. Vor ein paar Monaten hat der Vorsitzende der Jungen Union, Philipp Missfelder, die Wahl in Baden-Württemberg als »Schicksalswahl« bezeichnet. Nun, wo niemand weiß, wie sich der Abgang Guttenbergs für die Union auswirken wird, passt das dramatische Etikett plötzlich wieder.

Noch am Montag der vergangenen Woche, nach der katastrophalen Wahlniederlage der CDU in Hamburg, schien es, als habe Merkel wenigstens für den Fall Guttenberg die passende Formel gefunden. In ihrer locker schnoddrigen Art hatte sie erklärt, sie habe »keinen wissenschaftlichen Assistenten«, sondern einen Verteidigungsminister ins Kabinett berufen. Damit war in der Berliner Regierung die Zwei-Welten-Lehre etabliert: Was immer sich Guttenberg bei der Abfassung seiner Dissertation hatte zuschulden kommen lassen, die Kanzlerin wollte darin keine Beeinträchtigung für ihren populärsten Minister erkennen.

Von einer promovierten Naturwissenschaftlerin, verheiratet mit einem Wissenschaftler der internationalen Spitzenklasse, war dies ein nicht ganz selbstverständliches Urteil. Auch für die beiden Unionsparteien, für die Leistung seit jeher zum Grundbestand der »Bildungsrepublik« Deutschland zählt, war der demonstrativ laxe Umgang mit der Guttenbergschen Regelverletzung nicht gerade plausibel. Doch das dürfte der Kanzlerin erst aufgegangen sein, als die wissenschaftliche Gemeinde mit mehrtägiger Verspätung auf die Barrikaden ging.

Aber selbst wenn Merkel Guttenbergs Fehlverhalten insgeheim für einen Entlassungsgrund gehalten hätte: Hätte sie ihn wirklich entlassen können? Seinen eigenen Entschluss, sich aus der Politik zurückzuziehen, muss die Union entsetzt, ja fatalistisch hinnehmen. Hätte Merkel ihn gefeuert, wäre die Reaktion anders ausgefallen. Es hätte einen Aufstand gegeben. Die alte Entfremdung zwischen ihr und ihrer Partei wäre wieder aufgebrochen. Der Verdacht, sie habe »wieder einmal« einen gefährlichen Konkurrenten aus dem Weg räumen wollen, wäre im Falle Guttenberg lauter artikuliert worden als jemals zuvor. All das konnte Merkel sich schon zu Beginn der Affäre – von der ihr Sprecher sagte, die Kanzlerin beobachte die Sache »mit Interesse« – an fünf Fingern abzählen. So ließ sie es treiben.

Am Dienstag dieser Woche, in der Stadthalle von Karlsruhe, spricht Angela Merkel viel über »Leistung« und Zuverlässigkeit«. Sie schimpft auf die Stuttgart-21-Gegner, die dafür sind, dass »einige mit dem Hubschrauber zum Flughafen fliegen und andere nicht mehr vorankommen«. Bevor die Kanzlerin dann in ihren Hubschrauber steigt, singen sie alle zusammen noch das *Deutschlandlied.* Die ganze Halle singt »Einigkeit und Recht und Freiheit«, und während sie alle so singen, wird klar, dass die ehemalige Wissenschaftlerin Doktor Angela Merkel, die vor bald elf Jahren Vorsitzende der CDU wurde, weil sie den fortdauernden Rechtsbruch Helmut Kohls inakzeptabel fand und lange als Fremdkörper galt, inzwischen doch ganz gut in ihrer Partei angekommen ist.

Wer folgt auf Guttenberg?
www.zeit.de/guttenberg

Der Volkstribun

Als Bayer ist der Franke Karl-Theodor zu Guttenberg selten aufgefallen. Um volksnah zu sein, brauchte er keine Lederhosen. Manchmal hat er sie trotzdem getragen, wie hier auf der Kulmbacher Bierwoche im vergangenen Sommer

Das Glamourpaar

Wenige Politiker sind so oft mit ihrer Frau aufgetreten wie der Verteidigungsminister. Wenige Paare hätten dabei ein so gutes Bild abgegeben wie Karl-Theodor und Stephanie zu Guttenberg, geborene Gräfin von Bismarck-Schönhausen

Fotos (Ausschnitt): ullstein (o.); Darmer/DAVIDS (u.)

Aus Nähe zum Freiherrn

Früher waren sie stolz auf ihren prominenten Nachbarn – und nun? Ein Besuch in »KaTes« fränkischer Heimat VON DAGMAR ROSENFELD

Auf der Unteren Dorfstraße in Guttenberg, nur wenige Meter von dem Schloss entfernt, in dem Karl-Theodor zu Guttenberg aufgewachsen ist, steht eine Bekanntmachungstafel. Daran hängt ein Schreiben der örtlichen CSU, mit dem sie um Mitglieder wirbt: »Liebe Bürgerinnen, liebe Bürger, der Ortsverband Guttenberg hat in seinen Reihen ein prominentes Mitglied, den Minister der Verteidigung Karl-Theodor zu Guttenberg.« Daneben klebt ein Plakat des Statistischen Bundesamts, auch hier wird geworben, um Mitarbeiter für die bevorstehende Volkszählung. »Arbeiten Sie gerne genau?«, ist in dicken schwarzen Buchstaben zu lesen.

Als das Schreiben und das Plakat hier ausgehängt wurden, ahnte in Guttenberg noch niemand, dass das prominente Mitglied es mit der Arbeit, konkret mit seiner Doktorarbeit, nicht so genau genommen hatte – und deswegen am Ende von seinem Ministeramt zurücktreten würde.

Am Dienstagmittag steht Eugen Hain, Bürgermeister von Guttenberg, in Jogginghose hinter der Gartenpforte seines Hauses. Vor der Gartenpforte wartet ein Pulk Journalisten. Hain wirkt überfordert, überrumpelt von den Nachrichten aus Berlin, den Kamerateams, den Fragen. Keinesfalls will er in Jogginganzug gefilmt werden, und so beschließt er erst einmal unter die Dusche zu gehen. »Ich wasch mich und zieh mich um, dann können wir reden«, sagt er, sichtlich erleichtert, noch ein bisschen Zeit gewonnen zu haben.

Eigentlich sind Hain und die Guttenberger damit vertraut, wie es ist, im Interesse der Öffentlichkeit zu stehen. Schließlich leben sie im Heimatort jenes Mannes, der als Politiker wie ein Star gefeiert wurde. Und ein bisschen haben sich die Guttenberger mitfeiern lassen, schließlich ist »der KaTe«, wie sie ihn hier nennen, einer von ihnen. Verwundert, aber doch geschmeichelt, haben sie zugeschaut, wie scharenweise Journalisten und Touristen ihren 570-Seelen-Ort mit einer Kneipe, einem Gemischtwarenladen und einem Schloss besuchten. Einen Ort, in dem es eigentlich nichts zu erleben, ja noch nicht mal etwas zu sehen gibt.

Das Schloss ist nicht öffentlich zugänglich, vor dem schmiedeeisernen Gitter, das in eine efeuumrankte Mauer eingelassen ist, endet jede Neugier. Trotzdem sind in den vergangenen Jahren Menschen von überall her gekommen, um durch die Gitterstäbe zu lugen und wenigstens einen Blick auf den Innenhof des Schlosses zu erhaschen. So wie die Missionarin aus Nairobi, die nur zu Besuch in Deutschland war und extra einen Abstecher nach Guttenberg machte, weil sie »unbedingt einmal sehen« wollte, wo »dieser Mann« groß geworden ist. Die Faszination des Ausnahmepolitikers Guttenberg schien grenzenlos, sie reichte bis nach Nairobi. Nicht einmal vierzehn Tage sind seit dem Besuch der Missionarin vergangen.

> »Selbst wenn er gepfuscht hat«, sagt Frau Müller, das habe Karl-Theodor zu Guttenberg nicht verdient. Ihr Sohn ging mit ihm in eine Klasse

Und nun? Was bleibt von der Begeisterung, die nirgendwo größer und besser zu erfahren war als hier, in Guttenberg, vor den Toren des Schlosses? Noch immer sind in den vergangenen Tagen scharenweise Journalisten und Touristen hierhergepilgert, und doch ist alles anders. Nun kommen die Neugierigen, um den Heimatort eines Gescheiterten zu besichtigen.

Worauf ein ganzes Dorf stolz gewesen ist, die Nähe zu Karl-Theodor zu Guttenberg, das droht nun zum Makel zu werden – jedenfalls fürchten das die Einheimischen. Und genau das wollen sie nicht zulassen. Schließlich haben die meisten Guttenberger ein persönliches Verhältnis zum Freiherrn und seiner Familie. Zumindest ein persönlicheres als der Rest der Nation. Sei es, dass zu Guttenbergs Vater, der alte Baron, die Bewohner zum Wildschweingulasch aufs Schloss eingeladen hat, dass er sie auf seiner Pferdekutsche spazieren gefahren hat oder dass sie im vergangenen Jahr mit KaTe im Sportheim das WM-Spiel Deutschland gegen Argentinien angeschaut und sich nach dem 4:0-Sieg mit dem Verteidigungsminister in den Armen gelegen haben.

Monica Müller, die seit 40 Jahren in Guttenberg lebt, sitzt fassungslos an ihrem Esstisch. Eben erst hat sie die Nachricht von Guttenbergs Rücktritt im Radio gehört. »Am Sonnabend habe ich dem KaTe noch gesagt, halte durch, nach Regen kommt auch wieder Sonne. Da ist er hier mit seinem Hund entlangspaziert«, erzählt sie und deutet auf die Wiesen hinter ihrem Haus. Später wird sie noch Fotos auf ihrem Handy zeigen, auf den Wiesen steht ein Helikopter, davor ein winkender Karl-Theodor zu Guttenberg. »Da musste er in aller Herrgottsfrühe zu einem Termin fliegen und hat uns noch zugerufen, dass er sich für den Propellerkrach entschuldige«, sagt Monica Müller.

Sie sagt auch, dass sie Guttenberg schon als kleinen Jungen gekannt habe, er und ihr Sohn seien gemeinsam zu Schule gegangen. Und dass der KaTe schon damals etwas ganz Besonderes gewesen sei: »Wenn bei uns Kindergeburtstag gefeiert wurde, haben die anderen Jungs herumgetobt, aber der KaTe hat am Tisch gesessen und die Bücher gelesen, die mein Sohn geschenkt bekommen hat.«

Frau Müllers Guttenberg-Verehrung mag extrem sein, doch sie verrät viel über die Verbundenheit der Menschen hier mit dem ehemaligen Minister. Und diese Verbundenheit endet nicht, nur weil Karl-Theodor zu Guttenberg nun zurückgetreten ist. »Das hat er nicht verdient«, sagen viele Guttenberger. Dahinter stecke Neid oder die Opposition oder beides. »Selbst wenn er gepfuscht hat«, ruft Monica Müller mit einer wegwerfenden Handbewegung, »die Kanzlerin hat doch gesagt, sie hat keinen Wissenschaftler, sondern einen Minister eingestellt.«

Mittlerweile ist Bürgermeister Eugen Hain geduscht, in dunklem Janker und Stoffhose mit Bügelfalte wagt er sich nun auch vor die Gartenpforte. »Wir haben geglaubt, dass Karl-Theodor zu Guttenberg es schafft, aber am Ende war der Druck zu groß.« Der Minister habe Fehler gemacht und sich dafür entschuldigt. »Politiker und Adelige sind auch nur Menschen«, sagt er. Diese Sätze hat er sich wohl unter der Dusche zurechtgelegt, sie gehen ihm flüssig über die Lippen.

Erst als er gefragt wird, ob er glaube, dass Guttenbergs Karriere zu Ende sei, geraten Hain die Worte durcheinander. Wenn Guttenberg wolle, könne er mit seinen Fähigkeiten auch außerhalb der Politik Karriere machen, »in der Wirtschaft oder ... also in der Wirtschaft und ... na ja, in der Wissenschaft wohl eher nicht«.

Als die Journalisten ihre Fragen gestellt haben, wirkt Hain erleichtert, dass es vorbei ist. Den einstigen Verteidigungsminister zu verteidigen, das ist neu für ihn. »Dann kann ich jetzt abhauen, ich hab noch eine Menge zu erledigen«, sagt er. Zum Beispiel das Schreiben seines CSU-Ortsverbandes im Glaskasten an der Unteren Dorfstraße auswechseln.

Prominent ist Karl-Theodor zu Guttenberg zwar immer noch. Aber seit diesem Dienstag ist er nicht mehr Verteidigungsminister.

Das bestellte Haus

Was wird nun aus der Reform der Bundeswehr? VON JÖRG LAU UND THOMAS E. SCHMIDT

Im erzwungenen Abgang hatte der Minister auch Gutes über sich zu berichten: Er habe, wie es sich gehört, »ein weitgehend bestelltes Haus hinterlassen«. Erst letzte Woche sei »noch einmal viel Kraft auf den nächsten, entscheidenden Reformschritt verwandt« worden, »der nun von meinem Nachfolger bestens vorbereitet verabschiedet werden kann. Das Konzept der Reform steht.«

Ein bestelltes Haus, eine schlüsselfertige Bundeswehrreform? Der Nachfolger muss nur noch unterschreiben? Mitnichten. Von durchdachten und entscheidungsreifen Plänen kann nicht die Rede sein. Für die CDU ist dieses Vorhaben wichtig, in irgendeiner Form wird es kommen. Aber wie – das ist noch völlig unklar.

Erst letzte Woche war ein Papier aus dem Kanzleramt bekannt geworden, das erhebliche Zweifel an »Zukunftsfähigkeit und mittelfristiger Belastbarkeit der Reform« formulierte. Guttenbergs »Eckpunkte« für eine Bundeswehrreform seien kaum mehr als eine rudimentäre und unausgewogene Ideensammlung. Weder sei klar, welche sicherheitspolitische Analyse die Reform begründe, noch seien klare strategische Ziele erkennbar. Und die Kosten habe der Minister politisch schöngerechnet.

Das war eine kalte Dusche. Klar war bereits, dass Guttenbergs Sparziele irreal waren, Experten rechnen sogar mit zusätzlichen Kosten in Höhe von zwei Milliarden Euro. Weil er seine Reform nicht durchgeplant hatte, konnte Guttenberg auch die Kanzlerin nicht auf sein Projekt verpflichten – und mit deren Rückhalt in Verhandlungen mit dem Finanzministerium gehen.

Die »größte Bundeswehrreform in ihrer Geschichte« begann mit einem schlichten Sparimpuls. Die Kosten sollten sinken, weil es die Schuldenbremse im Grundgesetz gebot. Guttenberg gelobte, gut acht Milliarden einzusparen. Erst als sich herausstellte, dass dies allein durch Kürzungen nicht zu machen ist, wurde aus der Spar- eine Reformdebatte: Nun sollte die Wehrpflicht abgeschafft (»ausgesetzt«) und die Bundeswehr in eine Freiwilligenarmee umgewandelt werden – was die SPD jahrelang gefordert, Guttenberg aber immer vehement abgelehnt hatte (»mit mir nicht zu machen«). Mit einem Mal fanden sich für diese Wende sogar Gründe: die mangelnde Wehrgerechtigkeit sowie die Tatsache, dass Wehrpflichtige nicht im Ausland eingesetzt werden dürfen.

Diese Gründe sind gewichtig. Aber sie wurden auffällig spät in die Debatte eingeführt. Die Abschaffung der Wehrpflicht wurde unter Sparzwang binnen weniger Monate vom Tabu zum Herzensanliegen: Niemand stellt sie heute mehr grundsätzlich infrage. Doch die wirkliche Reformarbeit beginnt erst. Inzwischen hat die Bundeswehr so gravierende Nachwuchssorgen, dass der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Werner Freers, sogar den Einsatz in Afghanistan gefährdet sieht.

Es kommen schlichtweg zu wenig Freiwillige. Bis zum 1. April haben sich nur 433 Frauen und Männer zum Dienst an der Waffe verpflichtet – 2000 neue Soldaten pro Quartal wären aber nötig. Eine Fragebogenaktion der Kreiswehrersatzämter gibt wenig Grund zum Optimismus: Von 165 747 Fragebögen kamen lediglich 6949 zurück, in denen wenigstens »Interesse« an einem Bundeswehr-Job signalisiert wurde.

Laut Generalinspekteur Volker Wieker wird jetzt geprüft, ob schon vor der Aussetzung der Wehrpflicht der Sold erhöht und eine Verpflichtungsprämie gezahlt werden kann. Kurz geisterte ein Plan durch die Medien, auch Ausländern den Dienst in der Bundeswehr zu ermöglichen, dann hieß es, der Minister habe sich dagegen entschieden. Das hässliche Wort von der »Prekariatsarmee« macht die Runde, eine Truppe aus schlecht Ausgebildeten und Hartz-IV-Empfängern, die niemand will. Was fehlt, beispielsweise, sind Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten, Bonuspunkte fürs Studium, kurz: Angebote, die den Dienst an der Waffe wieder mit der Gesellschaft verflechten, die den Soldaten Berufsperspektiven eröffnen.

Guttenberg hinterließ außerdem Überlegungen zu einer Verwaltungsreform seines Ministeriums. Genauer gesagt: Es existiert dazu ein Papier seines Staatssekretärs Otremba. Entschieden ist gar nichts, Streit gibt es aber schon über die Stellung des Generalinspekteurs. Künftig soll er Oberbefehlshaber der Truppe sein, aber – anders als seine Nato-Kollegen – nicht mehr über die zentralen militärpolitischen Fragen entscheiden können. Guttenbergs Konzept stärkt die politische Führung der Bundeswehr, schwächt aber, so Kritiker, den militärischen Sachverstand.

Am Streit über die Aufgaben des Generalinspekteurs zeigt sich das entscheidende Versäumnis der Guttenbergschen Reform am deutlichsten. Wer für die Bundeswehr plant und investiert, muss eine Vorstellung davon haben, was die Armee sein und leisten soll. Diese sicherheitspolitische Debatte hat der Minister nicht geführt, nicht einmal vorbereitet. Wofür wird die Bundeswehr genau gebraucht? Wie werden ihre künftigen Einsätze aussehen? Eher nicht so wie in Afghanistan. Die Weltgemeinschaft wird sich dieses schwierige Nation Building so schnell nicht wieder antun. Wahrscheinlicher sind mehrere parallele Einsätze im Rahmen der UN. Dazu bräuchte man, wie Rainer Arnold, der verteidigungspolitische Sprecher der SPD, sagt, eine breiter aufgestellte Logistik, mehr Material für die Aufklärung.

So zeichnet sich ab, dass vom »weitgehend bestellten Haus« vielleicht ein paar Mauern stehen – ohne Fundamente darunter. Eine sinnvolle Reform hätte zunächst Einvernehmen über die zukünftige Funktion der Bundeswehr erzeugt, dann den Bedarf für einen Umbau der Streitkräfte ausgelotet, danach erst Einsparpotenziale definiert. Dem neuen Verteidigungsminister eröffnet all das erhebliche Gestaltungsspielräume. Vorausgesetzt, er ist ein starker Minister.

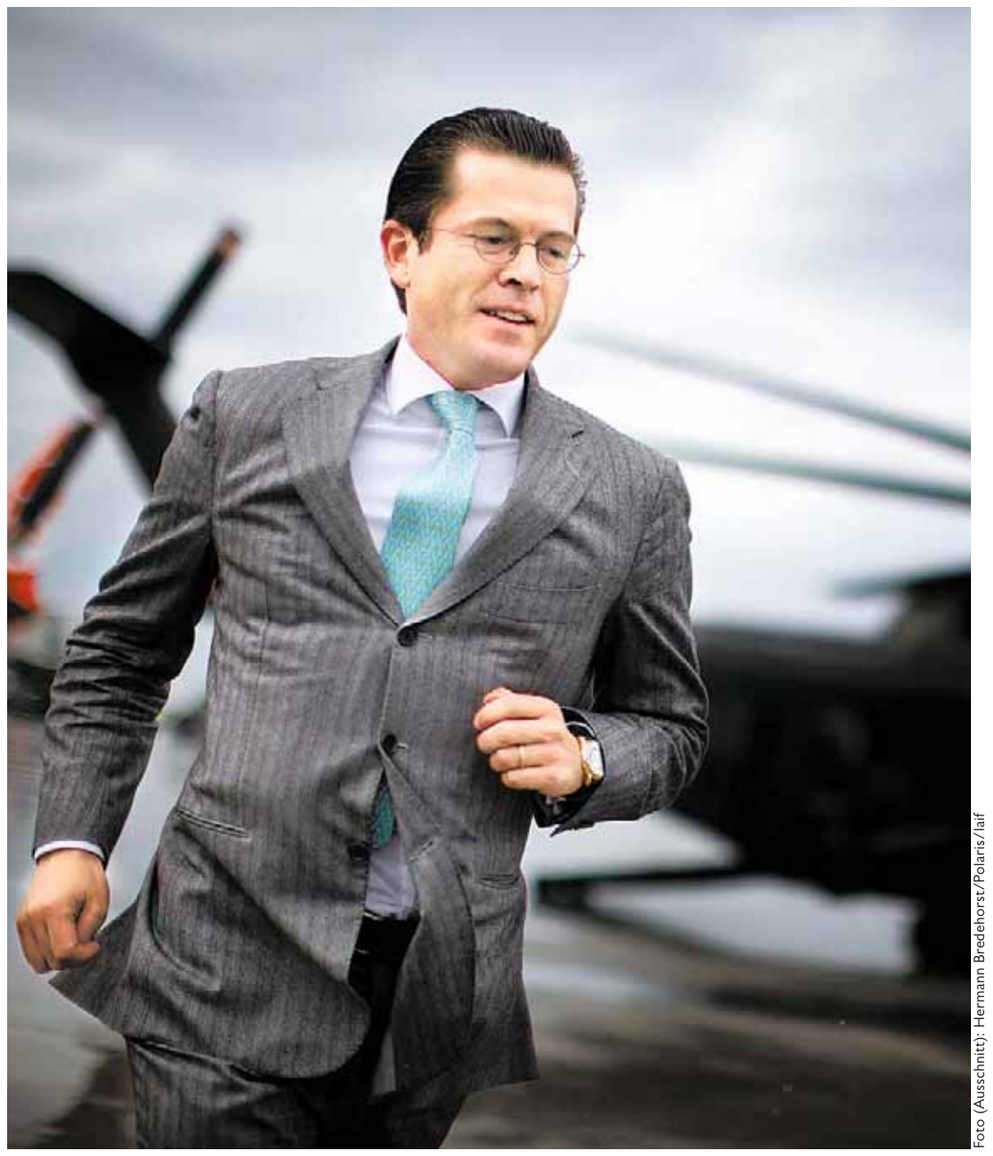


Foto (Ausschnitt): Hermann Bredehorst/Polaris/laif

Der Reformer

Die Wehrpflicht war in Stein gemeißelt, unantastbar, nicht zu verändern. Karl-Theodor zu Guttenberg hat sie dann doch verändert. Ein politischer Handstreich, fast schien es im Vorbeilaufen

Er war ein Pirat

Der gestürzte Verteidigungsminister hatte mit seinen Jägern im Netz mehr gemeinsam als gedacht VON KHUÊ PHAM

Die Kanzlerin erfuhr vom Rücktritt ihres Verteidigungsministers auf der Computermesse Cebit. Vielleic ht ist das ein gutes Bild für das Verhältnis von Politik und Netz. Nein, das Internet hat Karl-Theodor zu Guttenberg nicht gestürzt, obwohl diese Botschaft sofort nach seinem Rücktritt in die Welt getwittert und gepostet wurde. Aber es hat seinen Fall beschleunigt.

Dabei erschienen die Plagiatsvorwürfe erstmals in einem klassischen »Holzmedium«, der *Süddeutschen Zeitung*. Am selben Abend legte ein Student, seither anonym berühmt unter dem Namen PlagDoc, ein öffentliches Dokument an, um kritische Stellen aus Guttenbergs Dissertation zu sammeln. Er wurde virtuell überrannt. Am nächsten Tag zog die Seite auf das Wiki GuttenPlag um, wo eine Gruppe von ein paar Hundert Studenten, Informatikern, Philosophen, politischen Gegnern und sonst wie Interessierten bis zum Tag von Guttenbergs Rücktritt 891 plagierte Stellen fand. Sie waren nicht nur viele, sondern dank ihrer Software auch schnell. GuttenPlag kam in die *Tagesschau,* und Guttenberg kam immer mehr unter Druck.

Zu Fall gebracht haben ihn schließlich die zerrissene Union, die empörten Wissenschaftler und die bohrenden Medien. Die GuttenPlag-Jäger haben mit ihrer Recherche den Fall wohl vor allem beschleunigt. Schon sammeln sie auf einer Liste, wer als Nächstes drankommt: Dr. Angela Merkel vielleicht oder Dr. Guido Westerwelle. Oder Dr. Margot Käßmann.

Hört jetzt der Streit zwischen Internetaktivisten und netzskeptischen Politikern auf? Seit ein paar Jahren dekliniert sich das Verhältnis zwischen ihnen an Kampfbegriffen wie »Zensursula«, »Wilder Westen« und »Überwachungsstaat« entlang. Besonders schwierig ist die Debatte um das Urheberrecht: Die Regierung will geistiges Eigentum im Internet schützen, weiß aber nicht wirklich, wie. »Die gesamte Regelung für private und sonstige Kopien des § 53 UrhG war in ihrer jüngsten Fassung stark umstritten. Sie erstreckt sich über anderthalb Buchseiten und ist selbst für Fachjuristen nur schwer verständlich«, heißt es in einem aktuellen Bericht der zuständigen Arbeitsgruppe in der Internet-Enquete-Kommission des Bundestags. Netzaktivisten wiederum verteidigen das illegale Herunterladen und Kopieren von Filmen, Liedern und Dokumenten als moderne Kulturpraxis. Als Recht auf *copy and paste* sozusagen.

Wenn man so will, war auch Guttenbergs Dissertation ein *mash-up,* ein zusammengestückeltes Produkt, das sich verschiedener Quellen bediente. Er selbst, ausgerechnet er, handelte wie ein »Pirat«, ein Freibeuter des Internets, ein moderner Raubritter. Vielleicht hätte Guttenberg seine Doktorarbeit gar nicht so stark plagiiert, wenn er keinen Zugang zu Google Scholar und Webseiten wie hausarbeiten.de gehabt hätte. Im Netz ist das Abschreiben verführerisch einfach. Was also bedeutet es, dass die Union zwei Wochen lang an ihrem Piraten-Minister festgehalten hat? Und warum jagte ihn die Netzgemeinde, obwohl er doch eigentlich ein Bruder im Geiste war?

»Die Union ist in einer Legitimationskrise«, sagt Markus Beckedahl, der das Blog Netzpolitik betreibt. »Ausgerechnet die größten Urheberrechts-Hardliner haben die Vorwürfe gegen Guttenberg viel zu lang als lächerlich zurückgewiesen.« Guttenbergs Parteikollegin, die Verbraucherschutzministerin Ilse Aigner, wurde vergangene Woche von der *ZEIT* zu diesem Dilemma befragt. Ihre Antwort war ein nervöses Lachen.

Aber auch Guttenbergs Jäger finden sich in einer seltsamen Situation wieder: Sie bekämpfen einen Unionspolitiker, der sich ihrer Kulturpraxis des *copy and paste* bedient hat. Als der IT-Anwalt Thomas Stadler Guttenberg in seinem Blog als »Raubkopierer« bezeichnet, entbrennt in der Kommentarspalte gleich eine Diskussion: Das Wort »Raubkopierer« sei doch von den Unionspolitikern negativ besetzt – eben durch jene mühsamen Debatten ums Urheberrecht. Warum müsse Stadler denn ausgerechnet diesen Begriff aus dem gegnerischen Lager benutzen? Auch dem Blogger fällt die Antwort schwer.

Eine Datenschutzministerin, die sich zum Ideenklau eines Parteikollegen nicht klar äußern will. Ein Blogger, der sich der Diktion der Union bedient: Es scheint, als suchten beide Seiten noch nach den richtigen Worten, um zu beschreiben, wie die Causa Guttenberg ihre Haltung zum geistigen Eigentum auf den Kopf gestellt hat. Und es scheint, als hätten beide Seiten mehr gemeinsam als gedacht. Sie akzeptieren nicht, wenn einer wissenschaftliche Arbeiten einfach abschreibt. Und sie verlangen, dass Betrüger für ihren Betrug einstehen müssen. Schon merkwürdig, wer sich da plötzlich ganz einig ist.

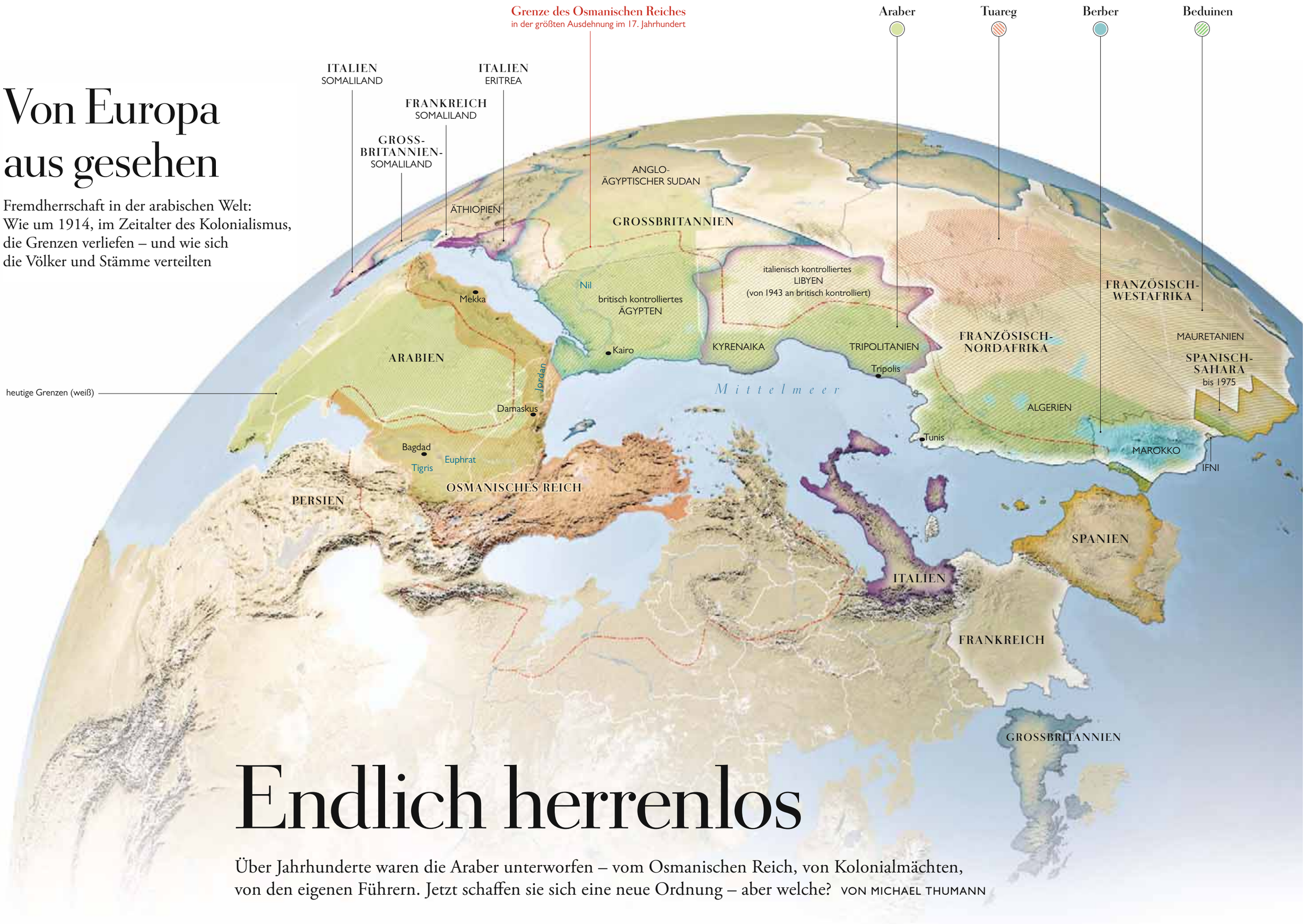
Das Internet verwischt die Grenze zwischen Öffentlichem und Privatem, auch zwischen öffentlichem und privatem Besitz. Aber es setzt grundlegende Werte nicht außer Kraft. Im besten Fall hilft es sogar, sie zu verteidigen. Der Fall Guttenberg beweist, dass das Denken in Fronten nicht funktioniert: Hier die böse Politik, die das Netz aus kleinlichem Konservatismus in Schranken verweisen will; dort die Internetanarchos, die alles umsonst haben wollen und keine Regeln kennen. In den vergangenen zwei Wochen haben sich Politiker, Wissenschaftler und Internetaktivisten vernetzt, um Druck auf Karl-Theodor zu Guttenberg auszuüben. Sie alle vertreten unterschiedliche Weltanschauungen – und hatten doch ein gemeinsames Ziel.

Merkel auf der Cebit – das war auch deshalb ein gutes Bild, weil die Politik schon längst im Netz ist. Und das Netz in der Politik.

www.zeit.de/audio

Von Europa aus gesehen

Fremdherrschaft in der arabischen Welt: Wie um 1914, im Zeitalter des Kolonialismus, die Grenzen verliefen – und wie sich die Völker und Stämme verteilten



Endlich herrenlos

Über Jahrhunderte waren die Araber unterworfen – vom Osmanischen Reich, von Kolonialmächten, von den eigenen Führern. Jetzt schaffen sie sich eine neue Ordnung – aber welche? VON MICHAEL THUMANN

ARABISCHER UMBRUCH

»Historisch« ist hier keine Floskel – die Veränderungen in der arabischen Welt sind das Aufbegehren gegen eine lange Geschichte der Fremdherrschaft **(diese Seite).** In Tunesien muss die Revolution erste schwere Enttäuschungen durchstehen **(Seite 7).** Was bedeutet der Umbruch für die Palästinenser **(Seite 8/9)?** China fürchtet das arabische Beispiel – und die Verbreitung freiheitlicher Ideen im Internet **(Seite 10)**

Warum machen sie das? Millionen junge Araber setzen ihr Leben aufs Spiel. Sie laufen ungerührt in Panzerkolonnen. Sie lassen sich von Milizen niederschießen. Sie übernachten auf zentralen Plätzen vor den Gewehrläufen der Staatspolizei. Was macht sie so mutig? Eine historische Ahnung. In diesen Aufständen können sie vielleicht erreichen, was ihren Vätern, Großvätern und Urgroßvätern versagt blieb: die eigene Zukunft selbst zu gestalten. Die jungen Leute, die mit nicht mehr als einem T-Shirt in den Straßenkampf gehen, wären die ersten Araber seit Jahrhunderten, denen das gelänge.

Die neuere Geschichte der arabischen Welt ist eine Chronik der Enttäuschung, der Entmündigung, der gebrochenen Versprechen. Die Väter kämpften für mehr Freiheit, sie warfen sich vor Bajonette, Säbel und Kanonen. Sie starben und scheiterten. Die Mitte der Welt, in der die Araber leben, wurde über Jahrhunderte von außen oder von oben gelenkt, bestimmt, geteilt. Zuerst herrschten die türkischen Osmanen, die Sultane in Konstantinopel und die Beamten und Soldaten in ihrem Vielvölkerreich. Dann kamen die europäischen Kolonialmächte, und schließlich waren es die eigenen arabischen Herrscher, die ihre Völker jeglicher Mitsprache beraubten. Diese feste Ordnung gerät heute ins Wanken. Wie ist sie entstanden?

Es war eine reiche, zerrissene Welt, die die Osmanen vor fünfhundert Jahren eroberten. Nicht lange nach der Einnahme Konstantinopels 1453 ritten die osmanischen Heere die fruchtbaren Flussläufe von Nil und Jordan, Litani und Orontes, von Euphrat und Tigris ab. Sie entmachteten die verkrustete Soldatenherrschaft der Mamelucken in Ägypten und Syrien. Unterwarfen die Beduinenstämme in den Wüsten Nordafrikas. Dann entsandten die Osmanen Militärgouverneure, Beamte und Richter, um uhrwerksgleich ihre Herrschaft auszudehnen. Bei Widerstand sorgten die Eliteregimenter der Janitscharen für Ordnung, im Gefolge trieben bewaffnete Beamte die Abgaben ein. Agrarsteuern in den fruchtbaren Ebenen Syriens und des Zweistromlandes. Handelssteuern in den Basaren von Kairo und Aleppo. Auf Hinterziehung reagierten die Herrscher mit Strafexpeditionen.

Das Zentrum von Militär und Macht war Konstantinopel. Hier lag zugleich der geistige und wirtschaftliche Mittelpunkt des Riesenreiches. Die Araber, die noch mit der Überzeugung lebten, im Zentrum der Zivilisationen der Welt zu stehen, mussten sich damit abfinden, in der Peripherie zu leben, osmanische Provinz zu sein, nach den Vorschriften einer fremden Dynastie zu leben. Die Osmanen versprachen keine »Freiheit«. Aber sie ließen den Arabern ein Eigenleben, das der Vielfalt von Religionen, Völkern und Stämmen entsprach. Die Interessen von Beduinen, Bauern und Städtern wussten die Osmanen auszutarieren. Christen, Muslime, Juden, Drusen lebten ihre Religion weitgehend unbehelligt aus – fern vom Zentrum. Als der Zugriff der Osmanen erlahmte, wuchs der Hunger anderer Großmächte.

Wie ein Paukenschlag hallte die Landung von Napoleon Bonaparte bei Alexandria durch die arabische Welt. Auf dem Flaggschiff *L'Orient* war der französische General 1798 in die Levante vorgestoßen. Er schlug das ägyptisch-osmanische Heer bei den Pyramiden, ließ sich als Sultan feiern, gab den Islam-Versteher. Er versprach Freiheit, Moderne und eine neue, gute Ordnung. Es kam anders als versprochen. Das effektive Steuersystem und die Heerscharen von leichten Mädchen im Tross der französischen Soldaten machten Bonaparte recht unbeliebt bei den Ägyptern. Die Modernisierer fanden keinen Draht zur Bevölkerung, erregten Aufsehen durch Saufgelage. Bald wurde klar: Der Korse hatte den Mund zu voll genommen, niemand trauerte ihm nach seiner klammheimlichen Flucht aus Ägypten nach.

Hier schien das Muster der westlichen Kolonisatoren auf, die von einer hellen Zukunft kündeten und eine blutige oder zumindest bedrückende Gegenwart brachten. Sie errichteten eine Ordnung nach ihrer Fasson und nicht nach arabischen Traditionen. Sie sahen den Nahen Osten durch das Brennglas ihrer Interessen im europäischen Machtkampf. Napoléon musste sich am Ende von Britannien vertreiben lassen, der wahren europäischen Weltmacht im 19. Jahrhundert. Doch es sollte noch einhundert Jahre dauern, bis das Empire seine große Chance im Nahen Osten bekam.

Die Briten wollten in Mekka ein muslimisches Papsttum errichten

Im Ersten Weltkrieg machten die Briten den Arabern ein großes Versprechen. Wenn sie sich gegen die Osmanen erhöben, würden ihnen Freiheit und Selbstbestimmung winken. Viele Araber glaubten ihnen. Niemand verkörperte diese Verheißung so sehr wie Lawrence von Arabien, jener Literat und Wüstenfeldherr, der mit arabischen Fußtruppen und Kamelreitern den osmanischen Heeren zu schaffen machte. Er bündelte die Interessen von britischen und arabischen Nationalisten, von Kolonialherren und Freiheitskämpfern. Sie sprengten die Gleise der von Deutschen und Türken verlegten Hedschasbahn. In einem Guerillakrieg kehrten sie die Reste des Osmanischen Reiches auf der arabischen Halbinsel zusammen. Die Araber schöpften Hoffnung – an der Front.

Doch weit dahinter, im Kolonialbüro in Kairo und in London, wurde große Politik gemacht. Man entwarf ein muslimisches Papsttum in Mekka, um das geistliche Zentrum zu entmachten, und verwarf es wieder. Man rüstete botmäßige arabische Führer auf, um sie bei Gelegenheit fallen zu lassen. Man erfand und nährte den arabischen Nationalismus, um ihn Jahre später wieder einzudämmen. Vor allem aber zeichnete man mit dem Lineal Grenzen in den Wüstensand, wobei die Wünsche der Araber noch nicht mal drittrangig waren.

In geheimen Protokollen teilten Briten und Franzosen ihre Interessensgebiete auf. Ein englischer Kolonialoffizier packte entlang von Euphrat und Tigris drei osmanische Provinzen zusammen, die durchaus nicht zusammengehörten. Das Resultat hieß später Irak. Der britische Außenminister Lord Balfour versprach den Juden eine Heimat in Nahost und schuf das Palästina-Problem. Gleichzeitig stachelte man den arabischen Nationalismus an. London wirbelte Völker und Konfessionen in Mandatsgebieten und Protostaaten durcheinander. So entstanden die Umrisse der arabischen Länder. Sie hatten wenig mit den Siedlungsgebieten der Völker, Stämme und Religionsgruppen zu tun. Dafür umso mehr mit den Deals der europäischen Mächte, wirtschaftlichen Einflusszonen, persönlichem Ehrgeiz von Kolonialoffizieren und Eifersüchteleien der Londoner Ministerien.

Die Araber sahen das Freiheitsversprechen von Lawrence und anderen britischen Feldkommandeuren doppelt enttäuscht. Die arabische Nation wurde aufgeteilt. Sie wurde nicht frei, sondern blieb unter der Fuchtel von Briten und Franzosen.

Um diesen Eindruck zu zerstreuen, versuchten die neuen Herren, in einigen Ländern den Schein zu wahren. Feierlich eingesetzte arabische Könige herrschten in den neuen Staaten des Nahen Ostens. Britische Berater sorgten dafür, dass die Dinge nicht aus dem Ruder liefen. Strategische Einrichtungen, wie zum Beispiel der Sueskanal in Ägypten, blieben unter britischer Kontrolle. Weil der Kanal Europa mit Indien verband, erschien er 1929 dem späteren Außenminister Antony Eden als »Pendeltür des britischen Empire«. Wie lange noch, war schon damals die Frage. Arabische Nationalisten im entstehenden Bürgertum machten bereits Front gegen die Briten. Allein die Könige, wie in Ägypten, blieben noch pflegeleicht. König Faruk in Kairo stritt sich zwar mit den fremden Herren, aber er regte sich auch auf rauschenden Partys wieder ab. In Libyen erfreute sich König Idris britischen Beistands, als er Tripolitanien, Kyrenaika und Fessan zu einem Staat zusammenfügte, der in unseren Tagen zu zerfallen droht. So wie sich heute die USA auf »moderate« arabische Herrscher stützen, verließ sich Großbritannien damals auf diese moderaten Könige. Bis arabische Revolutionen sie hinwegfegten.

Das war das zweite große Versprechen an die Araber im 20. Jahrhundert: Die Militärrevolten blutjunger Offiziere. Schnauzbärtige Draufgänger und glühende Nationalisten versprachen den Arabern »Befreiung von den Besatzern«. Es war die Generation Nasser. Im Jahre 1952 stürzten die Freien Offiziere den ägyptischen König Faruk, unter ihnen Gamal Abdel Nasser. Der charismatische Offizier wurde später zum Idol der Massen und Schreckgespenst der Kolonialmächte. 1956 eroberte er den Sueskanal und vertrieb die Briten aus dem Land. Die Begeisterung quoll über auf den arabischen Straßen von Algier bis Bagdad. Nasser versprach den Arabern Würde und Stolz, auch Wohlstand. Aber nicht Freiheit. Was das bedeutete, wurde erst viel später klar.

Wenn aus Washington kein Geld kam, fragte man eben in Moskau nach

Nasser wurde zum Vorbild für eine Generation von jungen, ambitionierten, nationalistischen Offizieren. Nicht nur für seinen Vize und Nachfolger Anwar al-Sadat. Auch für Abdal Karim Kassem und Saddam Hussein im Irak, für Hafis al-Assad in Syrien, Ali Abdullah Salih im Jemen, Houari Boumedienne in Algerien und Muammar al-Gadhafi in Libyen. Sie alle schossen sich auf ähnliche Weise den Weg frei an die Macht. Sie hissten die Flagge des Antikolonialismus und machten sich ihre Länder untertan. Dabei half allen der Kalte Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, die um die Araber buhlten. Auf der Bruchkante der Blöcke konnten sie sich mal von den einen, mal von den anderen helfen lassen. Konnten abwechselnd Kapitalismus oder Sozialismus einführen, je nachdem, woher Maschinen und Hilfsgelder kamen. Damit stießen sie ihre Länder voran in die Moderne. Als Gamal Nasser den Assuan-Staudamm bauen wollte und die Amerikaner die Finanzierung ablehnten, fragte er eben in Moskau nach. Entlang dem Nil wuchsen Industriestädte, Kombinate, Baumwollplantagen. In Libyen, Algerien und im Irak boomte vor allem die Erdölindustrie. Und wenn man sich auf arabischen Gipfeln und in der Opec traf, strotzte man vor Selbstbewusstsein.

Nasser machte noch ein Versprechen: den Panarabismus. In seinen aufwühlenden Reden belebte er den alten Traum einer riesigen Nation von Marokko bis zum Irak. Nasser gelang es, zumindest Syrien mit Ägypten für ein paar Jahre in der Vereinigten Arabischen Republik zu verschmelzen. Doch blieben Syrer Syrer, und Nasser blieb Nasser. Niemand wollte die Macht teilen, der Traum scheiterte. Es war nicht die einzige Enttäuschung.

Nasser und die arabischen Militärherrscher verrieten die Araber drei Mal. Erstens mit dem Krieg gegen Israel 1967. Die Halbstarkengebärden Nassers und seiner Verbündeten gaukelten Scheinstärke vor, wie der Verlauf des Krieges zeigte. Innerhalb weniger Tage rückte Israel an allen Fronten vor und nahm am Ende den Sinai, die Golanhöhen und Palästina bis zum Jordan ein. Zweitens, das Wohlstandsversprechen. Es war hohl, wie gerade das Beispiel Ägypten zeigt. Die Arbeiter in den Fabriken erhielten über die Jahre immer weniger Lohn, vom

Fortsetzung auf S. 7

Illustration: Golden Section Graphics: Jan Schwochow, Mitarbeit: Simon Wimmer und Katja Günther

Quellen: Joshua Project; diercke.de; Atlas zur Geschichte des Islam, Wiss. Buchges. 2008

Arabische Schlüsselmomente

1798 Nach dem Abschluss seines Italienfeldzugs schmiedet **Napoleon Bonaparte** neue, weltpolitische Pläne. Eine Eroberung Ägyptens soll Großbritanniens Zugang zu Indien kappen. Am 1. Juli landet eine französische Expeditionsarmee in Ägypten. Zwanzig Tage später ziehen die Truppen in Kairo ein. Der kurzlebige französische Vorstoß bezeichnet das erste Zusammentreffen der arabischen Welt mit dem modernen Westen.

1914 Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Das Osmanische Reich, die jahrhundertelange Vormacht im Orient, befindet sich zu diesem Zeitpunkt in einer Phase des Niedergangs – und nimmt an der Seite der späteren Verlierer Deutschland und Österreich am Krieg teil.

1916 In der »Sykes-Picot-Vereinbarung« teilen Großbritannien und Frankreich den Mittleren Osten in **Einflusszonen** auf. Sie erwarten die Aufteilung des Osmanischen Reichs nach Kriegsende. Die Briten erheben Anspruch auf den heutigen Irak und Jordanien, die Franzosen auf Syrien und den Libanon.

1917 Der britische Außenminister **Lord Balfour** sichert Chaim Weizmann Großbritanniens Unterstützung bei der Errichtung einer »nationalen Heimstätte« für das jüdische Volk in Palästina zu, das sich damals noch im Machtbereich des Osmanischen Reichs befindet.

1923 Nach dem Untergang des Osmanischen Reichs infolge des verlorenen Ersten Weltkriegs wird die **Türkische Republik** als Nachfolgestaat gegründet.

1932 Emir Abd al-Aziz II. aus dem Hause Saud befreit sich von der Vormacht früher Osmanentreuer arabischer Stammesfürsten und vereinigt die von ihm eroberten Gebiete zum neuen Staatsgebilde **Saudi-Arabien**.

1948 Die Vereinten Nationen beschließen die Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Teil. Der Staat Israel verkündet seine Unabhängigkeit – und wird von seinen arabischen Nachbarn, die den UN-Teilungsplan nicht akzeptieren, sofort militärisch angegriffen. Die Israelis siegen im Unabhängigkeitskrieg, viele Araber werden aus ihren Heimatorten vertrieben.

1951 Das Königreich **Libyen** wird unabhängig, verpflichtet sich jedoch, für zwanzig Jahre Militärbasen an die Vereinigten Staaten und an Großbritannien abzutreten.

1962 Am 3. Juli erkennt die französische Nationalversammlung nach acht Jahren erbittertem Krieg zwischen französischen Truppen und antikolonialen Befreiungskämpfern die Unabhängigkeit Algeriens an.

1967 Sechstagekrieg im Juni zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn Ägypten, Jordanien und Syrien. Der Krieg endet mit einer katastrophalen Niederlage der Araber und hinterlässt ein tiefes politisches Trauma.

1979 Das Camp-David-Abkommen, der Friedensschluss zwischen Israel und Ägypten, wird am 26. März vom ägyptischen Präsidenten Sadat, Israels Premierminister Begin und US-Präsident Carter in einer feierlichen Zeremonie in Washington besiegelt.

2003 Die Vereinigten Staaten und deren Verbündete beginnen am 19. März Kampfhandlungen gegen Irak. Begründung: **Saddam Husseins Regime** besitze Massenvernichtungswaffen. Solche Waffen werden nach dem Krieg nicht gefunden. Saddam wird am 13. Dezember festgenommen. 2006 wird er von einem irakischen Gericht wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt und gehängt.

2006 Bei Wahlen in den Palästinensergebieten erreicht **Hamas**, die von den USA und der EU als terroristische Vereinigung eingestuft wird, eine Mehrheit der Parlamentsmandate.

2011 Der tunesische Staatschef Ben Ali flieht nach Bürgerprotesten am 14. Januar nach Saudi-Arabien. Ägyptens Präsident Hosni Mubarak weicht am 11. Februar der Revolution. AM

Der zweite Zorn

Streiks, belagerte Behörden und ein neuer Ministerpräsident: Die tunesische Revolution durchlebt nach ihrem schnellen Sieg eine schwere Krise VON GERO VON RANDOW

Tunis

In Zeiten der Revolution hat jeder Tag seine eigene Wahrheit. Wohin treibt Tunesien? Ins Chaos, in die Demokratie, in eine Diktatur? Rauchschwaden und Tränengas erschweren die Sicht, Gerüchte vernebeln den Sinn. Aber es gibt Tatsachen. Die geplünderten Juweliergeschäfte in der Innenstadt von Tunis beispielsweise.

Hier zeigt sich, was geschieht, wenn eine Revolution den Staat nur schwächt, anstatt ihn in Besitz zu nehmen: Neue Akteure treten auf, diesmal sind es wütende junge Männer aus den Armenvierteln. Jahrelang lieferten sie sich anlässlich von Fußballspielen Schlachten mit der Polizei, nun dringen sie auf die Prachtstraße im Stadtzentrum vor, die eigentliche Bühne des politischen Theaters, um zu plündern und zu zerstören. Die halb aufgelöste, verwirrte, oft führungslose Polizei reagiert mit alten Reflexen und verprügelt jeden, der ein Hooligan sein könnte oder aussieht, als wolle er filmen. Oder sie reagiert gar nicht. Oder sie nimmt an den Gewaltakten teil. Es sind Fälle bezeugt, in denen Herren mittleren Alters den Krawallmachern Geld zusteckten.

Unruhige Tage. Kaum eine Behörde in der Hauptstadt, die nicht umlagert wird von einer zürnenden Menge: so viele Beschwerden, so viele Anträge, so viele Forderungen. Streiks allerorten. Und Bezichtigungen: Fast jeder ist jetzt Revolutionär. Fast jeder kann als Konterrevolutionär verdächtigt werden. Rechnungen werden beglichen. Finden sich nicht allenthalben noch Privilegierte der Ben-Ali-Zeit in Staat und Gesellschaft?

Seit dem 14. Januar, dem ersten Tag der Revolution, war eine Regierung im Amt, die überwiegend die eingesessenen Eliten repräsentierte. Der Premierminister hatte sein Amt auch schon unter Ben Ali bekleidet: ein unpolitisches Amt damals, denn die Entscheidungen fielen im Präsidentenpalast. Auf ebenso unpolitische Weise sollte Mohamed Ghannouchi die Kontinuität des Staates retten, bis zu den Wahlen im Sommer.

Eine zu kurze Zeit für die führerlose Revolution, um sich wahlpolitisch zu organisieren. Aber nicht zu kurz, um auf der Gegenseite aus Teilen der Massenbasis der Staatspartei RCD eine neue Formation zu schmieden, die sich als Garant der Ordnung präsentieren könnte – das dürfte das Kalkül der politisch Mächtigen gewesen sein, die den Diktator am 14. Januar unter dem Druck der Straße außer Landes geschafft und Ghannouchi eingesetzt hatten.

Ihre Rechnung ging nicht auf. Die aus Vertretern konkurrierender Gruppen und Seilschaften zusammengesetzte Regierung zeigte sich handlungsunfähig. Nicht hingegen die Straße. Wochenlang erschütterten Demonstrationen das Land. In die Hauptstadt gereiste Arme aus dem Landesinneren und die städtische Jugend ließen nicht locker und trieben die Regierung vor sich her. Die trennte sich von kompromittierten Ministern, ernannte neue Gouverneure und wechselte diese auf Druck der Massen gleich wieder aus. Ende der vergangenen Woche dann ließ die anschwellende Zahl der Demonstranten eine politische Explosion erahnen, weshalb Mohamed Ghannouchi am Sonntagnachmittag aufgab.

Foto: picture-alliance/dpa

Béji Caïd Essebsi, der neue Regierungschef

Und noch einmal machen die Eliten ein Angebot ans Volk: Mit Béji Caïd Essebsi ist nun ein echter Politiker nachgerückt. Er hatte höchste Ämter unter Ben Alis Vorgänger Habib Bourgiba inne, darunter auch dasjenige des Innenministers (aus jener Zeit stammt der Vorwurf, Essebsi habe Folterungen angeordnet). Mehrmals wurde er aus der Politik entfernt, weil er sich nicht anpassen wollte. Der Taktiker Ben Ali betraute ihn zeitweilig mit formalen Funktionen, doch in den neunziger Jahren hörte auch das auf.

Der 84-Jährige repräsentiert die Revolution nicht einmal ansatzweise. Seine Qualitäten bewies er indes gleich am Dienstagabend, als er durchsickern ließ, er wolle eine verfassunggebende Versammlung wählen lassen. Das ist erstens vernünftig, denn irgend jemand muss ja entscheiden, ob Tunesien eine parlamentarische, präsidiale, sozialistische, laizistische oder islamische Republik werden soll. Zweitens ist eine solche Versammlung die populärste Forderung der Kasbah von Tunis – ihr großer Platz, vor dem Regierungssitz gelegen, ist der Treffpunkt einer authentischen revolutionären Avantgarde geworden.

Freilich muss Essebsi nicht nur die Kasbah, sondern auch die Suks gewinnen, also die Märkte und ihre Händler. Die politische Vertrauenskrise lähmt derzeit die Wirtschaft. Die Börse ist geschlossen, der Tourismus liegt danieder. Und wenn die ersten Unternehmen keine Löhne mehr zahlen, drohen soziale Unruhen, die den im Land versteckten Ben-Ali-Milizen sowie anderen Unruhestiftern willkommene Gelegenheit wären. Und die Armee? Überfordert mit dem Küstenschutz, dem Kampf gegen al-Qaida im Süden und dem Notstand an der südöstlichen Grenze zu Libyen, fällt sie als letzte Reserve der öffentlichen Sicherheit derzeit aus.

Fortsetzung von S. 6

Baumwollpflücken konnte man kaum leben. Derweil stieg eine neue Klasse auf. Beamte des starken Staates, Technokraten der Modernisierung, Offiziere der von oben befohlenen Wehrhaftigkeit nach außen und innen. Väter vererbten ihre Jobs an die Söhne. Unter Nassers Epigonen Hosni Mubarak war eine Oligarchie entstanden, die Privatisierung als Bereicherung und den Staat als Privateigentum verstand. Das war schlimm. Doch der dritte Verrat war der böseste.

Nasser, Assad, Gadhafi und Co. errichteten ein Imperium der Angst. Sie verwandelten ihre Staaten in offene Gefängnisse. Sie verstaatlichten die Medien und zensierten jedes Wort. Sie walzten Aufstände mit Panzern nieder, bisweilen mit Zehntausenden Toten wie in der syrischen Stadt Hama 1982. Saddam Hussein erstickte Widerstand mit Giftgas. Sie bürgerten Oppositionelle aus und folterten Islamisten, nicht selten mit dem Freibrief der CIA. Sie spannten ein Netz von korrupten Sicherheitsdiensten. Sie bauten Spitzelpyramiden, in denen einer die Geheimnisse des anderen nach oben weitergab. Die Militärherrscher nahmen den Arabern die Würde, die sie ihnen versprochen hatten.

Irgendwann fiel das auf. Schwer zu sagen, wann genau. Das Ende des Kalten Krieges und die Globalisierung, Satellitensender und die Entdeckung der unendlichen Netzwelten veränderten den Blick auf die ergrauten Militär-Revolutionäre. Die Zahl der Araber, die sich noch an Nassers feurige frühe Reden erinnerten, war winzig im Vergleich zu den jungen Massen, die sich von Mubaraks Stabilitäts-Mantra gelangweilt fühlten. Man schämte sich für die Armut breiter Bevölkerungsschichten, den Niedergang einst stolzer Städte wie Kairo und Damaskus, den zur Schau gestellten Reichtum einiger weniger. Die jungen Leute ahnten, dass sie unweigerlich so würdelos enden würden wie ihre Eltern. Bis in Tunis der Herrscher stürzte. Die Freiheitsrevolten in Tunis und Kairo, in Bengasi, Sanaa und Bahrain demontieren nun das Imperium der Angst. Doch sie werden in den kommenden Monaten noch mehr freilegen von der langen Geschichte der gebrochenen Versprechen.

In den Aufständen liegt viel Sprengstoff für die uneinheitlichen Staaten, die die Briten einst maßgeblich kreierten. Wenn Gadhafi geht, könnte ganz Libyen mit seiner Herrschaft zerfallen. Sollte die Revolte irgendwann Jordanien erschüttern, wäre dort keine Grenze mehr sicher. Doch noch eine tiefere Schicht tritt zutage. Einige der arabischen Aufständischen blicken in Richtung Türkei. Nicht, um die Osmanen zurückzuwünschen, sondern um zu sehen, wie eine Demokratie in einer muslimischen Gesellschaft funktioniert. Die Türkei ist kein Modell, aber ein Anhaltspunkt, den die Araber auf ihre Weise neu deuten können.

Auch wenn der Herrscher längst gefallen ist, verlassen die jungen Araber die Straßen nicht, siehe Tunis, siehe Kairo. Sie misstrauen dem Staat und dem Militär und ihrer eigenen Geschichte. Sie demonstrieren weiter. Damit sie nicht aufs Neue wie ihre Väter und Großväter verladen werden.

»Ich fühle wieder Stolz als Araber«

Der palästinensische Philosoph Sari Nusseibeh über die Umstürze in Nordafrika und seine Furcht vor einem politischen Islam

Wir treffen Sari Nusseibeh in Paris, der Stadt, in der er zuletzt eine Reihe von Gastvorlesungen gehalten hat. Da hat er sich über die Frage gewundert, warum die arabischen Denker sich jahrzehntelang folgenlos Theorien überlegen, während die Selbstverbrennung eines tunesischen Gemüsehändlers auf einmal eine Revolution entfachte. Nusseibeh gibt ein wunderbares Bild eines leicht zerzausten Intellektuellen ab: Er ist Philosoph, weltweit übersetzter Autor, Rektor der Al-Quds-Universität in Jerusalem. Nusseibeh klingt gelöst und froh, wenn er über den politischen Umbruch redet. Sobald aber das Gespräch auf den Islam kommt, wird seine Rede tastend und stockend. »Soll ich meine wahre Meinung sagen?«, fragt er einmal. Über diese Dinge spricht er nicht alle Tage. Und der Missbrauch eines Glaubens, den er in seiner Kindheit als schön und menschlich kannte, bereitet ihm Sorgen.

DIE ZEIT: Herr Nusseibeh, was empfinden Sie beim Anblick der Revolutionen in der arabischen Welt?

Sari Nusseibeh: Ich bin froh und glücklich. Sie machen mich stolz und haben mich mein Selbstbewusstsein als Araber zurückgewinnen lassen. Ich sage nicht, dass alles kurzfristig gut werden wird. Aber allein der Akt der Rebellion gegen Unterdrückung ist ein gutes Omen, ein Zeichen für politisches Potenzial.

ZEIT: Haben Sie keine Bedenken, dass das Militär in Ägypten die Macht festhalten könnte, die es jetzt kommissarisch verwaltet?

Nusseibeh: Mein Gefühl ist, dass die Revolution ihren Zweck schon erfüllt hat: Sie hat den Leuten klargemacht, dass die wirkliche Souveränität bei ihnen liegt, nicht bei der Regierung oder der Armee. Was auch immer noch geschehen mag, ein Sprung wurde gemacht, und sowohl die Menschen als auch die Herrschenden wissen, dass er wieder gemacht werden könnte.

ZEIT: Nicht alle im Westen oder in Israel freuen sich über die Umwälzungen. Sind wir besessen von der Angst um die Stabilität im Nahen und Mittleren Osten?

Nusseibeh: Es ist natürlich, vom Problem der Stabilität besessen zu sein. Irregeleitet sind oder waren der Westen und Israel, wenn es darum geht, wie sich Stabilität schaffen lässt. Als ob das nur durch Unterdrückung der Menschen ginge: Solange die Leute nicht atmen und wir unsere eigenen Vertreter an der Spitze haben, ist es gut. Das ist ein großer Fehler.

ZEIT: Es hat jahrzehntelang funktioniert.

Nusseibeh: Aber es kann nicht ewig funktionieren. Es gibt zwischen Israelis und Palästinensern einen Streit, der auch in einem größeren Zusammenhang relevant ist. Die Israelis sagen: erst Sicherheit, dann Frieden. Die Palästinenser sagen: Wir brauchen Frieden, damit ihr Sicherheit haben könnt. Ich glaube, das ist erwiesen: Es gibt keinen wirklichen Frieden durch Sicherheit. Sicherheit muss aus einer Friedenslösung erwachsen; erst wenn die Leute die politischen Verhältnisse akzeptieren können, entsteht ein gesellschaftlicher Friedenszustand. Die Menschen müssen einen Anteil am System haben, damit es funktionieren kann.

ZEIT: Aus israelischer Sicht sind die arabischen Regierungen problematisch genug, aber die arabischen Völker womöglich noch gefährlicher.

Nusseibeh: Darin äußert sich eine sehr pessimistische Sicht auf die menschliche Natur: Menschen als schreckliche Wesen, die mit Gewalt regiert werden müssen. Aber wir haben gesehen, dass die Jugendlichen, Frauen und Männer, die sich in Tunesien und Ägypten erhoben haben, einfach ein normales Leben führen wollen. Darauf sollte man sich verlassen: die Tatsache, dass Menschen im Wesentlichen so sind – nicht schlecht, sondern normal.

Sari Nusseibeh

wurde als Sohn wohlhabender Palästinenser **1949** in Damaskus geboren. Er studierte in Oxford und Harvard islamische Philosophie und kehrte 1978 zurück nach **Jerusalem.** Er war ein führender Vertreter des gewaltfreien Widerstandes gegen die **israelische Besatzung.** 2002 ernannte ihn **Jassir Arafat** zum Repräsentanten der **Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO).** Seit 1995 ist Nusseibeh **Präsident der Al-Quds-Universität** in Jerusalem. Sein autobiografisches Buch »Es war einmal ein Land« wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

ZEIT: Es besteht kein Grund zu Befürchtungen?

Nusseibeh: Als Israeli oder Amerikaner wäre ich vorsichtig. Aber ich würde nicht zulassen, dass die Vorsicht mein ganzes Handeln bestimmt. Ich würde Raum für den Zweifel lassen.

ZEIT: Sie sind Palästinenser. Wären Sie gern in Kairo dabei gewesen?

Nusseibeh: Nein. Das ist eine ägyptische Angelegenheit.

ZEIT: Ohne Folgen für die Palästinenser?

Nusseibeh: Vor zwanzig Jahren, als die Palästinensische Befreiungsorganisation noch in Tunis im Exil saß und ich dort zu Besuch war, hat mir ein junger Mitarbeiter einer Menschenrechtsorganisation etwas gesagt, was mich verwundert hat: »Wir warten auf euch Palästinenser. Wir glauben, dass ihr den Rest der arabischen Welt auf den Weg der Demokratisierung führen könnt, der für alle nötig ist.« Das hat mich berührt. Aber es hat sich herausgestellt, dass er sich irrte. Die palästinensische Selbstverwaltung, die wir einrichteten, war überhaupt nicht demokratisch, sie war furchtbar und korrupt. Und nun führen andere die Revolution an. Ausgerechnet Tunesien, die Nation, von der man das am wenigsten erwartet hat! So blicken die Palästinenser wahrscheinlich heute, wie ich, glücklich auf die arabische Welt. Aber auch entspannt: Wir müssen nicht mehr Avantgarde sein.

ZEIT: Keine Auswirkungen auf das israelisch-palästinensische Verhältnis?

Nusseibeh: Der Nahost-Friedensprozess ist schon seit Längerem eingefroren, und ich denke, das wird er auch in nächster Zeit bleiben.

ZEIT: Im Westjordanland sind für den Herbst Wahlen angekündigt.

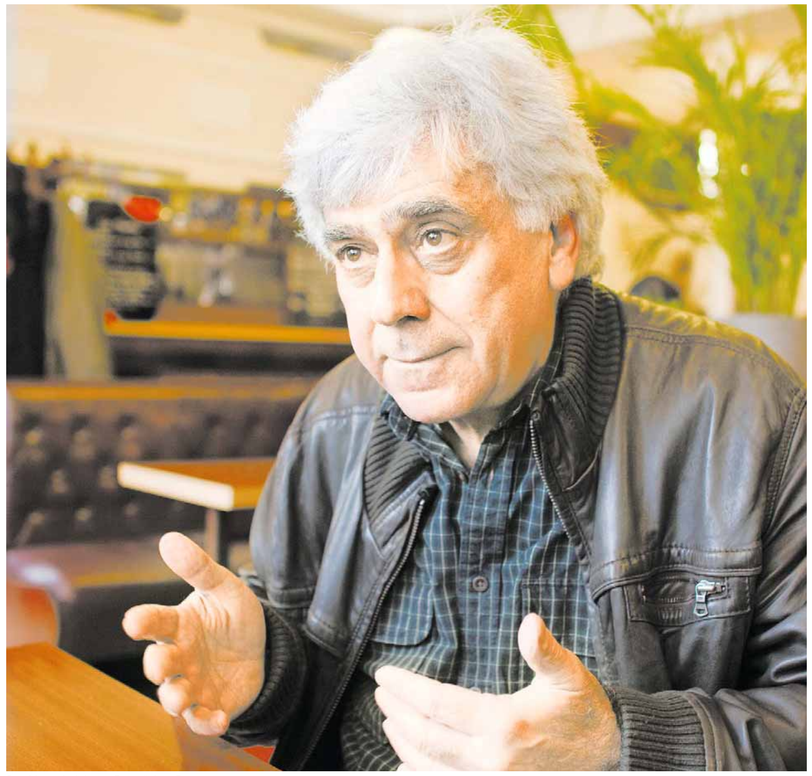
Nusseibeh: Ich bin mir nicht sicher, wie ernst es der PLO mit den Wahlen ist. Teils will sie damit die Israelis und die Amerikaner zu ernsthafteren Verhandlungen bringen. Teils will sie die Palästinenser mit der Aussicht auf politische Veränderungen beschäftigen, um Unruhen zu verhindern. Aber ich denke nicht, dass die Palästinenser sich derzeit dazu rüsten, auf die Straße zu gehen. Doch sie denken nach. Sie versuchen wahrzunehmen, was um sie herum geschieht und was bald geschehen könnte.

ZEIT: Sie hätten Grund genug zur Rebellion – sowohl gegen die Fatah-Partei, die im Westjordanland regiert, als auch gegen die regierende Hamas im Gaza-Streifen.

Nusseibeh: Sie vergessen, dass Fatah und Hamas immer noch Volksparteien sind. Sie sind nicht einfach »da oben«, sondern auch »hier unten« verwurzelt. Und dann ist nach Auffassung der Menschen das Hauptproblem weiterhin die israelische Besatzung. Wir sind in einer anderen Lage als die Tunesier oder Ägypter, die gesagt haben: Wir haben eine Regierung, die uns unserer Rechte beraubt, lasst uns die abschütteln.

ZEIT: In Ihrem neuen Buch stellen Sie die provozierende Frage: »Was ist ein palästinensischer Staat wert?« Zweifeln Sie an dessen Sinn?

Nusseibeh: Ein Staat ist kein Selbstzweck. Staaten sind dazu da, den Menschen zu dienen, nicht umgekehrt. Was will ich? Ein gutes, würdiges Leben, die Möglichkeit, mich frei zu entwickeln. Natürlich wäre es großartig, wenn das in einem Staat geschähe, der meine nationale, sprachliche, historische Identität verkörpert. Aber lassen Sie uns annehmen, dass das in dem palästinensischen Fall nicht möglich ist – jahrzehntelange Friedensverhandlungen waren ja erfolglos. Und lassen Sie uns annehmen, dass wir Palästinenser in unserem Streben nach einem Staat weiter getötet werden und andere töten, Leid und Schmerz für andere und für uns selbst verursachen – ist diese Idee das dann wert? Meine Antwort ist: natürlich nicht.



Sari Nusseibeh beim Gespräch in Paris. Hier hielt er in den letzten Wochen Gastvorlesungen

Foto (Ausschnitt): Gilles Bassignac/Redphoto/Studio K. für DIE ZEIT

ZEIT: Was schlagen Sie stattdessen vor?

Nusseibeh: Die Israelis könnten die bürgerlichen Rechte, die Rechte als Bewohner, die ich in Ostjerusalem habe, auf alle im Westjordanland und im Gaza-Streifen ausdehnen. Man hat für uns Ideine Gefängnisse errichtet und den israelischen Siedlern erlaubt, sich frei auf unserem Gebiet zu bewegen. Warum nicht Freiheit in beide Richtungen?

ZEIT: Glauben Sie wirklich, Sie könnten einen Ihrer jungen Studenten davon überzeugen, auf einen palästinensischen Staat zu verzichten?

Nusseibeh: Ich habe früher selbst gedacht, dass es nicht möglich ist, sich von einer nationalen Idee zu verabschieden, bevor man sie nicht erfüllt hat. Aber wenn die Erfüllung unmöglich ist – was machen Sie dann? Ist es besser, zu sagen: Dann lehne ich auch die Vorteile ab, die eine Föderation, wie ich sie vorschlage, mit sich bringen würde? Das erscheint mir sinnlos.

> »Im Islam meiner Kindheit ging es um Brüderlichkeit, Freundlichkeit und Liebe. Ich habe mich früher nie geschämt, Muslim zu sein. Heute schäme ich mich manchmal «

ZEIT: Der Westen fürchtet bei den Ereignissen in der arabischen Welt die Erstarkung des Islams – die palästinensische Hamas oder die ägyptischen Muslimbrüder. Wie sehen Sie das Problem des politischen Islams?

Nusseibeh: Wer den politischen Islam eindämmen will, sollte daran arbeiten – und hier kann der Westen helfen –, das Bildungssystem in der arabischen Welt zu entwickeln, die Kultur, die politische Kultur. Um jedem Individuum zu ermöglichen, frei für sich selbst zu denken. Meine Universität, die Al-Quds-Universität in Jerusalem, ist ein ausgezeichnetes Beispiel. Als ich da anfing, war sie mehr oder weniger einseitig: muslimisch. Heute ist sie frei, offen. Der Grund ist, dass die Universitätsleitung freies Denken und den Respekt für Mindertheitenmeinungen ermutigt hat. Es funktioniert.

ZEIT: Das braucht Zeit. Einstweilen gibt es, gerade in Europa, eine starke islamfeindliche Tendenz, gegen Moscheebauten oder Frauen mit Kopftuch.

Nusseibeh: Die Muslime selbst haben sich oft keinen Gefallen getan mit ihrem Auftreten. Vielleicht liegt das an dem Druck, dem Ausgeschlossensein, das sie empfinden. Aber ich stimme zu: Die Situation heute ist schrecklich, sei es hier im Westen oder daheim. Wenn einer meiner Freunde sich plötzlich einen Bart stehen lassen würde, würde ich ihn ansehen und denken: Mein Gott, was ist mit dir los? Bist du noch derselbe?

ZEIT: Haben Sie als Professor für islamische Philosophie Umgang mit muslimischen Geistlichen, die Ihre pluralistische Geisteshaltung teilen?

Nusseibeh: Nein. Ich hatte nie ernsthaften Umgang mit Religionsführern.

ZEIT: Sie sehen in ihnen keine intellektuellen Gesprächspartner?

Nusseibeh: Mit jemandem, der sich auf eine religiöse Sicht der Dinge festgelegt hat, kann man einen Modus Vivendi finden. Aber es ist nicht notwendigerweise jemand, mit dem man eine vollkommen freie, offene Diskussion haben kann. Er hat seinem Geist Beschränkungen auferlegt, die ihn daran hindern, mit einem Gesprächspartner ins Weite hinauszusegeln, um neue Ideen zu erkunden.

ZEIT: Als Philosoph haben Sie keine gemeinsame Basis mit einem Geistlichen?

Nusseibeh: Ich glaube an Gott, da ist eine gemeinsame Basis – manchmal.

ZEIT: Gehen Sie in Jerusalem zum Freitagsgebet in die Moschee?

Nusseibeh: Ich habe es versucht. Aber es gibt ein paar Dinge, die mich daran hindern. Das eine ist der Show-Aspekt: Es gefällt mir nicht, wenn die eigene islamische Frömmigkeit vorgeführt wird, um sich Vorteile im Leben zu verschaffen. Ich glaube, Religion ist etwas zwischen dem Einzelnen und Gott – privat, wenn Sie so wollen. Im Übrigen mag ich oft die Botschaft des Predigers nicht, auch nicht den Ton seiner Stimme. Die Prediger in Jerusalem schreien sehr laut, noch 100 Meter von der Moschee entfernt hört sich die Rede an wie Peitschenschläge. Ich mag diesen Druck nicht. Obwohl ich aus einer religiösen Familie stamme. Mein Vater und meine Mutter waren sehr gläubig.

ZEIT: War der Islam, den Sie in Ihrer Kindheit kennengelernt haben, anders als der heutige?

Nusseibeh: Ja, da ging es ganz und gar um Liebe, Freundlichkeit und Brüderlichkeit. Als ich dagegen mit meinen Kindern einmal zum Freitagsgebet gegangen bin, redete der Prediger über die Aufteilung der Welt in eine der Finsternis und eine des Friedens, wobei der Westen die Welt der Finsternis sein sollte. Ich bin mit meinen Jungen weggegangen, weil ich nicht wollte, dass sie mit der Vorstellung aufwachsen, dies sei die richtige Sprache.

ZEIT: Sie haben aber gelegentlich sehr hoffnungsvoll über Religion und Islam gesprochen.

Nusseibeh: Der Islam ist auch das, was Menschen aus ihm machen. Man muss den Leuten ermöglichen, dass sie sich der Religion ihrer Schönheit wegen und nicht aus falschen Gründen zuwenden. Manchmal schäme ich mich als Muslim. Als etwa die Taliban in Afghanistan diese buddhistischen Statuen gesprengt haben.

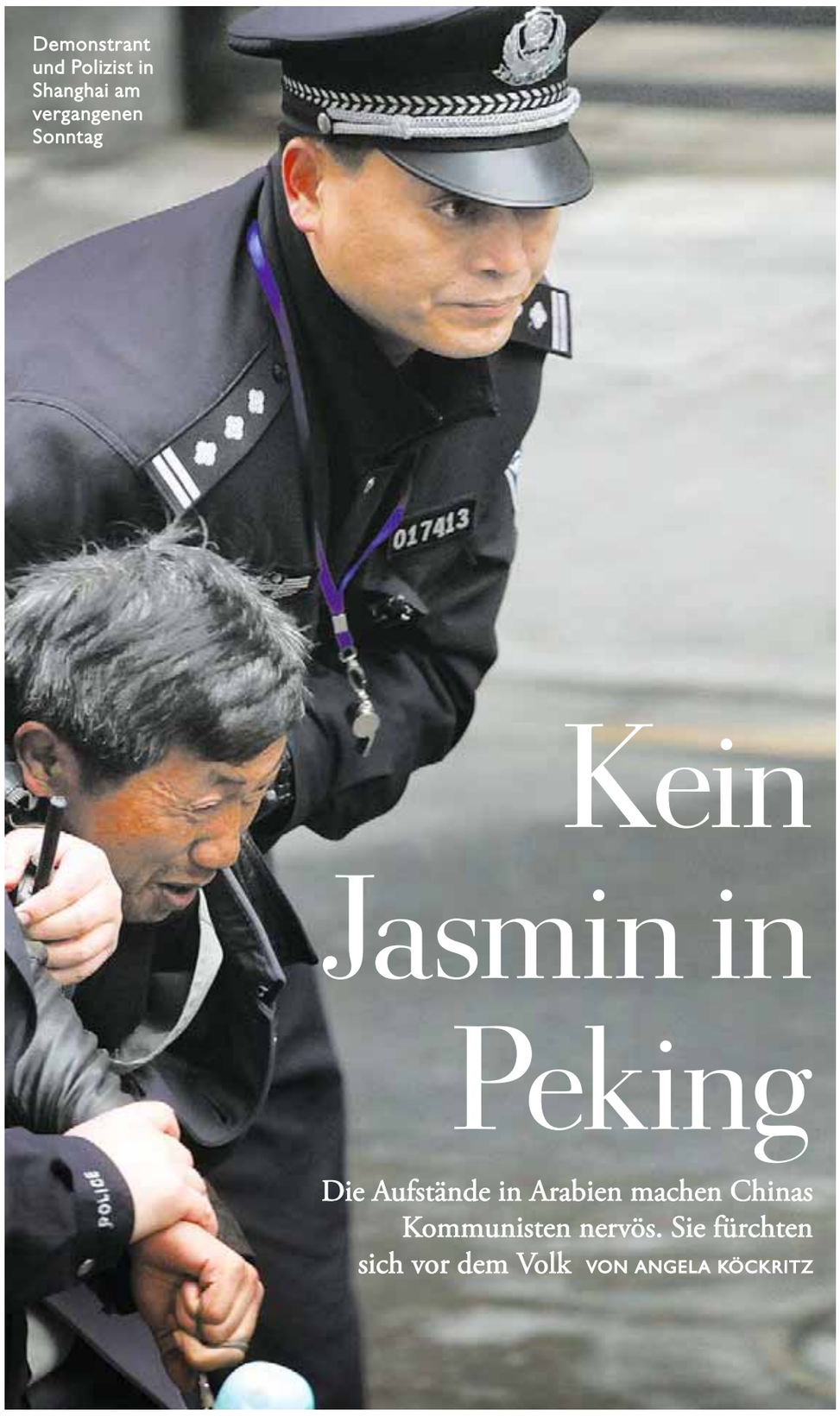
ZEIT: Sie sind doch nicht für die Taten der Taliban verantwortlich.

Nusseibeh: Aber sie tun das in meinem Namen. Sie tun es als Muslime. Auch wenn sie das World Trade Center in New York zerstören. Das ist erschreckend. Ich habe mich früher nie geschämt, Muslim zu sein. Ich war stolz darauf.

ZEIT: Wann hat sich das geändert?

Nusseibeh: In den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren ging es bergab. Ich glaube, wenn wir einen palästinensischen Staat geschaffen hätten, hätte es anders kommen können. Nicht notwendigerweise – aber wenn wir diesen Staat dann korrekt und demokratisch regiert hätten, wäre er ein Modell gewesen. Es hätte diesem Ableiten des religiösen Glaubens einen Riegel vorschieben können.

Die Fragen stellten ANNA KEMPER und JAN ROSS



Demonstrant und Polizist in Shanghai am vergangenen Sonntag

Foto: Carlos Barria/Reuters

Kein Jasmin in Peking

Die Aufstände in Arabien machen Chinas Kommunisten nervös. Sie fürchten sich vor dem Volk VON ANGELA KÖCKRITZ

Peking

Am vergangenen Sonntag wurde auf der Wangfujing, der Haupteinkaufsstraße Pekings, das Schauspiel einer nervösen Staatsmacht gegeben. Es hatte drei Akte: die samtweiche Eindämmung, die entschiedene Verdrängung, die offene Vertreibung.

Wie schon am Sonntag zuvor hatten Blogger auf der sinoamerikanischen Website Boxun zu einer chinesischen Variante der Jasmin-Revolution aufgerufen. »Seit der Demokratiebewegung von 1989 sind zwanzig Jahre vergangen, und wir erleben, dass die Regierung täglich korrupter wird«, hieß es dort. »Das Volk muss hohe Preise für Güter und Wohnungen hinnehmen.« Die Blogger baten die Bürger, sich in 13 Städten zu Sonntagsspaziergängen zusammenzufinden – ganz unauffällig, ohne Poster, ohne Banner, ohne Jasminblüte am Revers.

Die Partei hatte sich vorbereitet. Am Freitag erschien plötzlich wie aus dem Nichts eine Baustelle direkt vor dem McDonald's-Restaurant, dem anvisierten Treffpunkt in Peking. Wer einen Blick hinter die Absperrung warf, bemerkte ein kleines Loch hinter großen Wänden. Am Samstag klingelte das Handy, ein Herr nuschelte den Namen seiner Abteilung in den Hörer, ein Sicherheitsbüro. Ob man zufälligerweise vorhabe, morgen zur Wangfujing zu gehen? Am Sonntag dann schlängelte sich der Passant an unzähligen Polizisten und Zivilpolizisten vorbei.

Selbst der Präsident wurde Opfer der Zensur

Als sich mehr und mehr Menschen vor McDonald's versammelten – ob nun Zivilpolizisten, Neugierige, Journalisten oder tatsächliche Aktivisten, war nicht auszumachen –, begannen Akt zwei und drei des Staatstheaters. Reinigungswagen drängten die Menschen an die Straßenränder, Sicherheitsleute vertrieben sie aus dem Gebiet, das anschließend großräumig abgesperrt wurde. Kaufhäuser wurden geschlossen, einige Journalisten vorübergehend festgenommen, einer soll geschlagen worden sein. Soldaten marschierten über die Straßen, aus einem Tunnel eilten kräftige, identisch in Zivil gekleidete Männer herbei. Eine schwarze Limousine schlängelte sich durch abgesperrte Straßen – wollte sich da ein Sicherheitschef Klarheit über die Lage verschaffen? Alles folgte einer ausgeklügelten, geräuschlos ineinandergreifenden Choreografie. Überall in der Umgebung, in den Häusern und Höfen der Nachbarschaft, warteten weitere Einheiten, bereit, jederzeit loszuschlagen.

Noch ist der Funke der Jasminrevolution nicht nach China übergesprungen, und es sieht derzeit nicht danach aus, dass sich das bald ändern könnte. Viele Chinesen fühlen sich durch die Ereignisse in Nordafrika an die Proteste 1989 auf dem Tiananmen-Platz erinnert. Doch die arabischen Staaten sind weit weg, es gibt wenig kulturelle Verbundenheit. Die wirtschaftlichen Bedingungen sind andere, in Nordafrika stagniert die Wirtschaft, China hingegen befindet sich seit Jahrzehnten im Aufschwung. Die Regierung hatte bei vielen Chinesen durchaus Erfolg mit ihrem Mantra, Demonstrationen würden automatisch zu Unruhe und Gewalt führen. Sicher, es gibt auch in China Unzufriedene, die Verlierer der Reformpolitik, diejenigen, die so arm sind, dass die Inflation sie besonders empfindlich trifft. Solange sich die Protestaufrufe jedoch nicht mit spezifisch chinesischen Themen und Widerstandsbewegungen verbinden, werden sie keine Massen anziehen. China schaut zu sehr auf sich selbst, als dass eine von außen kommende Bewegung schnell Zulauf bekommen könnte.

Trotzdem ist die Partei nervös. Mehr als hundert Dissidenten wurden unter Hausarrest gestellt, drei Blogger sollen der Subversion angeklagt sein. Die Internetzensur wurde verschärft, sogar Präsident Hu Jintao ist davon betroffen. 2006 sang er bei einem Staatsbesuch in Kenia das Lied *Jasminblüte* – es wurde zensiert, Jasminblüten sind in China derzeit nicht erwünscht.

Journalisten berichten, ihnen sei strengstens untersagt worden, die Ereignisse in den arabischen Ländern mit China in Verbindung zu bringen. Selbst die Namen der Regierungschefs dürfen nicht nebeneinander genannt werden. In den ersten Tagen konzentrierte sich die Berichterstattung über Libyen vor allem auf die erfolgreiche chinesische Rettungsaktion. Doch wovor wurden die in Libyen arbeitenden Chinesen eigentlich gerettet? Betrachtet man die Fotos in den Magazinen, möchte man meinen, Libyen sei derzeit das schönste Urlaubsland auf Erden. Lächelnde Kinder, Brotverkäufer, Frauen tragen Kleidung in idyllischen Schwarz-Weiß-Tönen. »Wir dürfen keine Fotos von männlichen Demonstranten zeigen und auch keine, auf denen sich Polizei oder Armee und Demonstranten gegenüberstehen«, berichtet eine Journalistin. Die Zahl der Toten wird nicht genannt.

Warum aber ist die Regierung so angespannt, wenn in China das Volk doch gar nicht auf die Straße geht?

Eine alte Angst treibt die Regierung in Peking um; die Angst vor einer westlich inspirierten Agenda, vor *colour revolutions,* wie sie etwa in der Ukraine und in Georgien stattfanden, vom Westen begleitet und unterstützt. Argwöhnisch hat die Regierung registriert, dass der amerikanische Botschafter in Peking, Jon Huntsman, vor eineinhalb Wochen auf der Wangfujing gesichtet und gefilmt wurde, just zu dem Zeitpunkt, zu dem auch die erste Jasmin-Demonstration in Peking anberaumt war. Er sei einfach gerade vorbeigekommen, sagte Huntsman.

Noch viel unruhiger machte die Führung die Rede zur Internetfreiheit, die US-Außenministerin Hillary Clinton am 15. Februar hielt. Clinton feierte die Rolle des Internets bei den Protesten in den arabischen Ländern und ging ausdrücklich auf China als Internetzensor ein. Onlineaktivisten und Cyberdissidenten versprach sie 25 Millionen US-Dollar im Kampf gegen staatliche Repression. Im Grunde ist diese Politik nichts Neues. Die USA benutzen das Internet seit George W. Bush als außenpolitisches Instrument. In Washington streitet man schon seit Längerem darüber, wie man die verbleibenden 25 der 30 Millionen US-Dollar nutzen solle, die der Kongress für Internetfreiheit gewährt hat. Auch ist es nicht das erste Mal, dass die amerikanische Botschaft in Peking eine Rede über chinesische Microblogs wie Sina Weibo verbreitet. Microblogs haben in China eine neue starke Öffentlichkeit geschaffen, sind doch Twitter und Facebook gesperrt.

Blogger bekommen fünf Cent für jeden regierungsfreundlichen Beitrag

Es vergeht kein Tag, an dem die Leitartikler der Nation Clintons Projekt nicht geißeln, und bisweilen hört man den Ruf, dass China es den USA ebenso heimzahlen sollte. Fragt sich nur, wie. Es gibt sie ja schon jetzt, die »5-Mao-Partei«, das Heer der Blogger, die so heißen, weil sie für jeden ihrer regierungstreuen Blog-Einträge fünf Mao, umgerechnet fünf Cent, erhalten sollen. Auch hat die Staatspresse darüber gejubelt, dass BBC und Voice of America ihre chinesischen Dienste wegen finanzieller Schwierigkeiten drastisch zurückfahren, während China seine Medienpräsenz im Ausland weiter ausbaut.

Die Macht, die Kanäle, das Geld, alles steht bereit, stellt sich nur die Frage, welche Botschaft China der Welt eigentlich vermitteln will. Wenn die USA eine *freedom agenda* verfolgen wollen, welche Agenda verfolgt dann China? Wiederholt haben sich Propagandisten an der Marke China versucht und standen oft vor dem gleichen Problem. »Die Marke USA baut auf ›Freiheit‹, Japan auf ›Qualität‹, Deutschland auf ›Perfektion‹ und Frankreich auf ›Mode‹, doch es bleibt unklar, wofür China steht«, sagte Professor Li Xiangyang von der Akademie für Sozialwissenschaften dem Magazin *NewsChina*.

So kam dieser Tage der Vater der Great Firewall of China, Fang Binxing, in der *Global Times* zu Wort. Er gestand, selbst sechs der Sozialen Netzwerke abonniert zu haben, mit denen er seine Firewall umgehen kann. Er tue dies aber nur, »um zu sehen, welches durchkommt. Ich bin nicht daran interessiert, dieses chaotische Anti-Regierungs-Zeugs zu lesen.« Die Tatsache, dass Fang innerhalb von drei Stunden 10 000 Onlinekommentare erhielt – die wenigsten von ihnen zustimmend –, zeigte: Es ist nicht leicht, das Lob der Zensur zu singen.

www.zeit.de/audio

Unruhen in Nahost: Peking zeigt Nerven
www.zeit.de/china

AUS DER WELT

Tanja und die Superstadt

Sie müsste jetzt 30 Jahre alt werden. 1991 trug sie blonde Zöpfe und saß in einer Schulklasse von zehnjährigen, aufgeschlossenen Mädchen und Jungen ziemlich am Ende der Welt. Auf Kunaschir, der größten der vier Kurilen-Inseln, die Tokyo seit Jahrzehnten von Moskau zurückfordert. Ihr Name war Tanja. Ich stand vor der Klasse und fragte: »Ihr könnt Japans Fernsehen empfangen. Was gefällt euch dort besser und was hier?« Die Jungen rühmten Japans Autos und saubere Straßen. Tanja sagte: »Bei uns wird alles mit der Hand gemacht. Wenn die Japaner mit ihrer Technik hierherkämen, würden sie eine Superstadt bauen, und wir wären Flüchtlinge.« Von der Schule ging ich damals an grauen Holzhütten und faulenden Fässern vorbei, über Stege mit eingebrochenen Planken auf knöcheltiefem Morast. Es war der Weg zum wichtigsten Denkmal der Insel mit der Inschrift: »Am 8. September 1945 wurde die ursprünglich russische Erde der Kurilen-Inseln von Japans Militaristen befreit und auf ewig mit der russischen Muttererde vereinigt«.

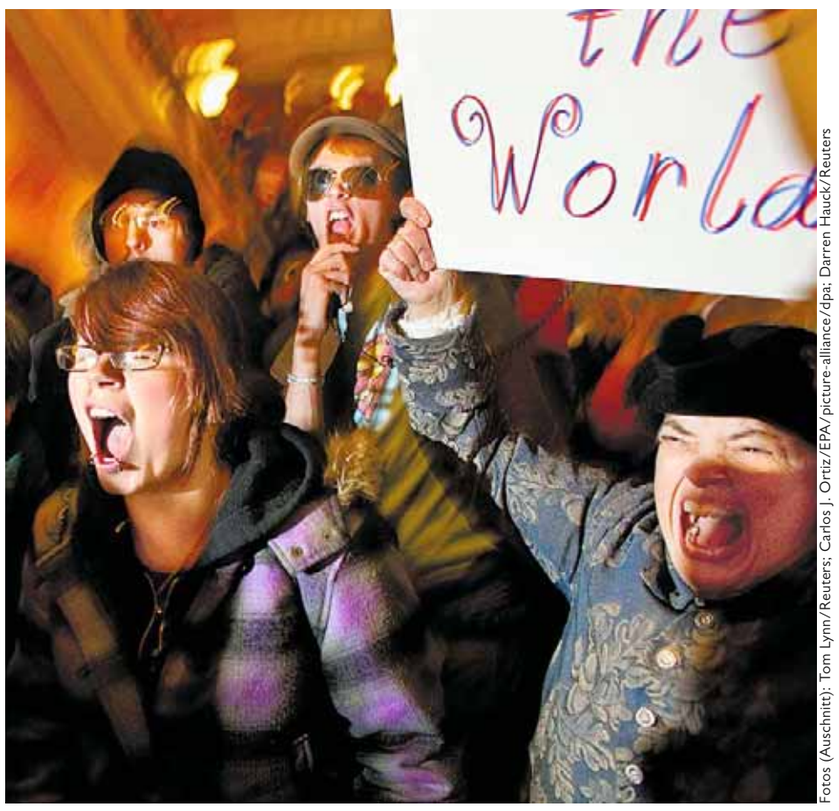
Doch ewig lang hat Mütterchen Russland nichts getan für die verwaisten Inseln Iturup, Kunaschir, Schikotan und die fünf kleinen Eilande der Habomei-Gruppe. Nur wenige Meilen nördlich von Hokkaido und Japans gleißenden Hightechofferten rostet auf 5000 Quadratkilometern eine vormoderne Welt. Damals mogelte ich mich im Hafen von Kunaschir in das Fischkombinat. Frauen standen in Lärm und Dampf zwischen angeschlagenen Emaillewannen und laut rumpelnden Bändern. Sie schnitten Eingeweide aus Seegurken, die mit Seegras zum Gemüsegericht Kukumarija gehäckselt und in Konserven gepresst wurden.

Wir charterten uns für viele Dollar einen hochmodernen japanischen Fischtrawler, den die Russen in den von ihnen beanspruchten Gewässern gekapert hatten. Nach stürmischer nächtlicher Überfahrt lag die Insel Schikotan in der Sonne, ihr Name »Schönster Platz« schien wie ein besseres Omen. Doch schon im Hafennest »Krabbenwerksort« hatte uns der Schrott wieder. Rund um die verfallene Fabrik hackten Krähen auf zurückgelassene Konserven ein, Krabben wurden längst nicht mehr verarbeitet.

Wie wenig sich auf den Inseln geändert hat, ließ im November 2010 der erste Besuch eines russischen Präsidenten erkennen. Dmitrij Medwedjew zeigte sich vor einem rostigen Panzer aus der Zeit des Kalten Krieges. Und versprach den Bewohnern für die Zukunft ein Leben wie in Zentralrussland. Wie unwahrscheinlich muss dieses Versprechen den Inselbewohnern erschienen sein! Umso klarer war die politische Botschaft dahinter: Auch Moskau sucht jetzt keine Einigung mehr mit Tokyo. 1855, in der ersten Vereinbarung zwischen beiden Ländern überhaupt, hatte Russland die Südkurilen Japan überlassen. Nach der bedingungslosen Kapitulation 1945 musste Tokyo die Inseln wieder abtreten. 1951 erklärte Shigeru Yoshida, Japans Adenauer, den Verzicht auf sie. 1956 bot Moskau die Rückgabe von Schikotan und des Habomei-Archipels für einen Friedensvertrag an. Tokyo lehnte unter dem Druck der USA ab. Moskau machte später weitere Offerten, Japan verlangte stets alle vier Inseln. Tokyo hoffte lange, sie der klammen Sowjetmacht eines Tages abkaufen zu können. Noch einmal kamen vor zwei Jahren vage Signale aus dem Kreml, dass über zwei oder drei Inseln im Tausch gegen Investitionen und wirtschaftliche Kooperation geredet werden könnte. Tokyo hielt sich bedeckt. Die letzte Gelegenheit verstrich.

Christian Schmidt-Häuer berichtet heute über die Kurilen

Nach Medwedjews Visite im November hat inzwischen auch Verteidigungsminister Serdjukow die Kurilen besucht. Der Generalstab lancierte (und dementierte wieder) Pläne für ein Luftverteidigungssystem auf den Kurilen. So befinden sich Russland und Japan auch nach 65 Jahren formal weiter im Kriegszustand, weil der Streit um die Inseln einen Friedensvertrag stets verhinderte. Und Tanja braucht heute weder eine japanische Superstadt auf Kunaschir noch ihre Vertreibung zu fürchten. Sofern sie seither nicht selbst die Flucht von den unwirtlichen Inseln ergriffen hat.



Fotos (Ausschnitt): Tom Lynn/Reuters; Carlos J. Ortiz/EPA/picture-alliance/dpa; Darren Hauck/Reuters

Gouverneur Scott Walker und seine Gegner im Kapitol in Madison

Tea Party für Linke

Im US-Bundesstaat Wisconsin tobt ein Kampf zwischen Gewerkschaftern und Republikanern – ein Vorgeschmack auf die Präsidentenwahl 2012 VON MARTIN KLINGST

Madison/Wisconsin

So beinhart wünschen sich viele Republikaner ihre Politiker. »Ich gebe nicht nach«, brüllt Wisconsins konservativer Gouverneur Scott Walker ins Mikrofon. »Kein Jota!« Ohrenbetäubender Lärm dringt durch die schweren Eichentüren in sein von Polizisten gesichertes Büro. Draußen, in der marmornen Halle des Kapitols, schlagen Demonstranten auf Trommeln und blasen in Trillerpfeifen. Tausende skandieren: *»Kill the bill!«*, Weg mit dem Gesetz!

Wisconsin ist eine der letzten Bastionen der Gewerkschaftsbewegung. In Wisconsin wurde die erste Vertretung des öffentlichen Dienstes gegründet und die 38-Stunden-Woche durchgesetzt. Wer hier die Machtprobe verliere, warnt ein Redner auf den Treppen des Kapitols von Madison, verliere das ganze Land. Die Schlacht um Wisconsin prägt bereits den nahenden Präsidentschaftswahlkampf 2012.

Präsident Barack Obama bangt um die Unterstützung und die großzügigen Spenden der Gewerkschaften. Er nennt Scott Walkers Gesetz deshalb einen »Angriff« auf Amerikas Arbeitnehmer. Derweil stärken seine republikanischen Widersacher allesamt Walker den Rücken. Die rechte Tea Party ruft zu Solidaritätskundgebungen auf, und konservative Publizisten schreiben Lobeshymnen auf die neue Kompromisslosigkeit. Beide Seiten sprechen vom »Madison-Moment«.

Scott Walker, erst im November ins Amt gewählt, ist der neue Held der amerikanischen Rechten. Je lauter der linke Protest, desto entschiedener gibt er sich. Mit den Gewerkschaften verhandeln? Warum? »Jetzt regieren wir Republikaner in Wisconsin, wir haben die Mehrheit!« Selbstverständlich werde er im öffentlichen Dienst radikal einsparen. »Mein Staat ist pleite!« Selbstverständlich mache er Schluss mit dem Tarifvertragsrecht für die Gewerkschaften. »Wir lassen uns von denen keine unbezahlbaren Wohltaten mehr aufzwingen.«

Kameras übertragen Walkers Kompromisslosigkeit in die Halle. Pfeifkonzerte ertönen, die Demonstranten recken ihre Fäuste und brüllen: *»Hey, hey, ho, ho, Scott Walker has got to go!«* Dann singen sie das alte Bürgerrechtslied *We shall overcome!* Walker trommelt im Takt mit seinem rechten Zeigefinger aufs Rednerpult. Ein Reporter will von ihm wissen, warum er Feuerwehrleute und Polizisten von seinen drakonischen Maßnahmen ausnehme. »Ich kann unsere Sicherheit nicht durch Streiks gefährden«, antwortet er.

Demonstranten beider Lager brüllen einander an

»Er lügt, er lügt«, wird draußen gerufen. Handzettel werden verteilt und geben Auskunft darüber, wie viel Geld die Feuerwehr- und Polizeigewerkschaften für Walkers Wahlkampf gespendet haben. Trotzdem beteiligen auch sie sich am Protest. Mit großem Beifall werden ihre uniformierten Abordnungen begrüßt. Eine Lehrerin stellt sich auf einen umgestülpten Plastikeimer und preist laut die Vorzüge Wisconsins: gute öffentliche Schulen, Platz zwei in Amerika! Überdurchschnittlich viele College-Abschlüsse! Unterdurchschnittliche Arbeitslosigkeit! »Das haben wir auch dem öffentlichen Dienst und den Gewerkschaften zu verdanken!« – *»Yeah«,* rufen die Leute und stimmen die Nationalhymne an. Ein Mädchen kämpft sich mit einem großen Schild durch die Menge. »Mein Ururgroßvater half 1934, die Gewerkschaft zu gründen«, steht darauf.

Vor einem Jahr feierte die Tea Party ihre ersten Erfolge. Die Wut über milliardenschwere Konjunkturprogramme, über eine bürokratische Gesundheitsreform und Staatshilfen für marode Konzerne trieb Zehntausende von Menschen auf die Straße und vor die Regierungsgebäude ihrer Bundesstaaten. Bei den Wahlen im November wählte diese Bewegung Hunderte von knallharten Sparmeistern in die Parlamente.

Seit gut zwei Wochen demonstrieren wieder Heerscharen von Menschen. Doch ihr Protest richtet sich gegen das, was diese erbarmungslosen republikanischen Sparkommissare jetzt anrichten. Gegen den Rotstift, der überall die Bildungs- und Sozialetats zusammenstreicht. Gegen eine Politik, die den Staat klein halten, die Steuern senken und die Gewerkschaften entmachten will. Es ist eine linke Tea Party, die da entsteht und aufbegehrt. Vor dem Kapitol in Madison standen sich beide Bewegungen neulich erstmals gegenüber. Zunächst starrten sie sich verblüfft an, dann brüllten sie sich an. Die Rechten zogen bald ab, die linken Demonstranten sind derzeit in der Überzahl.

Zwei völlig unterschiedliche Welten prallen da aufeinander. In nächster Zeit werden sie das öfter tun, denn es gibt viel Anlass für Streit. Die Republikaner im Kongress wollen Obama bald den Geldhahn zudrehen, wenn er nicht ihren einschneidenden Sparplänen zustimmt. Dann würde der Bundesstaat viele seiner Leistungen einstweilen einstellen müssen. Außerdem wird demnächst auch über den nächsten Billionen-Dollar-Haushalt für 2012 verhandelt und darüber, ob die Obama-Regierung noch mehr Schulden machen darf. Viele Republikaner, vor allem die Anhänger der Tea Party, wollen das verhindern. Die Demokraten sagen, dann würden wichtige Investitionen ausbleiben, die Wettbewerbsfähigkeit wäre zerstört.

Amerika blickt derzeit auf Madison, wo an den vergangenen Wochenenden jeweils mehr als 70 000 Menschen aufmarschierten. Doch der Protestfunke ist längst auf andere Bundesstaaten übergesprungen. Zwischen Atlantik und Pazifik gehen Hunderttausende auf die Straße.

An radikalen Einsparungen kommen angesichts des gewaltigen Schuldenbergs allerdings auch demokratische Gouverneure nicht vorbei. Mit 175 Milliarden Dollar stehen Amerikas fünfzig Bundesstaaten in der Kreide. Ein wenig haben die Gewerkschaften deshalb auch in Wisconsin bereits eingelenkt. Ihre Mitglieder sind damit einverstanden, künftig weit mehr aus der eigenen Tasche in die Kranken- und Rentenkassen zu zahlen, wenn der Gouverneur im Gegenzug den Gewerkschaften das Tarifrecht lässt.

Doch Scott Walker will nicht nachgeben. Es geht ihm nicht nur ums Sparen. Er will den Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes an den Kragen und ihr Tarifrecht aushebeln. Vor vielen Jahrzehnten haben sie sich das Recht erkämpft, auch Nebenleistungen kollektiv auszuhandeln. Die teuren Krankenkassen- und Rentenbeiträge zählen dazu, auch Urlaubs- und Krankheitstage.

Walker verteidigt sein Radikalprogramm als Notmaßnahme. Würde er nicht die Macht der Gewerkschaften brechen, sagt er, könne er den Staatshaushalt nicht sanieren. Seine Gegner bestreiten das und rechnen ihm vor, seine Halsstarrigkeit komme Wisconsin weit teurer zu stehen. Sie fürchten, die neue Republikanergarde wolle die Gewerkschaften beerdigen. Indiana hat vor sechs Jahren den Anfang gemacht. Der konservative Gouverneur beschränkte das Tarifrecht, wenn auch nicht so radikal, wie es Walker beabsichtigt. Seitdem verloren die Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes dort 90 Prozent ihrer Mitglieder. Wer nicht mehr verhandeln darf, wird nicht gebraucht.

Im Kapitol von Wisconsin herrscht derzeit Stillstand. Schon vor zwei Wochen haben die demokratischen Senatoren Wisconsin fluchtartig verlassen, um eine Abstimmung über das Gesetz zu verhindern. Ohne sie wird das notwendige Quorum nicht erreicht. Scott Walker jagte sofort seine Polizei hinterher, aber die Senatoren waren längst über alle Berge. Jetzt droht er, sollten sie nicht unverzüglich zurückkehren, mit Massenentlassungen von Lehrern und Polizisten. »Ich lasse mich nicht erpressen«, sagt er, »und ich werde nicht einlenken.«

Der Protest ist eine Mischung aus Revolte, Karneval und Marathon

Vor einigen Tagen gestand Walker ein, dass er anfangs Störer in die Demonstrationen einschleusen wollte. Ein ebenso peinlicher wie beängstigender Vorgang. Seither finden Fotos reißenden Absatz, die den Gouverneur mit dem davongejagten Autokraten Hosni Mubarak vergleichen. Unter großem Jubel wird die Solidaritätsadresse einer ägyptischen Gewerkschaft verlesen: »Wir stehen hinter euch!« Ian's Pizza-Service, der die Kapitolsbesetzer Tag und Nacht mit wagenradgroßen Salamipizzas versorgt, hat aus 17 Nationen Geldspenden erhalten, auch aus Ägypten. Und einer der Organisatoren des Protests, dessen Eltern einst aus dem Nildelta einwanderten, erzählt mit stolzgeschwellter Brust, dass er auf dem Tahrir-Platz demonstriert habe.

Der Aufstand der linken Tea Party ist eine Mischung aus Revolte, Woodstock, Karneval und Marathon. Seit 14 Tagen wird pausenlos getrommelt, die Abgeordneten haben ohne Unterbrechung 61 Stunden lang im Parlament debattiert. In den Gängen laufen Studenten als Freiheitsstatuen umher oder in Kostümen der Boston Tea Party von 1773. Niemand kann sagen, ob ihr Protest Erfolg haben wird und Amerika ebenso verändern wird wie der Aufstand des rechten Pendants.

Manchmal wirkt es, als stemme sich die Linke ein letztes Mal verzweifelt gegen den Wandel. Nur zwölf Prozent aller amerikanischen Lohnempfänger tragen noch einen Gewerkschaftsausweis. Die letzten Säulen sind die Staatsdiener, von denen noch jeder Dritte dazugehört. Deshalb wird um sie auch so erbittert gekämpft. Doch gerade der öffentliche Dienst, besagen Umfragen, ist bei Amerikanern nicht besonders beliebt. Das stärkt den radikalen Veränderungswillen der Republikaner.

Es gibt aber einen zweiten Teil der Umfragen. Danach sind zwei Drittel gegen eine Aushebelung des Tarifrechts. Sie haben die ideologischen Grabenkämpfe satt und fordern ein Einlenken.

Berauscht von ihrem Wahlsieg, drohen die Republikaner den Bogen zu überspannen und in die gleiche Falle zu geraten, in die vor zwei Jahren noch Barack Obama und seine Demokraten tappten. Damals glaubten auch sie, das Mandat für einen grundsätzlichen Wandel erhalten zu haben. Sie haben sich geirrt. Amerikas politische Mitte wollte nach den Verheerungen der Bush-Ära zwar einen demokratischen Präsidenten und eine demokratische Kongressmehrheit, aber keine radikale politische Kehrtwende. Obama erhielt bei den nächsten Wahlen dafür die Quittung.

Vor ein paar Tagen zog eine Handvoll Komödianten mit einem Kamel namens Scott vors Kapitol von Madison. Auf glattem Eis verfing sich das Tier mit einem Hinterbein im Absperrgitter, rutschte aus und fiel zu Boden. Manche sehen darin ein Menetekel für Gouverneur Walker und die kompromisslosen Republikaner – zu sicher jedenfalls sollten sie sich nicht fühlen.

ZEITGEIST

Nietzsche und KT

JOSEF JOFFE: Nicht »alles ist erlaubt«, wie der Prophet der Postmoderne wähnte

Zur klassischen Tragödie gehören drei: Held, Chor, Publikum. Heute: Guttenberg, Medien, Wahlvolk. Und die Moral von der Geschicht? Sie wird den Gefallenen überdauern. Wer das 21. Jahrhundert verstehen will, muss im 19. graben. Niemand hat die Postmoderne, mithin das Guttenberg-Drama, besser beschrieben als Friedrich Nietzsche.

1. »Umwertung aller Werte«: Von der spricht Nietzsche im *Antichrist;* in der *Genealogie der Moral* schreibt er: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Das Publikum heute: Das mit dem Plagiat darf man nicht so »eng« sehen. Nietzsche rät in *Jenseits von Gut und Böse,* die »Froschperspektive« einzunehmen. Dann könne dem »Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde« ein »höherer und grundsätzlicherer Wert zugeschrieben werden«. Dann gilt auch:

2. Können schlägt Charakter: So etwa hat es die Kanzlerin ausgedrückt: Sie habe keinen wissenschaftlichen Assistenten, sondern einen Minister eingestellt. Das meinte auch das Publikum: Vox pop und »Bildungsnahe«. So einfach ist es nicht. Bei einem Politiker schlägt die Wahrhaftigkeit das Wissen, denn wir haben ihn gewählt, weil wir ihm vertrauen. Bei einem falschen Dr. med., dem wir unser Leben anvertrauen, wäre das Wahlvolk nicht ganz so gnädig, und die Standesorganisation noch weniger. »Wie einer ist«, ließe sich bei einem Tischler vom »Was er kann« trennen. Hauptsache, Nut und Feder sitzen. Bei der Rechnung geht's dann doch wieder um seine Moral, leider.

3. Die Verfolgung ist übler als der Vertrauensbruch: Das »Kreuziget ihn!« war in der Tat ein hässlich Ding, umso mehr, als dieselben Medien, die Guttenberg vorher hoch-, ihn dann niedergeschrieben haben. Es tröstet freilich, dass der Chor nicht gleichgeschaltet war. Die Meute bellte mit vielen Stimmen; der mächtige Boulevard, zum Beispiel, stand in Treue fest zum Minister. Aber wie auch immer: *Two wrongs don't make a right,* lautet das geflügelte englische Wort. Die Hatz mag heuchlerisch gewesen sein, hob aber das ursprüngliche Vergehen nicht auf. »Es hat angefangen, als er zurückgeschlagen hat« funktionierte schon auf dem Schulhof nicht.

4. Haltet den Dieb! Keiner schimpfte lauter als die Universität Bayreuth. Der Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater prangerte die »Dreistigkeit« an, mit der KT »honorige Personen der Universität hintergangen hat«. Der Ex-Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft forderte die Höchststrafe: »für immer an den Pranger«. Es gilt aber auch: Gelegenheit macht Diebe. Deshalb darf die Uni Bayreuth sich selber ebenfalls Reue & Buße auferlegen. Wer in der Diss blättert, möchte die Uni fragen: Wieso war die einen »Dr.« wert – gar ein »summa«? Und wieso haben die Gutachter nichts gerochen? Natürlich macht auch diese Fahrlässigkeit den »Willen zur Täuschung« nicht wett. Bloß: Etwas mehr Demut, gefolgt von der schonungslosen Überprüfung der Promotionsstandards, wäre jetzt das Gebot der Stunde – in Bayreuth wie in der ganzen Republik.

Die Moral von der Geschicht? Etwas weniger Nietzsche (»alles ist erlaubt«) und mehr Kant (etwa: »eben nicht!«). Ringsum.

Foto: Mathias Bothor/photoselection

Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Foto: Wolfgang Kumm/picture alliance/dpa

HEUTE: 27.02.2011

Schleier

Es gibt ja derzeit nicht so viele Länder in der arabischen Welt, in die das Ehepaar Wulff noch unbeschwert auf Staatsbesuch fahren könnte. In vielen Gegenden hat sich das Volk schon gegen seine Tyrannen erhoben, und wo die Gewaltherrscher noch unangefochten gewaltherrschen, da möchte man als Bundespräsidentengattin im Augenblick eher nicht gesehen werden. Bleiben nur Kuwait und Katar, leidlich regierte Staaten, dem Westen freundlich gesinnt. Fast meint man in Bettina Wulffs Gesicht etwas von der Erleichterung zu lesen, dass sie mit ihrem Mann ausgerechnet in Doha gelandet ist und nicht in Bahrain oder im Jemen. Mit geschlossenen Augen, so entspannt wie elegant, legt sie beim Besuch einer Moschee einen Schleier an, lächelnd, eher Filmstar als First-Kopftuch-Lady. Ein Bild, das innen- und außenpolitisch gleichermaßen funktioniert: Dialog der Religionen in seiner anmutigsten Form. WFG

Glücklich, wer ein Türke ist?

Die Düsseldorfer Rede des türkischen Ministerpräsidenten schadet der Integration VON FELIX DACHSEL

Recep Tayyip Erdoğan, der türkische Ministerpräsident, ist ein Mann der klaren Worte: Er trennt Freund und Feind, er hat Lust an Provokationen und sieht Gefahren, wohin er auch blickt. Manchmal mag das hilfreich sein. Wenn er aber in Deutschland vor seinen Anhängern spricht, dann schadet er mit seiner Haltung der Integration in diesem Land. Weil er nicht versteht oder weil er nicht verstehen will, was das Wesen der Integration hierzulande ist: die Uneindeutigkeit.

Dieses Unverständnis bewies Erdoğan, als er 2008 in Köln eine heftig diskutierte Rede hielt. »Assimilation ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, sagte er damals. Ein Satz, der hängen blieb. Der provozierte. Suggerierte er doch, es gebe in Deutschland einen Anpassungszwang bis hin zur Selbstaufgabe. Den gibt es nicht, den gab es nicht. Sollte der türkische Ministerpräsident das Gegenteil behaupten, dann stiftet er Angst unter den türkischstämmigen Migranten, bewusst oder unbewusst.

Am Sonntag in Düsseldorf sagte er wieder einen seiner Erdoğan-Sätze. »Niemand wird in der Lage sein, uns von unserer Kultur loszureißen!« Aber wer will das überhaupt? Und wer ist »wir«?

Erdoğan sprach diesen Satz in einer Multifunktionshalle am Stadtrand der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt, vor 10 000 Zuhörern. Jubel brandete auf, türkische Fahnen flatterten. Dem Publikum gefiel offenkundig die Eindeutigkeit seiner Sätze, der klare Frontverlauf, waren doch Männer und Frauen gekommen, die in Deutschland als Türken gelten und in der Türkei als Deutsche. Erdoğans Nationalismus tat ihnen gut. Zwei Stunden lang. Dann ließ er sie allein mit ihren Gefühlen, mit ihrer Zerrissenheit zwischen hier und dort, mit ihrer Sehnsucht nach Heimat.

Dass Erdoğan solche Sätze sagt, hat auch damit zu tun, dass in der Türkei am 12. Juni gewählt wird. Erdoğan hofft auf die Stimmen der 1,2 Millionen Auslandstürken in Deutschland. Auch deshalb war er in Düsseldorf. Rechtzeitig vor der Wahl präsentierte er seine Pläne, in Deutschland Wahlkabinen einrichten zu lassen. Hier lebende Auslandstürken könnten ihre Stimme dann im nächstgelegenen Konsulat abgeben. Das wäre eine Anerkennung ihrer schwierigen Situation zwischen zwei Nationen, eine richtige Geste.

Außerdem versprach Erdoğan ein neues Konzept der doppelten Staatsbürgerschaft, die »Mavi Kart«. Sie wäre einem türkischen Pass gleichgestellt, ermöglicht aber gleichzeitig, einen deutschen Pass anzunehmen. Die Mavi Kart wäre hilfreich, weil sie türkischstämmigen Migranten erlaubt, neben einem deutschen Pass einen türkischen Ausweis zu besitzen. Das Problem an Erdoğans Vorschlägen: Sie sind nicht neu. Sowohl die Wahlkabinen als auch die Mavi Kart verspricht er nicht zum ersten Mal. Der türkische Ministerpräsident muss endlich durchsetzen, was er verspricht.

Wenig überzeugend ist auch die Reaktion mancher deutscher Politiker auf Erdoğans Auftritt. Sie hat etwas Reflexhaftes. Wenn der Generalsekretär der CSU, Alexander Dobrindt, davon spricht, die Rede des türkischen Ministerpräsidenten habe die Integrationsbemühungen in Deutschland um Jahre zurückgeworfen, dann ist das nicht weniger überzogen als Erdoğans Rede selbst. Statt auf Erdoğan zu schimpfen, müsste sich die deutsche Politik einmal selbstkritisch fragen, warum sie die Sehnsüchte nach Anerkennung und Bedeutung seit Jahren unerfüllt lässt, die der türkische Ministerpräsident jetzt bespielt.

In Düsseldorf spielte Erdoğan mit den Gefühlen seines Publikums, er schuf eine Insel der Klarheit, sorgte für nationale Wallung, er warf Rosen in die Menge, schüttelte Hände. Das alles hieß: Wer, wenn nicht ich, kümmert sich um euch? Dann fuhr er weg und hinterließ im rot-weißen Konfettiregen eine Zerrissenheit, die wohl größer war als zuvor.

Was bei Erdoğans Auftritten fehlt, ist eine angemessene Würdigung des Rollenkonflikts, in dem sich ein Großteil jener Frauen und Männer befindet, die ihm frenetisch zujubeln – der Zwiespalt zwischen neuer und alter Heimat, zwischen dunkelblauem und bordeauxrotem Pass. Erdoğan ging, bis auf die genannten Vorschläge, nicht auf die sensible Frage ein, wie sich dieser Zwiespalt erträglicher machen ließe. Im Gegenteil: Er umarmte sein Publikum in großer, nationalistischer Geste.

Diese Umarmung ist Erdoğan anzulasten, nicht seinem Publikum. Seine Rede war die wortreiche Variation des türkischen Staatsmottos, jenes Glaubenssatzes, den Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, einst geprägt hat: *»Ne mutlu türküm diyene.«* Glücklich, wer sich ein Türke nennt. Für Menschen, die sich mühsam in zwei Ländern, zwei Kulturen, zwei Staaten eingerichtet haben, taugt solcher Nationalismus nicht.

BERLINER BÜHNE

Touris raus

Berlin will kein Freizeitpark mehr sein. Aber was denn dann?

In der seltsamsten Stadt Deutschlands schnappen sie nun nach der Hand, die sie füttert. Ja, es stimmt schon, jeden Tag kippen Billigflieger in Schönefeld Bataillone von jungen Leuten aus aller Herren Länder aus, Gepiercte, Bekiffte, kaum Bekleidete – und diese jungen Leute benehmen sich in Berlin noch schlechter als zu Hause. Aber gegen ihr Taschengeld hatte bisher niemand etwas einzuwenden. Ohne die Durstigen und die Tanzwütigen gäbe es gar keine S-Bahn mehr in der Hauptstadt, und der Oranienplatz wäre unter den Biomülltüten überhaupt nicht zu finden. In Wien raunzt man zwar auch über angereiste Piefkes, aber gedämpft und erst dann, wenn der Piefke seine Karte fürs Sissi-Museum schon gekauft hat. In Berlin jedoch plakatieren jetzt die Grünen: »Hilfe, die Touris kommen!« und »Kreuzberg ist kein Freizeitpark!« Seit vierzig Jahren ist Kreuzberg ein Freizeitpark! Was denn sonst? Ein kreativindustrieller Cluster? Ein pharmazeutischer Großhandel? Der Berliner CDU-Chef Frank Henkel plädiert unterdessen für eine freiwillige uniformierte Hilfspolizei. Die gab es ähnlich unter Ulbricht auch schon mal. Die neue freiwillige uniformierte Hilfspolizei Berlins könnte natürlich auch das Tourismusproblem lösen. Der Altpunk steht dann auf seinem Balkon und brüllt »Ruhe, da unten!« Und unten stürmen Frank Henkels Bausoldaten herbei und prügeln die angesäuselten Briten vom Platz. Man kann nicht sagen, dass Berlin fremdenfeindlich wäre. Berlin ist eher selbstfeindlich und teilt es den anderen mit. THOMAS E. SCHMIDT

ZEIT ONLINE

DURCHSCHAUEN SIE JEDEN TAG.

www.zeit.de

POLITIK WIRTSCHAFT MEINUNG GESELLSCHAFT KULTUR WISSEN DIGITAL STUDIUM KARRIERE LEBENSART REISEN AUTO SPORT

Foto: Peter Endig/dpa

LANDTAGSWAHL

Boomtown Bitterfeld

Einst war die Stadt ein Symbol für Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit, Stagnation. Doch Bitterfeld hat sich gewandelt. Es gibt so etwas wie eine Zukunftsperspektive. Eine Reportage vor der Wahl in Sachsen-Anhalt

www.zeit.de/landtagswahlen

Foto: Rolf Vennenbernd/dpa

FOTOGRAFIE

Im Museum

Er zählt zu den wichtigsten Fotografen der Gegenwart: Thomas Struth zeigt mehr als 100 seiner Werke in Düsseldorf. In unserer Video-Reportage stellt er ausgewählte Fotografien vor und spricht über ihre Entstehung

www.zeit.de/thomas-struth

Foto: Carlos Barria/Reuters

CHINA

Die Urbanisierung

Bis 2016 will China mehr als 100 Millionen Menschen verstädtern. Bis 2030 sollen es gar 400 Millionen sein. Das stellt das Land vor gigantische Herausforderungen. Ein Bericht über die größte Wanderungsbewegung in der Geschichte

www.zeit.de/wirtschaft

Foto: ZEIT ONLINE

LÄNDERVERGLEICH

Pisa und Wohlstand

Wie leben Familien heute? Wie viele haben einen Internetanschluss? Wie viele besitzen mehr als ein Auto? *ZEIT ONLINE* hat sich die Pisa-Fragebögen genauer angeschaut. Eine interaktive Infografik zeigt die Ergebnisse

www.zeit.de/pisa-wohlstand

Das Leben als Wrestler
Als Craig B.C. war Andre Träumler jahrelang einer der besten Wrestler. Nach einer Verletzung beendete er seine Karriere. Ein Porträt
www.zeit.de/sport

»Autos sind zu laut«
Verkehrslärm verursacht jährlich Milliardenkosten. Ein Interview mit dem Lärm-Experten Jäcker-Cüppers über Gesundheitsrisiken und leise Elektroautos
www.zeit.de/auto

***ZEIT ONLINE* auf Facebook**
Werden Sie einer von mehr als 51.000 Fans von *ZEIT ONLINE* auf Facebook und diskutieren Sie aktuelle Themen mit uns
www.facebook.com/zeitonline

***ZEIT ONLINE* twittert**
Folgen Sie ZEIT ONLINE auf twitter.com, so wie schon mehr als 57.000 Follower. Sie erhalten ausgewählte Hinweise aus dem Netz
www.twitter.com/zeitonline

Fotos: Noah Seelam/AFP/Getty Images; Müller-Stauffenberg/action press (u.)

DAMALS: 22.10.2008

Haube

Ernst schaut sie drein, vielleicht ein wenig angespannt, diese junge muslimische Braut im indischen Hyderabad, die da mit fliegenden Fingern ihren bunten Schleier richtet, wer weiß, zum wievielten Mal. Und ihre Anspannung wäre nur zu verständlich. Zu heiraten ist ohnehin eine ernste Sache, und erst recht, wenn die Hochzeit als Massentrauung vom Staat organisiert wird, als subventionierte Wohltat für Angehörige religiöser Minderheiten kurz vor wichtigen Wahlen. Dass das Private politisch ist, das ist ein alter Hut, aber wer, wie wir kulturignorant formulieren würden, »unter die Haube kommt«, weil es der Landesregierung gerade gut in den Integrationskram passt, der mag schon ein wenig streng in die Welt schauen, selbst an einem Freudentag. Wir wünschen dem Paar aus der Ferne, dass die Ehe glücklich geraten sei. Und dass der Staat sich die Feier etwas hat kosten lassen. WFG

Hören wir auf die Leute!

Für eine Volksbefragung zur Organspende VON BIRGIT HOMBURGER

Menschen wollen mitentscheiden, nicht nur in ihren Gemeinden oder in ihrem Bundesland, sondern auch in Fragen der Bundespolitik. Darüber wird seit Jahren debattiert. Dabei gäbe es bereits die Chance einer Bürgerbeteiligung, ohne dass hierfür das Grundgesetz geändert werden müsste.

Konsultative Volksbefragungen können im Bundestag mit einer einfachen Mehrheit beschlossen werden. Solche Befragungen wären eine sachgerechte Ergänzung unserer repräsentativen Demokratie. Dabei wird das Volk nach seiner Meinung zu einem bestimmten Vorhaben gefragt. Das Ergebnis ist für den Gesetzgeber nicht bindend, aber ein wichtiger Wegweiser für die Vorbereitung einer Entscheidung. Bislang hat es bundesweite Volksbefragungen noch nicht gegeben. Doch in diesem Jahr bietet sich hierzu die Gelegenheit.

Der Bundestag wird sich in diesem Jahr mit einer wichtigen Frage auseinandersetzen: Soll jeder Deutsche verpflichtet werden, zu erklären, ob er im Falle seines Todes seine Organe spendet? Zu dieser Frage gibt es keinen feststehenden politischen Willen. Wie das Thema entschieden wird, ist offen. Die Organspende berührt tiefe persönliche, religiöse und ethische Überzeugungen. Dies gilt für die Abgeordneten ebenso wie für jeden einzelnen Bürger. Diese Frage ist eine klassische Gewissensentscheidung. Damit drängt sich förmlich auf, die Bürgerinnen und Bürger zu fragen, wofür sie sind. Denn eine Gewissensentscheidung, die die Abgeordneten treffen, ist nicht deswegen eine bessere oder schlechtere Entscheidung, nur weil sie von den gewählten Vertretern unseres Volkes getroffen wird. Jeder Einzelne muss diese Entscheidung am Ende für sich treffen.

Wir alle können in mehrfacher Hinsicht tangiert sein: als Betroffene, als Spender, als Angehörige oder als Freunde. Durch Krankheiten oder Unfälle können Organe zerstört oder funktionsuntüchtig werden. Jeder von uns kann durch eine Krankheit oder einen Schicksalsschlag plötzlich auf eine Organspende angewiesen sein. Für ein gesundes Leben gibt es keine Garantie. Durch eine Transplantation eines neuen Organs kann Leben gerettet werden.

Die Bereitschaft zur Organspende ist in Deutschland gestiegen. Dennoch gibt es immer noch zu wenig Spender. Viele Menschen warten oft Jahre auf ein Spenderorgan. Jeder sollte daher überlegen, ob er bereit ist, seine Organe zu spenden. Diese Entscheidung ist eine höchstpersönliche, niemand kann sie einem abnehmen. Entscheidend ist, die Menschen wachzurütteln und zu sensibilisieren. Entscheidend ist, den Menschen zu vermitteln, dass sie nach ihrem Tod etwas für andere Menschen tun können. Mit einer Volksbefragung könnte es gelingen, eine Emotionalisierung des Themas zu erreichen, eine Debatte in der Gesellschaft anzustoßen und bei den Bürgerinnen und Bürgern die Bereitschaft zur Organspende zu erhöhen.

Das politische System der Bundesrepublik Deutschland, das auf der parlamentarisch-repräsentativen Demokratie des Grundgesetzes beruht, hat sich bewährt. Die wesentlichen Grund- und Richtungsentscheidungen für unser Land in den vergangenen Jahrzehnten sind zustande gekommen nach den Spielregeln unserer repräsentativen Demokratie. Dies ist aber kein Grund, beim Thema Organspende nicht einen neuen Weg zu gehen. Gegenstand der Volksbefragung könnte die Grundfrage sein, wie künftig mit Organspenden umgegangen werden soll, ob es eine freie Entscheidung oder eher eine Verpflichtung durch eine Widerspruchslösung geben soll. Das Votum der Bürgerinnen und Bürger wäre von zentraler Bedeutung für die Meinungsbildung des Bundestages und die letztendliche Ausgestaltung einer neuen gesetzlichen Regelung. Die Details einer möglichen Regelung bleiben dem Parlament vorbehalten. Denn nur ein geordnetes parlamentarisches Verfahren garantiert eine ausgewogene, sachgerechte und praktikable Lösung.

Kritiker werden rügen, ein solches Verfahren streue den Menschen Sand in die Augen. Sie würden nicht wirklich entscheiden, nur demoskopisch nach ihrer Meinung befragt. Auch ließe sich kritisieren, in einer solchen Volksbefragung komme der fehlende Wille der Politik zum Ausdruck, die Bürgerbeteiligung auf Bundesebene mit bindenden Entscheidungen ernsthaft einführen zu wollen. Beide Einwände sind berechtigt. Sie überzeugen aber nicht.

Ein Staat, der sich entschließt, sein Volk zu befragen, verliert nicht an Ansehen. Er gewinnt das Vertrauen seiner Bürger. Denn einer Demokratie steht es nicht schlecht an, wenn sie auf ihre Bürger zugeht. Sie zeigt keine Schwäche ein, sondern beweist einen ganz natürlichen Willen zur Kooperation mit dem Souverän. Das Grundgesetz geht von der Allzuständigkeit des Volkes aus, das die Staatsgewalt in Wahlen und Abstimmungen ausübt. Die Volksbefragung ist also eine Chance zu mehr Bürgerbeteiligung auf Bundesebene. Sie positiv zu nutzen macht ihre Stärke aus. Volksbegehren in den Ländern und Kommunen wurden bisher von Bürgerinitiativen überwiegend als Instrument genutzt, politisch verbindlich zu sagen, was sie nicht wollen. Veränderungen für unser Land werden wir so nicht erreichen. Im Gegenteil werden durch diesen Umstand Volksbefragungen bisher eher zu einem Hemmnis für unsere Zukunftsfähigkeit.

Mit einer Volksbefragung zur Neuregelung des Rechts der Organspende würden wir direkt auf unsere Bürgerinnen und Bürger zugehen, mit dem Ziel, direkt und indirekt einen Beitrag zur Verbesserung der Spendenbereitschaft zu leisten und damit Not zu lindern. Eine Volksbefragung ist ohne Verfassungsänderung möglich. Das ist ein Versuch, den wir wagen sollten. Nicht als Feigenblatt dafür, dass das Grundgesetz kein Volksbegehren vorsieht, sondern als Chance durch eine stärkere Verzahnung der repräsentativ-parlamentarischen Demokratie und direkter Bürgerbeteiligung neue Impulse zu setzen und die Debatte über mehr direkte Mitwirkungsrechte auch auf Bundesebene mit praktischer Erfahrung neu zu beleben. Ein solcher Versuch könnte stilbildend für die Zukunft sein.

BIRGIT HOMBURGER

Jahrgang 1965, ist seit Herbst 2009 Vorsitzende der FDP-Fraktion im Deutschen Bundestag

Fast vernünftig

Wie sich die SPD in Schleswig-Holstein einmal erneuern wollte

Einen Moment lang sah es so aus, als sei die SPD vernünftig geworden. Als hätten die Genossen ihre politische Mitte wiedergefunden, die Flügelkämpfe vergangener Tage vergessen und sich mit der eigenen Reformpolitik versöhnt. Als würden sie die Anliegen der Wähler endlich wieder wichtiger nehmen als sich selbst.

Olaf Scholz hatte so – vernünftig, mittig, selbstbewusst – vor zwei Wochen in Hamburg einen großen Sieg errungen. Acht Tage später hat der Kieler Oberbürgermeister Torsten Albig, der einmal Sprecher des damaligen Finanzministers Peer Steinbrück war, mit demselben Versprechen im parteiinternen Vorentscheid um die SPD-Spitzenkandidatur in Schleswig-Holstein gepunktet: 57 Prozent der SPD-Mitglieder stimmten in dem traditionell linken Landesverband für Albig und gegen den Parteivorsitzenden Ralf Stegner. Der hatte mit allerlei linker Folklore versucht, die Funktionäre zu umgarnen – und ist am Votum der Basis gescheitert. Deutlicher, dachte man, könnte das Signal nicht sein. Das war am vergangenen Samstag.

Doch die SPD wäre nicht die SPD, wenn sie sich allzu lange an sich selbst freuen würde. Schon gar nicht in Schleswig-Holstein. Am vergangenen Sonntag jedenfalls traten der frisch gekürte Spitzenkandidat und der unterlegene Parteichef gemeinsam vor die Presse und verkündeten, wie sie die Macht künftig unter sich aufzuteilen gedenken. Viele Mitglieder, die gerade noch auf die neue innerparteiliche Demokratie angestoßen hatten, reagierten entsetzt. Auf das Votum der Basis folgte der Pakt der selbst ernannten Doppelspitze. Auf die viel beschworene Öffnung der Partei der Rückzug in die Hinterzimmer. Und auf die Hinwendung zu den Wählern die erneute Beschäftigung der Genossen mit sich selbst.

Fast weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über den Wankelmut des künftigen Spitzenkandidaten Albig, der Stegner erst zum finalen Duell herausgefordert hatte und ihn nun erneut als Parteichef vorschlägt. Oder über die Chuzpe Stegners, der unverdrossen weitermacht, auch wenn ihn selbst die Mehrheit der eigenen Mitglieder längst ablehnt.

Spätestens an dieser Stelle könnte man die Genossen im Norden wieder sich selbst überlassen, wenn sich in der kleinen Schmonzette nicht ein größeres Drama spiegeln würde: Wieder einmal scheitert die Parteiendemokratie bei dem Versuch, sich selbst zu erneuern.

Wie gesagt, fast wäre die SPD vernünftig geworden. MATTHIAS KRUPA

WIDERSPRUCH

Mehr Volk tut gut

Das neue Wahlrecht in Hamburg ist richtig VON ANDREAS HAGENKÖTTER

Frank Drieschner ist in seinem Artikel *Nichts fürs Volk (ZEIT* Nr. 9/11) der Versuchung erlegen, die niedrige Wahlbeteiligung bei der jüngsten Bürgerschaftswahl in Hamburg allein dem veränderten Wahlrecht zuzuschreiben, und zieht daraus den Schluss, das neue, nicht ganz einfache Abstimmungsverfahren sei untauglich.

Das Wahlrecht ist ein Recht und keine Pflicht. Eine geringe Wahlbeteiligung ist zu bedauern, aber macht das Ergebnis doch nicht weniger legitim. Sonst dürften viele direkt gewählte Landräte oder Bürgermeister nicht im Amt sein, weil sich bei entsprechenden Wahlen oft nur noch um die 30 Prozent der Stimmberechtigten beteiligen (zum Beispiel in Flensburg im Oktober 2010 nur 27,8 Prozent und in der Stichwahl sogar nur 23,3 Prozent). Außerdem kann man einer Mehrheit ein demokratischeres und besseres Wahlrecht nicht verwehren, nur weil einige Prozent weniger zur Wahl gegangen sind als bei der letzten Wahl nach altem Modus. Damit würde man der Passivität Macht geben – merkwürdige Logik!

Ferner übersieht Frank Drieschner, dass noch gar nicht feststeht, warum die Wahlbeteiligung in diesem Jahr geringer war als 2008. Dafür wird es viele Gründe geben, gewiss nicht allein nur das veränderte Wahlrecht. So wird das Wahldesaster der CDU auch darauf zurückzuführen sein, dass viele CDU-Stammwähler zu Hause geblieben sind, weil ihnen das Angebot der eigenen Partei nicht passte. Die Verschiebung einiger Kandidaten auf den Listen durch den Wähler entgegen der Planung der Parteien zeigt doch deutlich, dass das neue Wahlrecht einiges Potenzial hat, welches sich erst noch entwickeln muss – und wird. Das Hamburger Wahlrecht wurde vom Verein Mehr Demokratie e.V. gerade in einem Wahlrechts-Ranking auf Platz eins gewählt. Kumulieren und Panaschieren mag für manchen neu sein, aber das kann man lernen. Lieber mehr Bildung als ein schlechteres Wahlrecht!

In Schleswig-Holstein hat die Parteibasis gerade Ralf Stegner deutlich als Spitzenkandidaten abgelehnt. Mehr Mitsprache bei der Kandidatenkür durch das Parteivolk und durch das Wahlvolk wird noch für manche Überraschung und eventuell sogar für eine Qualitätssteigerung sorgen. Und solange das Wort »Enthaltung« nicht zur Abstimmung steht, kann man außer durch Abwesenheit ja nicht zum Ausdruck bringen, dass man das Angebot für schlecht hält!

Andreas Hagenkötter, 50, ist Rechtsanwalt in Ratzeburg

Jede Woche erscheint an dieser Stelle ein »Widerspruch« gegen einen Artikel aus dem politischen Ressort der ZEIT, verfasst von einem Redakteur, einem Politiker – oder einem ZEIT-Leser. Wer widersprechen will, schickt seine Replik (maximal 2000 Zeichen) an widerspruch@zeit.de Die Redaktion behält sich Auswahl und Kürzungen vor

Foto: Gilles Bassignac/Fedephoto/StudioX

ZEIT nah

»Ich fühle wieder Stolz als Araber«

Seine Familie, seit dem 7. Jahrhundert in Jerusalem beheimatet, verwahrt den Schlüssel der christlichen Grabeskirche. Die letzten Wochen allerdings hat Sari Nusseibeh – Philosophieprofessor, strikter Verfechter von Gewaltlosigkeit – in Paris verbracht, an der Sorbonne. Was bedeutet die Umwälzung in der arabischen Welt für den Nahostkonflikt, wollten die ZEIT-Reporter Jan Ross und Anna Kemper von ihm wissen. Nusseibeh zeigt sich stolz auf die arabische Revolution, aber beunruhigt über die Friedensaussichten und die Zukunft des Islams POLITIK SEITE 8/9

Foto: Roland Halbe

Freier wohnen

VON HANNO RAUTERBERG

Das Leben ist mobiler und flexibler geworden – dem soll sich das Zuhause von heute anpassen. Gefragt sind neue Formen des Zusammenlebens. In fünf »Hausbesuchen« wird die veränderte Wohnwelt erkundet FEUILLETON SEITE 43–45

Foto: Mauritius

Ein weißes Feld

VON SUSANNE MAYER

Es muss doch Frühling werden. Nirgendwo blühen Schneeglöckchen so schön und artenreich wie in England, genauer: in den Cotswolds. Eine Reise zu sämtlichen Arten von Galanthus, die sich dort ungestört vermehren REISEN SEITE 61

POLITIK

2 **Der Rücktritt** Der Fall des Verteidigungsministers – und die Verantwortung der Kanzlerin

4 Guttenberg – ein Dorf trauert VON DAGMAR ROSENFELD

Was wird aus der Wehrreform? VON JÖRG LAU UND THOMAS E. SCHMIDT

5 Unter Internet-Piraten – wie die Netzgemeinde über Guttenberg denkt VON KHUÊ PHAM

6 **Arabien** Ist die Revolution eine späte Folge der kolonialen Geschichte? VON MICHAEL THUMANN

7 **Tunesien** Der Kater nach dem Rausch VON GERO VON RANDOW

8 **Nahost** Ein Gespräch mit dem palästinensischen Intellektuellen Sari Nusseibeh

10 **China** Die Angst der KP vor der Jasminrevolution VON ANGELA KÖCKRITZ

Aus der Welt VON CHRISTIAN SCHMIDT-HÄUER

11 **USA** Das letzte Gefecht der Gewerkschaften VON M. KLINGST

12 **Zeitgeist** VON JOSEF JOFFE

Integration Der türkische Premier schadet seinen Landsleuten in Deutschland VON FELIX DACHSEL

13 **Organspende** Plädoyer für eine Volksbefragung VON B. HOMBURGER

Widerspruch Die Wahlbeteiligung ist kein Maßstab der Demokratie VON ANDREAS HAGENKÖTTER

DOSSIER

15 **Libyen** Bengasi, die zweitgrößte Stadt, feiert die Befreiung und fürchtet den Rückschlag VON WOLFGANG BAUER

18 WOCHENSCHAU
Rettungsdienst Mehr und mehr Notärzte kommen per Hubschrauber VON FREDERIK JÖTTEN

Stricken Wozu Graffiti, wenn es Handarbeiten gibt? VON SILKE BURMESTER

GESCHICHTE

19 **Prozess** Ein Diplomat zieht wegen des Buches »Das Amt« vor Gericht VON HANS-JÜRGEN DÖSCHER

Zeitmaschine VON C. LIEDTKE

20 **Medizingeschichte** Der Kampf gegen den Krebs VON JUTTA HOFFRITZ

WIRTSCHAFT

21 **Inflation** Wird die Zentralbank früh genug gegenhalten? VON UWE JEAN HEUSER UND MARK SCHIERITZ

Supercomputer Die Welt hängt an wenigen Riesenmaschinen

Karlsruhe Die AKW-Laufzeitverlängerung sollte gekippt werden

22 **Öl** Wie sich der Benzinpreis entwickeln wird – und warum VON FRITZ VORHOLZ

Leiharbeit Ein Urteil könnte den Boom der Branche beenden VON KOLJA RUDZIO

23 **De Benedetti** Der Verleger und erklärte Berlusconi-Gegner über die Zukunft Italiens

24 **Bau** Neue Erkenntnisse zum Kölner U-Bahn-Unglück VON EVA-MARIA THOMS

Bilfinger Roland Koch tritt an

25 **Kirch-Prozess** Die Widersprüche des Rolf-Ernst Breuer VON RÜDIGER JUNGBLUTH

Tobias Huch Der Unternehmer, der zu Guttenberg auf Facebook retten wollte VON ANNA MAROHN

26 **Energie** ExxonMobil bohrt nach neuen Gasvorkommen – und Umweltschützer protestieren VON CHRISTIAN TENBROCK

27 **Hewlett-Packard** Angriff auf Apple und Google VON MARCUS ROHWETTER

29 **Staatsfinanzen** Schäuble befiehlt VON MARC BROST

30 **Gold** Der Höhenflug geht weiter VON MARLENE ROEDER

Finanzkolumne Gleiche Versicherungsbeiträge für alle VON MARCUS ROHWETTER

31 **Standpunkt Auto** Es gibt zu viele Innovationen, die keiner braucht VON DIETMAR H. LAMPARTER

Streik Klamme Bundesländer bitten ihre Angestellten um Verzicht VON SOPHIE CROCOLL

Indien Warum der Subkontinent für Unternehmer so verlockend ist VON HORST WILDEMANN

32 **Was bewegt …** Gründungsfinanzierer Lars Hinrichs? VON JENS TÖNNESMANN

WISSEN

33 **Plagiat** Der Protest der Doktoranden VON ULRICH SCHNABEL

34 Was ist ein Doktortitel noch wert? VON JAN-MARTIN WIARDA UND INGE KUTTER

35 **Bildung** Studie über Analphabeten in Deutschland VON MARTIN SPIEWAK

36 **Zoologie** Gesichtserkennung für Primaten VON ALINA SCHADWINKEL

37 **Infografik** Nistkästen

38 **Technik** Neue 3-D-Monitore auf der Cebit VON STEFAN SCHMITT

41 KINDERZEIT
Fragen der Ehre Darf ich andere beleidigen? Müssen Politiker die Wahrheit sagen? VON JOSEF JOFFE

FEUILLETON

43 **Wie wollen wir wohnen?** Die Vorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt

47 **Politisches Buch** Eckart Lohse/Markus Wehner »Guttenberg« VON ELISABETH VON THADDEN

Buchmarkt Der Berlin Verlag verliert seine Verlegerin Elisabeth Ruge VON IRIS RADISCH

48 **Roman** Silke Scheuermann »Shanghai Performance« VON MARIE SCHMIDT

Mircea Cărtărescu »Travestie« VON KATHARINA DÖBLER

49 KrimiZEIT-Bestenliste

Sachbuch Manès Sperber »Kultur ist Mittel, kein Zweck« VON WOLFGANG MÜLLER-FUNK

50 **Revolution** Der Theoretiker Gene Sharp wird überall gebraucht, wo ein Umsturz stattfindet VON JOHANNES THUMFART

Theater Brechts »Antigone« in Hamburg VON FRANZISKA BULBAN

51 **Winter in Berlin** Drei Texte aus der Kälte VON DURS GRÜNBEIN

52 **Kino** Andres Veiels Film »Wer wenn nicht wir« über die RAF VON THOMAS ASSHEUER

»Mein Kampf« von Urs Odermatt VON IJOMA MANGOLD

53 **Museumsführer (94)** Die Stiftung Moritzburg in Halle VON SVEN BEHRISCH

Kunstmarkt Die Malerin Bridget Riley VON GERRIT GOHLKE

54 **Musik** Eine Zugfahrt mit dem famosen Pianisten Francesco Tristano VON ULRICH STOCK

Integration Das »Manifest der Vielen« VON IJOMA MANGOLD

56 GLAUBEN & ZWEIFELN
Abendmahl Christus ist das Neue. Aus dem jüngsten Buch VON PAPST BENEDIKT XVI.

57 Jesus war ein Jude VON RABBI WALTER HOMOLKA

REISEN

59 **Bahamas** Die Insel der schwimmenden Schweine VON BJØRN ERIK SASS

60 **Familienreisen** Die neuen Angebote der Veranstalter VON COSIMA SCHMITT

61 **England** Wo die Schneeglöckchen am schönsten blühen

63 **Argentinien** Sind alle Latinos Machos? VON DENNIS GASTMANN

64 **Tourismus-Messe** Gastland Polen verschafft sich ein jüngeres Image VON ANNE LEMHÖFER

CHANCEN

65 **Mexiko** Deutsche Studenten trotzen dem Drogenkrieg VON JAN-MARTIN WIARDA

66 **Kulturschock** Was Münsteraner Lehramtsstudenten in Tansania, Istanbul oder Costa Rica erleben VON NORA GANTENBRINK

67 **Polen** Erasmus-Austausch für Schlaue VON STEFAN KESSELHUT

68 **Albanien** Ein Auslandssemester in Tirana VON SARAH ELSING

69 **Chancen kompakt** Wie man sein akademisches Fernweh mit dem Bachelor in Einklang bringt

71 **Beruf** Ein Bundeswehrausbilder wartet auf das Ende der Wehrpflicht VON B. BERBNER

86 ZEIT DER LESER

RUBRIKEN

2 Worte der Woche

29 Macher und Märkte

36 Stimmt's?/Erforscht & erfunden

46 Vermischtes/Was mache ich hier?

48 Impressum

54 Wörterbericht/Finis

85 LESERBRIEFE

AUSGABE:
10
3. MÄRZ 2011

ZEIT MAGAZIN

Foto: Werner Amann

Honeckers Enkel: Roberto Yánez Betancourt y Honecker über seine Kindheit in der DDR und sein Leben heute in Santiago de Chile

Jung, mächtig, schwanger: Ministerin Schröder wird Mutter – und die ganze Nation schaut zu. Hält sie das aus?

Dr. No: Ein Appell an alle, die überflüssige Dissertationen schreiben

ZEIT ONLINE

Foto: Robert Atanasovski/AFP/Getty Images

Schauderpop und Hexen-House
Millionen Karnevalisten verkleiden sich, um die Geister des Winters zu vertreiben. In der Popmusik aber hat sich der Grusel mittlerweile fest eingenistet

www.zeit.de/gruselpop

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« von ZEIT ONLINE **unter www.zeit.de/audio**

Anzeigen in dieser Ausgabe
Link-Tipps (Seite 38), Museen und Galerien (Seite 39), Spielpläne (Seite 55), Bildungsangebote und Stellenmarkt (ab Seite 70)

Früher informiert!
Die aktuellen Themen der ZEIT schon am Mittwoch im ZEIT-Brief, dem kostenlosen Newsletter www.zeit.de/brief

»EINE STUNDE ZEIT«
Das Wochenmagazin von radioeins und der ZEIT, präsentiert von Katrin Bauerfeind und Anja Goerz: Am Freitag 18–19 Uhr auf radioeins vom rbb (in Berlin auf 95,8 MHz) und www.radioeins.de

WOCHENSCHAU
Retten: Mehr und mehr Notärzte kommen geflogen **S. 18**

GESCHICHTE
Ein Diplomat zieht gegen das Buch »Das Amt« vor Gericht **S. 19**

Entlang der Flughafenlandebahn in Bengasi üben Freiwillige mit Soldaten an Flakgeschützen. Vorher plünderten sie Gadhafis nahe gelegenen Palast

alle Fotos: Alessandro Gandolfi/parallelozero.com für DIE ZEIT (27.2.–1.3.2011)

Das lange Warten auf diesen Tag

Gadhafis Palast in der libyschen Hafenstadt Bengasi ist geplündert, vor Offizieren steht niemand mehr stramm, und in den Straßenschluchten hallen Freudenschüsse. Jetzt soll Tripolis gestürmt werden VON WOLFGANG BAUER

Der Generalmajor sitzt hinter seinem Schreibtisch und sieht auf die rußschwarze Wand des Büros. Er mustert die Krater an der Zimmerdecke, aus denen das Feuer den Putz gebrochen hat. Mustafa Suleiman Khalil, ein kräftiger Mann, früh ergraut, Kommandeur der größten Luftwaffenbasis im östlichen Libyen, hat die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er will im gewohnten Offizierston von dem erzählen, was auf seiner Basis während der vergangenen Tage passierte, er setzt mehrfach an, stützt den Kopf auf die Fäuste, reißt die Augen auf, um sie rasch mit den Händen zu bedecken. Khalil legt den Kopf auf die Schreibtischplatte und wendet sich ab. Der General weint.

Es ist der zehnte Tag nach Beginn der Proteste in der libyschen Hafenstadt Bengasi, der sechste, seit die letzten regimetreuen Truppen abgezogen sind. Hinter dem Büro des Kommandeurs stehen aufgereiht russische Kampfhubschrauber und französische Kampfflugzeuge, lagern Kurzstreckenraketen in den Hangars, erstrecken sich zwei Startbahnen kilometerlang bis zum Horizont. Feiner Regen fegt über den Asphalt. Er streicht gegen das Bürofenster, aus dem der General jetzt schaut. Er sagt: »Es sind so viele gestorben. So viele unserer Kinder.«

Die Welt des Mustafa Khalil hat sich innerhalb weniger Stunden in ihr Gegenteil verkehrt. Feind ist jetzt Freund, und Freund ist Feind. 28 Jahre lang hatte er Muammar al-Gadhafi gedient, bis zum Nachmittag des 15. Februar, als in Bengasi die Jugend mit Steinen gegen Maschinengewehre anrannte, der Despot Gadhafi zur Verstärkung eine 2000 Mann starke Söldnertruppe schickte, die ihn, Generalmajor Khalil, in seine Kaserne einsperrte. »Die Söldner,« sagt der Offizier, »übernahmen die Torwache, schlossen unsere Waffen weg, nahmen unsere Handys und richteten die Gewehre gegen uns.« Denn sie trauten den Vätern nicht, deren Söhne sie töteten.

Jede Nacht werden Kämpfer in kleinen Gruppen Richtung Tripolis geschleust

An seinem Schreibtisch drängen sich Freiwillige aller Berufe, Tagelöhner treten unangemeldet in sein Büro, Lehrer und Zimmerleute. Niemand steht vor niemandem stramm. Die Offiziere bewegen sich unsicher durch die Revolutionäre, sie befehlen nicht mehr, sie bieten Rat an. »Wir fragen die Jungs, was sie brauchen«, sagt Khalil.

Der Palast am Rand seiner Basis, in dem Gadhafi mit Silvio Berlusconi speiste, mit den Präsidenten des Tschad, Senegals und Simbabwes, ist geplündert. Die goldenen Prunkmöbel sind zerbrochen und zu Haufen aufgetürmt. Wie betäubt laufen die Offiziere über die Teppiche in der Halle, auf denen Splitter von Kronleuchtern liegen. Khalil steht vor einem hohen Prachtbett, das barockes Schnitzwerk aus Blumen ziert. Die goldenen Spiegel im Bad sind zerborsten, eine Ausgabe des *Grünen Buches,* Gadhafis Herrschafts-Bibel, liegt zerrissen im Wohnzimmer. Überall verstreut kleine Zettel, mit den letzten handschriftlich notierten Geheimdienst-Nachrichten an den Cousin Gadhafis, der hier bis zu seiner Flucht den Kampf gegen die Aufständischen organisierte. »In der Stadt Sentan werden hundert Demonstranten gesichtet«, lesen die Offiziere.

Dieser Aufstand ist noch längst nicht gewonnen, das wissen sie. Der Diktator hat sich in seine Festung in die Hauptstadt Tripolis zurückgezogen, nur eine Flugstunde von der Luftwaffen-Basis in Bengasi entfernt. Khalil will mit der bunten Truppe aus Soldaten und Studenten seine Rückkehr in die zweitgrößte Stadt Libyens verhindern. Sie haben die Passagiertreppen des zivilen Flughafenterminals auf die Rollbahnen geschoben, die Gepäckwagen und weißen Flughafenbusse. Sie sind kreuz und quer auf dem Asphalt verteilt, als hätte sie ein Hurrikan über das Gelände geschleudert. An Flakgeschützen am Rand der Rollbahn zittern Studenten in der Kälte. Sie haben von den Offizieren einen kurzen Einführungskurs bekommen.

»Die libysche Armee betrachtet Tripolis als eine von Feinden besetzte Stadt«, erklärt Khalil die neue militärische Lage. »Gadhafi ist wie ein Besatzer zu behandeln. Er ist ein Verbrecher.« Er sagt es, als könne er selbst nicht glauben, wie geschmeidig ihm diese Worte über die Lippen kommen.

Die 600 Kilometer lange Fahrt von der ägyptischen Grenze nach Bengasi führte durch ein Land, das sich neu entdeckt. In den Stadtzentren des Ostens feiern jeden Abend die Jugendlichen. Sie, die bisher machtlos waren, Rädchen im Regelwerk des Systems, haben vielerorts die Verwaltung übernommen. Lachende Schüler statt missgelaunter Polizisten regeln seit der Revolte den Verkehr. 16-Jährige in Freizeitkleidung besetzen Checkpoints. Ausländische Journalisten empfangen sie wie Helden. Sie singen Lobeshymnen auf westliche Reporter. Wann hat es das in der arabischen Welt gegeben? Die Älteren lassen sich von der Revolution der Jungen anstecken. Waren sie zunächst zögerlich nach 42 Jahren Gadhafi, spreizen auch sie die Finger zum Victory-Zeichen. Unwirklich wie eine Fata Morgana flimmert die neue Freiheit im Wüstenstaat. Ein arabisches Utopia. Viele fürchten, das Fest könnte nur von kurzer Dauer sein.

»Es ist längst nicht vorbei«, sagt Salwa Bugaighis in Bengasi. »Gadhafis Leute sind noch überall.« Wird das Regime zurückschlagen?

Die Frau, von der hier alle alles erwarten, schließt die Tür hinter sich. Sie lehnt sich von innen dagegen und stöhnt. Nur noch gedämpft dringt jetzt der Lärm im Gerichtsgebäude zu ihr, dieses unaufhörliche Schreien, dieses Brüllen, das Zuschlagen von Türen. Das »Nord-Gericht«, wie es immer noch genannt wird, ist der Sitz des vorläufigen »Nationalen Übergangsrates«, Keimzelle des Umsturzes in Bengasi, knapp 700 000 Einwohner, Stadt mit italienischem Flair. Hier tagen Komitees in hektischen Abständen, treffen sich Geschäftsleute, die Ordnung ins Chaos bringen wollen, ziehen übergelaufene Militärs in ihren Prachtuniformen ein, um über die Wiederaufstellung ihrer Einheiten zu sprechen.

Die 44-jährige Salwa Bugaighis arbeitete bis vor zwei Wochen als Anwältin für Zivilrecht und versetzte dem Regime mit Klagen gegen willkürliche Grundstücksenteignungen kleine Nadelstiche. Zusammen mit anderen befreite sie im vergangenen Jahr die Anwaltskammer vom Einfluss der revolutionären Komitees Gadhafis und organisierte Proteste gegen die Festnahme eines Menschenrechtsanwaltes. »Ich bin vollkommen fertig«, sagt sie. »Ich habe meine drei Kinder seit fünf Tagen nicht mehr gesehen. Ich esse seit Tagen nur noch Kekse.« Die Anwältin Bugaighis gehört mittlerweile zu den einflussreichsten Widersachern Gadhafis.

Sobald sie die Tür zum Flur öffnet, greifen die Menschen nach ihr. »Wir müssen die Müllabfuhr in Gang bringen!«, sagt der eine. »Kümmert euch um die Gefangenen«, bittet ein anderer. 3000 Kriminelle seien in Bengasi kurz vor der Machtübernahme freigelassen worden, auf Anordnung Gadhafis, um ein noch größeres Durcheinander zu verursachen. »Die Menschen haben Angst, dass die jetzt offene Rechnungen begleichen.« Ein Dritter steckt der Anwältin einen Zettel zu, mit der Telefonnummer eines Autohändlers, der eine größere Summe spenden möchte.

Nach und nach gründen sich 14 Komitees, die viele Bereiche des öffentlichen Lebens abdecken sollen. Das Transportwesen, die Krankenhäuser, die Stromversorgung. Die Anwältin Bugaighis versucht dabei, die Fäden zusammenzuhalten, was ihr im zunehmendem Menschenandrang immer weniger gelingt. »Unsere Revolution unterscheidet sich von der in Tunesien und Ägypten«, sagt sie. »Wir haben keine Institutionen, auf die wir aufbauen können. Es gibt keine Verfassung, kein Parlament, keine Parteien, keine Nichtregierungsorganisationen, nichts.« Nachts schläft sie in wechselnden Wohnungen. Immer wieder kommen Gerüchte auf, dass Anschläge auf das »Nord-Gericht« bevorstünden. Ein Mitglied eines Komitees wurde vor drei Tagen auf der Fahrt nach Hause beschossen. Seither steht ein ehemaliger Tagelöhner mit einer geschulterten Kalaschnikow am Eingang des Gerichtsgebäudes.

Der Stau kehrt auf die Straßen der Stadt zurück, Geschäfte öffnen. Die Sitzbänke auf den vielen kleinen Plätzen füllen sich mit Menschen, die ihre Gesichter in der Frühjahrssonne wärmen. Der Regen der ersten Revolutionstage lässt nach. Die Busse verkehren wieder, und doch ist nichts wie vorher. In einem Bürogebäude haben Freiwillige eine Rekrutierungsstelle aufgemacht. Junge und alte Männer stehen Schlange, ihre Ausweise in der Hand. »Nach Tripolis!«, erschallen Rufe in der Innenstadt. »Nach Tripolis!«

Hussein, der eigentlich Finanzbuchhaltung studiert, hat die Freiwilligen-Annahmestelle gegründet und sitzt in violetter Lederjacke hinter einem Stapel mit Namenslisten. »Gestern haben sich 1000 eingeschrieben, heute sind es schon 700.« Name, Ausweisnummer, Handynummer, Waffengattung, das alles fragt er eilig ab. Jede Nacht schleusen sie Kämpfer in kleinen Gruppen Richtung Westen. Der 24-jährige Student Hussein erklärt den Freiwilligen die Planung. »Wir rufen auf euren Handys an, wenn der Moment für euch gekommen ist.« Das Hindernis, das den direkten Weg nach Tripolis versperrt, Gadhafis Geburtsort Syrte, den er noch hält, umgingen sie mithilfe von Wüstenbeduinen. »Syrte,« sagt Hussein mit aufeinandergebissenen Kiefern. Dann begrüßt er einen ehemaligen Soldaten. »Sehr gut,« sagt er fröhlich. »Du bist Raketenexperte. Da sind wir noch unterbesetzt.«

»Macht doch ein Schild draußen an die Tür, euch findet man ja gar nicht«, beschwert sich ein Panzerfahrer. Es sind viele dabei, denen die Bürgerrechte aberkannt wurden und damit auch das Recht zu arbeiten. Sie kommen in löchrigen Schuhen und zerschlissenen Jacken. »Ich habe so lange auf diesen Tag gewartet!«, sagt ein ehemaliger Volkswirtschaftsstudent strahlend, der bei einer Demonstration vor fünf Jahren verhaftet wurde. Nach dem Sieg über Gadhafi, sagt er, wolle er sein Studium endlich fortsetzen.

Das Übergangskomitee im Stadtgericht ruft über eine hastig aufgebaute Radiostation die Bewohner dazu auf, die Waffen abzugeben, die sie aus Armee-Depots plünderten. »Es ist der Wahnsinn«, klagt die Anwältin Salwa Bugaighis zwischen zwei Konferenzen. »Es gibt Leute, die stellen sich aus Angst sogar Luftabwehrkanonen vors Haus.« Das Gewehrfeuer zuckt durch die Straßenschluchten, einzelnes Ballern, manchmal Salven, Freudenschüsse meist, aber nicht immer. Die Nächte klingen wie Bürgerkrieg.

Immer noch fliehen die Ausländer in geordneter Panik, Türken und Chinesen, Inder und Bangladescher. Das Hafengelände ist bedeckt mit aufgerissenen Koffern, aus denen Schuhe ragen und Kleider, Bücher und Dokumente. Zu Tausenden stehen an den Kais die Flüchtlinge in Kolonnen, die Gesichter zur See gewandt. Sie drängen sich aneinander, schützen sich so vor den Küstenwinden. Am Ende, als fast alle anderen Libyen verlassen haben, bleiben die Schwarzafrikaner. Die 1500 Bauarbeiter aus Ghana, Nigeria, der Elfenbeinküste drängeln sich vor der griechischen Fähre, die für die Chinesen kam. Die Kapitäne der Schiffe lehnen die Schwarzen ab. Die Europäische Union hat ihnen die Einreise untersagt. Die Bauarbeiter taumeln Richtung Hafenkante, einzelne drohen, ins Wasser zu fallen. Die libyschen Wachmannschaften schlagen mit Gewehrkolben auf sie ein, peitschen sie mit Ledergürteln. Völlig verängstigt sitzen sie abends wieder in ihrem Wohnlager am Rande eines Konferenzzentrums, das sie für Gadhafi hatten bauen sollen. In ihren Botschaften in Tripolis nimmt niemand ab. Die leitenden Ingenieure aus der Türkei sind schon vor Tagen geflohen.

Die Bewacher der Schwarzafrikaner reden nicht mit ihnen, sie schießen in die Luft. Sie schießen, wenn die Bauarbeiter in ihre Baracken gehen sollen. Sie schießen, wenn sie ihnen das Essen bringen. »Sie behandeln uns wie Tiere«, klagt einer der Schwarzen. Die Söldner Gadhafis, der sich seine Schergen aus ganz Schwarzafrika holt, haben die gleiche Hautfarbe. Immer wieder werden die Bauarbeiter von den jungen libyschen Revolutionären mit Killern verwechselt.

Es heißt, Gadhafi habe vergiftete Lebensmittel nach Bengasi geschickt

Die Stimme der Anwältin Salwa Bugaighis ist stets kurz vorm Zerreißen, sie keucht die Silben. Den Komitees gelang es mittlerweile, Teile der regulären Verkehrspolizei wieder auf die Kreuzungen zu holen. Die Hälfte der Banken in der Stadt hat geöffnet, lange Warteschlangen winden sich um die Häuserblöcke. Bugaighis Ehemann, ein Psychologe mit Golfkappe, lehnt rauchend an der Wand des Gerichtsflurs, die Augenlider geschwollen, am Rande der Kraft.

Es gibt Gerüchte, wonach Gadhafi vergiftete Lebensmittel nach Bengasi geschickt haben soll. Manche raunen, eine Panzerkolonne sei von Syrte aus unterwegs, Luftangriffe stünden bevor. Das Komitee für Telekommunikation arbeitet an einem neuen Mobilfunknetz. Das alte gehört einem der Söhne Gadhafis, er höre mit, heißt es, in Tripolis gebe es eine zentrale Abhöranlage. In sich auftürmenden Wellen branden jetzt die Menschenmassen an die Tür des Gerichts, sie stauen sich an der Treppe, klatschen mit den Handflächen gegen das Holz, schäumen hindurch, brechen sich an der neu installierten Metallschleuse. »Die Leute erwarten so viel von uns.« Es sei, sagt Salwa Bugaighis, »als wollten wir mit Hammer und Meissel einen Berg abtragen.«

»Was soll das für eine Revolution sein?«, flüstern zwei Gadhafi-Anhänger, die den feiernden Jugendlichen vor dem Gerichtsgebäude zusehen. »Das ist nur eine Party von Ungebildeten.« Die Protestslogans an den Wänden, die Gadhafi wahlweise als Lügner, Mörder und Zionisten bezeichnen, wim-

Fortsetzung auf S. 16

Fortsetzung von S. 15

melten vor Rechtschreibfehlern, sagen die beiden Männer. Sie stellen sich als Mediziner vor, die bisher an einem der städtischen Krankenhäuser gearbeitet hätten. Studenten hätten das Sagen, sie fühlten sich nicht mehr erwünscht. »Das alles hier ist schlimmer als Gadhafi.« Nur eine kleine Minderheit in Bengasi stehe hinter der Revolution. Am vorigen Tag hätten sie versucht, die Stadt zu verlassen, seien jedoch kurz vor Syrte von einer Panzereinheit Gadhafis gestoppt worden. »Sie sagten, sie ließen niemanden durch, der aus Bengasi kommt.« So kehrten die beiden um, gefangen zwischen den Fronten.

»Sollen wir gehen? Sollen wir bleiben?«, überlegt ruhelos Erika al-Mengar mit ihrer fünfköpfigen Familie. Die Oberhausenerin lebt seit 1982 in einem Vorort von Bengasi. Ihren wahren Namen möchte sie nicht in der Zeitung lesen. Ihr Haus ist ihr privates Paradies, mit hübschem Vorgarten, liebevoll eingerichtet. Sie und ihre drei Kinder zählen zu den wenigen Deutschen, die in der Stadt aushalten. Das Auswärtige Amt aus Berlin rief sie an, ein britisches Passagierschiff könne sie morgen mitnehmen, die Stadtverwaltung Oberhausen meldete sich. Doch Erika al-Mengar will bleiben.

»Ich gehe auf keinen Fall!«, deklamiert ihr Sohn Yusuf, 23, der sich kleidet wie der junge Che Guevara. »Das ist meine Revolution.« Vom ersten Tag an war er bei den Protesten dabei, er glüht, hilft der Übergangsverwaltung. Zum ersten Mal, sagt er, sei er stolz, ein Libyer zu sein. Die Tochter, 19, studiert Medizin, verbringt ihre Tage im Krankenhaus, wo sie verletzte Demonstranten betreut. »Die haben dort kein Pflegepersonal mehr«, sagt sie. »Das waren ja alles Frauen aus Bulgarien, Frankreich und Bangladesch. Die sind jetzt alle geflohen.« Zusammen sitzen sie abends vorm Fernseher und sehen die Dinge, die sie nur schwer glauben können.

»Diese Freiheit ist immer noch ein komisches Gefühl«, sagt Erika al-Mengar. Bis vor zwei Wochen habe sie selbst im Bekanntenkreis auf jedes Wort achten müssen. »Die Großen haben mir immer gesagt, sag nichts«, erzählt grinsend ihr Jüngster, 11, der sich auf dem Sofa an sie kuschelt. »Ich habe es meinen Kindern eingebläut, erwähnt am Telefon nicht den Gadhafi«, sagt seine Mutter. Die Urlaubsflüge nach Deutschland seien immer Flüge in die Freiheit gewesen, sie hätten im Flieger regelrecht aufgeatmet, sagt sie, doch jetzt sei die Freiheit zu ihnen gekommen.

Gestern saß eine Nachbarin auf ihrem Sofa und rang um Fassung. Ihr Sohn sei ein Mitglied von Gadhafis Elitetruppen. Er habe sie an diesem Tag angerufen, aus der Bastion des Despoten heraus, und am Telefon geweint. Er habe nicht über Details reden können, weil die Leitungen überwacht würden, er habe seiner Mutter nur gesagt: »Warum hast du mich damals überredet, zu den Spezialtruppen zu gehen?« Mutter und Sohn wissen nicht, ob sie sich je wiedersehen, und auch Erika al-Mengar bittet, von ihr keine Bilder zu machen. Für alle Fälle.

Es scheint noch alles offen. Haben die Aufständischen in den ersten Tagen schnelle Erfolge errungen, fielen damals fast im Stundentakt die Städte vom Despoten ab, scheint ihr Vormarsch jetzt zu stagnieren. Der »König aller Könige« hat sich festgebissen, und es gibt Beobachter, die sich an den Irak 1991 erinnert fühlen. Am Ende des ersten Golfkrieges hatte Saddam Hussein die Kontrolle über die Armee und zwei Drittel des Landes verloren. Und doch schafften es seine Elitetruppen binnen Wochen, den Irak fast vollständig zurückzuerobern. Auch Libyens Armee sei im Vergleich zu Gadhafis Elite extrem schwach, heißt es. »Wir machen, was wir können«, sagt Salwa Bugaighis im Hauptquartier der Revolution. »An alles andere denke ich nicht. Ich weigere mich. Es kommt, wie es kommt.«

Kampf um Libyen: Aktuelle Berichte und Hintergründe **www.zeit.de/libyen**
Weitere Fotos: **www.zeit.de/libyen-reportage**

Wo sind Gadhafis Milliarden?

Irgendwo auf der Welt sitzt Muammar al-Gadhafi vor einem Computer. Die Macht hat er verloren, doch sein Geld ist ihm geblieben. Er ruft die Internetseite eines großen ausländischen Finanzinstituts auf, er tippt ein paar Zahlen ein. Wenig später geht er zur Bank um die Ecke und hebt wieder ein paar Millionen ab. So lebt er weiterhin prunkvoll von dem Vermögen, um das er einst sein Volk betrog.

Dieses Szenario ist es, das der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in diesen Tagen mithilfe einer Maßnahme verhindern will, die eine Art ökonomische Eiszeit einleiten soll. Eine der gegen Libyen verhängten Sanktionen besagt: Weltweit werden alle Konten, Guthaben und Depots des Gadhafi-Clans eingefroren. Das US-Finanzministerium hat bereits Vermögenswerte in Höhe von etwa 30 Milliarden Dollar auf Eis gelegt - ein in der Geschichte Amerikas historischer Höchstwert. Nichts kann mehr abgehoben, nichts mehr eingezahlt werden. Nach einem Machtwechsel soll das Geld dem libyschen Volk zurückgegeben werden.

So weit die einfache Theorie. Manche, meist selbst ernannte, Experten beziffern das Vermögen Gadhafis auf 50, andere gar auf 150 Milliarden Dollar. Genau weiß es nur der Diktator selbst. Sicher ist, dass die beträchtlichen Einnahmen des libyschen Staates vor allem aus dem Ölgeschäft stammen. Und sicher ist, dass sie die Menschen in Tripolis und Bengasi kaum erreichten, sondern größtenteils im Regierungspalast hängen blieben und von dort zurück ins Ausland flossen – auf Gadhafis Bankkonten, zum Beispiel in der Schweiz.

Bis vor zwei Jahren hatte er dort sein Geld angelegt. Dann verprügelte Gadhafis Sohn Hannibal im Sommer 2008 in einem Genfer Luxushotel zwei Angestellte. Die Schweizer Polizei räumte dem jungen Mann keinen Herrscherbonus ein, sondern verhaftete ihn wegen Körperverletzung. Gadhafi war darüber so erbost, dass er seine Milliarden aus der Schweiz abzog. Heute wird sein Vermögen unter anderem in Großbritannien, Italien und Singapur vermutet. Wo auch immer sich die Konten des Diktators befinden: Das neue Libyen dürfte Gadhafis Geld gut gebrauchen können.

alle Fotos: Alessandro Gandolfi/parallelozero.com für DIE ZEIT (27.2.-1.3.2011)

Tausende Flüchtlinge stehen am Hafen Schlange, um es auf eine der Fähren nach Europa zu schaffen. Auch die libyschen Frauen helfen bei der neuen Selbstverwaltung

Operation Flugverbot

Als der Gesandte Libyens im Plenarsaal der Vereinten Nationen ans Rednerpult tritt und seinen Führer Gadhafi mit Adolf Hitler vergleicht, ist der Moment gekommen, der die Delegierten handeln lässt. Es ist der Freitag vergangener Woche, die Sondersitzung des Weltsicherheitsrates in New York hat begonnen, und der libysche Gesandte bittet die Versammlung, sein Land zu retten. Wie Hitler den Deutschen, sagt der Redner, so habe Gadhafi den Libyern verkündet: »Entweder ich beherrsche euch, oder ich töte euch!« Der Sicherheitsrat müsse unbedingt eine »schnelle und mutige« Antwort finden. Dann tritt er vom Rednerpult zurück und fällt seinem Stellvertreter weinend in die Arme.

Der Appell des libyschen UN-Gesandten beeindruckt auch die Vertreter aus Russland und China. Seit je berufen sich diese zwei Vetomächte auf das Prinzip, sich nicht einzumischen, vor allem, wenn es um Menschenrechtsverletzungen geht. Es waren bisher die Briten, Franzosen und Deutschen, die es eilig haben und eine Verurteilung Libyens verlangen. Nach der Rede des Libyers einigen sich aber alle 15 Sicherheitsratsmitglieder auf ein Waffenembargo und ein Reiseverbot für 16 libysche Regierungsmitglieder sowie darauf, weltweit das Vermögen der Gadhafi-Familie einzufrieren. Sieben Söhne, eine Tochter und Gadhafi selber sind davon betroffen.

Ginge es nach dem Willen der amerikanischen Regierung, hätte man in der Resolution auch Artikel 42 der UN-Charta zitiert, sodass militärische Maßnahmen möglich wären. Doch diese Option geht vielen zu weit. Die Russen bestehen auf nicht militärischen Sanktionen. Artikel 42 ist damit vom Tisch.

Der deutsche Botschafter Peter Wittig drängte schon in den Tagen zuvor darauf, Gadhafi und seine Getreuen für die Menschenrechtsverbrechen strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen. Die Chinesen und Russen zögern, aber auch afrikanische Staaten wie Nigeria und Gabun wollen zunächst keine sofortige Überweisung an den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag, sondern ein mehrstufiges Verfahren, das mit einer scharfen Warnung an Libyen beginnt.

Anders als in früheren Jahren stimmen die Vereinigten Staaten einer Überweisung an den Internationalen Strafgerichtshof zu. Bisher sperrte sich die amerikanische Regierung dagegen, aus Angst, dass sich in Den Haag demnächst vielleicht auch Amerikaner verantworten müssten. Chinas Botschafter bittet um eine Unterbrechung der Sitzung, ruft in Peking an. Danach stimmt er der Resolution zu, wie auch der russische Vertreter und Afrikas Diplomaten.

Der deutsche Botschafter spricht am Ende von einem »historischen Tag«.

Aber was bedeutet das für Gadhafi?

Was am vergangenen Wochenende im UN-Sicherheitsrat entschieden wurde, ist ein Präzedenzfall. Einstimmig wurde beschlossen, den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag mit Ermittlungen über Verbrechen des libyschen Regimes zu beauftragen. Es geht um die Brutalität von Gadhafis Schergen im Kampf gegen den Aufstand, um Angriffe auf die libysche Zivilbevölkerung, um Scharfschützen, Kampfbomber und Maschinengewehre.

Gadhafi wäre der zweite amtierende Staatschef, den der Haager Gerichtshof für Gräueltaten zur Rechenschaft zöge. Schon einmal, im März 2005, überwies der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen einen Fall an den Gerichtshof: Es ging um die Lage im sudanesischen Darfur. Damals enthielten sich neben China auch die USA. Beide Nationen sahen ihr Misstrauen gegen das Gericht bestätigt, als der Chefankläger einen Haftbefehl gegen den sudanesischen Präsidenten Omar al-Baschir erließ.

Für China ist al-Baschir ein wichtiger Erdöllieferant, für die USA ein politischer Verhandlungspartner, der, ähnlich wie Gadhafi, sein Land nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 aus der Reihe der »Schurkenstaaten« herausmanövrierte, indem er beim »Krieg gegen den Terror« mitzog.

Internationale Strafgerichte schränken die lange Zeit unantastbaren Prinzipien der nationalen Souveränität und der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates massiv ein. Wie gefährlich diese Entwicklung für Gadhafi werden könnte, hatte er schon lange begriffen. Als 2006 der ehemalige liberianische Präsident Charles Taylor an ein internationales Sondertribunal ausgeliefert wurde, warnte der Libyer seine afrikanischen Amtskollegen, jeder von ihnen »könnte nun ein ähnliches Schicksal erleiden«. Taylor wird für Massaker, Plünderungen und andere Gräueltaten während der Bürgerkriege in Liberia und im Nachbarland Sierra Leone verantwortlich ge-

Aus dem Ölgeschäft hat der libysche Diktator ein Vermögen abgezweigt. Selbst wenn man wüsste, wo er es versteckt – es wäre ihm nicht so leicht zu nehmen VON WOLFGANG UCHATIUS

Ob es die Milliarden in der komplizierten Wirklichkeit aber tatsächlich bekommt, ist ungewiss. Damit der Eiszeit-Erlass wirkt, müssen die Banken wissen, welche Konten und Depots tatsächlich Gadhafi gehören. Nach Ansicht des ehemaligen Schweizer Geldwäschekontrolleurs Daniel Thelesklaf, heute Leiter des Basel Institute on Governance, ist dies noch die niedrigste Hürde. Während herkömmliche Wirtschaftskriminelle häufig ein kaum zu durchdringendes Konstrukt aus Scheinfirmen und Strohmännern errichteten, seien die meisten Diktatoren dafür erfahrungsgemäß zu misstrauisch. Sie vertrauten allein Angehörigen ihrer eigenen Familie, die leicht zu identifizieren seien.

Wahrscheinlich aber ist, dass Gadhafi es geschafft hat, sein Vermögen rechtzeitig in afrikanische oder arabische Länder zu transferieren, deren Regierungen weiterhin zu ihm halten. Dort könnte er dann trotz UN-Sanktionen ein auskömmliches Leben führen.

Doch selbst wenn sich das Geld des Diktators noch immer in westlichen Finanzzentren befände, könnte Gadhafi es bald zurückbekommen. »Um ausländisches Vermögen dauerhaft zu blockieren, fehlt den Staaten die juristische Grundlage«, sagt der Schweizer Jurist Peter Cosandey, ehemals leitender Staatsanwalt für internationale Rechtshilfe und Geldwäsche. Nur wenn eine neue libysche Regierung offiziell um Rechtshilfe ersucht und nachweist, dass Gadhafis Geld kriminellen Ursprungs ist, kann sein Vermögen tatsächlich beschlagnahmt werden. Wenn nicht, muss das Geld freigegeben werden, dann schmilzt das Eis.

Auf den ersten Blick erscheinen solche Anträge als Formsache, in Wahrheit sind sie ein ernstes Problem. Im zerfallenen Haiti etwa ist die Justiz nach der jahrzehntelangen Herrschaft der Tyrannen François und Jean-Claude Duvalier bis heute nicht in der Lage, ein offizielles Rechtshilfegesuch zu stellen. Im zentralafrikanischen Kongo kam nach dem Sturz des Diktators Mobutu Sese Seko eine Regierung an die Macht, die dem alten Herrscher nahestand. Das Rechtshilfeverfahren blieb aus, der Mobutu-Clan blieb reich. Es ist ein bitteres Fazit, das der Geldwäsche-Experte Thelesklaf zieht: »Einen ehemaligen Diktator ins Armenhaus zu bringen, ist bisher fast nie gelungen.«

Die Anwältin Salwa Bugaighi und andere versuchen, in Bürgerkomitees ihre Stadt zu verwalten. Jugendliche feiern auf gekaperten Panzern die Revolution

alle Fotos: Alessandro Gandolfi/parallelozero.com für DIE ZEIT (27.2.–1.3.2011)

Der Wüstentyrann

1969 Der libysche Oberst Muammar al-Gadhafi stürzt mit seinem »Bund freier Offiziere« König Idris und übernimmt als Oberbefehlshaber der Streitkräfte die Macht. Er ruft die Republik aus und verstaatlicht ausländische Erdölfirmen.
1970 Amerikaner und Briten räumen ihre Militärstützpunkte in Libyen.
1973 Gadhafis Truppen besetzen Teile des zum Tschad gehörenden Aouzou-Streifens, in dem man Uranvorkommen vermutet.
1980 Gadhafi knüpft Kontakte zu Terrorgruppen wie der IRA und der Eta. Die palästinensische PLO finanziert er mit.
1982 Eine Delegation der Partei der Grünen besucht Gadhafi und provoziert damit Diskussionen in Westdeutschland.
1986 Bei einem Bombenanschlag auf die Berliner Diskothek La Belle sterben zwei US-Soldaten und eine türkische Besucherin. Mehr als 200 Menschen werden verletzt. US-Präsident Reagan beschuldigt Gadhafi, den Anschlag angeordnet zu haben, und lässt Tripolis und Bengasi bombardieren.
1988 Über Lockerbie stürzt eine Maschine der Pan Am nach einer Bombenexplosion ab. 270 Menschen sterben, auch dieses Attentat wird Gadhafi zugeschrieben.
1999 Gadhafi leitet mit der Gründung der Afrikanischen Union (AU) die Rückkehr seines Landes in die internationale Staatengemeinschaft ein. Kurz darauf tritt er als Vermittler im Geiseldrama auf der philippinischen Insel Jolo auf.
2003 Gadhafi gibt die Entwicklung von Massenvernichtungswaffen auf, um sein Verhältnis zum Westen zu verbessern.
2004 Die Gadhafi-Stiftung zahlt 35 Millionen Dollar an die deutschen Opfer des La-Belle-Anschlags. Im Oktober reist Bundeskanzler Schröder nach Libyen, wenig später der französische Präsident Chirac. Die EU hebt das Waffenembargo auf, auch Amerika lockert seine Sanktionen.
2006 Unter Beteiligung Libyens einigen sich die EU und die AU auf ein gemeinsames Vorgehen gegen illegale Migration. Im September ruft Gadhafi anlässlich des 37. Jahrestags seiner Machtübernahme öffentlich zur Ermordung politischer Gegner auf.
2007 Am Tag der Menschenrechte besucht Gadhafi Präsident Sarkozy in Paris, ein Jahr später Ministerpräsident Putin in Moskau.
2009 Gadhafi trifft beim G-8-Gipfel auch US-Präsident Obama. Im August bereitet er dem in England begnadigten Lockerbie-Attentäter einen triumphalen Empfang.
2011 Viele Libyer fordern bei Demonstrationen den Sturz Gadhafis. Tausende sterben bei Kämpfen. Aufständische erobern den Osten des Landes, während sich Gadhafi in Tripolis verschanzt.

Wenn die Europäer nicht den Mut aufbringen, sich einzumischen, droht in Libyen ein Blutbad VON JOCHEN BITTNER, ANDREA BÖHM UND MARTIN KLINGST

macht und wartet derzeit auf sein Urteil vor dem internationalen Sondertribunal für Sierra Leone. Als einer seiner Geldgeber und Waffenlieferanten gilt Muammar al-Gadhafi, durch dessen Ausbildungslager einst verschiedene afrikanische Kriegsherren und Milizionäre liefen. Gadhafi wird in der Anklageschrift gegen Taylor aufgeführt, jedoch nicht belangt.

Seine Verwicklung in die westafrikanischen Bürgerkriege wird vor dem Internationalen Strafgerichtshof keine Rolle spielen. Der Gerichtshof hat vom UN-Sicherheitsrat den Auftrag, ausschließlich die Verbrechen des libyschen Regimes seit Beginn des Aufstandes Mitte Februar zu untersuchen. Ob und wie schnell Ermittler in Libyen ihre Arbeit aufnehmen können, ist noch unklar. Material lässt sich auch von Den Haag aus sichten: Gadhafis jüngste Reden, in denen er seine Anhänger auffordert, das Land von Aufständischen – er nennt sie »Ratten« – zu säubern; Aussagen von Augenzeugen und Flüchtlingen; Filmaufnahmen mit tödlichen Einsätzen libyscher Sicherheitskräfte, aufgenommen von Demonstranten mit Handykameras.

Allerdings reichen Filmszenen und wüste Reden nicht aus. Einem Staats- oder Regierungschef Befehlsverantwortung oder auch indirekte Verantwortung für Verbrechen seiner Sicherheitskräfte nachzuweisen ist weitaus schwieriger, als es Medienberichte über die Ereignisse vermuten lassen.

Auch wenn Gadhafi den Aufstand überleben sollte, ist es keineswegs sicher, dass er auf der Haager Anklagebank sitzen wird. Es könnte ihn das Schicksal des früheren rumänischen Diktators Ceaușescu ereilen oder das von Saddam Hussein im Irak: Exekution im eigenen Land.

Die amerikanische UN-Gesandte Susan Rice stellte klar, dass der Sicherheitsrat seine Arbeit mit dem Strafbefehl gegen Gadhafi nicht beendet habe. Wenn sich die Lage in Libyen weiter zuspitze, werde er die Sanktionen »verstärken und verändern« müssen. Im Weißen Haus diskutiert man längst über ein Flugverbot im libyschen Luftraum.

Geografisch betrachtet, wäre es an den Europäern, eine Flugverbotszone zu fordern. Schließlich könnten Kampfjets aus Italien, Frankreich oder auch Deutschland den Wüstenstaat in Nordafrika am schnellsten erreichen. Doch obwohl Gadhafi zu Beginn der Woche erneut Radiosender und Munitionsdepots der Aufständischen aus der Luft bekämpfen ließ und obwohl Rebellen gegenüber Journalisten flehentlich nach Flugverboten riefen, diskutierten die Gremien der Europäischen Union bis zum Dienstag dieser Woche noch nicht einmal die Idee. Selbstzufrieden verweisen Brüsseler Diplomaten stattdessen auf Reise-, Waffen- und Finanzembargos, welche die Union in Rekordzeit beschlossen habe. Mehr Mut bringen die Europäer nicht auf. In ihrem Anspruch, ein prägender Akteur in der Krise zu sein, versagt die EU erneut.

Der britische Premierminister David Cameron preschte schließlich allein vor. Er habe, gab er bekannt, seinen Militärstab angewiesen, zusammen mit den Verbündeten Pläne für eine Luftraumsperrung auszuarbeiten. Der deutsche Außenminister Guido Westerwelle signalisierte Unterstützung. Umsetzen könnte Europa eine Flugverbotszone aber nur im Nato-Verband. Die Allianz verfügt nicht nur über die Awacs-Flugzeuge, Jets und Tankflugzeuge, die für die Überwachung, das Ausschalten von Abwehrstellungen und den Kampf gegen Gadhafis schätzungsweise 200 MiGs nötig wären, die Nato hätte auch die notwendige Erfahrung. Schon einmal, im Jahr 1993, baten die Vereinten Nationen die Nato, die Bombardierung von Zivilisten zu verhindern. Damals ging es um den Schutz Bosnien-Herzegowinas. In der Operation Deny Flight kreisten fast tausend Tage lang Tornados der Bundeswehr, F-16s aus den Niederlanden und Mirage-Jets aus Frankreich über dem Balkan und schossen dabei serbische Jets ab, die Schutzzonen angreifen wollten.

Ob sich die Nato schon für eine Flugverbotszone über Libyen rüstet, darüber gibt es widersprüchliche Auskünfte. Im Brüsseler Hauptquartier der Allianz heißt es: »Die Planer planen.« Im Fall Bosnien-Herzegowina, vor 18 Jahren, dauerte es sechs Monate, bis die logistische Vorbereitung abgeschlossen war.

Doch bevor Awacs-Flugzeuge mit deutscher Besatzung aus der Air Base in Geilenkirchen aufsteigen dürfen, müsste zuerst der Bundestag diesem Einsatz zustimmen. Sollte Gadhafi jetzt seine Drohung wahrmachen und sich in einen Märtyrerkampf stürzen, dann, so steht zu befürchten, werden weder die Vereinten Nationen noch die Europäer schnell genug reagieren, um ein Blutbad in Tripolis zu verhindern.

Die Wolken der Woche

Das hauptstädtische Berlin hatte sich zu Beginn dieser Woche noch unter einem heraufziehenden Unwetter wegducken wollen, und dann gab es am Dienstag ein so plötzliches Blitzlichtgewitter, dass hinterher alle froh waren, diese Kapriole überstanden zu haben. Welch ein Theaterdonner! Seither scheinen die atmosphärischen Störungen bei nachlassenden Winden aus unterschiedlichen Richtungen abzuklingen. Vor weit geöffneten Mikrofonen könnte sich sogar eine Stille nach dem Sturm einstellen, bis die Turbulenzen im südlichen Mittelmeerraum wieder an Einfluss gewinnen. Kurzatmige Zeitgenossen sollten das Zwischenhoch im Meinungsklima also nicht überbewerten und das Stimmungsbarometer ständig bei sich tragen. Irgendwann aber wird auch diese Phase zu Ende gehen, und dann zieht am Horizont frische Poesie herauf: Ein neues Quartal lässt seinen blauen Streifen wieder durch die Lüfte flattern, und süße, durchaus bekannte Düfte bewegen sich ahnungsvoll durchs Land. Manche Blumen träumen schon, von fern ein leiser Fernsehton. Wer hat das geschrieben, wenn nicht wir? Die Wolken dieser Wochen lösen sich auf, es wird Frühling!

Fotos [M]: Andreas Fischer/dapd (groß); Bildmaschine.de; aus dem Buch: „Knit the City“: HOFFMANN UND CAMPE VERLAG (u.)

Der Notarzt Thomas Köhler naht in Windeseile

Hubschrauber ans Bett

Weil es auf dem Land an Ärzten fehlt, kommt die Hilfe mehr und mehr aus der Luft. Ist das sinnvoll? VON FREDERIK JÖTTEN

Der Pilot ist als Erster auf dem Dach. Er reißt die Tür des Hubschraubers auf, legt zwei Hebel um, die Triebwerke laufen an. Der Notarzt steigt ins Heck, während der Rettungsassistent sich noch unten in der Leitstelle erklären lässt, wo sie jetzt gebraucht werden und um welche Art Notfall es geht. Der Luftzug des Rotors reißt an seiner Jacke, als er die Maschine erreicht, es ist so laut, dass auch Schreien kaum zu hören wäre. Anderthalb Minuten sind vergangen, seit der Rettungsassistent auf dem Sofa gesessen und in einer Zeitschrift geblättert, der Arzt gähnend an seiner Kaffeetasse genippt und der Pilot eine E-Mail geschrieben hat. »Kabine klar«, Start.

Die Besatzung des Rettungshubschraubers *Christoph 7* in Kassel ist ein eingespieltes Team. Der Notarzt Thomas Köhler und sein Assistent Wilfried Schüttenberg kommen vom Rotkreuz-Krankenhaus in Kassel, der Pilot Frank Schäfer von der Fliegerstaffel der Bundespolizei im benachbarten Fuldatal. *Christoph 7* hat 2010 die meisten Einsätze in Hessen geflogen: 1336, meist in einem Radius von 50 Kilometern. Die Region ist dünn besiedelt, etliche Ärzte gingen in den vergangenen Jahren in den Ruhestand, es fehlt an Nachfolgern.

Der Hubschrauber steigt senkrecht in den trüben Himmel über Kassel. »Was machen wir?«, fragt der Notarzt über den internen Funk. Schüttenberg antwortet: »Internistischer Notfall in Baunatal, Atemnot, Verdacht auf Lungenödem.« Der Hubschrauber fliegt mit Tempo 220 über Äcker, dann über eine Fabrik. »Wo können wir landen?«, fragt der Pilot. Schüttenberg blickt auf das Navigationsgerät in seiner Hand. »Vor den Baunataler Werkstätten gibt es eine Wiese, da müsste es gehen.« Ein orangeroter Hubschrauber vor Hochhäusern aus grauem Waschbeton, Sinkflug. »Okay, die Wiese nehmen wir.« – »Willi, guckste mal raus?« 20 Meter über dem Boden öffnet der Rettungsassistent die Tür. »Alles frei!« Laub stiebt davon, sie landen zwischen Maulwurfshügeln. Köhler und Schüttenberg springen hinaus. Mit Notfallrucksack und EKG-Gerät laufen sie zum an der Wiese parkenden Rettungswagen, der sie abholt.

Baunatal ist eine Stadt mit 26 000 Einwohnern. Außerhalb der Sprechzeiten in den Praxen gibt es einen Bereitschaftsdienst der niedergelassenen Ärzte. Braucht jemand Hilfe, weil er akut erkrankt ist und das Haus nicht verlassen kann, schickt der Bereitschaftsdienst einen Arzt bei ihm vorbei. Dies kann dauern. Bei Lebensgefahr oder starken Schmerzen muss sofort jemand kommen, das ist dann ein Notarzt vom Rettungsdienst, der vom Bereitschaftsdienst verständigt wird oder vom Patienten direkt über die Rufnummer 112. So ist es fast überall in Deutschland, ein System, das sich für die Patienten bewährt hat. Den niedergelassenen Ärzten allerdings kann es Probleme machen. Wo es kaum noch Ärzte gibt, müssen die wenigen zu viele Dienste machen; so war es auch in der Region Baunatal. Vor einem Jahr hat man den Bereitschaftsdienst neu organisiert und das Einsatzgebiet wesentlich vergrößert. Jetzt haben die Ärzte seltener Dienst, müssen aber weiter fahren. In Baunatal waren es früher höchstens sechs, jetzt sind es bis zu 25 Kilometer. In vielen Regionen gibt es außerdem Schwierigkeiten, Notarztstellen zu besetzen; einige Kommunen ersteigern sich schon Notarztdienste bei einer Börse im Internet.

»Wo es wenige Ärzte und Notärzte gibt, rückt der Hubschrauber häufiger aus«, sagt Eva Baumann von der DRF Flugrettung in Filderstadt, die in Deutschland 30 Rettungshelikopter betreibt. Zudem seien etliche Krankenhäuser in kleinen Städten geschlossen oder zu Spezialkliniken umgewidmet worden – so wird mehr und mehr geflogen. Um 19 Prozent auf fast 100 000 ist die Anzahl der Hubschraubereinsätze in Deutschland zwischen den Jahren 2004 und 2009 gestiegen.

Mit Blaulicht fährt der Rettungssanitäter Notarzt und Assistent zu ihrem Einsatzort in Baunatal, einer gepflegten Wohnung im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses. Die Patientin, eine alte Dame, weiße Haare, dürr, liegt gekrümmt im Bett. Ein Sanitäter ist schon da. Er hat ihr eine Sauerstoffmaske aufgesetzt, sie atmet ruhig und regelmäßig. Tochter und Ehemann stehen im Türrahmen. »Was ist passiert?«, fragt Köhler. »Sie hat schlecht Luft bekommen«, sagt der Mann, er wirkt gefasst. Köhler fragt nach den Vorerkrankungen. Die Tochter zählt auf: Diabetes, hoher Blutdruck, Schlaganfall 1996, halbseitige Lähmung, Herzinsuffizienz, pflegebedürftig, wund gelegene Stelle am Steißbein, seit vier Tagen zusätzlich Durchfall und heute Atemnot. Später wird der Arzt sagen, dass es einfacher gewesen wäre, aufzuzählen, welche Erkrankungen die Patientin nicht gehabt habe, die Mediziner nennen so etwas Multimorbidität, häufig in unserer alternden Gesellschaft.

Die Sanitäter heben die Patientin auf eine Bahre und tragen sie aus der Wohnung in den Rettungswagen. Die Tochter sagt zum Arzt: »Am schönsten wäre es, wenn sie einfach einschlafen könnte.« Der Rettungswagen bringt die Patientin in ein Krankenhaus, in dem sie intensivmedizinisch betreut werden wird, Köhler bleibt an ihrer Seite. Über Funk gibt der Arzt an die Leitstelle durch: »Begleitung in die Klinik, Notarzt abkömmlich.« Soll heißen, dass er im Notfall zum nächsten Einsatz bereit wäre. Der Hubschrauber würde dann neben der Straße landen und ihn aufnehmen.

»Mir ist es wichtig, dass ich durch diesen Einsatz nicht bei einem schwerwiegenderen fehle«, sagt Köhler. Zwei Tage zuvor hat der Hubschrauber einen Schwerverletzten nach einem Verkehrsunfall gerettet, drei Tage zuvor ein acht Monate altes Kind mit schweren Verbrennungen. Jetzt sitzt Köhler in seiner leuchtenden Kluft neben der Patientin und wirkt nachdenklich. Nachdem er sie in die Klinik gebracht hat, sagt er: »Diese Frau hat so viele schwere Krankheiten, dass sie jede Woche sterben kann.« Die Kriterien für einen Einsatz des Notarztes und des Rettungshubschraubers seien damit erfüllt. Ein Hausarzt, der die Frau samt ihrer Vorgeschichte kennte, hätte sie aber, wenn wie hier die Angehörigen einverstanden sind, wohl nicht ins Krankenhaus geschickt. »Für die Patientin wäre es eine Erlösung, wenn sie zu Hause sterben könnte.«

Köhler sieht mehr und mehr solcher Fälle. Besonders zu Menschen auf dem Land, die zu Hause oder in Altenheimen gepflegt werden, müsse oft der Hubschrauber kommen. »Eigentlich, so ein Scherz unter Luftrettern, müsste man vor jedem Altenheim ein H für einen Hubschrauberlandeplatz einstreuen«, sagt Köhler. »Ich schätze, dass bei jedem zehnten Bewohner formal die Indikation für einen Notarzteinsatz besteht.« Wenn ein Patient einen schlechten Tag habe und der Hausarzt in der Praxis nicht abkömmlich sei oder der ärztliche Bereitschaftsdienst zu weit entfernt, werde der Notarzt gerufen. Dann fliegt oft der Helikopter.

»Unsere Hubschrauber in Neustrelitz in Mecklenburg-Vorpommern und in Perleberg in Brandenburg haben die Notfallversorgung am Boden mittlerweile ersetzt«, sagt Alka Celic von der ADAC-Luftrettung in München, die 45 Rettungshelikopter in Deutschland betreibt. Die Flugrettung ist teuer, 45 Euro kostet die Minute. Die Krankenkassen zahlen das, um die von den Ländern vorgeschriebenen Versorgungsfristen einzuhalten. Auch in anderen Bundesländern gibt es einen Trend zur Luftrettung. Eine Studie des bayerischen Innenministeriums hat 2009 ergeben, dass wegen der Veränderungen im Gesundheitssektor in ländlichen Regionen Bayerns zwei neue Rettungshelikopter in Betrieb genommen werden müssen – in Augsburg und Weiden in der Oberpfalz sollen sie bald stationiert werden.

In Kassel sitzt die Crew wieder im Hubschrauber. Sie fliegt zu einem Nagelstudio, in dem eine alte Dame kollabiert ist.

»Wir wollen, dass die Leute sich freuen«

Was kommt nach Graffiti? »Knit Graffiti« – Selbstgestricktes für das Straßenbild VON SILKE BURMESTER

Pop. Politik. Punk. Wenn in London Frauen Straßenpollern selbst gestrickte Überzüge überstülpen, wenn sie Absperrungen am Covent Garden mit Strickschals zunähen, Telefonzellen an den Houses of Parliament einstricken, Laternenpfähle und Bäume, wenn sie die Absperrgitter der U-Bahn mit selbst gestalteten Wollwesen behängen, dem Denkmal des altehrwürdigen Charles Darwin einen großen Kraken um die Schultern legen, die Figuren und Pflanzen aus *Alice im Wunderland* in die städtische Landschaft setzen – dann muss Gesinnung dahinterstecken, oder? Subversives Gedankengut, die Lust an anarchistischen Umtrieben. Zumal wenn diese Frauen unter Namen wie Deadly Knitshade (Tödlicher Strickschatten) oder The Fastener (Die Festmacherin) ihr Unwesen treiben und sich nur maskiert fotografieren lassen.

Zur Vorbereitung ihrer jüngsten Aktion trafen sich die Frauen von Knit The City in einem Pub in Soho. Tags darauf war Valentinstag, und sie wollten die Botschaft der Liebe verkünden. Liebe kann es nicht genug geben, das gilt in London ganz besonders, wo an diesem Sonntagmorgen die Obdachlosen in einer so großen Zahl und einer so großen Armut um den Leicester Square streifen, dass man nicht umhinkommt, den Refrain von Ralph McTells Konfirmationsunterrichtsklassiker *Streets of London* im Kopf zu führen:

Komm und gib mir deine Hand, ich führe dich durch unsre Straßen und zeige dir Menschen, die wirklich einsam sind!

Doch wir wären nicht in England, würde die Liebe nicht gründlich verkitscht. Kate und William stehen Pate. Stundenlang haben die vier Frauen an Herzen gestrickt, an schweinchenrosafarbenen Amor-Figuren, an den Buchstaben L, O, V und E und an einem in Kleid und Anzug gewandeten Wollbrautpaar – und ihr Schaffen zeugt von großem Können. Jetzt befestigen sie, während an der Bar das Sonntagvormittags-Lager gekippt wird, an ihren Werken Schnüre und Drähte, um sie später am Brunnen des Piccadilly Circus aufhängen zu können.

»Wir wollen, dass die Leute sich freuen«, sagt Lady Loop, die eine Nachtschicht eingelegt hat. »Mehr ist es nicht. Nicht mehr als die Absicht, ein Lächeln auf die Gesichter zu bringen.«

Zwischen 26 und 33 Jahre sind die Frauen alt, die sich unter dem Motto Knit The City, »Strick die Stadt«, zusammengetan haben. Sie verdienen ihr Geld als Kostümschneiderin, Webdesignerin oder Handarbeitslehrerin. Seit 2009 tun sie das, was als »Yarnstorm« (Garnsturm) oder »Knit Graffiti« (Strick-Graffiti) zusehends Verbreitung findet: Strickwaren an öffentlichen Orten anzubringen.

Aber ein subversiver, ein politischer Akt? Bei dieser Frage zucken die Engländerinnen zusammen. »Nein, wir würden nichts Politisches machen«, sagt die Initiatorin der Gruppe Deadly Knitshade brav, als höre der Geheimdienst mit. »Wir würden keine Parolen oder Statements aushängen.« Allenfalls sollten ihre Aktionen die Aufmerksamkeit auf Übersehenes im Stadtbild lenken. »Mit Politik haben wir nichts zu tun.«

Nicht alle Garnstürmer sind so. Manche sind ideologischer, ähneln den Aktivisten des Guerilla Gardening, die öffentliche Plätze still und heimlich besäen. Sie wollen ihre Straßenkunst als Kommentar verstanden wissen, als subversiven Beitrag zur Gestaltung der Welt, aktiv und autonom. Sie sind gewissermaßen Wutbürger mit Wolle.

Die Hamburgerin Anne Alter ist so jemand. Sie wurde 1966 geboren, ist politische Geschäftsführerin der Piratenpartei und bezeichnet sich als strickende Anarchistin. Zum einen, weil sie im Selberstricken von Kleidungsstücken den Versuch sieht, der ausbeuterischen Textilindustrie etwas entgegenzusetzen. Zum anderen, weil es ihr beim Graffiti-Knitting darum geht, »öffentliche Plätze zurückzuerobern«.

»Es ist Politik von unten«, sagt sie. »Diese Stadt ist auch meine Stadt.« Die offizielle Stadtplanung werde »an den Leuten vorbei gemacht«.

Craftivism ist der Begriff, der im Englischen für diese Form des Aktivismus gefunden wurde. Seine Anhänger verstehen sich als antikapitalistisch, umweltschützend und mitunter auch als feministisch. Sie kämpfen mit den Mitteln des Handwerks, Stricken wäre da nur eine Möglichkeit.

In Hamburg hat es schon vor zwei Jahren am Kunstgeschichtlichen Seminar an der Universität eine Veranstaltung zum Thema »Guerilla Knitting« gegeben: »Wem gehört der öffentliche Raum? Knitting for Good! Political Change Stitch by Stitch.«

Schnurlos war mal: Bestrickte Telefonzelle vor dem Londoner Big Ben

Das Phänomen ist weltumspannend. Egal, ob in Sydney, Oregon, Vancouver, Sacramento, Stockholm, Mexico City, Berlin oder München – überall blasen Städter zum Garnsturm und setzen flauschig weiche Zeichen. Das Internet verbindet die Aktivisten. Facebook, Twitter und Flickr sind die Kanäle, um die Anhängerschaft über geplante Aktionen zu informieren und Fotos davon zu verbreiten.

Auch bei den Mitgliedern der Londoner Strickerinnengruppe Knit The City ist das Internet Teil des Programms. Zehn Minuten nachdem die Herzen am Bogen des Liebesboten auf dem Piccadilly-Brunnen im Wind baumeln, stehen die Beweisfotos im Netz, sind die 958 Freunde bei Facebook und die 3556 Follower bei Twitter informiert.

Um der Vergänglichkeit der Aktionen entgegenzuwirken, hat Deadly Knightshade jeden Garnsturm mit dem Fotoapparat festgehalten, jedes noch so schräge Wollwesen abgelichtet. Daraus ist das 120 Seiten starke, reich bebilderte Buch *Knit The City – Maschenhaft Seltsames* entstanden, das dieser Tage bei Cadeau erscheint.

Weil es das erste Buch über Graffiti-Knitting in Deutschland ist, soll dieser Umstand adäquat und an passendem Ort begangen werden. Und passend heißt für Frauen, die zwischen Pop und Punk schwanken: Berlin. So werden Knit The City aus London am 5. März um zwölf Uhr auf dem Pariser Platz in Berlin die Wolle auspacken. Was sie vorhaben, ist wie stets geheim.

Der Kampf gegen den Krebs hat eine lange Geschichte **S. 20**

»Das Amt« – hier in den Händen von Guido Westerwelle. Der Außenminister stellte das Buch im Oktober in Berlin offiziell vor

Foto (Ausschnitt): Thomas Koehler/photothek.net

Der Fall Gaerte

Jetzt geht es ums Ganze: Ein deutscher Diplomat zieht gegen das Buch »Das Amt« vor Gericht VON HANS-JÜRGEN DÖSCHER

Felix Gaerte, Jahrgang 1918, ist in mehrfacher Hinsicht eine herausragende Persönlichkeit der Zeitgeschichte. Seine Erinnerungen erschienen unter dem aufsehenerregenden Titel *Auch im Westen pfeift der Wind. Vom Fallschirmjäger zum Diplomaten im heißen und im kalten Krieg* 2001 im Grazer Leopold Stocker Verlag – eine Rarität, die ihresgleichen sucht unter den Memoiren deutscher Diplomaten. Folgt man dem Klappentext, so ist der Autor »besonders geeignet« gewesen, »am Aufbau des deutschen Auswärtigen Dienstes mitzuwirken und als Diplomat der ersten Stunde Akteure der Weltpolitik im diplomatischen Schachspiel persönlich kennenzulernen. Als Generalkonsul [...] in vier Erdteilen bekam er Einblick in brisante Politikmanöver und war für Generationen von führenden Politikern hoch geschätzter Diskussionspartner und Ratgeber.«

Die Frage, weshalb gerade der ehemalige Fallschirmjägerleutnant und spätere SS-Untersturmführer Gaerte »besonders geeignet« gewesen sei für den Aufbau des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik, ist zurzeit Gegenstand juristischer Nachprüfung – rund 60 Jahre nach Gründung des Auswärtigen Amtes in Bonn an den Iden des März 1951.

Seit Januar 2011 bemüht sich Gaerte mithilfe seines Anwalts in Bonn, eine einstweilige Verfügung zu erwirken gegen die Verlagsgruppe Random House, in deren Karl Blessing Verlag der Bericht der internationalen Historikerkommission zur NS-Geschichte des Auswärtigen Amtes unter dem Titel *Das Amt und die Vergangenheit* erschienen ist. Die geforderte Unterlassungsverpflichtung wendet sich insbesondere gegen die Darstellung, der zufolge Gaerte als SS-Führer »unter Angabe falscher Personalien im AA wiederbeschäftigt worden« sei.

Außerdem wurde die Verlagsgruppe aufgefordert, sich »rechtsverbindlich zu verpflichten, in die noch nicht ausgelieferten Exemplare des Buches einen Einleger einzulegen, mit dem die falschen Behauptungen korrigiert werden und der Verlag sich für diese Falschdarstellung entschuldigt«, sowie die Einleger an »sämtliche Buchhandlungen« mit der Bitte zu versenden, diese Information in die noch nicht verkauften Bücher einzulegen. Außerdem soll die Verlagsgruppe »eine abgestimmte korrigierende Pressemitteilung« veröffentlichen, die auf ihren Homepages erscheinen und allen Nachrichtenagenturen übersandt werden soll.

Wegen der angeblichen »schuldhaften massiven Verletzung der Persönlichkeitsrechte« Gaertes, der es in seinem hohen Alter habe hinnehmen müssen, in einem als Bestseller verkauften und angesehenen Buch als »SS-Untersturmführer« dargestellt zu werden, stehe ihm eine Entschädigung zu. Erschwerend komme hinzu, dass ihm fälschlich vorgeworfen worden sei, er habe gegenüber dem Amt falsche Personalien angegeben. Auf diese Weise sei das »Lebenswerk eines erfolgreichen Beamten [...] gezielt zerstört« worden. Gaertes Anwalt hält einen »Entschädigungsbetrag in Höhe von 15 000 € für eine angemessene und zurückhaltende Forderung«.

Der Fall trägt exemplarische Züge. Das Verfahren wirft noch einmal ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Nachkriegsgeschichte des Auswärtigen Amtes und der Bundesrepublik insgesamt.

Quellengrundlage der inkriminierten Darstellung im Buch waren verschiedene sach- und personenbezogene Akten im Politischen Archiv des AA in Berlin beziehungsweise in den National Archives in Washington. Hält die Darstellung einer erneuten Prüfung stand? Wer war Felix Gaerte vor und nach 1945? Wie verlief seine Karriere?

Schon 1957 lässt das Ministerium Gaerte überprüfen

Felix Otto Gaerte wurde am 2. Juni 1918 in Birnbaum (Provinz Posen) geboren. Sein Vater, Alfons Gaerte, war Amtsanwalt, später Kanzler im Auswärtigen Dienst. So wurden – und werden noch heute – die geschäftsführenden Beamten des gehobenen Dienstes in den deutschen Konsulaten und Botschaften genannt. Ihnen unterstehen die mittleren Beamten und Angestellten sowie die Ortskräfte in den Auslandsvertretungen. Während sein Vater in der Schweiz tätig war, gründete der Gymnasiast und HJ-Rottenführer Felix Gaerte in Basel die erste Jungvolkgruppe, deren Leitung er bis 1934 innehatte.

Nach dem Abitur in Potsdam (Frühjahr 1937) trat er der NSDAP bei und wurde Mitglied Nr. 4 910 278. Von April bis Oktober 1937 absolvierte er seine Pflichtzeit im Reichsarbeitsdienst. Kurz vor Beginn des Jurastudiums, das er 1940 mit der Ersten Staatsprüfung abschloss, hatte er sich bei der Allgemeinen SS beworben, die ihn noch im Oktober 1937 als Mitglied Nr. 312 719 in ihre Reihen aufnahm. Von Mai 1940 bis Oktober 1944 leistete er freiwilligen Wehrdienst bei der Fallschirmtruppe, die damals zur Luftwaffe gehörte, seit Anfang Dezember 1942 als Leutnant. Am 14. Oktober 1944 wurde der Leutnant (der Reserve) aus der Luftwaffe entlassen und als SS-Untersturmführer (der Waffen-SS) dem Reichssicherheitshauptamt (Stabskompanie) zugeteilt.

Gegen diese angeblich »falsche Tatsachenbehauptung« wendet sich Gaerte in erster Linie. Er sei kein SS-Angehöriger und kein Untersturmführer gewesen. Er wurde, so heißt es in der Klageschrift, »im Mai 1940 in die Wehrmacht eingezogen und war bis September 1944 Fallschirmjäger bei der Luftwaffe und anschließend bis Kriegsende bei der Abwehr und damit Angehöriger der Wehrmacht.« Auch die Behauptung, er habe »falsche Personalien im AA« angegeben, sei eine »freie Erfindung«.

Nach nochmaliger Prüfung entpuppt sich die vermeintliche »Erfindung« indes als erhellende Tatsachenbehauptung: Im April 1950 wurde der Jurist Gaerte zu dem ersten Lehrgang für Anwärter des höheren Auswärtigen Dienstes einberufen und nach erfolgreichem Abschluss im September 1951 der Rechtsabteilung in der Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten zugewiesen. Zur selben Zeit erschienen die ersten Vorwürfe gegen Gaerte in der *Frankfurter Rundschau* wegen seiner Mitgliedschaft in der SS und Zugehörigkeit zum Reichssicherheitshauptamt. Amtsinternen Ermittlungen trat er entgegen mit dem Hinweis, dass er als Fallschirmjäger »zwangsweise« der Waffen-SS zugeteilt worden sei. Weitere Zweifel an Gaertes Angaben zu seiner Biografie tauchten nach 1957 auf, ausgelöst durch publizistische Attacken der DDR gegen »Kriegs- und Naziverbrecher« in der Bundesrepublik.

Daraufhin beauftragte das AA den Historiker Kurt Rheindorf, den Vorwürfen nachzugehen. Seinen intensiven Forschungen lagen Personalunterlagen der NSDAP und SS zugrunde, die im Berlin Document Center überliefert waren – und seit 1990 im Bundesarchiv Berlin aufbewahrt werden. Auf Basis der SS-Führer-Stammkarte und der 1944 entstandenen Sippenakte (Heiratsakte im Rasse- und Siedlungs-Hauptamt der SS) bestätigte Rheindorf die Zugehörigkeit Gaertes zur NSDAP und SS. Wegen des Verdachts nicht wahrheitsgetreuer Angaben beim Eintritt in den Auswärtigen Dienst wurde ein förmliches Disziplinarverfahren gegen Gaerte eingeleitet, das mit einer mehrjährigen Beförderungssperre endete.

Nach neuen Erkenntnissen der Historikerin Annette Weinke (Jena) wurde Gaerte nicht so sehr seine NSDAP- und SS-Zugehörigkeit vorgeworfen. Entscheidend sei vielmehr gewesen, »daß er in seinen Gesuchen und Bewerbungen gegenüber der Behörde, bei der er tätig zu werden begehrte, nicht bei der Wahrheit blieb und seine unrichtigen Angaben trotz vieler Vorhaltungen und Belehrungen Jahre hindurch aufrechterhielt«. Dadurch habe er die Vertrauensbasis, die Grundlage sei für den Bestand eines Beamtenverhältnisses, empfindlich gestört. Das Urteil der Bundesdisziplinarkammer wurde 1958 rechtskräftig. Gaertes Gnadengesuch lehnte Außenminister Heinrich von Brentano 1960 ab.

In Bombay und Melbourne wird seine Vergangenheit nicht stören

Dennoch bekam der gemaßregelte Diplomat kurz darauf schon eine zweite Chance. Die Initiative ging vom Personalchef aus, der dem Minister vorschlug, Gaerte als Ständigen Vertreter des Generalkonsuls nach Bombay zu entsenden. Sehr bemerkenswert ist die Begründung: »Schwierigkeiten für Herrn Gaerte aus seiner Zugehörigkeit zur NSDAP und SS sind dort kaum zu erwarten.«

1961 ging Gaerte an das Generalkonsulat Bombay, 1964 folgte seine Beförderung zum Legationsrat I. Klasse in der Zentrale (Referat Abrüstung und Sicherheit) und 1968 die Ernennung zum Generalkonsul in Melbourne. Die Initiative des Personalchefs entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, da dieser (als vormaliger Staatsanwalt) 1937 der NSDAP beigetreten war und zwischen 1941 und 1945 als Kriegsgerichtsrat bei Divisionsgerichten der Luftwaffe fungierte. Honi soit qui mal y pense!

Die Verlagsgruppe Random House hat die von Gaertes Anwalt verlangten Erklärungen nicht abgegeben. Stattdessen hat sie erste Belege für die braune Vergangenheit des Exdiplomaten vorgelegt und angekündigt, Schadensersatz zu verlangen, falls Gaerte aufgrund falscher Angaben einen gerichtlichen Vertriebsstopp durchsetzen würde. Tatsächlich hatte Gaerte beim Landgericht Hamburg einen Antrag auf Erlass einer Verbotsverfügung gestellt, beschränkt auf zukünftige Auflagen. Das Gericht entsprach dem Antrag. Dagegen legte der Verlag umgehend Widerspruch ein. Am 8. April wird das Gericht in Hamburg darüber öffentlich verhandeln.

Der Autor ist Historiker und lehrt an der Universität Osnabrück. Aus seiner Feder stammen die Standardwerke »Das Auswärtige Amt im Dritten Reich« und »Verschworene Gesellschaft – das Auswärtige Amt unter Adenauer zwischen Neubeginn und Kontinuität«

Zeitmaschine

Ein Ausflug in die Vergangenheit – diese Woche mit CHRISTIAN LIEDTKE

Schnickschnack, diese Apps! Eben noch ließ mich die Zeitmaschinen-App, die ich mir aufs Handy geladen habe, bei einer Orgie in spätrömischer Dekadenz schwelgen, da werde ich aus dem schönsten Treiben herausgerissen, durch die Jahrhunderte katapultiert und finde mich auf einer Waldlichtung wieder: Saint-Germain-en-Laye bei Paris, 7. September 1841, 6.42 Uhr, zeigt das Handy an. Hastig verberge ich es hinter dem Rücken, als mir einer der hier versammelten Herren einen finsteren Blick zuwirft – mit einer Pistole in der Hand!

Es herrscht angespannte Stille. Ich blinzele ins Morgenlicht und merke, dass mich meine Pollenallergie auch in der Vergangenheit plagt. Aber ich unterdrücke den Niesreiz, denn dem Mann gegenüber steht ein anderer Mann, ebenfalls mit einer Pistole. Ihn erkenne ich sofort: Heinrich Heine. Also muss der Finstere Salomon Strauß sein, der Gatte Jeanette Wohls. Sie ist die Seelenfreundin des verstorbenen Ludwig Börne gewesen. Heines Denkschrift *Ludwig Börne,* eine brillante Abrechnung mit dem deutschen Nationalliberalismus und poetische Darstellung der eigenen revolutionären Utopie, hatte sie aufs Äußerste gereizt, vor allem durch die polemisch-boshaften Passagen über sie selbst. Es war zum öffentlichen Streit gekommen, bis Heine Strauß zum Duell forderte. Wie wohl die Debattenkultur 2011 aussähe, wenn Differenzen auf diese Weise ausgetragen werden müssten – statt bei Anne Will?

Eine Goldmünze fliegt in die Luft, das Los spricht Strauß den ersten Schuss zu. Heine zittert. Aber nicht vor Angst, nein, vor Zorn – auf »Altdeutschland«, das ihn ins Exil gezwungen hat, auf jene, die ihn, den Juden, gedemütigt, die seine Verse, die sie so inbrünstig singen, als undeutsche »Poesie der Lüge« denunziert haben. Ihnen allen stellt er sich in diesem Augenblick entgegen.

Strauß zielt. Meine Heuschnupfennase kribbelt immer heftiger, bis plötzlich mein Niesen die Stille zerreißt: Strauß zuckt zusammen, und seine Pistole geht los. Vorwurfsvoll starrt er mich an. Ein Rußfleck auf Heines Kleidung zeigt, wo die Kugel ihn streifte. Nun ist er an der Reihe: Nonchalant hebt er seine Waffe, und ohne zu zielen feuert er in die blaue Luft. Ob er weiß, dass ich seinen Zorn gesehen habe? Ich glaube, als er an mir vorübergeht, flüstert Heine: »Diese Welt glaubt nicht an Flammen, und sie nimmt's für Poesie.«

Der Autor leitet das Archiv des Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf, und schrieb eine Biografie des Dichters

ZEITLÄUFTE

Er war Verteidigungsminister und taumelte, ehrgeizumnachtet, von Affäre zu Affäre. »Die Intellektuellen« verspotteten ihn, doch »die Menschen in Deutschland« liebten Franz Josef Strauß. Zwar illuminierte ihn und seinen Clan stets ein trübes Zwieleuchten, und gern lud er sich ein bei den großen und kleinen Despoten, von Santiago de Chile bis Berlin, Hauptstadt der DDR. Aber gerade sein Land, das Land der Bayern, blieb ihm zamperltreu. Hier erhielt seine Partei, die CSU, leicht Wahlergebnisse resp. -ergebenheitsnisse, die sich andere hart erfälschen mussten, und bei seinen rituellen Auftritten in Passau verwandelte sich die dortige Nibelungenhalle in König Etzels Hunnensaal, bis das Bier in den Maßkrügen brannte. Auch Gegner sahen in ihm das politische Urtalent, und als er 1988 starb, schrieb die *ZEIT:* »Ein Titan ging dahin.« Als Verteidigungsminister ging er übrigens schon 1962 dahin, und seine Doktorarbeit über *Justins Epitome der Historiae Philippicae des Trogus Pompeius,* nun, die verschwand leider, leider im Krieg. B.E.

»Der Schmertz kam sehr heftig«

Seit der Antike kämpft die Medizin gegen den Krebs. Vor allem der Brustkrebs forderte die Ärzte immer wieder heraus

VON JUTTA HOFFRITZ

Hätte es schon Illustrierte gegeben, wäre die Perserkönigin Atossa, Gemahlin Darius' I., vermutlich zum Liebling des Boulevards geworden. Sie war attraktiv (Atossa: »die mit den schönen Rundungen«). Sie war reich: Ihr Clan regierte in einem goldenen Palast ein Imperium, das sich von Bulgarien bis Indien erstreckte. Und sie war bedauernswert, denn in ihrer Brust wuchs ein Knoten, der ihr Angst machte. Sie verbarg das Geschwür, bis es nicht mehr zu verbergen war. Es begann zu bluten und zu nässen.

Im 5. Jahrhundert vor Christus gab es noch keine Reporter, aber den griechischen Geschichtsschreiber Herodot. Er hielt das Schicksal der Königin fest. So wurde Atossa die erste namentlich bekannte Krebspatientin der Welt. Erfreulicher- und überraschenderweise fand die royale Krankengeschichte sogar ein glückliches Ende: In ihrer Not wandte sich Atossa an den medizinkundigen Sklaven Demokedes, und der habe sie, so berichtet Herodot, »durch seine Behandlung gesund gemacht«.

Auch das wäre eine Premiere. Denn das Leiden an sich war zu dieser Zeit schon gut zwei Jahrtausende bekannt – aber man hielt es für unheilbar. So listet der ägyptische Universalgelehrte Imhotep 2625 vor Christus in einer medizinischen Abhandlung insgesamt 48 Gebrechen nebst Therapien auf. Vom Hautabszess bis zum Schädelbruch – alles ist in dem Papyrus ausführlich beschrieben. Nur bei Fall 45, den »aus der Brust hervorquellenden Massen«, wird der Gelehrte wortkarg. Zur Therapie heißt es knapp: »Es gibt keine.«

Nachdem Atossas Fall aktenkundig geworden war, bezweifelten viele, dass tatsächlich ein Arzt die monströse Krankheit besiegt haben sollte. Und diese Zweifel keimen bis heute wieder auf, wenn ein neues Mittel erst große Hoffnungen weckt und am Ende doch enttäuscht. Zwar gilt gerade der Brustkrebs im Vergleich zu anderen Tumorarten als relativ gut therapierbar, wie Mathias Warm, Chefarzt am Brustzentrum Köln-Holweide, bestätigt. Inzwischen überleben gut 80 Prozent der Patientinnen die ersten fünf Jahre nach der Diagnose – allerdings streut die Krankheit oft und befällt dann andere Organe.

Wir wissen nicht, wie es Atossa wirklich erging. Altertumskundler halten Herodot für eine wenig objektive Quelle. Josef Wiesehöfer von der Universität Kiel zum Beispiel glaubt, dass der Grieche die Geschichte vor allem deshalb aufgeschrieben habe, um den Sklaven Demokedes, der ebenfalls Grieche war, »ins rechte Licht zu rücken«. Tatsächlich weist Herodots Bericht viele Lücken auf. So teilt er uns nicht mit, worin die Behandlung bestand, nicht, wie lange Atossa überlebte, und erst recht nicht, woran sie schließlich 475 vor Christus im Alter von 75 Jahren starb. Im Grunde können wir nicht einmal sicher sein, ob die Königin wirklich an Krebs litt.

Bleibt die Tatsache, dass die Krankheit just in der Zeit des Herodot ins Bewusstsein der Menschen rückte. Zentrum der Forschung war eine Insel dicht vor der Küste Kleinasiens: Kos. Ob die frühe Verehrung des Heilgotts Asklepios den Forscherfleiß auf dem Eiland förderte oder ob es einfach am Ausnahmetalent des dort geborenen Arztes Hippokrates lag – in jedem Fall sollte Hippokrates von Kos (460 bis 370 vor Christus) die Medizin für Jahrhunderte prägen.

Mit seinen Schülern untersuchte er Geschwüre in verschiedensten Organen. An der weiblichen Brust ließ sich die Krankheit besonders anschaulich studieren. Die Ärzte beobachteten Tumoren, die sich ins Fleisch eingegraben hatten wie Krabben im Sand, Panzer aus weißem, schlecht durchblutetem Gewebe. *Karkinos* nannten sie das, was sie da sahen, und gaben dem Leiden damit den Namen, den es heute in fast allen Sprachen trägt: Krebs.

Den Terminus *karkinoma,* Karzinom, reservierten die griechischen Gelehrten für besonders schwere Verlaufsformen der Krankheit. Die Unterscheidung, was gut- und was bösartig war, fiel ihnen allerdings noch schwer. Letzte Klarheit brachte oft erst, bitter genug, der Tod des Patienten.

Natürlich gab es damals schon die ersten Therapieversuche. In den Schriften der Medizinerschule finden sich Anleitungen, wie man Spülungen für Patientinnen mit Brust- und Gebärmutterkrebs zubereitet und Geschwüre im Schlund entfernt. Bei der Behandlung von Tumoren, die sich im Körper fortpflanzen, riet Hippokrates aber zur Abstinenz. Diese Geschwüre lasse man als Arzt »am besten unbehandelt, weil die Patienten so länger leben«.

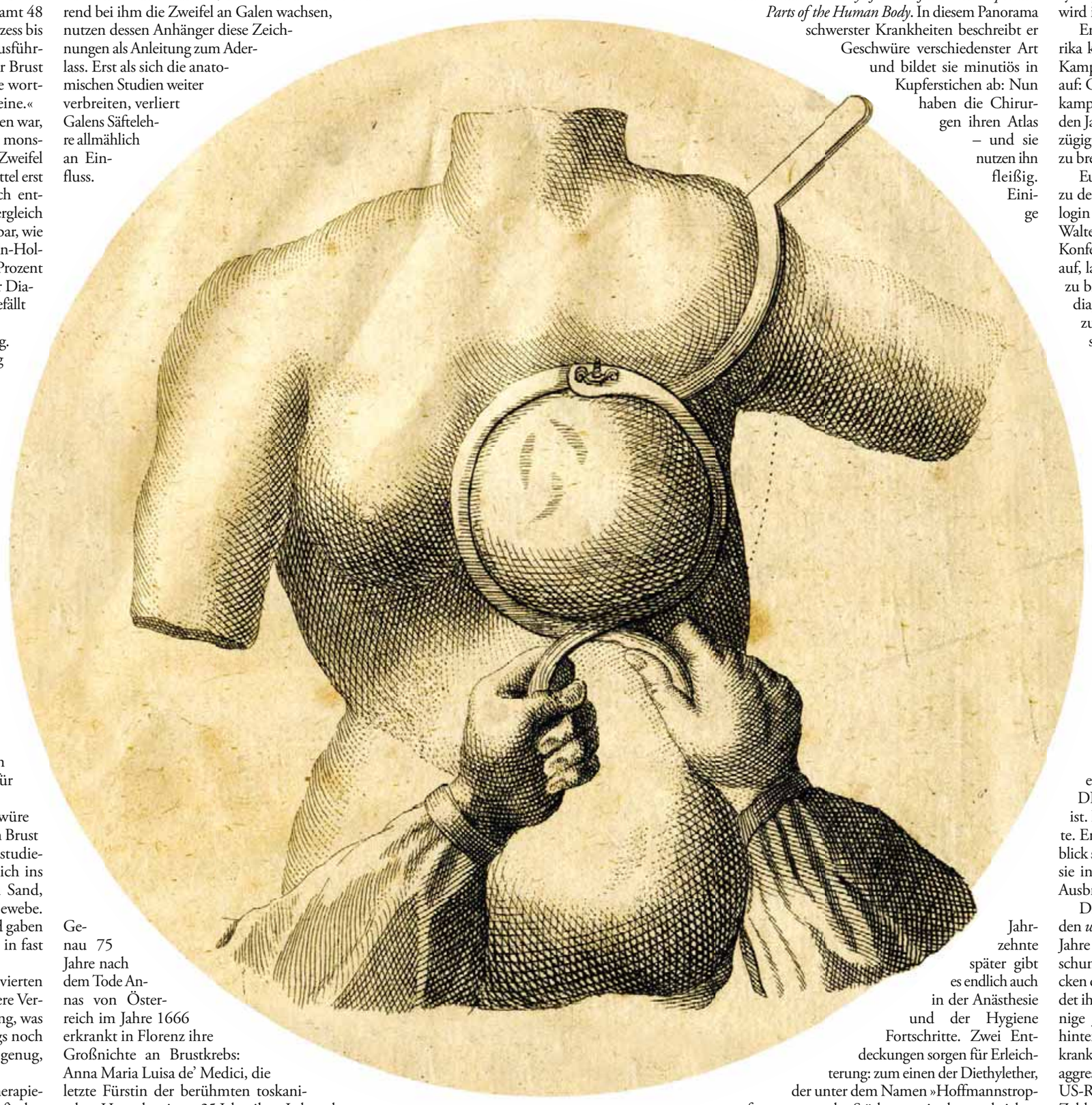
Diese Meinung vertritt Galenus von Pergamon noch 500 Jahre später. Der auf dem Gebiet der heutigen Türkei geborene Grieche ist ein gefragter Society-Doktor, vom Jahr 169 an sogar Leibarzt des römischen Kaisers. Weniger noch als sein Vorbild Hippokrates vertraut Galen der Chirurgie. Stattdessen entwickelt er dessen Theorie weiter, wonach alle Krankheiten durch Ungleichgewichte in Körper und Seele verursacht würden. Um Heilung zu bewirken, meint Galen, müsse man am Temperament arbeiten und vor allem die Balance zwischen Blut, Schleim, schwarzer und gelber Galle wiederherstellen. Für den Krebs macht er einen Hang zur Melancholie und einen Überschuss an schwarzer Galle verantwortlich.

Diese Theorie stieß bei den Ärzten bis in die Neuzeit auf großen Widerhall. Wie wir zum Beispiel aus Berichten vom Hofe des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. wissen, wurden Kranke dort in der Tradition Galens beständig zur Ader gelassen und mit Brech- oder Abführmitteln traktiert. Dass Ludwigs Mutter, Anna von Österreich, trotz Brustkrebs und entsprechender Therapie das 65. Lebensjahr erreichte, lässt auf eine gute Grundkonstitution schließen.

Indes: Lange zuvor schon hatten sich Zweifel an Galen geregt. Im Winter 1533 kommt der 19-jährige Andreas Vesalius zum Medizinstudium nach Paris. Von den Anatomiekursen an der dortigen Universität hat sich der Brüsseler Apothekerssohn viel versprochen, will er doch Galens Theorie in der Praxis nachvollziehen. Aber der Keller des ehrwürdigen Hospitals Hôtel-Dieu erweist sich als Enttäuschung. Dort schnippeln Professoren planlos an Leichen herum. Oft schnappen die Hunde des Labors sich die Präparate, bevor die Studenten sie richtig in Augenschein genommen haben.

Um das Innere des Körpers studieren zu können, schleicht sich Vesalius zum Richtplatz Montfaucon oder zu einem der Friedhöfe der Stadt. Was er von dort an Leichen wegschleppen kann, seziert er zu Hause auf eigene Faust. Manchmal zieht er zweimal am Tag los, um Anschauungsmaterial zu holen. Doch sosehr er auch sucht – die schwarze Galle, die Galen für den Krebs verantwortlich macht, findet er nicht.

Vesalius, der später nach Italien geht, sich in Venedig niederlässt und Professor an der Universität von Padua wird, legt Körperschicht um Körperschicht frei. Er malt Landkarten der Muskeln, Sehnen und Adern. Während bei ihm die Zweifel an Galen wachsen, nutzen dessen Anhänger diese Zeichnungen als Anleitung zum Aderlass. Erst als sich die anatomischen Studien weiter verbreiten, verliert Galens Säftelehre allmählich an Einfluss.



Genau 75 Jahre nach dem Tode Annas von Österreich im Jahre 1666 erkrankt in Florenz ihre Großnichte an Brustkrebs: Anna Maria Luisa de' Medici, die letzte Fürstin der berühmten toskanischen Herrschersippe. 25 Jahre ihres Lebens hat sie als Ehefrau des pfälzischen Kurfürsten Jan Wellem in Düsseldorf zugebracht; 1717, nach seinem Tod, ist sie nach Florenz zurückgekehrt. Aus den Bulletins ihres Leibarztes erfahren wir, dass sie 1739 einen Knoten in ihrer Brust entdeckt. Die Behandlung besteht in einer »kräftigenden Diät« und Verbänden für die Brust. Von Aderlass ist nur noch selten die Rede. Man liest allerdings auch noch nichts von anderen, fortschrittlicheren Behandlungsmethoden. 1743 stirbt die Fürstin.

Die Krebserkrankung der letzten Medici fällt in eine Zeit der Ratlosigkeit: die Theorien der Antike haben ausgedient, erfolgversprechende neue Therapien aber bleiben rar. Zwar versuchen sich die Ärzte immer wieder an Operationen, doch die Ergebnisse sind eher ernüchternd.

Hinzu kommt: Die Eingriffe sind eine Tortur. Viele Frauen, schreibt der Mediziner Lorenz Heister, Professor an der Universität Altdorf, überstünden zwar die Brustamputation mit größtem Mut und ohne Jammern. Andere dagegen machten ein solches Getöse, dass sie den Arzt bei der Arbeit behinderten. Der Chirurg solle standfest sein und sich keinesfalls von den Schreien der Patientin irritieren lassen, rät er 1718 in seinem Lehrbuch für Chirurgen. Er selber amputierte zum Beispiel, wie Marion Maria Ruisinger vom Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt berichtet, Anna Bayer, eine Bauersfrau aus der Oberpfalz, »und zwar nur mit Hilfe eines scharfen Messers. Der Tumor wog 12 Pfund, die Frau lebte einige Jahre später noch.«

Notdürftig mit Alkohol und Opium sediert, werden die Kranken für den Eingriff festgeschnallt. Die Arme nach hinten gebogen und mit einem durch die Ellenbogen geschobenen Stock fixiert, liegen sie vor ihrem Operateur. Jeden Schnitt, jeden Nadelstich erleben sie mit und auch das Veröden der blutenden Gefäße mit glühenden Sonden. Und ist diese Tortur überstanden, müssen sie noch fürchten, ihr Leben durch Wundbrand zu verlieren, denn die Kunst der Desinfektion ist weitgehend unbekannt. »Ich öffnete die Augen und sah die blutige Brust liegen. Ich schloss wieder die Augen und der 2te Schnitt geschah«, notiert etwa Margarethe Elisabeth Milow über ihre Brust-OP anno 1793. »Sie wollen doch nicht die Adern zubrennen?«, fragt die Hamburger Pfarrersfrau, als sie den Arzt während des Eingriffs nach Kohlen verlangen hört. Zu spät: »Der Schmertz kam sehr heftig.«

Im selben Jahr, 1793, geht es immerhin einen wichtigen Schritt voran. Der britische Anatom Matthew Baillie bringt eine detaillierte Anleitung heraus: *The Morbid Human Anatomy of Some of the Most Important Parts of the Human Body*. In diesem Panorama schwerster Krankheiten beschreibt er Geschwüre verschiedenster Art und bildet sie minutiös in Kupferstichen ab: Nun haben die Chirurgen ihren Atlas – und sie nutzen ihn fleißig. Einige Jahrzehnte später gibt es endlich auch in der Anästhesie und der Hygiene Fortschritte. Zwei Entdeckungen sorgen für Erleichterung: zum einen der Diethylether, der unter dem Namen »Hoffmannstropfen« zuvor als Stärkungsmittel verschrieben worden ist. 1846 zeigt sich, dass er als Narkotikum taugt, wenn der Patient ihn via Maske inhaliert. Fast zeitgleich findet der schottische Arzt Joseph Lister heraus, dass Karbol – bis dahin als Abflussreiniger genutzt – auch Keime in Wunden bekämpft.

Brustamputation 1743: Das damals neue, sichelartige Instrument fand allerdings kaum Verwendung. Meist wurde nur mit dem scharfen Messer operiert. Stich aus einem Lehrwerk des Altdorfer Chirurgen Lorenz Heister

1869 wagt Lister in Glasgow seine erste Brustamputation, unter Vollnarkose und (fast) sterilen Bedingungen. Noch operiert der Chirurg auf dem heimischen Esstisch. Das aber gelingt ihm offenbar bald so routiniert, dass er kurz darauf auch krebsbefallene Lymphknoten entnimmt.

Die Ärzte haben erkannt, dass die Krankheit zurückkehrt, wenn nur kleinste Reste des Tumors im Körper zurückbleiben. Die Hamburgerin Margarethe Milow stellt Wochen nach der Brustamputation fest, dass sich die Narben verhärten und das Fleisch aufbricht. »Es war Dein Wille, auch wenn Deine Wege dunkel sind«, schreibt die Pfarrersfrau in ihren bewegenden Aufzeichnungen. Wenige Monate später ist sie tot.

Weltweit wetteifern die Chirurgen mit immer gewagteren Brustoperationen. Einer entfernt mit der Brust routinemäßig das Schlüsselbein, ein anderer den Muskel, der den Arm bewegt. Die Frauen bleiben – wenn sie denn überleben – als Krüppel zurück. Der amerikanische Arzt William Stewart Halsted prägt für das Gemetzel den Begriff »Radikaloperation«.

Eine Alternative zum Skalpell bringen erst zwei weitere Erfindungen: 1895 experimentiert der Physiker Wilhelm Röntgen in seinem Würzburger Labor mit Elektronen in einer Vakuumröhre und entdeckt die Strahlen, die heute seinen Namen tragen. Die Mediziner beginnen, ihre Patienten damit auf Knochenbrüche und Lungenschatten zu durchleuchten – und entdecken, dass das schnell wachsende Krebsgewebe die Strahlen schlecht verträgt. Schon im Jahr darauf wird in den USA die erste Brustkrebspatientin »bestrahlt«. Es ist der Beginn der Radioonkologie.

Auch die dritte Therapieform, die Chemotherapie, hat ihren Ursprung in Deutschland – wenngleich die Erfindung, die den Weg wies, zunächst so gar nicht zum Wohl der Menschheit gedacht war. Im Gegenteil: Senfgas, 1822 erstmals von dem belgischen Chemiker César-Mansuète Despretz hergestellt, wird seit 1917 in deutschen Chemiefabriken für den Einsatz in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs produziert. Es bringt Tausenden britischen Soldaten den Tod. Die Überlebenden leiden unter einem dramatischen Verlust von weißen Blutkörperchen. Amerikanische Ärzte bringt das auf die Idee, die Substanz umgekehrt als Therapie bei überbordender Leukozytenproduktion – also Leukämie – einzusetzen. 1942 wird in New York der erste Patient damit behandelt.

Ermutigt durch gewichtige Erfolge, eröffnet Amerika kurz nach dem Zweiten Weltkrieg einen zivilen Kampf. Führende Forscher rufen zum *war on cancer* auf: Generalstabsmäßig läuft 1948 die erste Spendenkampagne an. Die Lobbyarbeit gelingt perfekt, und in den Jahrzehnten darauf vergibt auch Washington großzügig Forschungsgeld. Die Begeisterung scheint kaum zu bremsen.

Europa folgt. In Deutschland gehört Mildred Scheel zu den Aktivisten. 1974 gründet die studierte Radiologin und Ehefrau des damaligen Bundespräsidenten Walter Scheel die Deutsche Krebshilfe. Sie organisiert Konferenzen, initiiert Selbsthilfegruppen und hält landauf, landab Vorträge, um das Tabu um die Krankheit zu brechen. Und doch: Als bei ihr selbst Darmkrebs diagnostiziert wird, versucht sie, ihr Leiden geheim zu halten. Als sie zur Behandlung in die von ihr selbst gegründete Kölner Krebsstation geht, meldet sie sich als »Frau Berger« an. »Es wäre eine Katastrophe, wenn die Leute [...] erfahren, dass mir keiner helfen konnte«, sagt sie Vertrauten. 1985 stirbt sie, erst 52 Jahre alt.

Just in jenen Jahren setzt in den USA Ernüchterung ein. Zwar boomt die Forschung weiterhin. So erscheinen 1984/85 fast 6000 wissenschaftliche Artikel allein zum Thema Chemotherapie. Die Patienten werden nun zusätzlich zu OP und Bestrahlung oft mit sechs oder gar sieben Substanzen bombardiert. Doch leider, so stellt der amerikanische Onkologe Siddhartha Mukherjee in seinem gerade erschienenen Buch *The Emperor of Maladies – a Biography of Cancer* fest, schlug sich all das nicht in der Sterbestatistik nieder. Die Zahl der Tumortoten steigt in den achtziger Jahren weiter an.

Die neuen Mittel sind zwar theoretisch geeignet, unkontrolliertes Zellwachstum zu stoppen, aber oft verfehlen sie ihr Ziel, weil man die Prozesse in den Zellen nicht versteht. Ein neuer Ansatz muss her. 1953 bereits wird erstmals das Innere des Zellkerns beschrieben: die DNA, in der das menschliche Erbgut eingeschrieben ist. Ihre Entschlüssung indes dauert noch Jahrzehnte. Erst 2000 ist es so weit. Für einen kurzen Augenblick scheint alles möglich: Krankheiten vorherzusagen, sie individuell zu therapieren, vielleicht sogar ihren Ausbruch zu verhindern.

Die amerikanische Autorin Susan Sontag erfährt den *war on cancer* am eigenen Leib. Mitte der siebziger Jahre – gerade hat Präsident Richard Nixon die Forschung mit 1,5 Milliarden Dollar aufgerüstet – entdecken die Ärzte in ihrer Brust einen Tumor. Sie überwindet ihn ebenso wie das Gebärmuttersarkom, das sie einige Jahre darauf befällt. Doch die Behandlungen hinterlassen Spuren. Als sie später an Leukämie erkrankt, halten die Ärzte das für eine Folge der vorherigen aggressiven Therapien. 2004, in dem Jahr, in dem die US-Regierung erstmals den Rückgang der Krebstoten-Zahlen verkündet, erliegt Sontag dem Leiden.

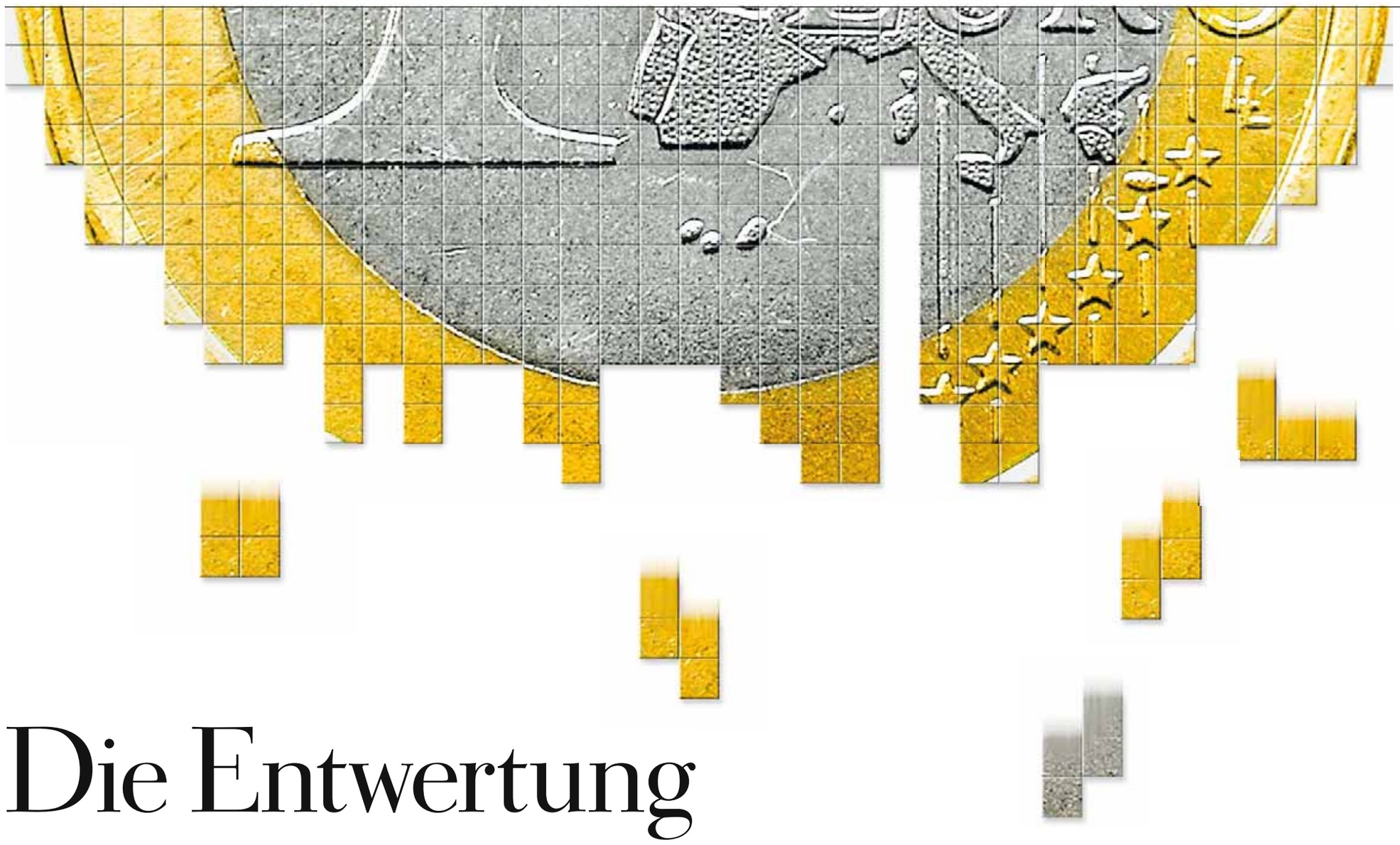
Schon kurz nach der ersten Diagnose hatte sie 1978 einen viel beachteten Essay geschrieben: *Krankheit als Metapher.* Darin protestiert sie gegen die weitverbreitete Idee, dass Trauer, Angst oder Melancholie das Leiden anzögen. »Die Psychologisierung der Krankheit Krebs spiegelt Kontrollmöglichkeiten über Dinge vor, die sich der menschlichen Kontrolle entziehen«, kritisiert sie. Wer Genesung zu einer Frage des Willens erkläre, überfordere die Kranken. Sontag kämpfte gegen die letzten Reste des antiken Erbes. Sie kämpfte gegen Galen.

Was hat sich in den rund 5000 Jahren seit der Entdeckung des Leidens getan? Die Ärzte nutzen neben dem Skalpell nun Strahlen, Chemikalien und inzwischen auch die Biotechnik. Frauen können eine Brustkrebsdiagnose 30 Jahre überleben, wie Susan Sontag.

Nach ihrem Tod schrieb ihr Sohn David Rieff ein Buch über den Kampf, den Kummer und die Krankheit an sich. Er befragte dafür führende Forscher. Mark Greene von der University of Pennsylvania etwa, der zu denen gehört, welche die Grundlagen für die erste individualisierte Therapie gegen Brustkrebs legten: die Biotech-Arznei Herceptin. »Das beste Mittel gegen Krebs ist, ihn früh zu behandeln«, sagt Greene. Im Umgang mit fortgeschrittenen Tumoren fehle es einfach noch an Erkenntnissen. Mit anderen Worten: Der Kampf geht weiter.

Abb. (Ausschnitt): Deutsches Medizinhistorisches Museum, Ingolstadt

Steuern: Der Finanzminister hat mehr Macht denn je: Nutzt er sie richtig? **S. 29**



Die Entwertung

Inflation war lange Zeit nur ein Szenario. Jetzt ist sie eine reale Gefahr – und bedroht Europas Währung VON UWE JEAN HEUSER UND MARK SCHIERITZ

Jean-Claude Trichet schiebt den Oberkörper nach vorn. Er ist heiser, flüstert mehr, als dass er redet, aber das mit der ihm eigenen Intensität. Seine Botschaft: Der Euro ist stabil, stabiler sogar als früher die D-Mark. Seit es ihn gibt, haben wir weniger Inflation.

Das war vor drei Wochen. Seither ist Trichets Leben schwerer geworden.

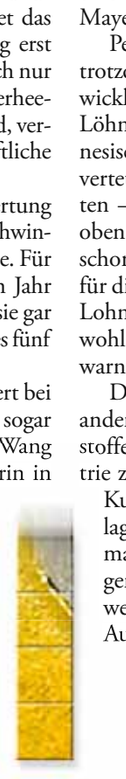
Die Unruhen in Libyen haben den Ölpreis auf neue Höchststände getrieben. Ein Liter Benzin kostet in Deutschland fast 1,60 Euro, in Spanien verschärft die Regierung das Tempolimit, um Sprit zu sparen. Die Preise anderer Rohstoffe – von Aluminium bis zu Spezialmetallen für die Elektroindustrie – erreichen Höchstwerte, weil die Konjunktur in weiten Teilen der Welt unerwartet gut läuft. Auch die Lebensmittelpreise schießen nach oben. Weizen kostet heute doppelt so viel wie vor sieben Monaten. Und der Goldpreis steigt weiter und weiter, weil Sparer aus Angst vor einer Inflationswelle bei dem Edelmetall Zuflucht suchen.

Schon zur Jahreswende lag die Inflationsrate im Euro-Raum bei 2,4 Prozent – mithin deutlich über jenen zwei Prozent, die Trichet und seine Leute grundsätzlich für akzeptabel halten. Und es kommt wohl noch schlimmer. An diesem Donnerstag legen die Notenbanker neue Inflationsprognosen vor. Die Richtung ist klar, die Fachleute werden sich nach oben korrigieren. Für den Rest des Jahres wird die Rate wohl nicht mehr unter die magischen zwei Prozent sinken.

Die Angst vor der Inflation ist zurück – und für die krisengeschüttelte Weltwirtschaft bedeutet das einen Gefahrenherd mehr. Hat die Teuerung erst einmal richtig Fahrt aufgenommen, lässt sie sich nur schwer wieder eindämmen. Dann drohen verheerende Wirkungen: Inflation zerstört Wohlstand, vernichtet Arbeitsplätze, hemmt die wirtschaftliche Entwicklung.

In Europa sind die Raten der Geldentwertung noch relativ niedrig, in den Schwellenländern schwindet der Geldwert indes wie Schnee in der Sonne. Für Indien rechnet die Deutsche Bank in diesem Jahr schon mit acht Prozent, Lateinamerika sagen sie gar neun Prozent Inflation voraus. In China sollen es fünf Prozent werden. Mindestens.

Der chinesische Alltag übertrifft diesen Wert bei Weitem. Viele Alltagspreise haben sich zuletzt sogar verdoppelt, und die Verbraucher klagen. Frau Wang zum Beispiel, eine 35-jährige Wanderarbeiterin in Peking. Ihr rundes, freundliches Bauerngesicht verdunkelt sich schlagartig, wenn sie vom Geldwert erzählt. Sie bedient in einer Apotheke, putzt bei fünf Familien, massiert abends müden Touristen die Füße in einem Hotel. Monatlich verdient sie damit 6000 Yuan oder umgerechnet 665 Euro. Das ist zwar mehr als je zuvor, aber sie kann sich viel weniger leisten. Allein die Miete und das Schulgeld steigen schneller als ihr Lohn. »Ausgehen? Vergnügen? Daran ist gar nicht zu denken«, sagt sie. »Vor 2008 habe ich der Familie für fünf Yuan ein Essen zubereiten können. Inzwischen kostet es mindestens 15. Und ich rede nicht von den teuren Sachen, die sich die gebürtigen Pekinger leisten. Wir Wanderarbeiter essen viel billiger.« Gerade Gemüse, das Einfache also, ist doppelt so teuer wie vor einem Jahr, Knoblauch und Ingwer kosten mitunter sogar das Fünffache.



Schmuckhändler in ganz China freuen sich über die Inflation, weil die Menschen, wenn sie können, Gold und Edelsteine wie im Rausch kaufen. Frau Wang kann das nicht – und ebenso wenig Abermillionen anderer Chinesen. Deshalb warnte Ministerpräsident Wen Jiabao am Wochenende schon, die Inflation habe sich »auf die öffentliche und sogar auf die soziale Stabilität ausgewirkt«.

Die Zentralbank hat seit Oktober schon drei Zinserhöhungen beschlossen, um die Preissteigerungen zu bekämpfen, weitere dürften folgen. Gleichwohl herrscht Unsicherheit, ob das reicht: China hält seinen Währungskurs künstlich niedrig, was die Preise für importierte Waren unaufhörlich treibt. Und obwohl die Wirtschaft im vergangenen Jahr schon wieder um satte zehn Prozent zulegte, regten die Währungshüter die Konjunktur mit niedrigen Zinsen weiter an. »Die Kombination von hohem Wachstum und einer lockeren Geldpolitik führt zu einer Beschleunigung der Teuerung«, sagt Thomas Mayer, Chefvolkswirt der Deutschen Bank.

Peking ist rund 8000 Kilometer entfernt, und trotzdem bekommen die Deutschen diese Entwicklung zu spüren. Das hohe Wachstum hat die Löhne in China steigen lassen. Und wenn die chinesischen Arbeitnehmer mehr Geld verlangen, verteuern sich die Waren für deutsche Konsumenten – so wird in Europa die Teuerungsrate nach oben getrieben. *Das Ende der Billigjeans,* titelt schon das *Handelsblatt,* weil chinesische Arbeiter für die Textilbranche knapp sind und deswegen die Lohnkosten hoch. Bei Schuhen ist der Engpass wohl noch größer, der deutsche Herstellerverband warnt vor »Lieferschwierigkeiten«.

Dazu kommt: Weil die Chinesen selbst und andere Wachstumsländer mehr und mehr Rohstoffe verbrauchen, muss die deutsche Autoindustrie zweistellige Kostensteigerungen für Stahl und Kunststoff ertragen. Allein Eisenerz, die Grundlage für Stahl, dürfte bis zum Sommer noch einmal um mehr als 20 Prozent teurer werden, zeigen die Kontrakte fürs nächste Quartal. Und so werden wohl bald die Neuwagenpreise steigen. Auch ein Drittel der heimischen Industrieunternehmen wolle im nächsten Vierteljahr die Preise erhöhen, hat das Münchner ifo-Institut ermittelt.

Es ist noch nicht lange her, da hielt der Kampf gegen Rezession und Preisverfall die Notenbanker und Finanzminister der führenden Volkswirtschaften auf Trab, doch als sich die Staaten der G 20 kürzlich in Paris trafen, stand plötzlich das Thema Inflation im Vordergrund. Auf Initiative Frankreichs soll die Gruppe jetzt eine Strategie gegen den Anstieg der Rohstoffkosten entwickeln.

Tatsächlich zeigt der Preisauftrieb, dass die Politik der Staatengemeinschaft erfolgreich war. Mit aller Macht hatten sich Trichet und seine Kollegen gegen die Krise gestemmt. Sie haben die Zinsen gesenkt und die Märkte mit Geld geflutet. Prompt sprang die Wirtschaft wieder an: zuerst in Asien und Lateinamerika, dann in Deutschland und allmählich auch in den Vereinigten Staaten. Doch je schneller die Weltwirtschaft wächst, je mehr Stahl in den Städten verbaut wird, je mehr Benzin die Autos verbrauchen, je mehr Fleisch auf den Tisch kommt, desto knapper und damit teurer werden diese Waren.

Vor allem seit Jahresbeginn mehren sich die Zeichen dafür, dass die Zentralbanker des Guten zu viel getan haben: Die Welt schwimmt im Geld und darf nicht darin ertrinken. Eigentlich ist es eine Situation, wie sie Jean-Claude Trichet schon oft erlebt hat – und mit der er umzugehen weiß. Er ist schließlich der Herr über den Euro und kann die Zinsen in Europa jederzeit erhöhen. Eine kurze Telefonkonferenz mit seinen Kollegen im Zentralbankrat genügt. Die Meinung der Regierungen stört ihn dabei nicht unbedingt. Im Frühjahr 2005 erhöhten sie trotz lautstarker Proteste aus mehreren europäischen Hauptstädten den Leitzins, um den Preisauftrieb zu dämpfen. Die Europäische Zentralbank werde dafür sorgen, dass die Preise stabil bleiben, das hat Trichet auch beim Treffen der G 20 in Paris wieder betont.

Doch nicht überall in Europa läuft es so gut wie in Deutschland. In den Krisenstaaten steigt die Arbeitslosigkeit. Die Banken dort würden ohne das billige Geld von Trichet zusammenbrechen – und einige ihrer Geschäftspartner im Ausland wahrscheinlich mit in den Abgrund reißen. Spanien und Griechenland, Portugal und Irland sind auf niedrige Zinsen angewiesen. Trichet muss darauf Rücksicht nehmen, zu gravierend sind diese Probleme. Deshalb warnte er die Deutschen bereits, sie müssten vielleicht selbst das Wachstum bremsen. Auf ihn allein dürfe sich Deutschland im Kampf gegen die Inflation nicht verlassen, heißt das.

Die Sorge dahinter: Wenn nach den Rohstoffpreisen nun in Deutschland die Löhne drastisch steigen, könnte sich die bislang mäßige Inflation zu einer Welle auftürmen.

Eine Signalwirkung geht oft von VW aus. Dort liegt die Lohnsteigerung dieses Jahr samt Einmalzahlung bei 4,2 Prozent – was verkraftbar sei, wie die Bundesbank urteilt. Für alle Branchen erwarteten Experten vor der Ölpreisexplosion ein Lohnplus von durchschnittlich drei Prozent. Doch was, wenn die Arbeitnehmer nun auf mehr drängen? Vielerorts sind Facharbeiter schon knapp, die Macht der Gewerkschaften wächst.

Die Warnstreiks dieser Woche sind auch ein Ausweis ihres Selbstvertrauens. Die Arbeitnehmer verlangen ihr Recht, und in Deutschland stehen die Chancen gut, dass sie es auch bekommen. Daimler schafft zum Beispiel 4000 neue Stellen, im Werkzeugmaschinenbau werden Überstunden gefahren.

Schon einmal haben deutsche Arbeitnehmer als Ausgleich für hohe Kraftstoffkosten ein kräftiges Lohnplus durchgesetzt, und die Folgen waren schmerzlich. In den siebziger Jahren war das, da erkämpften die Gewerkschaften teilweise zweistellige Raten, nicht bloß der Staat, auch die Industrie musste als Arbeitgeber kräftig draufl egen. Die gestiegenen Lohnkosten wälzten sie auf die Preise über, bis die Teuerungsrate auf knapp acht Prozent schnellte.

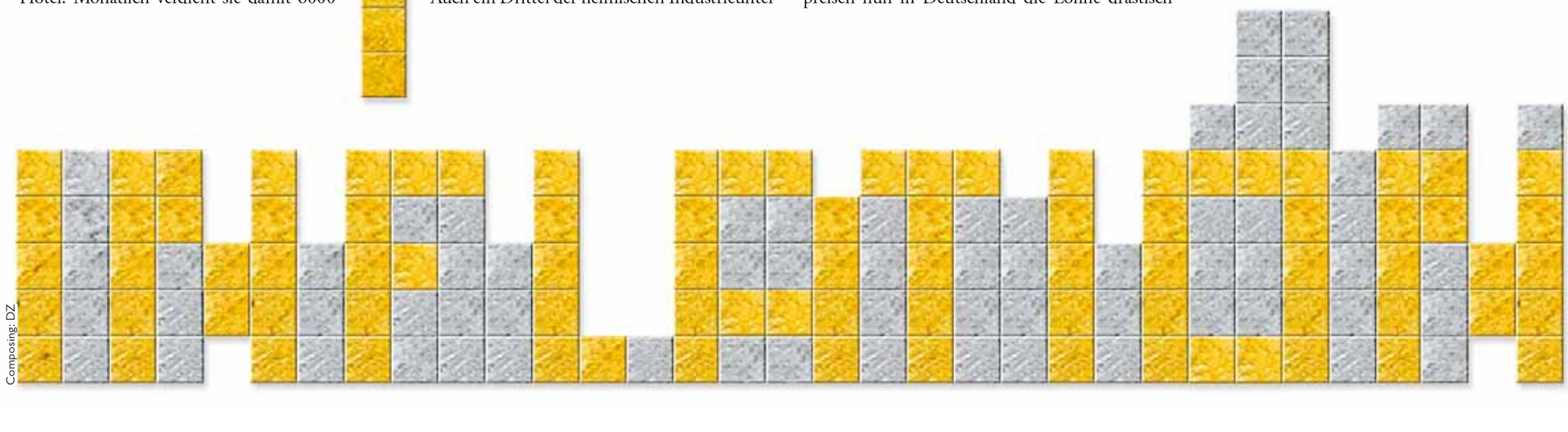
Nun treibt die Krise in Libyen die Ölpreise – und vergrößert damit Trichets Zwickmühle. Teures Öl treibt nicht nur die Inflation, es entzieht den Konsumenten auch Kaufkraft. Darunter leidet die Konjunktur. Wenn die Zentralbank dann auch noch die Zinsen erhöht, könnte das die Wirtschaft überfordern. Soll er also noch weiter warten?

Offiziell sagt die Zentralbank noch: Der Anstieg der Ölpreise wird hingenommen; wir schreiten erst ein, wenn die Löhne nachziehen. Doch ein Abwarten könnte sich möglicherweise als riskant erweisen. Wenn die Inflation erst einmal da ist, wenn die Löhne erst einmal zu schnell steigen, dann ist das Gegensteuern schwer. Und diese Gefahr ist möglicherweise noch deutlich größer als vermutet, weil ein Anstieg des Ölpreises zwar die Inflation treibt, aber die Konjunktur nicht mehr so stark belastet wie früher.

Das Geld ist billig, der Ölpreis schießt nach oben, die Weltwirtschaft brummt. Alle Welt schaut auf den Franzosen an der Spitze der Europäischen Zentralbank. Wird Jean-Claude Trichet handeln? Und – wird er es noch rechtzeitig tun?

Mitarbeit ANGELA KÖCKRITZ

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/inflation



Composing: DZ

CEBIT

Neue Kreaturen

Wie Supercomputer den Alltag der Menschen bestimmen

35 Milliarden Geräte sind mit dem Internet verbunden, vielleicht auch 40 Milliarden. Wer kann das schon zählen! Deutlicher wird die Sache erst wieder, wenn man sich klarmacht, womit diese Geräte verbunden sind. Über Funk und Glasfaserkabel, die ein dichtes Netz um den Erdball spannen, treten all diese Geräte mit einer überschaubaren Zahl von Supercomputern in Verbindung.

Es ist Zeit, sich das bewusst zu machen.

Diese Supercomputer haben keine Menschengestalt und sehen nicht aus wie der Watson von IBM, der kürzlich in den USA eine Quizshow gewonnen hat. Watson hat die Größe von ein paar Kühlschränken. Die vielleicht zehntausend Supercomputer der Menschheit sind groß wie Fußballfelder. Und auch wenn wir es nicht bemerken. Wir sind ständig mit ihnen verbunden: Es reicht, einen Finger auf ein iPhone zu legen und einen Tablet-Computer zu berühren, oder das Navigationsgerät im Auto mit der Stimme zu steuern, ein von Amazon vorgeschlagenes Buch auszuwählen, E-Mails bei Google zu speichern oder Fotos bei Facebook.

Wenn es heute also heißt, Smartphones und Computer von Apple, Nokia und Hewlett-Packard (siehe Seite 27) seien so unglaublich leistungsfähig, dann ist das nur die halbe Wahrheit. Vor allem sind es berührungsempfindliche Oberflächen, die Mensch und Supermaschine verbinden.

Diese Supercomputer sind Schöpfungen des Menschen. Und sie werden immer kreatürlicher: Neueste Google-Telefone können aus dem Englischen ins Deutsche simultan übersetzen – und zurück. Der Watson von IBM weiß so viel und berechnet Wahrscheinlichkeiten so gut, dass es manchmal wirkt, als habe er assoziative Gaben. Und an dieser Stelle lohnt es sich, die Perspektive zu wechseln.

Was verlangen die Supercomputer von uns? Die Computermesse Cebit gibt in dieser Woche eine Antwort darauf. Es ist eine Eigendynamik entstanden, um die Systeme zu erhalten, die nicht mehr aufzuhalten ist. Die Menschen haben ihr Leben unwiderruflich mit den Supercomputern verwoben und eine der größten ihrer Industrien um sie herum errichtet. Man kann sich Millionen IT-Ingenieure auch als Putzerfischchen vorstellen, die einen großen Hai reinigen, und die Nachricht dieser Tage lautet: Pfleger werden knapp. Die Menschheit kommt nicht nach, so viel Kreativität und Arbeitskraft fordern die Supercomputer ab. Staaten fangen an, sich um Rohstoffe zu balgen, mit denen sie Computer bauen, der Energiehunger des Systems geht in die Petajoule, Supercomputer waren schon an Kriegen beteiligt – und sie sind längst zu einem ausgelagerten Teil des menschlichen Gehirns geworden: einer Art Supergedächtnis der Menschheit.

Denken Sie einfach daran, wenn Sie das nächste Mal Ihr iPhone berühren, wer auf der anderen Seite steht. GÖTZ HAMANN

KERNKRAFT

Ab nach Karlsruhe

Das Verfassungsgericht sollte die Atom-Verlängerung kippen

Der Ausstieg aus dem Atomausstieg gehört zu den überflüssigen Taten der Regierung Merkel. Er hat Unsicherheit in der Energiebranche gesät, den sozialen Frieden gefährdet und die Glaubwürdigkeit der Regierung schwer erschüttert. Denn anders, als Schwarz-Gelb behauptet, erschließt sich selbst aus dem eigens zu diesem Zweck bestellten Gutachten nicht, dass die Laufzeit der Kernkraftwerke um durchschnittlich zwölf Jahre verlängert werden muss, um das Wohl des Volkes zu mehren.

Vorerst mehrt die Laufzeitverlängerung nicht einmal das Wohl von RWE & Co. Denn während die Atomkonzerne schon heute die neue Kernbrennstoffsteuer zahlen müssen, können sie mit den Gewinnen aus dem Weiterbetrieb der abgeschrieben Meiler erst in Zukunft rechnen. Wenn überhaupt. Denn das Bundesverfassungsgericht hat nun zu prüfen, ob die Laufzeitverlängerung verfassungskonform ist und ob sie ohne Zustimmung des Bundesrates Gesetz werden konnte. Greenpeace, die fünf sozialdemokratisch geführten Bundesländer und die Bundestagsfraktionen von SPD und Grünen zweifeln daran – und haben jetzt vor dem höchsten deutschen Gericht geklagt.

Einmal mehr hat die Regierung mit hohem Risiko Politik gemacht. Darin liegt in diesem Fall allerdings ein Chance. Verliert die Regierung in Karlsruhe, so wäre das ein Gewinn für das Land. FRITZ VORHOLZ

Was mit dem Benzinpreis wird

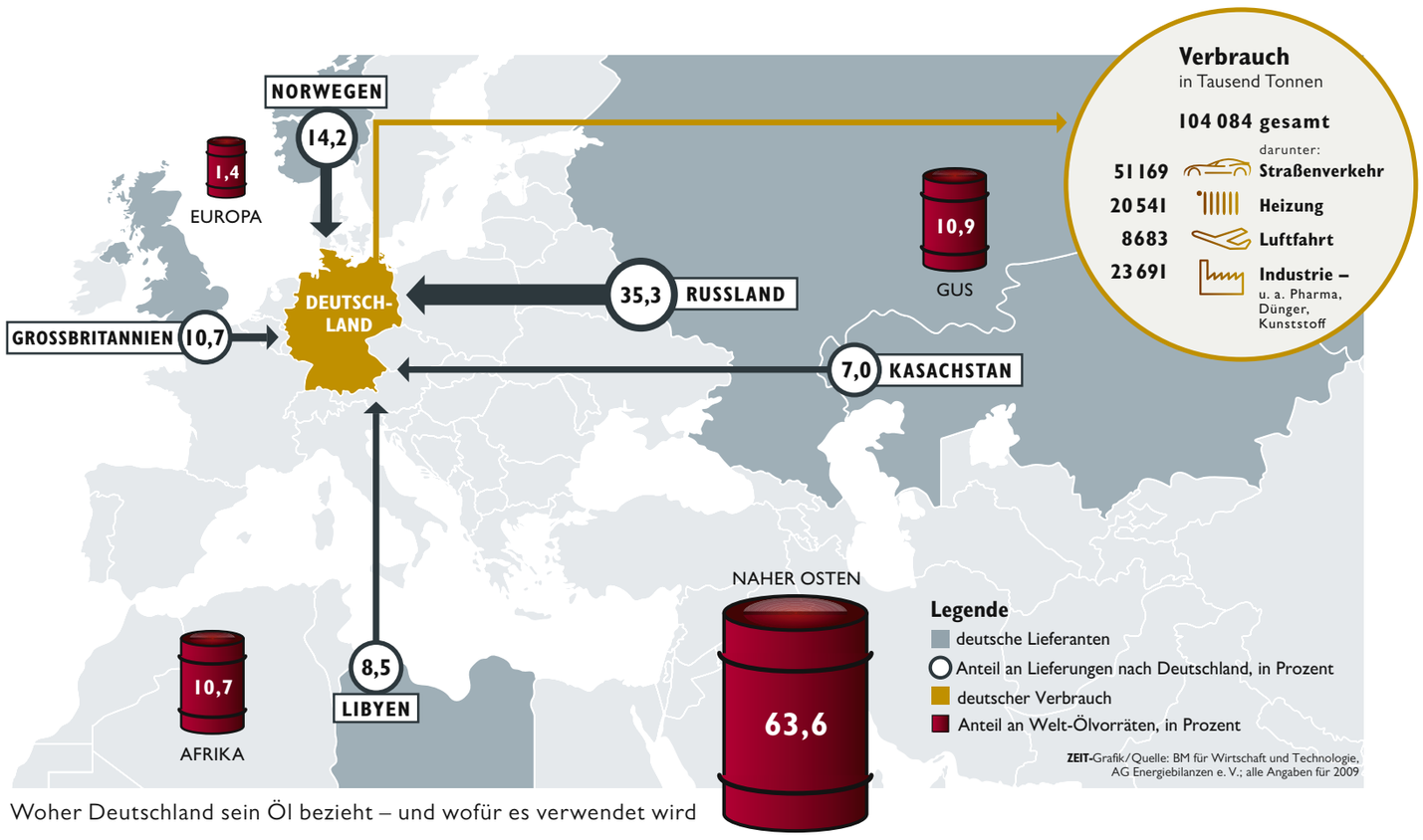
Die Zeit des billigen Öls ist vorbei. Was heißt das für die Versorgung mit Benzin, Diesel und Heizöl? Fünf Fragen, fünf Antworten VON FRITZ VORHOLZ

1 Bedroht der Umbruch in Libyen die deutsche Ölversorgung?

Libyen war 2009 nach Russland, Norwegen und Großbritannien Deutschlands viertwichtigster Öllieferant. Rund acht Prozent der deutschen Rohöleinfuhr kommen aus dem nordafrikanischen Land. Allerdings spielt Libyen auf dem Weltmarkt eine deutlich kleinere Rolle; nur zwei Prozent der weltweiten Ölförderung stammten 2009 aus libyschen Quellen. Kurzfristig ist deshalb weder mit Störungen der Ölversorgung zu rechnen noch mit ungebremst steigenden Preisen.

Durch die Unruhen im Land ist Libyens tägliche Ölproduktion nach Angaben der Internationalen Energieagentur (IEA) von Ende vergangener Woche zwar ungefähr halbiert worden; um den Ausfall zu kompensieren, habe aber Saudi-Arabien seine Förderung bereits gesteigert, so die IEA. Außerdem verfügen die westlichen Verbraucherländer über immense Lagerbestände. Allein in Deutschland betragen sie rund 40 Millionen Tonnen; das entspricht etwa zwei Fünftel der jährlichen Rohöleinfuhr.

Dass der Ölpreis jetzt trotzdem kräftig gestiegen ist, liegt an Panikkäufen, an der Furcht vor Lieferausfällen in weiteren Förderländern und an spekulativen Ölkäufen. »Viele Hedgefonds wetten schon seit Monaten auf steigende Ölpreise«, sagt der Hamburger Energieexperte Steffen Bukold.



Woher Deutschland sein Öl bezieht – und wofür es verwendet wird

Foto: imago

2 Warum kostet Benzin heute so viel wie 2008, obwohl das Rohöl deutlich billiger ist als damals?

Im Sommer vor zwei Jahren war der Weltmarktpreis für Öl auf seinen bisherigen Spitzenwert von 142 Dollar pro Fass geklettert; kurzfristig mussten sogar mehr als 150 Dollar gezahlt werden. Ein Liter Superbenzin kostete damals 1,53 Euro. Heute kostet Superbenzin ungefähr genauso viel, obwohl der Preis für Nordseeöl nur rund 110 Dollar pro Fass beträgt. Das ist tatsächlich erstaunlich.

Die vermeintliche Ungereimtheit liegt allerdings vor allem an der Entwicklung des Wechselkurses. Öl wird weltweit in Dollar gehandelt, während im europäischen Wirtschaftsraum in Euro gezahlt wird. Neben dem Dollarpreis des Öls ist deshalb stets entscheidend, wie viel der Euro wert ist. Im Sommer 2008 war der Eurokurs ausgesprochen hoch. In Euro ausgedrückt, kostete ein Fass Öl deshalb nur 88 Euro. Mittlerweile ist der Eurokurs gesunken. Die rund 110 Dollar, die heute ein Fass Öl kostet, entsprechen deshalb immerhin rund 80 Euro. Obwohl der Ölpreis im Vergleich zu Mitte 2008 also um rund 30 Dollar gesunken ist, macht der Unterschied, in Euro ausgedrückt, also viel weniger aus. Pro Liter sind es gut fünf Cent.

Neben dem Rohölmarkt gibt es einen eigenständigen Markt für Benzin und Diesel. Die Preise dieser Produkte können auch ohne Änderung des Rohölpreises um bis zu zehn Cent pro Liter schwanken. Das hängt unter anderem damit zusammen, wie sich die Kraftstoffnachfrage auf Diesel und Benzin aufteilt. Der Verdacht, die Mineralölkonzerne könnten die Preise wegen mangelnder Konkurrenz nach Gutdünken bestimmen, ist zwar populär, hat sich aber bisher nicht nachweisen lassen.

3 Wird der Ölpreis in den kommenden Monaten so hoch bleiben?

Wenn sich die Lage in Nordafrika und im Nahen Osten entspannt, wird der Ölpreis womöglich wieder etwas sinken. Die Zeiten des billigen Öls sind aber trotzdem ein für alle Mal passé. Denn während die weltweite Ölnachfrage weiter wächst, ist das Maximum bei der Förderung konventionellen Öls mittlerweile überschritten. Nach Angaben der IEA wird nie mehr so viel gefördert werden wie im Jahr 2006. Damals war mit täglich rund 70 Millionen Fass die viel diskutierte Spitze *(peak)* der Ölproduktion erreicht.

Die Förderung aus den heute existierenden Feldern sinkt bereits rapide. Um den Rückgang auszugleichen und die gleichzeitig wachsende Nachfrage zu befriedigen, müssen nach IEA-Angaben allein in den nächsten zehn Jahren neue Kapazitäten für die Förderung von täglich 28 Millionen Fass erschlossen werden. Das entspricht fast der dreifachen aktuellen Produktion Saudi-Arabiens. Zwar wurden weitere Lagerstätten bereits entdeckt, aber nicht genug. Große Hoffnungen liegen daher auf möglichen Vorkommen unter dem Boden der Ozeane.

Zudem lagern immense Mengen unkonventionellen Öls in der Erdkruste: Ölsand und Ölschiefer. Selbst aus Kohle, von der es noch reichlich gibt, lassen sich Kraftstoffe erzeugen. Die dafür genutzte Technik führt aber zu schweren Umweltschäden.

4 Ist Biosprit eine Alternative zu Kraftstoff aus Erdöl?

In Deutschland wird rund ein Fünftel des Öls zum Heizen und rund die Hälfte als Kraftstoff im Straßenverkehr verwendet. Heizöl ist relativ leicht zu ersetzen – beispielsweise durch Erdgas oder durch Gebäudedämmung. Im Verkehr hat das Öl dagegen fast ein Monopol. Biodiesel, Pflanzenöl und Bioethanol haben bisher nur einen Anteil von 5,5 Prozent am Kraftstoffabsatz. Bis zum Jahr 2020 müssen daraus laut EU-Direktive zwar zehn Prozent werden, was die Nachfrage nach fossilen Kraftstoffen drücken wird; der Effekt dürfte aber durch eine wachsende Nachfrage in anderen Erdteilen mehr als kompensiert werden. Obendrein verursacht die Erzeugung von Biosprit eigene Probleme.

Die weltweit steigende Nutzung von Raps und Mais, Palm- oder Sojaöl für die Kraftstoffproduktion trägt schon heute zum Anstieg der Lebensmittelpreise bei. Viele Umwelt- und Klimaschützer beobachten besorgt, dass Äcker und Plantagen zunehmend der Energie- statt der Nahrungsproduktion dienen, trotz des Bioetiketts. Das Problem dabei: Ob die Produktion der Energiepflanzen tatsächlich umwelt- und sozialverträglich ist, lässt sich nur schwer kontrollieren – vor allem dann nicht, wenn sie in tropischen Ländern stattfindet. Ohne Import lässt sich Biokraftstoff jedoch kaum in nennenswertem Umfang beschaffen. Die neue Kraftstoffsorte E 10 – das ist »Biobenzin« mit bis zu zehn Prozent Bioethanol – hat deshalb bereits für Irritationen gesorgt.

Auch Fahrzeuge mit Elektromotor auf Akku- oder Wasserstoffbasis werden die Autogemeinde kurz- und mittelfristig nicht vom Fluch des Öls befreien. Geld einsparen und womöglich sogar den Ölpreis etwas drücken könnte nur ein Rückgang der Nachfrage. Allerdings hat die Bundesregierung dafür gesorgt, dass die EU-weiten Verbrauchsvorschriften für Autos und leichte Transporter verwässert wurden; die Fahrzeuge verbrauchen deshalb mehr als nötig. Dazu trägt auch Deutschlands Erfolg beim Export von Premiummodellen bei.

5 Was macht der Ölpreis, wenn sich in den Förderländern eine Demokratie etabliert?

Der Osnabrücker Ökonom iranischer Herkunft, Mohssen Massarrat behauptet, dass die demokratisch nicht legitimierten Regime der Förderländer mehr Öl fördern, als es der Marktlogik entspricht. Er argumentiert: In einem autoritären Regime, einer Monarchie und einer Diktatur findet keine öffentliche Debatte und eben schon gar kein politischer Wettstreit um die optimale Nutzung des Öls statt. Stattdessen hätten sich die Petrodollar-Herrscher auf einen Kuhhandel mit dem größten Abnehmer, den USA, eingelassen. Solange genug Öl fließe, würden die Amerikaner helfen, die Herrschaften im arabischen Raum zu sichern – und zu diesem Zweck auch militärisch kooperieren. »Wirklich freie und unabhängige Parteien in demokratisierten Ölstaaten würden einerseits neue Ölmengen- und Ölpreisstrategien, andererseits die Verringerung der eigenen Abhängigkeit von Öleinnahmen zu zentralen Wahlkampfthemen machen«, schrieb Massarrat schon 2005 in der *ZEIT.*

Womöglich zeigt sich bald, ob der Ökonom mit dieser These recht behält.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/energie

Gleicher Job, gleicher Lohn

Ein Urteil des Bundesarbeitsgerichts könnte das Gehaltsgefüge in der Zeitarbeitsbranche umkrempeln VON KOLJA RUDZIO

Das ist ein weiterer Baustein, um die Christlichen Gewerkschaften kaputt zu machen«, schimpft Jörg Hebsacker. Er ist stellvertretender Bundesvorsitzender einer Vereinigung, die bis vor Kurzem kaum jemand kannte. Der Tarifgemeinschaft Christlicher Gewerkschaften für Zeitarbeit und Personalserviceagenturen, abgekürzt CGZP. In der Öffentlichkeit tauchte sie in den vergangenen Jahren kaum auf. Dabei prägte sie mit ihren Tarifverträgen die Arbeitsbedingungen von Hunderttausenden Menschen. Jetzt haben Deutschlands höchste Arbeitsrichter entschieden: Ihre Tarifverträge sind ungültig. Und auf einmal steht eine ganze Branche kopf. Die Christen-Gewerkschaften, die in diesem Wirtschaftszweig bisher ein wichtiger Tarifpartner waren, sind unter Druck. »Wir müssen sehen, wie wir mit der CGZP weitermachen«, sagt Hebsacker, ihr womöglich letzter Chef. Der Bundesvorsitzende legte sein Amt bereits vor zwei Monaten nieder.

Monatelang stritt die Bundesregierung mit der Opposition darum, ob in der Leiharbeit künftig gleicher Lohn für gleiche Arbeit zur Pflicht werden soll. Ohne Ergebnis. Jetzt könnten Hunderttausende Zeitarbeitnehmer genau das doch noch erreichen – *equal pay,* und zwar rückwirkend gleich für mehrere Jahre. Ein Urteil des Bundesarbeitsgerichts macht es möglich. Das zeigt die schriftliche Begründung des Richterspruchs, die Anfang dieser Woche veröffentlicht wurde. Aus ihr lassen sich Lohnnachforderungen in Milliardenhöhe ableiten, vielen kleineren Leiharbeitsfirmen droht womöglich das Aus, der ganze Wirtschaftszweig steht vor einem Umbruch. Der Boom der Zeitarbeit könnte bald vorbei sein.

Ein Richterspruch macht es möglich: Leiharbeiter können Lohnnachzahlungen fordern

Vordergründig entschied das Bundesarbeitsgericht nur über Formalien. Die CGZP kann laut dem Urteil keine rechtsgültigen Tarifverträge schließen. Die Begründung ist hoch kompliziert und hat unter anderem damit zu tun, dass die Gewerkschaften, die in dieser Tarifgemeinschaft zusammenarbeiten, ihr bestimmte Zuständigkeiten nicht voll übertragen haben. Doch solche organisationstechnischen Feinheiten werden nun zum Sprengstoff. Denn für Leiharbeiter gilt eine besondere Regel: Existiert für sie kein Tarifvertrag, haben sie einen gesetzlichen Anspruch, genauso bezahlt zu werden wie die Kollegen in dem Betrieb, in dem sie gerade arbeiten. *Equal pay* ist im Gesetz schon verankert. Bisher spielte das nur kaum eine Rolle. Jetzt wird es anders.

Unmittelbar betrifft das zunächst nur die Verleiher, die CGZP-Tarife angewandt haben. Immerhin etwa die Hälfte von mehr als 9000 Zeitarbeitsfirmen, folgt man dem Arbeitgeberverband Mittelständischer Personaldienstleister (AMP). Mittelbar könnte das Urteil aber die gesamte Branche umkrempeln. Klar ist, dass sich Leiharbeiter auf das Urteil berufen und Lohnnachzahlungen fordern können. Möglich ist das überall dort, wo der CGZP-Tarif niedriger war als die Entlohnung im Entleihbetrieb. Das dürfte in der Branche, die mehr als 800 000 Menschen beschäftigt, die Regel gewesen sein.

Experten gehen daher von Forderungen in Milliardenhöhe aus. Schließlich gilt das Urteil rückwirkend für mehrere Jahre, daran ließ Christoph Schmitz-Scholemann, Sprecher des Bundesarbeitsgerichts, Anfang der Woche keinen Zweifel. »Aus der Begründung wird klar, dass die CGZP nie tariffähig gewesen ist«, sagte der Richter.

Wie viele Leiharbeiter tatsächlich mehr Geld nachfordern werden, vermag niemand vorherzusagen. Durch Klauseln in manchen Arbeitsverträgen könnten Ansprüche verfallen sein. Druck könnte allerdings von der Bundesagentur für Arbeit kommen. Sie überwacht, ob Verleiher alle Vorschriften des Arbeitnehmerüberlassungsgesetzes einhalten. »Wenn eine Firma jetzt nicht ordnungsgemäß den Lohn nachzahlt«, sagt Holger Thieß, Arbeitsrechts-Anwalt in Hamburg, »dann muss die Arbeitsagentur ihr die Lizenz entziehen.« Thieß vertritt zehn Leiharbeiter, die selbst zusätzlichen Lohn einklagen wollen.

Viel gewichtiger sind aber die Forderungen der Sozialversicherungen. Auch sie können aus dem Urteil Ansprüche ableiten – zusätzliche Beiträge zur Renten-, Kranken-, Pflege- und Arbeitslosenversicherung. Rückwirkend für bis zu vier Jahre, individuelle Vertragsklauseln spielen dabei keine Rolle. Der Betriebsprüfdienst der Rentenversicherung hat im Dezember bereits rund 1400 Zeitarbeitsfirmen mit CGZP-Tarif angeschrieben. Er forderte die Unternehmen auf, »unverzüglich« den Beitragspflichten nachzukommen, die sich aus dem Urteil ergäben. Und kündigte zudem an: »Wir beabsichtigen, im Jahr 2011 eine Betriebsprüfung in Ihrem Unternehmen durchzuführen.«

Bei den Sozialbeiträgen geht es wie beim Lohn um Milliarden. Der Arbeitgeberverband AMP spricht von Tausenden Unternehmen, die bedroht seien. Kommt es tatsächlich zu Insolvenzen, haften die Kunden der Verleiher für die Sozialbeiträge. Am Ende müssten also nicht nur Zeitarbeitsfirmen, sondern auch die ausleihenden Betriebe zahlen.

Die Folgen des Urteils stellen das Geschäftsmodell der Zeitarbeit infrage. Bei den Christen-Gewerkschaften verweist man zwar darauf, dass man seit Januar 2010 eine neue Konstruktion für die Tarifverträge gewählt habe, die von dem Urteil nicht berührt sei. Seitdem würden einzelne Gewerkschaften die Tarifverträge unterzeichnen und nicht nur ihre Spitzenorganisation CGZP. Aber die Verunsicherung ist groß. CGZP-Boss Hebsacker schwant: »Viele werden keine Zeitarbeiter mit unseren Verträgen mehr wollen. Das läuft jetzt noch mehr auf ein Monopol des DGB hinaus.«

Ohne Christen-Gewerkschaften könnte der DGB gleiche Bezahlung erzwingen

Dabei hat das Bundesarbeitsgericht einen wunden Punkt der Christen-Organisationen in seinem Urteil noch völlig ausgespart. Die Frage nämlich, ob sie überhaupt mächtig genug sind, um als echte Gewerkschaften zu zählen. Das Gericht verzichtete nach eigenen Angaben auf die Prüfung dieser Frage, weil schon die Formfehler genügten, die Tarifunfähigkeit der CGZP festzustellen. Die Richter erklärten jedoch ausdrücklich: Auch die Mitgliederstärke der Christen-Gewerkschaften könne man hinterfragen. Wie erschreckend gering ihr Organisationsgrad tatsächlich ist, lässt sich ebenfalls aus der Urteilsbegründung entnehmen. Danach waren Ende 2008 nur 1383 von 760 000 Leiharbeitern Mitglied in einer CGZP-Gewerkschaft. Zwar dürfte in der Zeitarbeit auch der DGB nur wenige Mitglieder verzeichnen, aber die Christen sind in etlichen Branchen schwach.

Einige aus ihrem Verbund müssen deshalb um ihren Gewerkschaftsstatus kämpfen. So monierte das Bundesarbeitsgericht kürzlich, die zum Christen-Bund gehörende Gewerkschaft für Kunststoffgewerbe und Holzverarbeitung (GKH) habe in einem Rechtsstreit keine Angaben zu ihrer Finanzierung gemacht. Es sei »nicht ansatzweise erkennbar, wie viele Mitglieder die GKH tatsächlich hat«. Sie beschäftige außerdem »keine hauptamtlichen Mitarbeiter und hat keine Geschäftsstelle, über die sie alleine verfügt«. Hieraus könne »nicht auf eine hinreichende organisatorische Leistungsfähigkeit der GKH geschlossen werden«. Das Landesarbeitsgericht Hamm soll die Fragen nun genauer prüfen. Wie auch immer dieses und andere Verfahren ausgehen werden: In der Zeitarbeit geraten die Christen durch das jüngste Urteil weiter an den Rand. Ver.di behauptet schon, auch die neue Tarifkonstruktion der Christen-Gewerkschaften sei ungültig. Wenn das stimmt, wäre der DGB der einzig verbliebene Tarifpartner für die Zeitarbeitsfirmen. Das aber hätte enorme Konsequenzen. Denn dann könnte der DGB selbst erzwingen, was er immer fordert: *equal pay.* Er brauchte nur keine Tarifverträge mehr für die Leiharbeit abzuschließen. Ohne Tarifvertrag greift ja automatisch das Prinzip der gleichen Bezahlung. Hat ver.di recht, müsste der DGB also nicht nach dem Gesetzgeber rufen. Er könnte jetzt handeln.

www.zeit.de/audio

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/arbeitsmarkt

»Ein Stück Wahnsinn«

Der Verleger Carlo De Benedetti ist der große publizistische Gegner von Premier Silvio Berlusconi. Ein Gespräch über Italiens Zukunft – und wer dafür bereitsteht

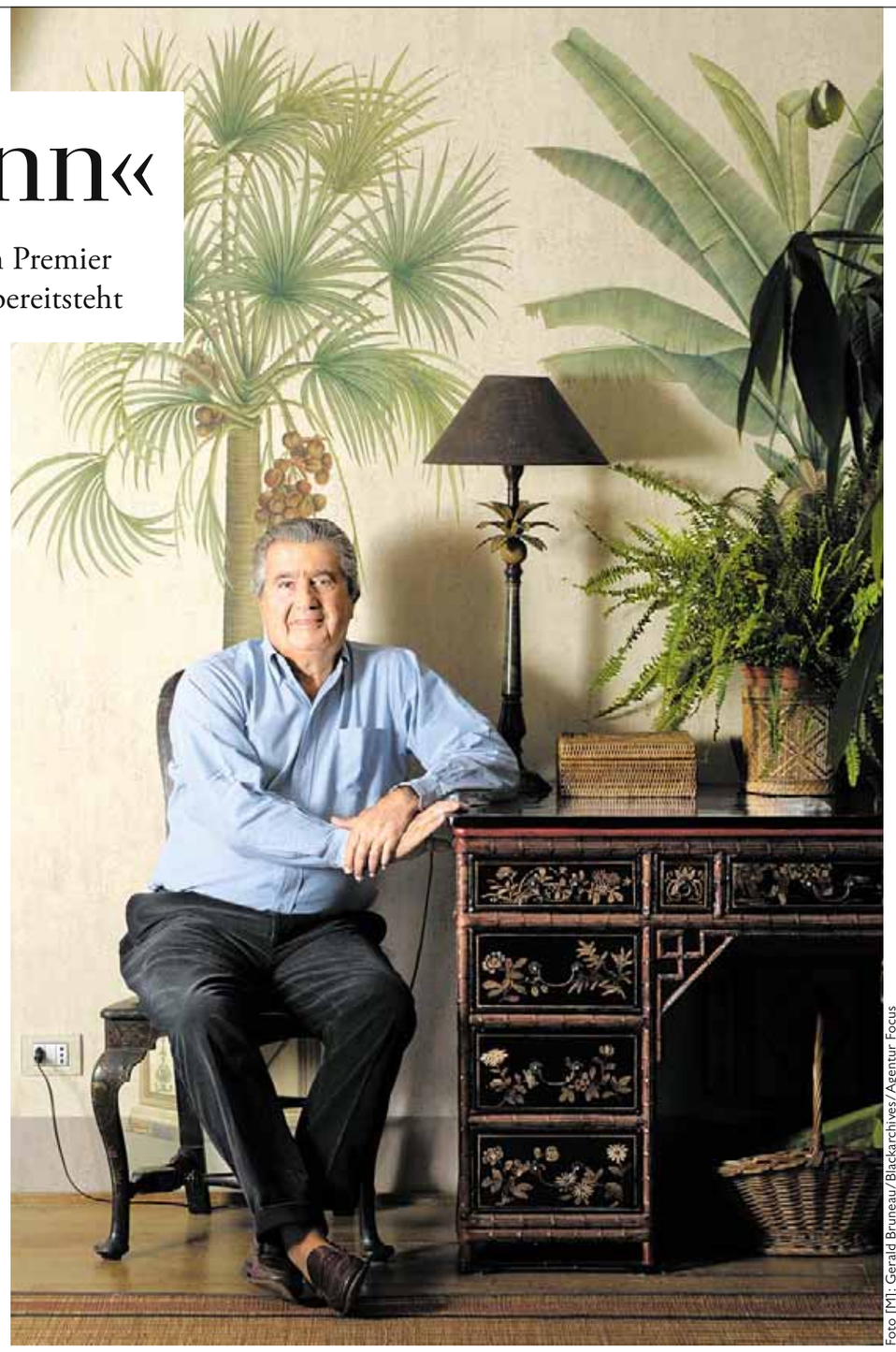


Foto [M]: Gerald Bruneau/Blackarchives/Agentur Focus

Carlo De Benedetti in seinem Landhaus im italienischen Dorf Dogliani

DIE ZEIT: Am 6. April beginnt der jüngste Prozess – Stichwort »Ruby« und »Bunga-Bunga« – gegen Berlusconi. Er ist schon ein Dutzend Mal angeklagt worden und wird immer wieder gewählt. Was ist los mit Italien? Warum ist er »Signor Teflon«?

Carlo De Benedetti: Weil er die Demokratie mit zwei neuen Elementen verbogen hat: mit viel Geld und mit seinen TV-Kanälen. Fernsehen ist viel mächtiger als Print; das weiß ich als Verleger. Das hat das politische System »napalmisiert«. Wenn dann noch die Presseberichte stimmen sollten, dass er Abgeordnete gekauft hat ...

ZEIT: ... kann er das wirklich?

De Benedetti: Erstens: So viel Geld wie er hat niemand. Zweitens: Mit dem richtigen Listenplatz bestimmt man Wahlchancen. Drittens hat er drei private und zwei von drei öffentlich-rechtlichen TV-Kanälen. Mit fünf Sendern kann man die öffentliche Meinung monopolisieren. Täglich. Stellen Sie sich vor, Merkel könnte das.

ZEIT: Ein alter Weggefährte des Cavaliere erklärt das Phänomen so: »Italien ist kein normales Land. Berlusconi hat nur getan, was andere italienische Geschäftsleute auch tun.«

De Benedetti: Na klar. Wer Berlusconi verteidigen will, sagt, dass sie alle so sind. Das verneine ich kategorisch.

ZEIT: Das heutige Italien erinnert an das Machiavellis vor 500 Jahren: das amoralische Machtkalkül, jedes Mittel ist recht ...

De Benedetti: Machiavelli war ein brillanter Denker. Berlusconi ist eine billige Kopie.

ZEIT: Es heißt, ein Fünftel der Parlamentarier hätte ein Vorstrafenregister.

De Benedetti: Gut möglich. Schließlich nominiert nicht das Volk die Kandidaten, sondern der Parteichef.

ZEIT: Reden wir über die Opposition ...

De Benedetti: ... einen Moment noch. Vor sechs Jahren wurde ich von Berlusconi zum Besuch gebeten. Kaum betrat ich den Raum, kam er mir mit ausgebreiteten Armen entgegen: »Carlo, warum liebst du mich nicht?« Ich: »Das wäre unvorstellbar.« Er: »Okay, okay, aber ich will, dass du mich liebst.« Dieses unstillbare Liebesbedürfnis ist der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit.

ZEIT: Wir wollen doch alle geliebt werden.

De Benedetti: Ja, aber bei ihm ist das extrem. Wir alle tragen ein Stück Wahnsinn in uns. Aber wenn es ins Extrem kippt, geht man zum Psychiater.

ZEIT: Ein Psychiatrie-Patient als Premier?

De Benedetti: Ja. Absolut.

ZEIT: Woran erkennt man das?

De Benedetti: Ein Beispiel. Kürzlich sagte er: Ich will das Verfassungsgericht reformieren, weil es voller Kommunisten ist. Ich bitte Sie. Stellen wir uns Obama vor, der das Gleiche verkündete. Die würden ihn vom Weißen ins Irrenhaus verfrachten.

ZEIT: Der große Franklin Roosevelt hat genau das versucht, weil ihm der Supreme Court zu rechts war und seine Sozialgesetzgebung stoppte. Da die Richter auf Lebenszeit berufen werden, wollte er mehr als die traditionellen neun, um das Stimmenverhältnis zu drehen. Wer machtgierig ist, ist nicht verrückt.

De Benedetti: Aber die Institutionen muss man respektieren.

ZEIT: Wie kann Italien Berlusconi oder den Berlusconismus loswerden?

De Benedetti: Der Ismus ist weg, wenn Berlusconi weg ist. Wie der Faschismus mit Mussolini verschwand. Der Berlusconismus beruht auf dem Glauben der Leute, dass er das Land ganz gut regiere. Das haben gerade 35 Prozent zu Protokoll gegeben. Aber vor einem Jahr waren es noch 48 Prozent.

ZEIT: Und die Wirtschaft?

De Benedetti: Die Chefs kümmern sich um ihren Vorteil. Die sind Berlusconi egal, solange sie ihn nicht kritisieren. Ich bin der Einzige, der öffentlich sagt: Berlusconi ist ein Desaster für das Land. Meine Banker-Freunde geben mir privat recht, aber draußen halten sie den Mund.

ZEIT: Wenn einer immer wieder gewählt wird, muss man nach der Opposition fragen. Die ist führungslos, die Namen lassen sich nicht mehr zählen: Prodi, D'Alema, Amato, Rutelli, Fassino, jetzt Bersani. Es heißt, Sie seien der letzte Oppositionsführer in diesem Land.

De Benedetti: (seufzt) Es schmerzt mich, zugeben zu müssen, dass Sie recht haben.

ZEIT: Warum gehen Sie dann nicht in die åPolitik?

De Benedetti: Ich will nicht unter die Politiker. Aus einem Grund: Ein Unternehmer wie ich ist ein Autokrat, sonst ist man kein guter Unternehmer.

ZEIT: Warum gibt keine andere Opposition?

De Benedetti: Die Opposition ist endlos gespalten. Der Mauerfall hat in meinem Land mehr durcheinandergebracht als bei Ihnen. Im Kalten Krieg war Italien auch zweigeteilt: zwischen der kommunistischen und der katholischen Partei (der christdemokratischen, Anm. d. Red.) – die eine von Moskau, die andere vom CIA finanziert. Das war die politische Realität. Nach dem Mauerfall standen wir ohne positive politische Werte da. Wir waren immer nur dagegen – gegen Kommunisten, gegen Katholiken, aber nicht für Italien. 1992 waren die alten Parteien zerfallen. Es blieb ein Vakuum, das Berlusconi besetzen konnte – mit seinen großen kommunikativen Fähigkeiten und einem Haufen Geld. Er hat es aber für sich getan, weil er fast bankrott war und von der Justiz verfolgt wurde.

ZEIT: Wie konnte ihm das gelingen?

De Benedetti: Wir haben ihn unterschätzt. Agnelli (der Fiat-Chef, Anm. d. Red.) erzählte mir damals beim Lunch in St. Moritz: Berlusconi dürfe sich freuen, wenn er fünf Prozent der Stimmen kriege. Ich sagte: zwischen 15 und 20. Er hat aber 35 Prozent geschafft. Wir haben es nicht kapiert, aber Berlusconi sehr wohl. Er hat den Italienern eine »liberale Revolution« verkauft, ein neues Italien – Freiheit, Markt, Reformen. Viele gute Leute glaubten, das Land brauche genau das. Das Land war verzweifelt, es wollte hoffen können.

ZEIT: Jetzt sind wir aber zwanzig Jahre weiter, und Berlusconi ist immer noch da.

De Benedetti: (seufzt) Die Linke, damals unter D'Alema, verstand nicht, wie Berlusconi die Demokratie zurichten würde. Sie wollte kooperieren, sie hat Berlusconi ebenfalls unterschätzt.

ZEIT: Sie sind also die einzige Opposition.

De Benedetti: Ja, aber nur in dem Sinne, dass ich gegen den Populismus bin. Wir haben 17 Zeitungen in Italien, darunter *La Repubblica* und das Magazin *L'Espresso*. Alle opponieren gegen den populistischen Niedergang ...

ZEIT: ... aber Sie sind doch auch die *politische* Opposition.

De Benedetti: Das trifft nicht zu. Aber ich will Ihre Frage beantworten. 1974 sollte ich Senator für die kleine Republikanische Partei werden. Und ich sagte Nein, weil ich ein Autokrat, kein Demokrat bin. Unsere Macht sind die drei Millionen, die täglich *La Repubblica* lesen, und die sind die einzige Opposition in diesem Land. Aber wir sind keine Partei.

ZEIT: Ohne das Feinbild Berlusconi würden Sie mächtig Auflage verlieren.

De Benedetti: Sie spaßen; ich verstehe das. In meinem Alter müssen wir das Land an eine neue Generation übergeben. Je schneller wir Berlusconi los werden, desto besser.

ZEIT: Sie bezeichnen Berlusconi als größte Bedrohung der Demokratie. Warum gerade jetzt?

De Benedetti: Weil er die Judikative entmachten will. Er will sie aufspalten und so schwächen, er will den »kurzen Prozess« einführen. Damit meint er nicht Beschleunigung. Er will die Prozesse verkürzen, um die Beweisaufnahme zu begrenzen. So ginge die Anklage ins Leere.

ZEIT: Warum ist seine Entmachtung heute dringlicher denn je?

De Benedetti: Erstens, weil er eine Schmach für Italien ist. Wir sind ein Witz in der Welt. Wenn ich mit Henry Kissinger rede, fragt er mich: »Wie kommen Sie mit Ruby zurecht?« Er nennt Berlusconi »Ruby«. (Anm. d. Red: Das ist das Mädchen, die er als Minderjährige für Sex bezahlt haben soll; darum geht es in dem Prozess am 6. April.) Sie als Deutscher wären doch zutiefst beleidigt, wenn andere so über Ihr Land sprächen. Zweitens hat es mit der Vielzahl der Prozesse gegen Berlusconi zu tun. Er muss sich jetzt gegen vier Anklagen verteidigen. Das ist ein schrecklicher Niedergang.

ZEIT: Warum ist er jetzt so gefährlich?

De Benedetti: Er ist wie eine Schlange, der man den Schwanz abgehackt hat. Ihre Reaktionen lassen sich nicht mehr voraussagen. Und die werden schlimm sein.

ZEIT: Und außer dem Angriff auf die Gerichtsbarkeit?

De Benedetti: Demokratie ist Gewaltenteilung: Exekutive, Legislative, Judikative. Er hat schon immer die Staatsanwaltschaft und Gerichte attackiert. Die Exekutive hat er auch zerstört, indem er eine Geliebte zur Ministerin machte. Sie ist wahrscheinlich die schönste Ministerin der Welt. Die Legislative hat er gekauft. Beispiel: Da hat er 315 Abgeordnete gefunden, die seine Aussage im »Ruby«-Prozess bestätigen: Er hätte sie, angeblich eine Verwandte von Mubarak, mit seiner persönlichen Intervention doch nur aus der Haft befreit, weil er Probleme mit Kairo vermeiden wollte. Also nicht, um sich selber zu schützen. Das kann doch kein Mensch glauben.

ZEIT: Ist aber eine gute Story.

De Benedetti: Okay. Nur: Was bleibt dann noch von der Demokratie, wenn die Gewaltenteilung zerstört ist?

ZEIT: Noch einmal: Warum können Sie ihn dann nicht entmachten?

De Benedetti: Die Presse ist die »vierte Gewalt«. Aber es gibt keine echte politische Opposition. Das Volk wird ihn stürzen.

ZEIT: Wie das?

De Benedetti: Durch Networking, die das Internet heute möglich macht. Ich habe in einer Mail heute meinen Freunden mitgeteilt: Wie im Nahen Osten haben die Italiener ein mächtiges Instrument, um Widerstand zu mobilisieren. Das ist das Internet. *La Repubblica* hat die größte Website in Italien, mit zwei, drei Millionen Besuchern pro Tag. Das ist eine Plattform. Das politische System schafft es nicht, also müssen wir es im Netz schaffen. Mithilfe des Internets habe ich 11 000 Leute in einem Zelt in Mailand versammelt – unter dem Motto: »Hau ab!« Zwei Wochen davor haben die Frauen in 235 Städten des Landes demonstriert; das wurde nicht durch die Parteien organisiert. Das Volk braucht die Parteien nicht, die Menschen haben mehr Macht als die Politiker. Sie können die Voraussetzung für den Sturz Berlusconis schaffen.

ZEIT: Warum nicht durch Abwahl?

De Benedetti: Wenn die Regierung nicht stürzt, gibt es erst 2013 Wahlen.

ZEIT: Und wer wird die zerstrittene Opposition führen?

De Benedetti: D'Alema, die ganze PD – die ist Mitte-links und zugleich die größte Oppositionspartei – will Mario Monti.

ZEIT: Monti, der ehemalige EU-Kommissar, hat keine Partei, keine Gefolgschaft ...

De Benedetti: ... kein Geld, nichts. Und keinen Mut. Aber er würde es schaffen, wenn alle Partien ihn unterstützten.

ZEIT: Wie denn? Die PD hasst sich selber.

De Benedetti: Genau. Gerade deshalb könnte sich die Partei auf einen Außenseiter einigen. Vielleicht auch auf Draghi.

ZEIT: Der will klugerweise Chef der Europäischen Zentralbank werden.

De Benedetti: Die beiden Großen – Berlin und Paris – werden sich auf einen mit niedrigerem Profil einigen, etwa auf den Chef der finnischen Zentralbank. So wie sie sich auf Niedrigprofil-Kandidaten wie Van Rompuy (als EU-Präsidenten) und Ashton (als »Außenminister«, Anm. d. Red) geeinigt haben. So lässt sich Europa besser dominieren.

ZEIT: Auch die italienischen Parteigrößen wollen mit Monti den schwächsten Kandidaten.

De Benedetti: Aber sie wollen einen, der Respekt für Italien zurückgewinnen kann. Monti genießt weltweites Prestige.

ZEIT: Dass Italien so wenig Gewicht in der Welt hat, war schon vor Berlusconi so. Funktioniert hat es nur in den Fünfzigern mit De Gasperi.

De Benedetti: Ja, aber wir gehören zu den Top-Wirtschaften der Welt. Dieses Land hat gewaltige Energien, und deshalb bin ich so optimistisch. Ich liebe mein Land, es ist trotz aller Defekte ein großartiges Land. Es ist wie ein Flugzeugträger im Mittelmeer – von Sizilien sind es mit meinem Boot drei Stunden bis Tunesien, und von Mailand 50 Kilometer bis in die Schweiz.

ZEIT: Vielleicht braucht Italien keine Regierung; sonst hätte es seit 1945 nicht 62 gegeben.

De Benedetti: Wir brauchen Berlusconi nicht.

Das Gespräch führten JOSEF JOFFE und BIRGIT SCHÖNAU in Mailand

Der Verleger

Carlo De Benedetti, geboren **1934** in Turin, besitzt die linke Tageszeitung *La Repubblica,* das Wochenmagazin *L'Espresso* und 16 Lokalzeitungen. Damit ist er der wichtigste publizistische Gegenspieler von Premierminister Silvio Berlusconi. Als Manager arbeitete De Benedetti **1976** einige Jahre bei Fiat, bevor er **1978** bei dem Computerunternehmen Olivetti einstieg. In den folgenden Jahren baute er den Elektronikhersteller um. Olivetti verkaufte bald nicht nur Computer, sondern wurde Telekom-Anbieter. Über seine Finanzholding baute De Benedetti in jener Zeit auch ein Medienunternehmen auf. Großes Aufsehen erregte er, als er während des Korruptionsskandals »Saubere Hände« Anfang der neunziger Jahre als einziger italienischer Großunternehmer die Verantwortung »für alle Bestechungsvorgänge, von denen ich Kenntnis habe, und auch für alle, von denen ich nichts weiß«, übernahm. Ein anschließendes Verfahren endete mit Freispruch. **1996** zog er sich bei Olivetti zurück.

Das Kölner Lehrstück

Fotos [M]: Bildagentur Huber (o.); action press (3)

Vor zwei Jahren krachte das Stadtarchiv zusammen. Bis heute ist die Schuldfrage nicht geklärt. Eine Spurensuche zwischen Trümmern und Zuständigkeiten

VON EVA-MARIA THOMS

Am Mittag des 3. März 2009 treffen die Arbeiter auf der U-Bahn-Baustelle am Kölner Waidmarkt letzte Vorbereitungen, um den Boden der Baugrube zu betonieren. In rund 30 Metern Tiefe wird Kies weggebaggert, die Sohle glatt gezogen und noch einmal Wasser abgepumpt. Plötzlich aber schießen mit großem Druck Wasser, Kies und Geröll in die Grube. Unter den acht Arbeitern bricht Panik aus. Der Polier brüllt »Raus hier!«, die Männer hasten über Treppen vor dem anschwellenden Strudel nach oben. Der Führer des Seilbaggers auf der Straße sieht sie rennen. Da reißt neben ihm, vor dem Stadtarchiv, der Bürgersteig auf. Steine prasseln auf die Straße, dann Fensterscheiben.

Die Männer scheinen zu wissen: Dieser Wassereinbruch im Untergrund, das ist nur der Anfang. Doch statt sich selbst schnell in Sicherheit zu bringen, warnen sie andere. Der Baggerfahrer hetzt über den wegbrechenden Bürgersteig zum Stadtarchiv und trommelt mit den Fäusten gegen die Fensterscheiben. Seine Kollegen laufen in die bereits ächzenden angrenzenden Wohnhäuser, um die Bewohner auf die Straße zu treiben. Nur wenige Minuten bleiben. Dann kippen unter lautem Grollen das Archiv und zwei Häuser in die Grube. Zwei junge Männer sterben unter den Trümmern. Als der Staub sich lichtet, sieht Peter Jansen, der Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, aus seinem Fenster auf einen meterhohen Schuttberg. Die Schule, die vis-à-vis dem Stadtarchiv direkt auf der anderen Seite der Baugrube liegt, wurde nicht gewarnt. Von welcher Seite die Gefahr droht, darüber hatten die Bauarbeiter offenbar keine Zweifel.

Köln, 3. März 2009: Trümmerberge, wo das Stadtarchiv stand

Zwei Jahre sind seit der Katastrophe vergangen. Ihr Ablauf lässt sich aus dem Puzzle zahlloser Berichte aus der Folgezeit rekonstruieren, jede Schilderung bleibt aber angesichts der Hektik dieser Minuten nur eine Annäherung. Bis heute weiß niemand ganz genau, was damals geschah – und was die Ursache war. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Seit dem ersten Tag wird gestritten, wer die Verantwortung trägt: Haben die Bauunternehmen versagt? Hätte der Bauherr, das Kölner Nahverkehrsunternehmen KVB, eingreifen müssen? Und wer hatte über die Bauarbeiten überhaupt die Aufsicht?

Angeheizt wird der Streit durch Details, die nach und nach an die Öffentlichkeit gedrungen sind: In den Wänden der Baustelle fehlen Eisenbügel. Und es gibt falsche Betonierungsprotokolle. Zudem häufen sich Belege, dass auf der Baustelle schon Monate vor dem Unglück ernsthafte Sicherheitsprobleme auftraten. Aus heutiger Sicht ist der Einsturz des Kölner Stadtarchivs eine Katastrophe, die sich früh ankündigte. Doch wie konnte es so weit kommen?

An jenem 3. März 2009 ist Werner Münch (der in Wirklichkeit anders heißt) auf der Autobahn unterwegs, als im Radio der Einsturz des Stadtarchivs gemeldet wird. »Ich habe gedacht, das kann doch nur eine Falschmeldung sein«, erinnert sich der Mann. Das Stadtarchiv mit seinen teils 1000 Jahre alten Dokumenten ist eines der bedeutendsten kommunalen Archive Europas. Das Gebäude war ein massiver Zweckbau, kaum vorstellbar, dass es einstürzen könnte. Doch die Berichte mehren sich. Münch packt das Grauen. Er war zu nah dran, an dieser Baustelle.

Als die Bauarbeiten Ende 2003 begannen, herrschte Aufbruchstimmung bei der KVB. Der Rat der Stadt hatte entschieden: Die neue Strecke soll nicht wie gehabt von der Stadt gebaut werden, sondern in privater Regie – eben vom privat wirtschaftenden Tochterunternehmen KVB. Die Privatisierung des Projekts liegt im politischen Trend. Befreit von den Zwängen staatlicher Verwaltung, soll schneller und günstiger gebaut werden. Auch KVB-Mitarbeiter Münch glaubt an die Doktrin der neuen Leichtigkeit. Doch die Stimmung wendet sich.

Offenbar nahm die KVB die Herausforderung, alles schneller und billiger zu machen, sehr ernst. Die Verantwortlichen pflegten einen harten Verhandlungsstil gegenüber den Baufirmen. Im »Los Süd«, zu dem die Unglücksstelle gehört, waren das Züblin, Wayss & Freytag und – führend – Bilfinger Berger. Dort trafen sie auf Gesprächspartner, denen teils auch wenig Zimperlichkeit nachgesagt wird. Und so stritten Bauherr und Firmen ums Geld, immer wieder.

Ein Kleinkrieg brach aus, an dessen vorderster Front sich die Kollegen in der Bauüberwachung der KVB sahen. Werner Münch traf sie, sprach mit ihnen über ihre Arbeit. Dann erzählten sie von ihrem Frust und der vielen Arbeit, die das unaufhörliche Gezerre auch für sie nach sich zog. »Die Kostenwächter der KVB haben bei jeder Gelegenheit nachgefasst«, erinnert sich Münch. »Auf der anderen Seite kamen die Bauunternehmen mit Nachträgen und Mehrkostenanzeigen, die die Kollegen dann überprüfen mussten.« Jede Forderung sei mit viel Manpower niedergeschlagen worden. Die Kollegen hätten geklagt, »dass sie eigentlich nur noch für die Controller und die Rechtsanwälte arbeiten«.

Glaubt man Werner Münch, dann ist zweifelhaft, ob die KVB ihre Kernaufgabe noch gründlich wahrnehmen konnte: die Qualität der Arbeit auf den Baustellen zu überwachen und – stellvertretend für die Behörden – die hoheitliche Bauaufsicht zu führen. »Um eine solche Baustelle zu überwachen, braucht man auch ohne juristische Scharmützel erheblich mehr Personal, als es unser Bauüberwachungsteam hatte«, sagt Münch. Die KVB bestreitet dies heute. Die Zahl der Mitarbeiter in der Bauüberwachung sei ausreichend gewesen, das Controlling in anderen Abteilungen erledigt worden.

Währenddessen ging der Bau der Nord-Süd-U-Bahn in die zweite, heikle Phase. Die U-Bahn-Röhre wurde von großen Tunnelbohrmaschinen durch den Kölner Untergrund getrieben. Für die Haltestellen wurde nun von oben ausgegraben, und vor dem Stadtarchiv für ein Gleiswechselbauwerk. Was dann geschah, lässt sich aus einer Vielzahl von Berichten, Gutachteraussagen, Ratssitzungen und Pressekonferenzen inzwischen gut nachvollziehen: Demnach kam es an der Baustelle Waidmarkt schon beim Setzen der Schlitzwände, die die Grube sichern sollten, zu Problemen. Mehr als dreißig Meter tief mussten Schlitze in den Untergrund gegraben werden. Dann wurden sie mit Eisengeflechten bewehrt und betoniert. Bei Lamelle 11 geriet die Arbeit ins Stocken. Tief unten stieß die Baggerschaufel auf Widerstand und brach schließlich ab. Was dort unten den Bauarbeiten im Weg war, konnten die Arbeiter nicht herausfinden. Sie gruben mit einer schmaleren Schaufel weiter. Tagelang wurde an der Lamelle 11 geprokelt. Unter höchstem Zeitdruck. Die eingesetzte Spezialmaschine, sagen Beobachter, sei längst auf einer anderen Baustelle verplant gewesen. Es ist genau die Stelle, an der die Gutachter der Staatsanwaltschaft nach der Unglücksursache suchen.

Fortan rissen die Probleme an der Baustelle Waidmarkt nicht mehr ab. Das zeigen Auszüge aus den Bautagebüchern und Besprechungsprotokollen, die nach dem Unglück den Medien zugespielt wurden. Demnach strömte ständig und in großen Mengen Grundwasser ein. Vier Grundwasserbrunnen hatten sich die Bauunternehmen vorsorglich vom Umweltamt der Stadt Köln genehmigen lassen, um die Baugrube trocken zu halten. Am Ende hatten sie – ohne Genehmigung – noch 19 weitere Brunnen bohren lassen. Statt der erlaubten maximal 450 Kubikmeter Wasser pro Stunde sollen zuletzt mehr als 1300 Kubikmeter stündlich weggeschafft worden sein. Im September 2008, ein halbes Jahr vor dem Unglück, kam es sogar zu einem Wassereinbruch, der die Arbeiten über Wochen lahmlegte. Mitte Februar 2009 mussten die Bauarbeiten abermals unterbrochen werden: Nun drang Wasser durch die Fugen der Schlitzwand in die Baugrube. Eine Kontrolle des Stadtarchivs auf Bauschäden ergab Auffälligkeiten: Das Gebäude neigte sich nach vorn.

All dies sind nach der Einschätzung mehrerer Gutachter, die sich in den Monaten nach dem Unglück äußerten, Alarmzeichen. Normal wäre in einem solchen Fall, dass die Firmen und der Bauherr den Signalen nachgehen, dass sie im Zweifel die Arbeiten unterbrechen und unter Inkaufnahme neuer Kosten Risiken für Bauwerk, Arbeiter und Bevölkerung ausschließen. Insbesondere Letzteres ist in Köln aber offenbar nicht geschehen. Noch unter dem Eindruck des Unglücks sagte der damalige Landesbauminister Lutz Lienenkämper: »Das Vertrauen in die deutsche Bauindustrie ist schwer erschüttert.«

Der Unternehmer Peter Jungen wischt pauschale Befürchtungen über einen kollektiven Sittenverfall energisch vom Tisch. Als ehemaliger Vorstand der Strabag Bau kennt der 71-Jährige die Branche. »Die großen international tätigen deutschen Bauunternehmer können solche Großprojekte auch mit vielen Subunternehmern, auch unter Zeit- und Kostendruck, ordentlich abwickeln«, ist er überzeugt. »Das beweisen sie seit Jahrzehnten vor allem auch auf den Baustellen im Ausland.« Auch den Pfusch in Köln will er nicht den Firmen anrechnen. »Es ist zu kollusivem Verhalten von Mitarbeitern gekommen«, sagt Jungen. Soll heißen: Es wurden auf der Baustelle gemeinschaftlich krumme Dinger gedreht. »Und so etwas passiert nur, wenn die Täter wissen, dass sie nicht kontrolliert werden.« Der Unternehmer sieht in erster Linie ein Versagen der Politik: »Man kann solche Bauprojekte privatisieren, und man kann auch die Bauaufsicht privatisieren. Aber in diesem Fall hat man sie abgeschafft.« Der Staat sei schuld, weil er nicht für Kontrolle gesorgt habe. Aber entbindet dies ein Bauunternehmen von der Pflicht, selbst dafür zu sorgen, dass seine Mitarbeiter ordentliche Arbeit abliefern und die Baustelle sicher ist?

Der Streit, wer bei der Aufsicht versagt hat, begann direkt nach dem Unglück. Rechtlich zuständig ist die Technische Aufsichtsbehörde des Landes NRW. Doch die Beamten aus Düsseldorf kontrollieren nicht selbst, sie delegieren. Auch beim Bau älterer Kölner U-Bahn-Strecken ist die Aufsicht auf den Bauherrn übertragen worden. Das war damals das Amt der Stadt Köln für Brücken und Stadtbahnbau.

Jahrzehntelang genoss das Kölner Amt in Fachkreisen einen exzellenten Ruf, als gut ausgestatteter und fachlich äußerst versierter Manager von U-Bahn-Baustellen. Wurde im Kölner Untergrund gegraben, führte ein verbeamteter Ingenieur die Aufsicht, ein Mann mit jahrzehntelanger Baustellenerfahrung und Prüflizenz. Im Amt arbeiteten Menschen wie der Beamte Michael Dünnwald. Auch er heißt in Wahrheit anders. Er kann lange referieren, über die tertiären und quartären Kiesschichten unter der Stadt, Probleme mit antiken Müllhalden, Vereisungstechniken und neue Tunnelbauverfahren. Mit Argwohn registrierte Dünnwald die Entscheidungen, dem Amt den Bau der neuen Strecke aus der Hand zu nehmen und ihn der KVB zu übertragen – zudem mit der Aufgabe, die Bauaufsicht zu stellen. So war klar: Die Baustelle würde kein amtlicher Bauaufseher mehr kontrollieren.

Kulturdezernent G. Quander und Archivchefin B. Schmidt-Czaia

Mit noch größerem Argwohn beobachtete Dünnwald, mit welch demonstrativem Selbstbewusstsein der neue Bauherr zu Werke ging, etwa bei der pompösen Feier des offiziellen Baubeginns 2002. Die KVB hatte zwar Fachleute für Verkehrsmanagement. Von Tunnelbau aber, sagt Dünnwald, verstand sie nichts. »Die wollten eine U-Bahn bauen und sogar die Aufsicht über die Bauarbeiten führen. Dabei waren das alles Kaufleute und Controller«, empört er sich, »die konnten mit den Bauunternehmen doch gar nicht auf Augenhöhe verhandeln!«

Stürzte sich die KVB also ohne ausreichende eigene Fachkompetenz in das anspruchsvolle Projekt? »Die KVB hätte einen Ingenieur und erfahrenen Tunnelbauer einstellen müssen«, sagt Dünnwald. Stattdessen begnügte der neue Bauherr sich zunächst mit einigen wenigen neuen Mitarbeitern für die Bauüberwachung, die aus den Reihen des Amtes für Brücken und Stadtbahnbau zu ihnen stießen. Die KVB bestreitet heute, dass es dem Unternehmen an technischem Sachverstand gefehlt habe, und verweist darauf, dass im Verlauf der Bauarbeiten noch weitere Mitarbeiter mit einschlägigen Kenntnissen eingestellt worden seien. Doch das Urteil des Spezialisten Dünnwald fällt anders aus: »Die haben die technische Dimension des Projektes völlig unterschätzt.«

Also kauften die KVB-Manager für ihre U-Bahn ein – unter dem obersten Kriterium: Wer macht es am billigsten? Der Prüfingenieur Rolf Sennewald, der von der KVB beauftragt war, die Statik der Baugruben zu kontrollieren, berichtete der Polizei nach dem Unglück, dass für seinen Auftraggeber der Preis alle Fachfragen dominiert habe. Er selbst sei als Sieger der Ausschreibung vor Auftragsvergabe noch einmal um pauschal zehn Prozent heruntergehandelt worden. Zudem habe die KVB nur äußerst magere Leistungen ausgeschrieben: Arbeit am grünen Tisch. So bearbeitete Sennewald die Kölner U-Bahn im heimischen Büro in München. Als er der KVB sagte, dass bei Projekten dieser Größenordnung eine Kontrolle nach dem Vier-Augen-Prinzip – und vor Ort – üblich sowie nötig sei, habe man das aus Kostengründen abgelehnt. Sennewald beugte sich. Obgleich solche Bedingungen bei sicherheitsrelevanten Leistungen unüblich sind. »Ein Prüfingenieur wird grundsätzlich nach der Verwaltungsgebührenordnung bezahlt«, sagt Heinrich Bökamp, Präsident der Ingenieurkammer NRW, »und er muss selbstverständlich Kontakt zur Baustelle haben, wenn nicht immer persönlich, dann über Mitarbeiter vor Ort. Das gibt es gar nicht anders.« Die KVB verweist in diesem Punkt auf die eigene Überwachung vor Ort.

Trotz der Sparsamkeit liefen die Kosten aus dem Ruder. 550 Millionen Euro sollte die Strecke kosten. Bereits vor dem Unglück aber hatten die Arbeiten das Doppelte verschlungen. Da fällt es schwer, die üblichen Begründungen mit Preissteigerungen und schwer kalkulierbaren Bauverfahren als alleiniger Ursache zu glauben. In gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen ist von einem weiteren Faktor zu hören: Die Kölner Nord-Süd-U-Bahn sei zu knapp kalkuliert worden – mit politischen Preisen also, die leichter durch die Parlamente gehen. Was zudem beunruhigt: Die Zuschussgeber vom Land und vom Bund sind dagegen nicht konsequent eingeschritten.

Demnach sind die Kölner Verkehrsbetriebe, als ihnen der U-Bahn-Bau übertragen wurde, auf ein Himmelfahrtskommando geschickt worden – mit einem unzulänglichen Kostenplan und ohne sicherzustellen, dass der unerfahrene Bauherr sich das technische Know-how zulegte, um das anspruchsvolle Großprojekt und die Bauaufsicht zu bewältigen.

Die technische Ursache der Einsturzkatastrophe will die Staatsanwaltschaft klären, sobald die Bergung der Archivalien abgeschlossen ist. Ergebnisse sind wohl erst 2012 zu erwarten, denn zunächst muss mindestens ein Besichtigungsschacht in den Untergrund gebaut werden. Die Klärung der juristischen Schuld wird ähnlich aufwendig. Köln könnte ein Mammutprozess mit gut besetzter Anklagebank bevorstehen. Die politische Ursachenkette zeichnet sich jedoch ab: Sie beginnt mit der verhängnisvollen Entscheidung der Stadt, möglichst schnell eine U-Bahn-Strecke haben zu wollen, die man sich finanziell nicht leisten konnte. Sie setzt sich fort mit dem Beschluss, das Projekt auf das privat wirtschaftende Tochterunternehmen KVB auszulagern. Und sie endet im Versagen von Stadt und Land, eine funktionierende Bauaufsicht sicherzustellen.

In diesen Tagen, zum zweiten Jahrestag des Unglücks, sollte die neue U-Bahn längst unter dem Waidmarkt hin- und hersausen. Stattdessen werden aus der Baugrube immer noch Archivalien geborgen. Auf der abgesperrten Brache verdösen Wachmänner die Zeit, auf einer Mauer erinnern ein Strauß rosafarbener Astern und zwei Kerzen an die zwei Toten. Die Stadt will ihr Archiv an anderer Stelle neu bauen. Wenn der finanzielle Schaden einst abgerechnet ist, wird das Projekt Nord-Süd-U-Bahn wohl weit mehr als zwei Milliarden Euro verschlungen haben.

Der Neue ist da

Die Paragrafenkenntnis eines Juristen und das Gespür eines Politikers für die öffentliche Stimmung – **Roland Koch** (Foto) wird beides brauchen, wenn er bei Bilfinger Berger Chef wird. Am Dienstag dieser Woche rückte der langjährige hessische Ministerpräsident in den **Vorstand** des Mannheimer Konzerns auf, vom 1. Juli an wird er dessen **Vorsitzender** sein – und erbt damit von Vorgänger Herbert Bodner die Affäre um den Einsturz des Kölner Stadtarchivs am 3. März 2009. Auslöser war der Bau einer U-Bahn-Strecke in der Innenstadt, ausgeführt von mehreren Firmen unter Führung von Bilfinger Berger – so konzentrierte sich die Kritik nach dem Unglück auf den nach Hochtief größten deutschen Baukonzern.

Längst jedoch sieht Bilfinger Berger sich mit seinen **58 000 Mitarbeitern** als globaler Dienstleister. Nach dem jüngsten Verkauf einer großen Bautochter erzielt **das Baugeschäft nur noch 20 Prozent des Umsatzes** – die Verwaltung, Wartung und Instandhaltung von Immobilien ist inzwischen wichtiger. Koch übernimmt einen wirtschaftlich gesunden Konzern: 2010 betrug der **Umsatz 8,1 Milliarden Euro,** der Vorsteuergewinn 343 Millionen Euro. Erhält er das Gehalt seines Vorgängers, wird Koch rund 1,5 Millionen Euro im Jahr verdienen. STO

Bankrott eines Bankers

Der frühere Deutsche-Bank-Chef Rolf-Ernst Breuer wehrt sich gegen die Milliarden-Klage von Leo Kirch und verstrickt sich vor Gericht in Widersprüche VON RÜDIGER JUNGBLUTH

Foto: Andreas Gebert/dpa

Rolf-Ernst Breuer vergangene Woche vor dem Oberlandesgericht München

Es ist eine einfache Frage, die der Vorsitzende Richter am Oberlandesgericht München dem früheren Vorstandssprecher der Deutschen Bank stellt. »Was haben Sie sich eigentlich bei dem Interview gedacht?«, will Guido Kotschy von Rolf-Ernst Breuer wissen.

Bevor der einst mächtigste deutsche Banker antwortet, will er loswerden, dass er »das Interview bedauere«. Das ist keine Entschuldigung an Leo Kirch, dessen Medienimperium 2002 unterging, acht Wochen nachdem ihm der Deutsche-Bank-Chef in einem Fernsehinterview mit Bloomberg TV die Kreditwürdigkeit abgesprochen hatte. Es ist allenfalls die Einsicht, einen Fehler gemacht zu haben. Dass es Breuer leidtut, ist glaubhaft. Seine Interview-Äußerungen kleben an dem Banker wie Pech. Der Bundesgerichtshof hat sie als rechtswidrig klassifiziert.

Aber war es wirklich ein Versehen, eine Dummheit aus dem Augenblick heraus? Oder war es doch Absicht, wie Leo Kirch und seine Anwälte meinen. Führte Breuer damals womöglich einen gezielten Schlag gegen den strauchelnden Kirch?

Im Gerichtssaal erklärte Breuer am Freitag: »Das war ein Unfall, den ich, wenn ich in dieselbe Lage versetzt würde, nicht wiederholen würde.« Es ist wieder einer dieser merkwürdig gestelzten Breuer-Sätze. Wer wiederholt schon Unfälle?

Das Interview wurde am 3. Februar 2002 am Rande des Weltwirtschaftsforums in New York geführt. »Die Frage zu Kirch kam völlig überraschend«, sagte Breuer dem Gericht. Es ist aber schwer zu glauben, dass die Frage Breuer kalt erwischt hat. Wenige Tage vor dem Interview hatte Breuer auf Einladung von Bundeskanzler Gerhard Schröder in einem Spitzengespräch, an dem Bertelsmann-Chef Thomas Middelhoff und WAZ-Eigner Erich Schumann teilnahmen, über die Probleme der Kirch-Gruppe geredet. Am Tag des Interviews war in der *Financial Times* über dieses Treffen berichtet worden. Im Vorstand der Deutschen Bank war fünf Tage vor dem Interview über Kirch diskutiert worden, wie das Protokoll der Sitzung vom 29. Januar 2001 belegt.

Dem Gericht tischt Breuer noch eine Geschichte auf. Er habe sich überlegt, ob er zu Kirch etwas sagen solle oder nicht. »Ich wurde vor die Entscheidung gestellt: Sagst du was, oder beschränkst du dich auf eine Bemerkung: *No comment.*« Er habe sich fürs Reden entschieden, weil es so ausgesehen hätte, als wäre die Lage bei Kirch hoffnungslos, wenn man sehe: »Da will selbst der Breuer nichts zu sagen.«

Mit dieser Erklärung verblüfft der Banker die Richter. Auf den Gedanken, dass er mit seinen abträglichen Äußerungen Kirch eigentlich hatte helfen wollen, wären sie von selbst nicht gekommen. Einer der Richter hakt nach: »Hätte man nicht auch sagen können, Sie könnten sich zu einzelnen Engagements nicht äußern?« Das ist in der Tat die von einem Bankier zu erwartende Antwort, wenn es um die Kreditprobleme eines seiner Kunden geht.

Noch bevor Breuer dem Richter antworten kann, unterbricht einer seiner Anwälte das Zwiegespräch. Man hat den Eindruck, dass der Mann verhindern will, dass Breuer weiterredet. Unter den acht Juristen, die die Deutsche Bank an diesem Tag aufgeboten hat, ihren früheren Vorstandssprecher einzurahmen, ist da schon eine ziemliche Nervosität ausgebrochen.

Breuer bleibt die Antwort schuldig. Stattdessen beteuert er, er habe mit dem Interview »nicht irgendwelche Signale« aussenden wollen. Er bemerkt nicht den Widerspruch zu seiner Darstellung, wonach ihm bei seiner Äußerung zu Kirch eigentlich daran gelegen war, dessen Lage zu entdramatisieren.

Dass er Öl ins Feuer gegossen hatte, konnte Breuer dann der Presse entnehmen. Etliche Banker äußerten sich über ihn verwundert. Einer der Richter will wissen, warum er nicht ein Dementi, eine Beschwichtigung nachgeschoben habe, wenn er die Lage doch habe beruhigen wollen. Breuer kommt in Bedrängnis: »Pure Spekulation«, stößt er hervor, um Sekunden später festzustellen: »Das wäre fruchtlos gewesen.«

Tatsächlich ist Breuer sechs Tage nach dem Interview nach München geflogen, um Kirch einen Vorschlag zu unterbreiten. Über den Inhalt des Gesprächs hat Breuer 2002 eine eidesstattliche Versicherung abgegeben. Darin steht: »Ich habe betont, dass die Deutsche Bank aufgrund ihrer starken Position auf dem deutschen Finanzmarkt geeignet sei, hierbei als ›Schutzschild‹ zu wirken.« Dem Banker ging es um ein lukratives Beratungsmandat beim Umbau der Kirch-Gruppe und deren Firmenverkäufen. Kirch und seine Anwälte glauben, dass Breuer mit seinem Interview die Festung sturmreif schießen wollte. Der Vorsitzende Richter sagt, es sei nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, dass Breuer mit dem Interview Kirch »in eine Lage bringen wollte, das Angebot der Deutschen Bank anzunehmen«. Eine Richterin hält Breuer dann noch vor, dass seine Aussagen nicht logisch seien. »Sie haben sich nicht darauf beschränkt, nur bekannte Tatsachen darzustellen, sondern auch eine darüber hinaus gehende Bewertung abgegeben.« Aber Breuer behauptet unverdrossen: »Ich habe nur das zitiert, was alle hören oder lesen konnten.«

Dabei hatte er auf die Frage, ob Kirch geholfen werden würde, damals erklärt: »Das erscheint mir relativ fraglich.« Dass diese Einschätzung aus dem Mund des Präsidenten des Bankenverbandes für einen in Schwierigkeiten steckenden Unternehmer gefährlich oder gar tödlich sein konnte, ist offenkundig.

2003 hatte Breuer vor Gericht gesagt, er habe nur als Privatperson eine Meinung wiedergegeben, die er sich bei der Lektüre gebildet habe, »wie man mit seiner Frau beim Frühstück über das spricht, was man gelesen hat«. Damals sagte er auch: »Ich verfügte über keinerlei spezifische Kenntnisse aus irgendwelchen Interna.« Nach Ermittlungen der Staatsanwaltschaft München war Breuer in Sachen Kirch aber sehr wohl im Bild. Sie hat gegen ihn Anklage wegen Prozessbetrugs erhoben. Ob das Strafgericht die Anklage zulässt, ist noch nicht entschieden.

Der Vorsitzende des Freundeskreises

Wer ist der Unternehmer, der für Karl-Theodor zu Guttenberg Hunderttausende Unterstützer im Netz zusammentrommelte? VON ANNA MAROHN

Man kann sich seine Freunde nicht immer aussuchen. Erst recht nicht, wenn es mehr als 300 000 sind und sie im Schlepptau eines Erotikunternehmers daherkommen. Wahrscheinlich hatte Karl-Theodor zu Guttenberg in diesen Tagen aber auch drängendere Probleme, als bei seinen Freunden besonders wählerisch zu sein.

304 772 Menschen hatten sich bis zu seinem Rücktritt am Dienstagvormittag auf Facebook zu der Seite »Gegen die Jagd auf Karl-Theodor zu Guttenberg« bekannt, um den Verteidigungsminister zu stützen. Das ist nach nicht einmal zwei Wochen rekordverdächtig. Schnell kam daher der Verdacht auf, da habe jemand einfach ein paar Freunde dazugekauft, schließlich gibt es mittlerweile PR-Agenturen, die Zuneigungsbekundungen auf Facebook im 1000er-Paket feilbieten. Das Soziale Netzwerk prüft aber angeblich solche Vorwürfe und geht laut eigener Aussage gegen Freundeskauf vor. Und auch Tobias Huch, der Initiator der Anti-Jagd-Seite, streitet die Vorwürfe entschieden ab. Er sei ebenfalls überrascht gewesen vom starken und schnellen Zulauf, sagt er – aber für zu Guttenberg Freunde gekauft habe er garantiert nicht.

Obwohl er das Geld dafür gehabt hätte. Der Mann, der sich an vorderster Front für KTG einsetzt, hat mit seinen 29 Jahren schon eine recht lange Unternehmerkarriere hinter sich. »Schillernd«, dieses Wort liegt beim Blick auf seine Vita nahe, weniger jedoch beim Blick auf sein Foto. Das entspricht dann doch dem Klischee des Bezirksvorsitzenden der Jungen Liberalen, der er in Rheinhessen-Vorderpfalz tatsächlich ist.

Huch begann sein Leben als Geschäftsmann wie so viele in der Internetbranche: neben der Schule, vom Computer zu Hause aus. Während andere junge Computernerds Spiele entwickeln oder gleich ganze Netzwerke, interessierte sich Huch eher für den Sperrbezirk des Internets. Seine im Jahr 2000 zusammen mit einem Programmierer entwickelte Ueber18.de-Software zur sicheren Altersverifikation bei prekären Inhalten wurde zum Verkaufsschlager und brachte ihm den Venus Award ein, einen Preis aus der Pornobranche. Allerdings fanden Huchs Aktivitäten das Missfallen des Mainzer Gymnasiums, das er besuchte. Wie er berichtet, legte man ihm nahe, seine Aktivitäten zu beenden oder die Schule zu wechseln. Huch ging, nicht ohne später Rache zu nehmen und die Werbeplätze in der Abi-Zeitung seiner alten Schule komplett aufzukaufen – für Ueber18.de und sein damaliges Unternehmen Erodata.

Zwischenzeitlich hat er sich auch als Spürhund für Datenlecks einen Namen gemacht: Er wies auf größere Lücken in der Firewall des Bundesjustizministeriums hin, später folgten Datenskandale bei Schlecker und der Telekom, die er aufdeckte.

Heute führt der junge Unternehmer die Huch Mediengruppe, die sich – etwa mit dem »Erotik- und Lifestylemagazin« *Private Only* (kurz: PO) – zwar immer noch dem Rotlicht verpflichtet fühlt, aber auch Videos für Musiker wie Cassandra Steen oder Joy Denalane produziert. Aus der Gruppe wolle er sich zurückziehen und sich mehr dem Beratungsgeschäft zuwenden, sagt Huch, er habe viele Prominente und Politiker als Kunden. Wer dazu zählt, verrät er nicht.

Bekannt ist: Guttenberg war bislang nicht unter ihnen, warum wurde also ausgerechnet Huch zum Kampagnenführer für den Minister? Er selbst sagt es ganz schlicht: »Ich wollte mehr Sachlichkeit in die Debatte bringen.« Vielleicht wollte er auch da sein, wo gerade viel Aufmerksamkeit zu holen war.

Er streitet sich nach eigener Aussage ganz gerne vor Gericht. Seit fast zehn Jahren kämpft er für eine Freigabe von einfacher Pornografie, mittlerweile ist die Sache beim Europäischen Gerichtshof. »Das Verfahren hat mich schon fast zwei Millionen Euro gekostet«, sagt er. »Wenn ich das vorher gewusst hätte, hätte ich es vielleicht nicht so durchgezogen.« Zuletzt gab es juristischen Streit, weil Huch den Bund Deutscher Kriminalbeamter wegen der Forderung der Vorratsdatenspeicherung auf Twitter als »Gestapo 2.0« bezeichnete.

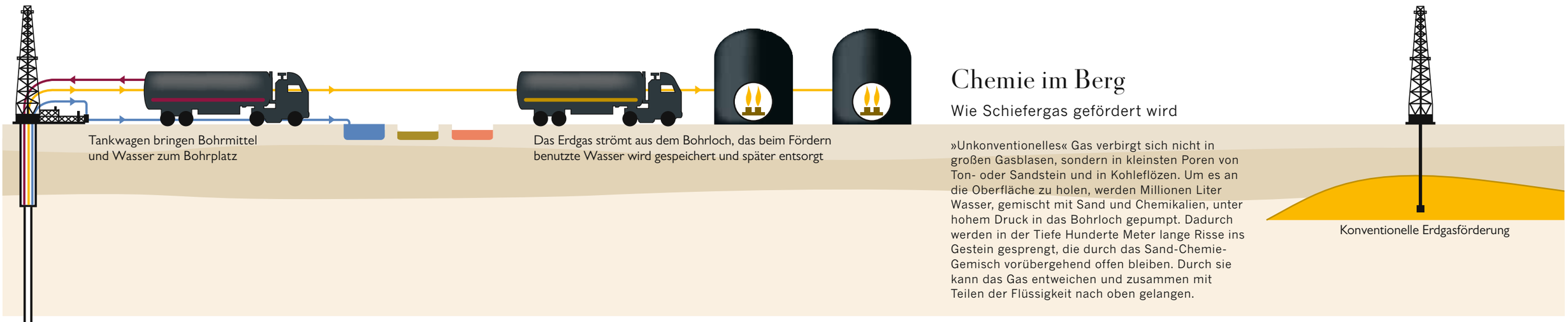
Was ihn und seine Freunde angeht, ist er etwas empfindsamer in der Wortwahl. Den Medien hält Huch vor, vor allem zu Beginn der Affäre eine Jagd auf Guttenberg veranstaltet und unangemessen scharf berichtet zu haben. Wobei die *Bild* bei diesem Vorwurf außen vor blieb. Man kennt sich – Huch wird gerne bei Netzthemen als »Internetexperte« zurate gezogen, in anderem Zusammenhang auch als »Erotikmillionär« tituliert. Die Facebook-Kampagne sei aber nicht mit dem Boulevardblatt abgesprochen gewesen, sagt Huch. Gegenseitig geholfen haben sich die Unterstützer schon: Huch machte auf der Seite Werbung für die *Bild*-Telefonaktion (natürlich nur für die Nummer, mit der man für Guttenbergs Bleiben abstimmen konnte), die *Bild* erwähnte ihrerseits die Facebook-Seite.

Aber wahre Freunde sind natürlich auch nach der Aufgabe eines wichtigen Amts für einen da, das gilt ebenso für den virtuellen Raum. »Er wird wieder auferstehen«, schreiben einige Forumsteilnehmer auf der Facebook-Seite. Huch selbst postet: »Schade, dass wir damit einen der wenigen richtig guten Politiker – zumindest für einige Zeit – verlieren.«

Seit Guttenbergs Rücktritt ist die Freundeszahl noch mal stark angestiegen. Bei Redaktionsschluss am Dienstagabend lag sie bei 324 062. Vielleicht schafft die Seite es so doch noch in die Lena-Meyer-Landrut-Liga. Die Sängerin hat auf ihrer Seite mehr als 450 000 Fans. Dafür hat sie zwar ungefähr ein Jahr gebraucht, das aber ganz ohne abgeschriebene Doktorarbeit und ohne die Hilfe von Huch und *Bild*.

Foto: Florian Seefried/Getty Images

Guttenberg-Unterstützer Tobias Huch: »Mehr Sachlichkeit in die Debatte bringen«


Tankwagen bringen Bohrmittel und Wasser zum Bohrplatz
Das Erdgas strömt aus dem Bohrloch, das beim Fördern benutzte Wasser wird gespeichert und später entsorgt

Chemie im Berg

Wie Schiefergas gefördert wird

»Unkonventionelles« Gas verbirgt sich nicht in großen Gasblasen, sondern in kleinsten Poren von Ton- oder Sandstein und in Kohleflözen. Um es an die Oberfläche zu holen, werden Millionen Liter Wasser, gemischt mit Sand und Chemikalien, unter hohem Druck in das Bohrloch gepumpt. Dadurch werden in der Tiefe Hunderte Meter lange Risse ins Gestein gesprengt, die durch das Sand-Chemie-Gemisch vorübergehend offen bleiben. Durch sie kann das Gas entweichen und zusammen mit Teilen der Flüssigkeit nach oben gelangen.

Ran an das Gas

Sitzt Deutschland auf einem Rohstoff-Schatz? ExxonMobil bohrt, Umweltschützer protestieren VON CHRISTIAN TENBROCK

Wenn Markus Rolink die Fenster seines Hauses öffnet, sieht, hört und riecht er Energieversorgung: Im Norden blickt der dreifache Familienvater auf den Kühlturm des Atommeilers Lingen, im Süden auf die Schwaden über dem Kohlekraftwerk Ibbenbüren. Von den 16 großen Mühlen des nahe gelegenen Windparks dringt ein ständiges Surren an sein Ohr. Und mehrere Male im Jahr wird Gülle auf die Felder geschüttet, auf denen rund um Rolinks Haus der Mais für den Biosprit wächst.

Um neben den Erneuerbaren, Kohle und Atomstrom Deutschlands Energiemix vollständig abzubilden, fehlt nahe Rolinks Heim im idyllischen niedersächsischen Dörfchen Lünne also eigentlich nur noch das Gas. Aber auch das soll kommen, dieses Mal direkt vor der Haustür. Östlich der B 70, kurz vor dem Ortseingang Lünnes, rund 300 Meter Luftlinie von Rolinks Haus, ragt seit einigen Wochen ein schmaler Bohrturm ein paar Meter in die Höhe, ringsum Bürocontainer, Bohrgeräte, Rohre.

Die deutsche Tochter des amerikanischen Energiekonzerns ExxonMobil ist hier auf der Suche nach Schiefergas. In den vergangenen Wochen haben sich die Bohrmeißel erst vertikal bis auf eine Tiefe von 1575 Metern und dann horizontal fast einen halben Kilometer in das unterirdische Gebirge gegraben. Schiefergas ist in aberwitzig kleinen Gesteinsporen eingeschlossen und weder leicht zu finden noch leicht zu fördern. Allein die Probebohrung in Lünne kostet ExxonMobil über 2,5 Millionen Euro.

Sie ist nicht die einzige, die das Unternehmen aus Hannover plant. Im südlichen Niedersachsen und im nördlichen Nordrhein-Westfalen hat es sich auf einem Gebiet von rund 10 000 Quadratkilometern zahlreiche Konzessionen gesichert, um nach Schiefergas und dem in Kohleflözen vorkommenden Flözgas zu bohren. Und ExxonMobil ist auch nicht die einzige Firma, die im Untergrund Deutschlands neue, reiche Schätze vermutet. Die BASF-Tochter Wintershall hat ebenso ihre Claims abgesteckt wie die amerikanische BNK Petroleum und das britische Unternehmen 3Legs Resources. Nach sogenanntem unkonventionellem Gas gebohrt werden soll nicht nur in NRW und Niedersachsen, sondern auch in Thüringen, Sachsen-Anhalt und am Bodensee. So planen es jedenfalls die Firmen.

Die Bürger allerdings sind oft gegen diese Bohrungen. Markus Rolink etwa hat die Interessengemeinschaft »Schönes Lünne« gegründet und mit ihr 1500 Unterschriften gegen das Gasprojekt gesammelt. In Deutschland nach unkonventionellem Gas zu bohren mache schon energiepolitisch keinen Sinn; die Mittel sollten besser in CO_2-freie Energieformen gesteckt werden, findet der Lehrer, der früher bei den Grünen aktiv war. Auch werde das Image des 1800-Seelen-Dorfs als schöne Wohngegend und naturbelassenes Radwander-Paradies durch die Aktivitäten von ExxonMobil zerstört und die Umwelt durch Förderverfahren wie das »Fracking« kaputt gemacht. Beim Fracking werden große Mengen Wasser, Sand und Chemikalien unter die Erde gepumpt (siehe Grafik). »Kein Fracking in Lünne, niemals«, sagt Rolink.

Wahrscheinlich wusste in der Gemeinde niemand, was Fracking ist, als ExxonMobil vor dreieinhalb Jahren wegen seismologischer Voruntersuchungen erstmals in Lünne vorstellig wurde. Kein Lünner dürfte damals auch die Erfolgsberichte aus Amerika gekannt haben, die die Tochter des US-Konzerns auch in Deutschland so beflügelte. Innerhalb weniger Jahre waren in den USA riesige Vorkommen an unkonventionellem Gas erschlossen worden; mit ihrer Hilfe stiegen die Amerikaner 2009 auf einen Schlag zum größten Gasproduzenten der Welt auf – noch vor den Russen. Der Gas-Boom war eine direkte Folge laxer Umweltauflagen und einer rasanten Verbreitung und Verbesserung altbekannter technischer Verfahren. Befeuert wurde er durch einen rasant steigenden Ölpreis, der die Förderung des flüchtigen Rohstoffs auch auf schwierigen Feldern wirtschaftlich sehr attraktiv machte.

Inzwischen wird in den USA aus fast einer halben Million Bohrlöchern Gas aus der Erde geholt, an 90 Prozent von ihnen wird mit dem Fracking-Verfahren gearbeitet. Auf Importe kann das energiehungrige Land weitgehend verzichten. Das hat nicht nur zu einer regelrechten Gasschwemme im Rest der Welt beigetragen (siehe Kasten), sondern auch dazu geführt, dass auf allen Kontinenten eifrig daran gearbeitet wird, es den Amerikanern nachzutun.

Die Pariser Internationale Energieagentur (IEA) schätzt, dass die weltweiten Reserven an unkonventionellem Gas so riesig sind, dass sie zusammen mit den konventionellen Quellen die Menschheit bei gegenwärtigem Verbrauch theoretisch noch mindestens 100, vielleicht sogar 250 Jahre versorgen könnten. Allein die Europäer säßen auf bis zu 35 Billionen Kubikmeter Schiefer- oder Flözgas, schreiben die Pariser Experten. Für Deutschland gibt es keine gesicherten Zahlen, aber laut Aussage der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe in Hannover deuten die geologischen Formationen im Bundesgebiet auf relevante Vorkommen hin. Dagegen gehen die heimischen Reserven an konventionellem, leicht förderbarem Gas beständig zurück und betragen derzeit nur noch rund 162 Milliarden Kubikmeter. Nach gegenwärtigem Stand der Dinge könnten sie in ein, zwei Jahrzehnten endgültig erschöpft sein – wie auch viele der Vorkommen in der Nordsee oder in den Niederlanden.

Hans-Hermann Nack findet, es mache deshalb sehr viel Sinn, die unkonventionellen Quellen in Deutschland und Europa zu erschließen und auszubeuten. Nack ist in Lünne das Gesicht von ExxonMobil, der Mann, der mit der Gemeinde, den Bürgern und der Presse redet. Auf dem Bohrplatz empfängt er im roten Arbeiter-Drillich; im Bürocontainer wirft er Charts an die Wand, die den Verbrauch und die potenzielle Produktion von Erdgas zeigen. Einer vergleicht die prognostizierten Mengen unkonventionellen Gases in Europa mit den Reserven des riesigen russischen Yamal-Feldes. Beide Balken sind fast gleich hoch. Was wohl auch heißen soll: Wer sich von russischem Gas unabhängiger machen will, der muss zu Hause bohren lassen.

An solchem Denken gibt es heftige Kritik. Das beginnt bei der Frage, ob der tief unter der Erde verborgene Schatz tatsächlich förderbar ist – und vor allem, ob dies zu vertretbaren Kosten gelingen kann. Richtwert dafür ist der Preis, der für sogenanntes Pipeline-Gas gezahlt werden muss, also für das, was zum Beispiel der russische Gigant Gasprom nach Deutschland liefert. Eine klare Antwort kann bisher keines der in Europa bohrenden Unternehmen liefern, auch ExxonMobil nicht, das bereits 40 Millionen Euro in seine deutschen Explorationen gesteckt hat. Man prüfe und untersuche weiter, sagt Hans-Hermann Nack.

Vor allem aber sind die Bohrungen nach Schiefer- und Flözgas aus Gründen des Umweltschutzes umstritten. Schon im vergangenen Jahr machte zunächst in den USA, dann via Internet auch in Europa der Dokumentarfilm *Gasland* die Runde, der Erschreckendes über die Folgen der Gasbohrungen in US-Bundesstaaten wie Pennsylvania und Texas zeigt. Hans-Hermann Nack ist sich mit Markus Rolink nur selten einig – aber beide sagen, dass Szenen aus *Gasland* mitverantwortlich dafür sind, dass inzwischen nicht nur in Lünne, sondern auch an Orten wie Borken, Nordwalde, Drensteinfurt, in Hagen, Münster und in Hamm Tausende Einwohner gegen Gasbohrungen unterschrieben haben.

In *Gasland* wird über feuerspeiende Badezimmerarmaturen und stinkendes Trinkwasser berichtet, die Kameras fahren über kahle, von Bohrtürmen, Abwässerbecken und Zufahrtswegen übersäte Landstriche. Anwohner der Bohrgebiete sprechen von Lärm, Luftverschmutzung und Landschaftsfraß. Insbesondere aber geht es um das Wasser, das in den Bohrlöchern verschwindet, und um die Chemie, die mit ihm unter die Erde gelangt.

Jedes Mal, wenn an einer amerikanischen Bohrstelle das im Gestein gebundene Gas durch Fracking gelöst werden soll, sind dazu weit über zehn Millionen Liter Wasser und viele Zehntausend Liter Chemikalien nötig. Dass einige der dabei verwendeten, bislang für das Funktionieren der Technik offensichtlich notwendigen chemischen Stoffe giftig, trinkwassergefährdend und gesundheitsschädlich sind, ist unstrittig. Zwischen 10 und 40 Prozent des beim Fracking verwendeten Wassers gelangt während des Fördervorgangs überdies wieder an die Oberfläche. Dort muss es aufgefangen und sicher entsorgt werden.

Im Brauchwasser sind dabei neben Chemikalien wie Benzol oder Toluol nicht nur riesige Mengen Salz enthalten, sondern auch im Untergrund natürlich vorkommende radioaktive Stoffe, etwa Radium 226. In einem umfangreichen Dossier berichtete die *New York Times* am vergangenen Wochenende, dass die im Abwasser von Bohrstellen in den US-Bundesstaaten Pennsylvania und West Virginia gefundenen Radium-Mengen – und andere radioaktive Elemente – die für Trinkwasser gültigen Grenzwerte um das 100-Fache, teilweise sogar 1000-Fache überschritten hätten. Außerdem seien viele Kläranlagen für die Behandlung der dreckigen Brühe aus den Förderstätten nicht geeignet. Unzureichend behandeltes Brauchwasser sei deshalb möglicherweise in einige Flüsse geleitet worden, die rund sieben Millionen Menschen in Pennsylvania mit Trinkwasser versorgen würden, schreibt die Zeitung.

In Deutschland nutzt ExxonMobil das Fracking-Verfahren nach eigenem Bekunden schon seit Mitte der siebziger Jahre an verschiedenen Bohrstellen in Niedersachsen, an denen sogenanntes *tight gas* aus Sandsteinschichten gefördert wird. Das Unternehmen versichert, dass dabei Chemikalien in einer ungefährlichen, geringen Konzentration verwendet würden und sich radioaktive Stoffe, wenn überhaupt, nur am Bohrgestänge ablagern würden und somit problemlos entsorgt werden könnten. Überdies könne Trinkwasser nicht kontaminiert werden, weil massives Deckgestein über den sehr tief liegenden gashaltigen Schichten liege, beteuert Hans-Hermann Nack. An der Oberfläche und am Bohrloch sorgten zudem einzementierte Stahlrohre und andere spezielle Sicherungen dafür, dass Verunreinigungen des Bodens ausgeschlossen würden.

Freilich bleibt, das geben selbst die hartnäckigsten Verfechter des Gasbohrens zu, selbst bei schärfster Kontrolle wie bei jedem technischen Verfahren ein Restrisiko. Zugleich unterliegen Bohrvorhaben wie das in Lünne dem deutschen Bergrecht; harte Umweltverträglichkeitsprüfungen und eine umfassende Beteiligung der Bürger an möglichen Genehmigungsverfahren sind darin in der Regel nicht vorgesehen. Das müsse verändert werden, fordern zum Beispiel die rot-grüne Landesregierung in Nordrhein-Westfalen und die Grünen im Bundestag.

In Lünne würde eine solche Veränderung allerdings wohl nicht mehr rechtzeitig kommen. An einem Donnerstagabend im Februar ist der Versammlungssaal der Gaststätte Wulfekotte mitten im Dorf fast bis auf den letzten Stehplatz gefüllt. Tapfer und mitunter etwas ungelenk versucht Hans-Hermann Nack, die Lünner von der Sicherheit der Bohranlage vor ihrer Haustür zu überzeugen. In einen Arbeitskreis unter Leitung eines unabhängigen Wissenschaftlers wolle das Unternehmen jetzt ergebnisoffen mit Bürgerinitiativen, Gemeinden und Landkreisen nach einem Konsens suchen, kündigt der Exxon-Mann an. »Wenn dort entschieden wird, dass beim Fracking ein unakzeptables Restrisiko vorliegt, werden wir dieses weiter minimieren oder auf die Arbeiten verzichten«, sagt Nack.

Es hat nicht den Anschein, als würden die Lünner diesem Versprechen glauben. Vorerst macht das nichts; Mitte März ist die Probebohrung im südlichen Emsland ohnehin vorbei. Es wird dann sechs bis zwölf Monate dauern, bevor ExxonMobil entschieden hat, ob sich die Bohrstelle in Lünne zumindest wirtschaftlich lohnen könnte. Bis dahin wird der Bohrplatz versiegelt, der Bohrturm wird abgebaut. Eigentlich sollte er nach Nordwalde im Münsterland geschafft werden, dort wartet über Kohleflözen der nächste Probelauf. Aber Nordrhein-Westfalen hat dafür bislang die Genehmigung nicht erteilt.

Natürlich benötige Deutschland viel Energie, sagt derweil Markus Rolink. Aber müsse dafür eigenes Gas gefördert werden, womöglich auf Kosten der Umwelt? Er selber beispielsweise bekomme seine Wärme ganz umweltfreundlich. Ohne Gas, mittels Wärmepumpe aus dem Untergrund.

Gasbohrgegner Markus Rolink (rechts) und Exxon-Mobil-Vertreter Hans-Hermann Nack in Lünne

Fotos: Jens Koehler/dapd; Ingo Wagner/dpa (m.)

Die Gasschwemme

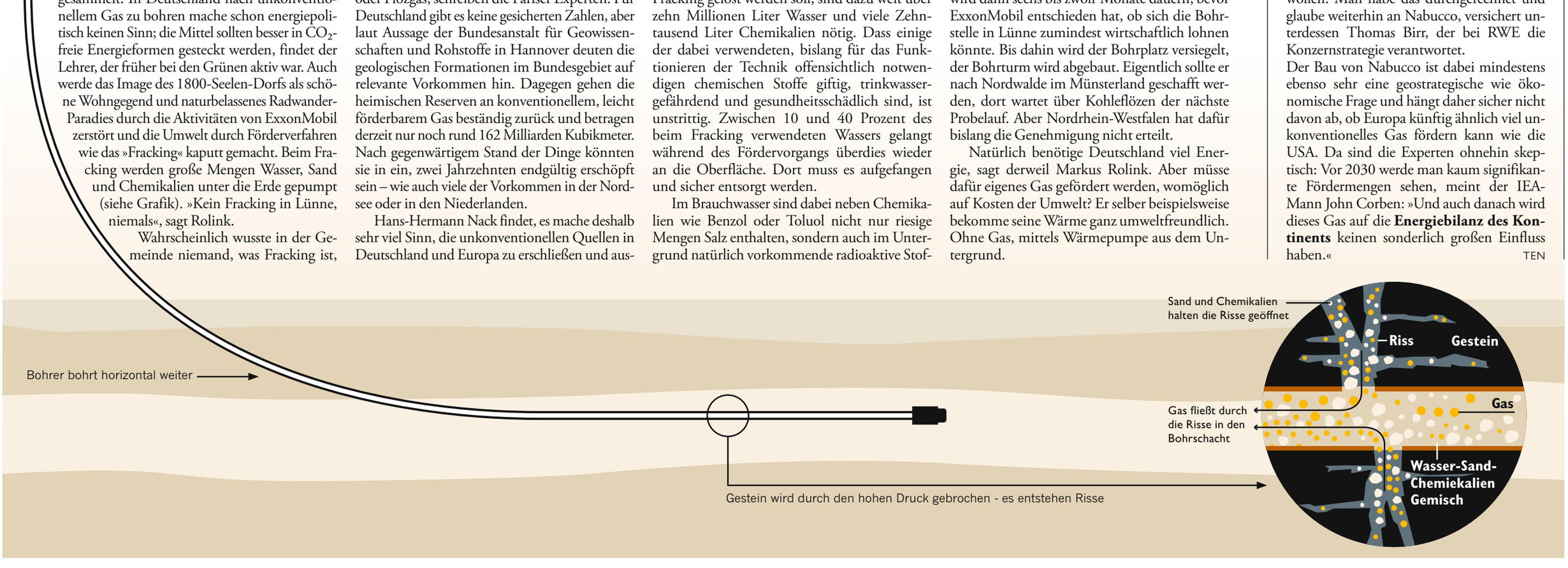
Kein Fachmann hätte vor vier, fünf Jahren vorausgesagt, dass »unkonventionelle« Gasförderung aus dem Importeur USA ein potenzielles Gas-Exportland machen könnte. Und niemand hätte die **Gasschwemme** prognostiziert, die als Folge dieser Entwicklung inzwischen über Europa und die Welt schwappt. Sie hat Konsequenzen – für Firmen in Deutschland ebenso wie für den gesamten, globalen Gasmarkt.

Die Internationale Energieagentur (IEA) rechnet damit, dass das **Angebot an Gas die Nachfrage für einige Jahre übersteigen wird.** Gerade in Zeiten teuren Öls – und einer generell unsicheren Ölversorgung – wächst damit die Attraktivität des flüchtigen Rohstoffs als Energieträger und Stromerzeuger. In den nächsten zwei Jahrzehnten wird Gas die Kohle weltweit wohl als wichtigster Brennstofflieferant bei der Stromproduktion ablösen. Das ist **gut für das Klima,** weil bei der Nutzung von Kohle doppelt so viel CO_2 entsteht wie bei der von Gas.

In Europa, so Josef Auer, Energieexperte bei der Deutschen Bank, speist sich das Überangebot vor allem aus dem **Flüssiggas,** das die USA nicht mehr benötigen und das nun in europäischen Terminals landet. Die Folge sind **sinkende Preise** am Spotmarkt. Bislang war der Gaspreis an den Ölpreis gebunden, und er wurde zwischen den Lieferanten etwa aus Norwegen und Russland und Zwischenhändler wie E.on-Ruhrgas in langfristigen Verträgen vereinbart. Heute können Gasversorger Endkunden bessere Konditionen anbieten. Auer glaubt, dass deshalb die Fixierung des Gaspreises am Ölpreis auf Dauer nicht zu halten sei. Die Preisgestaltung müsse »an die neuen Marktbedingungen angepasst werden«, meint auch E.on-Sprecher Adrian Schaffranietz.

Der russische Gas-Gigant **Gasprom** will davon nichts wissen. Allerdings gerät der Konzern durch die niedrigen Preise unter Druck, weil sich milliardenschwere **Investitionen in neue konventionelle Gasfelder weniger lohnen** könnten. Vergangene Woche erregte die – sofort dementierte – Aussage eines russischen Energieexperten Aufsehen, dass die zweite Röhre der deutsch-russischen **Ostseepipeline** (Foto) aus Kostengründen möglicherweise nicht gebaut werde. Das weckt Zweifel auch am ökonomischen Sinn der **Nabucco-Pipeline**, die europäische Unternehmen – unter anderem der Energiekonzern RWE – zu den **Gasfeldern am Kaspischen Meer** legen wollen. Man habe das durchgerechnet und glaube weiterhin an Nabucco, versichert unterdessen Thomas Birr, der bei RWE die Konzernstrategie verantwortet.

Der Bau von Nabucco ist dabei mindestens ebenso sehr eine geostrategische wie ökonomische Frage und hängt daher sicher nicht davon ab, ob Europa künftig ähnlich viel unkonventionelles Gas fördern kann wie die USA. Da sind die Experten ohnehin skeptisch: Vor 2030 werde man kaum signifikante Fördermengen sehen, meint der IEA-Mann John Corben: »Und auch danach wird dieses Gas auf die **Energiebilanz des Kontinents** keinen sonderlich großen Einfluss haben.« TEN


Bohrer bohrt horizontal weiter
Gestein wird durch den hohen Druck gebrochen - es entstehen Risse
Sand und Chemikalien halten die Risse geöffnet
Riss
Gestein
Gas fließt durch die Risse in den Bohrschacht
Gas
Wasser-Sand-Chemiekalien Gemisch

HP-Gründungsgarage in Palo Alto, Konzernmanager Todd Bradley (links) und Jon Rubinstein

Fotos [M]: Peter DaSilva/The New York Times/Redux/laif; AP/ddp (l.); PR (u.)

Heiter bis wolkig

Flach, mobil und klein – mit neuen Smartphones und Tablets rüstet sich der weltgrößte Computerkonzern HP für die digitale Zukunft VON MARCUS ROHWETTER

Todd Bradley ist kein Showstar. Und deswegen war auch kaum mehr zu erwarten als eine dieser üblichen Präsentationen, als er im Februar die Bühne des Fort Mason Centers in San Francisco bestieg. Als hochrangiger Manager des Computerherstellers Hewlett-Packard (HP) zeigte er seine neuen Technikspielzeuge: das große Smartphone Pre3. Das kleine Smartphone Veer. Und das flache TouchPad-Tablet mit berührungsempfindlichem Bildschirm; allesamt ständig mit dem Internet verbunden. Bradley wickelte seinen Auftritt unaufgeregt ab, und seine interessanteste Botschaft verriet er erst am Ende: Die Software WebOS – so heißt das Betriebssystem, das die drei Geräte zum Leben erweckt – soll künftig auch viele andere Maschinen antreiben. Drucker nannte Bradley ausdrücklich. Vielleicht bald auch Kameras, Fernseher und Musikanlagen? Und dann, sagte Bradley, »werden wir WebOS auf jene Geräte bringen, die am weitesten verbreitet sind: die Personal Computer«.

Diese Worte sorgten für Aufregung: Seit Jahrzehnten laufen mehr als 90 Prozent aller Computer mit Microsoft Windows – auch die allermeisten Rechner von HP. Sollte es damit vorbei sein? Zwar ließ HP seinen Cheftechnologen Phil McKinney umgehend erklären, dass man Windows keineswegs ersetzen, sondern allenfalls ergänzen wolle. Die Unruhe aber blieb.

Bill Gates, Gründer und langjähriger Chef von Microsoft, muss geahnt haben, dass es früher oder später so kommen würde. An einem späten Sonntagabend im Herbst 2005 schrieb er eine E-Mail an den engen Führungszirkel des Konzerns, die aus heutiger Sicht beinahe prophetisch klingt. Darin ging es um die dramatischen Auswirkungen, die das Internet auf die bestehenden Machtverhältnisse in der Computerbranche haben würde. Gates warnte in seiner E-Mail von einer kommenden gewaltigen »Welle«, die »sehr zerstörerisch« sein werde.

Heute spürt man diese Kraft. Gates hatte lediglich eine falsche Metapher gewählt, denn es ist keine Welle, die die digitale Welt aufwühlt. Es ist eine Wolke.

Auf der Computermesse Cebit dominiert in diesen Tagen der Begriff des Cloud-Computing. Cloud, die Wolke, signalisiert ein völlig anderes Verständnis von Informationstechnik. Es verschiebt Machtverhältnisse in der Industrie, stellt alte Allianzen infrage und kreiert neue. Nirgendwo lässt sich das so gut beobachten wie bei HP, einem der Veteranen des digitalen Zeitalters.

HP verkauft weltweit mehr als 60 Millionen Personal Computer im Jahr, mehr als irgendein anderes Unternehmen. Aber seit etwa fünf Jahren wandelt sich die Erscheinungsform der Maschinen. Sie können rund sein oder eckig, klein oder groß, dick oder dünn. Auf jeden Fall sind sie keine isolierten Geräte mehr, sondern per Kabel oder Funk ständig mit dem Internet verbunden. Was ihre Bildschirme zeigen, kommt zunehmend von Google, Facebook oder Amazon, von Apples App Store, Netflix und Hunderten anderen Anbietern. Ein Großteil der Rechenarbeit wird mittlerweile an turnhallengroße Rechenzentren ausgelagert, die mal in Asien, mal in den USA und mal in Europa stehen können. Oder anders gesagt: irgendwo in den Wolken. Dort ist mehr Rechenkraft vorhanden, als ein einzelner Personal Computer je haben könnte. Und weil das so ist, verändern sich auch die Anforderungen an all die kleinen mobilen Geräte, die mit der Wolke verbunden sind. Sie müssen in erster Linie optimal mit ihr kommunizieren. Dafür brauchen sie ein Betriebssystem, das das erleichtert.

Der technologische Wandel lässt sich bereits in Geld messen. In der vergangenen Woche hat HP das an der Börse zu spüren bekommen: Bei der Vorlage der jüngsten Quartalszahlen räumte Konzernchef Léo Apotheker ein, dass Privatleute deutlich weniger klassische Computer gekauft haben, in diesem Geschäftszweig ging der Umsatz um 12 Prozent zurück. Über Nacht brach der Aktienkurs ein, und am nächsten Morgen war HP rund zehn Milliarden Dollar weniger wert. Das war ein Schock.

Dass sich der Trend umkehrt, ist unwahrscheinlich, andere Geräte sind bei Konsumenten derzeit beliebter. Ende 2010 wurden weltweit erstmals mehr Smartphones verkauft als Personal Computer, doch HP spielte in diesem schnell wachsenden Markt bislang keine Rolle. Mit seinen neuen Produkten will der Technologiekonzern aus Palo Alto nicht nur diesen Rückstand aufholen, sondern gleich am nächsten großen Techniktrend mitverdienen: den Tablets.

So sieht eine Waffe aus: Mit dem TouchPad greift HP den Konkurrenten Apple an

Außer dem TouchPad kommen in diesen Monaten zahllose weitere Flachrechner auf den Markt. Neben HP werben auch HTC, Motorola, Blackberry und andere Unternehmen um Käufer. Apple dürfte bereits in diesen Tagen das iPad 2 vorstellen – dessen Vorgängermodell hatte vor einem Jahr die neue Gerätekategorie populär gemacht. Die Beratungsfirma Gartner schätzt, dass im vergangenen Jahr weltweit rund 20 Millionen Tablets verkauft wurden – fast alles iPads – und dass sich die Zahl binnen vier Jahren verzehnfachen wird. Mit den flachen Rechnern dürften dann gut 46 Milliarden Dollar umgesetzt werden, so die Bostoner Unternehmensberatung Yankee Group.

Herkömmliche Rechnertechnik findet sich in den Tablets und Smartphones aber kaum noch, und deswegen gelten zwei der alten Gesetze des Computerzeitalters nicht mehr.

Gesetz Nummer eins: Intel macht die Chips. In Personal Computern werkeln zwar oft Prozessoren von Intel, dem größten Chipproduzenten der Welt. Doch deren Bauweise verbraucht zu viel Energie für tragbare Geräte, deren Akku möglichst lange halten soll. Alternative Prozessoren von Qualcomm, Texas Instruments oder Nvidia fressen weniger Strom und stecken inzwischen in den meisten mobilen Geräten. HP und Intel ist auch so eine Verbindung mit langer Tradition. Beim neuen TouchPad ist sie zu Ende. Dort rechnet jetzt ein Chip von Qualcomm.

Gesetz Nummer zwei: Microsoft macht die Software. Bei Smartphones spielt Windows eine kleine Rolle, bei Tablets praktisch gar keine. Moderne Betriebssysteme heißen Android, Honeycomb, iOS oder eben WebOS. Statt Microsoft liegen Google und Apple vorn – und HP will dahin.

Im vergangenen Frühjahr hatte HP deswegen die Firma Palm übernommen. Es dürfte die letzte Chance gewesen sein, ein modernes Betriebssystem für mobile Geräte zu kaufen, statt es selbst von Grund auf schreiben zu müssen. Palm hatte nämlich gerade WebOS fertiggestellt, war aber nicht zu einer beliebten Marke geworden. Für 1,2 Milliarden Dollar sicherte sich HP den Softwareschatz, der heute die mobilen Hoffnungsträger des Konzerns antreibt.

Schon die Übernahme dürfte Microsoft geärgert haben. Bis zum Kauf von Palm arbeiteten die beiden Konzerne an einem gemeinsamen Tablet: außen HP, innen Microsoft. Noch Anfang 2010 schwärmte Microsoft-Chef Steve Ballmer in Las Vegas über den Slate genannten Prototypen: »Ein schönes kleines Produkt, das schon bald erhältlich sein wird.« Doch zu diesem Zeitpunkt muss HP längst andere Pläne gehabt haben. Kurz nach Ballmers Auftritt war Palm übernommen, der Slate beerdigt und Microsoft sauer.

Das Scheitern von Slate, die Aufregung um WebOS – dass sich eine Rivalität anbahnt, weist HP weit von sich. »Microsoft bleibt für uns weiterhin einer der wichtigsten Partner, wenn nicht sogar der wichtigste«, sagt Jon Oakes, ein frühere Palm-Manager, der heute für HP arbeitet. In der Microsoft-Zentrale wollte man sich nicht äußern, wohl auch weil die beiden Konzerne in anderen Geschäftsfeldern eng kooperieren.

Erfolg in der Cloud wird nur haben, wer eine »Ökosystem« genannte Erlebniswelt aufbauen kann, in der sich Kunden gerne aufhalten und Geld ausgeben. HP hat nun die Geräte und das Betriebssystem dazu. Beim Angebot von Musik, Spielen und allerlei nützlichen Kleinprogrammen steht die Konkurrenz aber besser da. Apple meldete erst im Januar zehn Milliarden Downloads von seinem App-Store-Laden. HP will freie Softwareentwickler nun mit dem Argument locken, dass WebOS so vielseitig sei – und sie ihre Programme deswegen nicht für ganz verschiedene Gerätetypen jedesmal neu entwerfen müssten.

Damit wäre HPs Cloud-Angebot jedenfalls komplett. Denn den unsichtbaren Teil der Wolke dominiert der Konzern längst: die Rechenzentren. HP ist einer der größten Produzenten von Servern, jenen leistungsstarken Spezialcomputern, die beim Cloud-Computing die eigentliche Arbeit verrichten. Um die 200 Rechenzentren betreibt HP weltweit und stattet zahllose weitere aus: Fremde Unternehmen können dort Rechenleistung mieten. So vermeiden sie Überkapazitäten und Wartungskosten und zahlen nur für die Rechenkapazität, die sie tatsächlich nutzen.

Internetnutzer bekommen im Idealfall gar nicht mit, dass sie mit Servern kommunizieren, die mal in New York, mal in Stockholm und mal in Neu Delhi stehen. Dort wird die digitale Welt erstellt, die Verbraucher und Geschäftsleute auf ihren Flachbildschirmen betrachten.

Gerüchten zufolge soll das TouchPad im April auf den Markt kommen und 700 Dollar kosten. Offiziell sagt HP nichts dazu, aber der Konzern bereitet eine logistische Großoffensive vor. Die Verkaufstruppe schafft es bislang, in 174 Ländern der Welt jeden Tag rund 170 000 Personal Computer in den Markt zu stopfen – warum sollte das mit den neuen Geräten nicht auch funktionieren? »Die Wege zum Kunden sind sehr wichtig«, sagt HP-Marketingmanager Stephane Maes, der nicht glaubt, dass Apple und Google unschlagbar sind. »Wir haben starke Beziehungen zum Einzelhandel und hoch motivierte Vertriebler. Im Tabletgeschäft fängt das Rennen erst an.«

Wenn Daten sich in Luft auflösen

Im Gegensatz zu vielen Privatkunden beurteilen Unternehmen das **Cloud-Computing** skeptisch. Eine aktuelle Umfrage in Deutschland hat ergeben, dass mehr als 60 Prozent aller Firmen sich vor Kontrollverlust und mangelnder Sicherheit fürchten. Immer wieder kommt es zu **technischen Pannen.** So hatten sich erst am Wochenende die E-Mails von zigtausenden Nutzern des Cloud-Dienstes Google Mail in Luft aufgelöst. Oder der Fall WikiLeaks: »WikiLeaks hatte Rechenkapazität bei Amazon gemietet, aber als die US-Regierung **politischen Druck** machte, wurden die Server einfach abgeschaltet. Unternehmen können sich es nicht leisten, die Verfügbarkeit ihrer Informationstechnik oder ihre wertvollen Daten der Laune der Politik auszuliefern«, sagt Joseph Reger, Chief Technoloy Officer bei Fujitsu Technology Solutions. »Es braucht einen sicheren Rechtsrahmen, um zu garantieren, dass man an die Daten auch wieder herankommt«, sagt Reger. ROH.

Schäubles Diktate

Erstmals gibt der Finanzminister vor, was die Ministerien ausgeben dürfen. Ob das ein sinnvolles Verfahren ist? VON MARC BROST

Fotos: Virginia Mayo/AP/dpa (groß); Brendan McDermid/Reuters (u.); ALIMDI.NET

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble spricht in Brüssel mit Fernsehjournalisten

Es ist eine Premiere in der Geschichte der Bundesrepublik: Der Staatshaushalt in diesem Jahr wird erstmals nach einem neuen Verfahren aufgestellt. Spätestens bis Mitte März sollen die Minister der Regierung abnicken, was ihnen der Finanzminister aufgeschrieben hat. Bislang trugen alle alles an Wünschen zusammen, was ihnen so einfiel. Dann wurde mühsam mit dem Finanzminister verhandelt. Nun bekommt jeder Minister gleich zu Beginn der Haushaltsaufstellung einen bestimmten Etat zugewiesen – und muss dann sehen, wie er damit zurechtkommt. Top-down-Verfahren nennt sich das, und davon haben sie im Finanzministerium immer geträumt, schon unter Wolfgang Schäubles sozialdemokratischen Vorgängern. Denn es ist nicht nur so, dass der Finanzminister mit diesem Verfahren eine viel stärkere Rolle im Kabinett bekommt, ähnlich dem Schatzkanzler in Großbritannien: Es könnte auch möglich sein, mit der Aufstellung des Haushalts politische Prioritäten zu verbinden – statt es wie bisher jedem recht machen zu müssen.

Drei Dinge kommen also in diesem Frühjahr zusammen. Erstens der Rekordschuldenstand von annähernd zwei Billionen Euro; mit ihm scheinen die Grenzen der finanziellen Leistungsfähigkeit des Staates nach drei Jahren Krise endgültig erreicht. Zweitens die im Aufschwung massiv steigenden Steuereinnahmen; sie wecken schon wieder Begehrlichkeiten. Und drittens das neue Haushaltsverfahren. Doch wie bei jeder Premiere gibt es Aufregung hinter den Kulissen.

Seit mehr als fünf Jahren ist Werner Gatzer im Bundesfinanzministerium für den Haushalt verantwortlich. Erst diente er dem Sozialdemokraten Peer Steinbrück, nun Wolfgang Schäuble. Nach dem Regierungswechsel 2009 galt es als kleine Sensation, dass Gatzer – 52 Jahre alt und mehr als die Hälfte davon Mitglied in der SPD – bleiben durfte. Vor allem die Unionsleute im Haus murrten. Aber Gatzer ist ein kühler Rechner, einer, der erst an den Schuldenstand denkt und dann – wenn überhaupt – an die Partei. Und so hat der Staatssekretär ein Zahlenwerk zusammengestellt, in dem erstmals seit Langem so etwas wie eine christdemokratische Handschrift sichtbar werden könnte.

Insgesamt 12 Milliarden Euro mehr will die Regierungskoalition für Bildung und Forschung ausgeben. Gedrosselt werden dagegen die öffentlichen Investitionen – von 32,3 Milliarden Euro in diesem Jahr auf 26 Milliarden Euro im Jahr 2015. Das hat auch damit zu tun, dass die Investitionen im Rahmen der Konjunkturprogramme deutlich erhöht worden waren. Sichtbar wird christdemokratisches Denken dagegen bei den Arbeitsmarktausgaben – der Etat der Arbeitsministerin sinkt allein im nächsten Jahr um fast 5 Milliarden Euro – und beim Verteidigungsetat: Dem inzwischen zurückgetretenen Minister Karl-Theodor zu Guttenberg gab man ein Jahr länger Zeit, die im vergangenen Sommer vereinbarten Einsparungen von 8,5 Milliarden Euro zu erbringen.

Vizekanzler Guido Westerwelle (FDP) hat gegen die Vorgaben des Finanzministers bereits Widerstand angekündigt. Für die Liberalen ist es schwer hinnehmbar, dass ein Unionsminister die Richtung vorgibt und ihre Kabinettskollegen nur noch zustimmen sollen. Der Etat des Gesundheitsministers etwa soll 2012 um 1,3 Milliarden Euro schrumpfen. Im Kanzleramt heißt es, Schäubles Zahlen seien »keine abschließende Haltung der Bundesregierung«. Das wiederum ist eine merkwürdige Distanzierung vom neuen Haushaltsverfahren, das doch davon lebt, dass der Finanzminister mit Rückendeckung der Kanzlerin die Etats festlegt.

Bis zum Jahr 2015, so hat es Staatssekretär Gatzer für seinen Minister geplant, werden die Ausgaben des Bundes um 3 Milliarden auf 308,8 Milliarden Euro steigen. Entwickelt sich die Wirtschaft wie erhofft, könnte die Neuverschuldung im selben Zeitraum kräftig sinken – von 48,4 Milliarden Euro in diesem Jahr auf dann noch 12,8 Milliarden Euro. Aber wie würde der Haushalt anders aussehen, wenn der Finanzminister nicht nur über Ausgaben nachdächte, sondern auch über höhere Einnahmen?

Gert Wagner ist Ökonomieprofessor und seit wenigen Wochen Chef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin. Seit 1984 misst das DIW in einer repräsentativen Langzeitbefragung, wie sich die deutsche Gesellschaft entwickelt. Und laut Wagners Zahlen wird sie immer ungleicher. »Die Schere zwischen oben und unten hat sich in den letzten Jahren weiter geöffnet«, sagt er. »Die höheren Einkommen stiegen überdurchschnittlich, die unteren Einkommen sind real sogar gesunken.« Während die Einkommensspreizung in den vorangegangenen Aufschwüngen jedes Mal wieder abnahm, ist der letzte Konjunkturzyklus durch eine durchgehend zunehmende Ungleichheit gekennzeichnet gewesen.

Dieser Hinweis ist wichtig, weil die Wirtschaft nun ebenso rasant wächst wie vor der Krise. Auch in den Jahren 2006 und 2007 war von dauerhaftem Wachstum und stetig steigenden Steuereinnahmen die Rede; auch damals sah es so aus, als könne die Regierung die Neuverschuldung viel schneller reduzieren als ursprünglich geplant. Vor allem aber vertraute man darauf, dass der Aufschwung wirklich allen Bevölkerungsschichten zugutekäme. Ein Irrtum, wie Gert Wagner heute weiß.

Natürlich wurde die schwarz-gelbe Regierung von ihren Anhängern nicht dafür gewählt, die Gesellschaft gleicher zu machen. Aber die zunehmende Ungleichheit der Einkommen ist langfristig auch eine Gefahr fürs Wachstum. Wenn das gesellschaftliche Aufstiegsversprechen nicht mehr gilt, erlahmt auch der Leistungswille der Bürger. Umgekehrt ist am oberen Einkommensende jeder vierte Privathaushalt in der Lage, mehr als zwanzig Prozent des Monatseinkommens auf die hohe Kante zu legen. Angesichts des Rekordschuldenstands von zwei Billionen Euro könnte der Staat einen Teil davon gut gebrauchen – um damit den Schuldenabbau der kommenden Jahre zu finanzieren. »Deswegen bin ich persönlich – als Staatsbürger – dafür, die steuerliche Belastung der Spitzenverdiener wieder zu erhöhen«, sagt Wagner.

Kritik am Haushalt kommt auch aus der konservativen Ecke – von der Bundesbank. Dort sitzen Haushaltsexperten, die den Etat sehr genau unter die Lupe nehmen. Für Journalisten zu sprechen sind sie nicht. Die offizielle Meinung der Bundesbank aber findet sich im jüngsten Monatsbericht. Der Haushalt 2011 stehe in »offensichtlichem Widerspruch« zur Schuldenbremse, heißt es da.

Schon seit Längerem wird Schäuble dafür kritisiert, die Regeln der Schuldenbremse zwar anzuwenden, sie aber so weit wie möglich zu dehnen, um vor der nächsten Bundestagswahl 2013 ein Finanzpolster zu haben, das Steuersenkungen ermöglicht. Der Minister bestreitet das. Allerdings findet sich in Schäubles Eckpunktepapier zum Haushalt 2012 ein kleiner verräterischer Satz. Eigentlich müsste die Finanzplanung der Regierung ja an die Zwänge der Schuldenbremse angepasst werden. Auf Seite 4 des Papiers aber heißt es: »Jetzt geht es darum, die Vorgaben der Schuldenregel im Lichte der politischen Zielsetzungen auszugestalten.«

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/finanzkrise

MACHER UND MÄRKTE

Gegenwind

Zum ersten Mal stößt die Errichtung eines Offshore-Windparks in der Nordsee auf Ablehnung durch das **Bundesamt für Naturschutz.** Nach Informationen der *ZEIT* handelt es sich um ein Investitionsvorhaben namens **Sandbank Extension.** Der Windpark westlich von Sylt soll aus 40 Turbinen à 5 Megawatt bestehen. Er liegt direkt neben dem bereits genehmigten Projekt Sandbank 24. Die Genehmigung hat das Oldenburger Unternehmen Sandbank Power Extension beantragt. Das Investitionsvolumen beträgt schätzungsweise eine halbe Milliarde Euro.

Der Windpark gefährdet viele Wasservögel

Das Bundesamt für Naturschutz hält den Windpark für nicht genehmigungsfähig, weil er den Lebensraum des Seetauchers zerstört, eine nach der **EU-Vogelschutzrichtlinie** besonders zu schützende Vogelart. Wegen der »Scheuchwirkung« sei der Habitatverlust dauerhaft, so das Amt. Für die Genehmigung von Offshore-Windparks ist das Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrografie zuständig, das Einvernehmen des Bundesamts für Naturschutz aber nötig. Ihren Ablehnungsbescheid haben die Naturschützer auf Anweisung von Bundesumweltminister **Norbert Röttgen** noch nicht abgeschickt. VO

Gegensätzliches

Und noch einmal **Norbert Röttgen:** Nach längerem Zögern hat der Bundesumweltminister die so genannte »Leitstudie 2010« doch veröffentlicht. Noch Anfang Februar hatte sein Haus schriftlich wissen lassen, eine Publikation sei »nicht sinnvoll« *(ZEIT* Nr. 8/11). In der Tat enthält die Studie mit dem Titel *Langfristszenarien und Strategien für den Ausbau der Erneuerbaren Energien* Passagen, die in klarem **Widerspruch** zu Aussagen im **Energiekonzept** der deutschen Bundesregierung stehen. Während dort etwa **Atomkraftwerke** als »Brückentechnologie« bezeichnet werden, ist in der Leitstudie von einem »sich abzeichnenden Systemkonflikt« zwischen solchen Grundlastkraftwerken und Anlagen zur Stromerzeugung aus erneuerbaren Energien die Rede. Zudem heißt es in der Studie, bis 2020 dürften neue **fossile Kraftwerke** mit einer Leistung von maximal 7,6 Gigawatt ans Netz gehen, es seien aber bereits solche mit 14,8 Gigawatt in Bau. Im Falle ihrer Inbetriebnahme sei »ihre Wirtschaftlichkeit wegen zu geringer Auslastung nicht gesichert«.
Zwar liegt die Studie nicht gedruckt vor, dafür steht sie seit vergangener Woche im Internet, (http://www.erneuerbare-energien.de/inhalt/40870). Im Umweltministerium heißt es, dieses Vorgehen sei »die ursprüngliche Idee« gewesen. VO

Gegenangriff

Bernard Madoff packt aus. Und er kann offenbar nicht mehr aufhören zu reden. Erst sprach er mit einer Reporterin der *New York Times,* die ihn im Knast besuchte. Diese Woche hat das *New York Magazine* ausführliche Telefonate mit dem 72-Jährigen veröffentlicht, der zu 150 Jahren Haft verurteilt worden ist. Knapp zwei Jahre hat er bisher abgesessen. Madoff, so der bisherige Kenntnisstand, hat über 16 Jahre hinweg mindestens 20 Milliarden Dollar abgezockt und damit Hunderte privater Anleger – unter ihnen Freunde – in den Ruin getrieben und **Wohltätigkeitsvereine** um ihr Kapital gebracht. Nun besteht er darauf, kein Soziopath zu sein: »Ich bin nicht böse.« Stattdessen versucht er, die Schuld auf andere abzuwälzen. Die Banken, mit denen er seine Geschäfte abwickelte, hätten Verdacht schöpfen müssen. »Ich habe ihnen keine Fakten gegeben, etwa welche Summen ich umsetzte. Ich habe mich geweigert, die von ihnen geforderten **Prüfungen** durchzuführen. Ich habe ihnen gesagt: ›Wenn es euch nicht passt, nehmt euer Geld raus.‹ Das haben sie natürlich nie gemacht.«

Er hat 2 von 150 Jahren hinter sich: Bernie Madoff

Madoffs vage Hinweise kommen spät: **Irving Picard,** der Insolvenzverwalter der Betrugsfirma, hat bereits vor Wochen **Schadensersatzklagen** gegen 80 Banken eingereicht. Er behauptet, Beweise dafür zu haben, dass unter anderen HSBC, JP Morgan Chase, Royal Bank of Scotland, UBS und Citigroup Warnzeichen ignoriert und von Madoffs System profitiert haben. HBU

Gegengezeichnet

Stephen Schwarzman, der Gründer von **Blackstone,** kann zufrieden sein. Erstens erwirbt der Finanzinvestor, der mit 128 Milliarden Dollar verwalteten Vermögens zu den größten weltweit zählt, gerade für stolze 9,4 Milliarden Dollar Hunderte Immobilien in den USA. Zweitens hat Schwarzman 2010 mit 6,7 Millionen Dollar mehr verdient als die Jahre zuvor – so steht es im neu vorgelegten Geschäftsbericht. Mehr noch: Anteile im Wert von 399 Millionen Dollar gingen 2010 unwiderruflich auf ihn über, weitere Anteile über 545 Millionen Dollar stehen in Aussicht. STO

6,7

Millionen Dollar hat Blackstones Gründer 2010 verdient

Kursverlauf	DAX	DOW JONES	JAPAN-AKTIEN	CHINA-AKTIEN	EURO	ROHÖL (WTI)	PLATIN	KAFFEE	KUPFER
Veränderungen seit Jahresbeginn	7282 +4,4 %	12 243 +5,7 %	NIKKEI: 10 754 +3,9 %	SHANGHAI COMPOSITE: 2920 +4,0 %	1,38 US$ +3,0 %	98 US$/BARREL +9,5 %	1831 US$/ FEINUNZE +3,5 %	2,73 US$/PFUND +14,4 %	9888 US$/ TONNE +2,6 %

GELD UND LEBEN

Unisex für alle

Bei Versicherungen darf das Geschlecht bald keine Rolle mehr spielen. Vorsicht!

Wer einen Brief von der Versicherung bekommt, das weiß jeder Kunde aus leidvoller Erfahrung, sollte grundsätzlich vorsichtig sein. Während der nächsten Monate gilt es, besonders aufzupassen. Verantwortlich dafür sind die Richter des Europäischen Gerichtshofs, die Anfang der Woche entschieden, dass es von Ende 2012 an versicherungstechnisch keinen Unterschied mehr machen darf, ob ein Versicherungsnehmer Männlein oder Weiblein ist. Das gebiete das Verbot der Diskriminierung, diktierten die Juristen den Assekuranzen.

Bislang bestimmt das Geschlecht oft über die Höhe der Beiträge *(ZEIT* Nr. 52/10). Wegen ihres durchschnittlich längeren Lebens zahlen Frauen beispielsweise für eine private Rentenversicherung höhere Prämien. Jetzt soll damit Schluss sein: Bei Unisex-Tarifen zahlen alle den gleichen Beitrag, völlig unabhängig vom Geschlecht.

Diese Woche von Marcus Rohwetter

Nun verhalten sich Versicherungen aber oft so ähnlich wie Stromversorger, Gasanbieter oder Tankstellenpächter. Soll heißen: Wenn draußen in der Welt irgendetwas passiert, wird es für den Kunden im Regelfall teurer und so gut wie niemals billiger. »Leider«, heißt es dann, »wegen der europäischen Rechtsprechung.« So oder so ähnlich werden die Briefe formuliert werden.

Man sollte sich damit nicht abspeisen lassen. Viele Altverträge dürften von der Regelung nicht betroffen sein. Je nach Vertrag und Geschlecht könnte es sogar billiger werden, auf einen Unisex-Tarif zu wechseln. Vor allem aber sollte man sich nicht verunsichern, sondern sich eventuelle »Beitragsanpassungen« ausführlich vorrechnen und begründen lassen. Und sich dabei stets daran erinnern, dass sich die Branche gelegentlich verrechnet. So hatte beispielsweise der Versicherungsverband 2004 gewarnt, die damals bevorstehende Einführung von Unisex-Tarifen bei der Riester-Rente bedeute deren »Todesstoß«, weil die Policen für Männer unattraktiver würden. Doch zwei Jahre später gab man leise zu, dass die Beiträge alles in allem »nur maßvoll gestiegen« seien.

Illustration: Karsten Petrat für DIE ZEIT / www.splitintoone.com

»Eine deutsche Urangst«

Droht Inflation, setzen Anleger auf Gold. Das Edelmetall erlebt einen Höhenflug – trotz erster Warnsignale VON MARLENE ROEDER

Gold. Es lockt Männer und Frauen in den sagenumwobenen Ring of Fire, eine Perlenkette von Vulkanen, die sich von Papua-Neuguinea bis Indonesien, Thailand und Japan zieht – und dort ins kalte Wasser. Aus Urwaldbächen wollen sie mit großen Sieben das glitzernde Metall bergen. Es verführt bärtige Abenteurer mit Pickel und Schaufel zum Tunnelgraben in heißen Wüsten. Es zieht große Bergbaukonzerne mit schwerem Gerät in geologisch schwierige Regionen. Und es lässt wendige Investoren Barren bunkern.

Gold, Gold, immer wieder drehen sich die Gespräche unter Anlegern derzeit um das Edelmetall. Ein wahrer Rausch hat die Märkte erfasst. Im vergangenen Jahr legte der Goldpreis um fast 30 Prozent zu. Am 7. Dezember erreichte er seinen bisherigen Höchststand von 1431 Dollar je Feinunze. Anfang dieses Jahres schwächelte der Kurs, nun aber steigt er wieder – und nähert sich in diesen Tagen aufs Neue seinem Höchstwert. Und er soll weiter steigen, sagen Analysten, auf 1500 Dollar in diesem Jahr und gar 2000 Dollar oder mehr in den Jahren danach. Laut einer Untersuchung des Finanzdienstleisters Quanvest empfahlen zuletzt gut 70 Prozent der befragten Banken und Vermögensberater in Deutschland ihren Kunden Xetra-Gold, ein Papier der Deutschen Börse, das zu 100 Prozent mit Gold abgedeckt ist. Und das sei »nur die Spitze des Eisbergs«, glaubt Michael Blumenroth, Analyst der Deutschen Bank. Die meisten Gold-Optionen werden nicht mehr an der Börse gehandelt. Die Warenterminbörse Comex schätzt, dass 80 Prozent aller Gold-Kontrakte *over the counter* gehandelt werden, also direkt zwischen Broker und Banker. »Gold wird gehandelt wie eine Währung«, so Blumenroth.

Wer hätte das gedacht? Als der Goldpreis im Oktober 1999 mit 255 Dollar den tiefsten Stand seit 30 Jahren erreicht hatte, da hätten viele das Metall schon abgeschrieben, sagt David Hightower, Herausgeber eines US-Investorenbriefs. Während des Booms der New Economy wollte kaum ein Anleger etwas von dem Rohstoff wissen. Der Preis fiel. Minen machten dicht. Die großen Bergbaugesellschaften verkauften den Rohstoff so weit im Voraus wie möglich, um sich vor weiteren Preisverfällen zu schützen.

Dann platzte die Internetblase. Plötzlich empfahlen Finanzberater ihren Kunden wieder Edelmetalle, um ihre Portfolios auszugleichen. Der Goldpreis kletterte in die Höhe. Sinken Aktien, steigt der Goldpreis – und umgekehrt. Das Gleiche gilt für den Dollakurs. Das ist fast ein Gesetz.

Gold wird nicht erst seit Kurzem gehandelt wie eine Währung. »Gold war immer eine Währung«, sagt Hightower. Im Nahen und Mittleren Osten diente der Schekel bereits vor 3500 Jahren als Zahlungsmittel; er bestand zu zwei Dritteln aus Gold und zu einem Drittel aus Silber. China führte ein paar Jahrhunderte später eine Goldwährung ein. Die ersten geprägten Goldmünzen gab es dann vor mehr als 2000 Jahren in Rom. Seit dem Jahr 1800 wurde der Wert des amerikanischen Dollar und des britischen Pfund am Gold gemessen (daher der Begriff Goldstandard). 1944 wurde der Dollar auf der Konferenz von Bretton Woods in New Hampshire zur Leitwährung erklärt, weil die USA über die meisten Goldreserven verfügten und bereit waren, jeden Dollar gegen Gold zu tauschen (daher der Begriff Golddeckung). Erst der Vietnamkrieg bereitete dem Abkommen ein Ende. Die Kriegskosten trieben die Staatsschulden in die Höhe, die USA druckten weit mehr Dollarscheine, als durch das Gold in Fort Knox gedeckt war. 1973 brach das System von Bretton Woods zusammen, und das Gold, bis dato bei 35 Dollar je Unze fixiert, begann seinen ersten Höhenflug.

Ganz ähnlich reagierten viele Staaten in der aktuellen Finanzkrise. Die Regierungen nahmen neue Schulden auf, um Banken und Wirtschaft zu stützen, die Zentralbanken schufen neues Geld. Steigen aber die Schulden und steigt die Geldmenge, dann schürt das bei den Anlegern Inflationsängste.

Besonders in Deutschland werden schnell Erinnerungen an die zwanziger Jahre wach, als man beim Bäcker mit Billionen-Mark-Noten bezahlte. »Eine tief sitzende Urangst«, beobachtet Analyst Michael Blumenroth bei den Deutschen. »Aus Angst vor der großen Inflation flüchten sich die Anleger in Gemüsegärten und Sachwerte.« Und in der Tat: Im vergangenen Jahr wurden fast 13 Prozent aller globalen Investitionen in physisches Gold als Geldanlage in Deutschland getätigt – so die vorläufigen Zahlen des World Gold Council, der die Interessen der wichtigsten Bergbauunternehmen vertritt. Für gut fünf Milliarden Euro erwarben deutsche Anleger 2010 insgesamt 127 Tonnen physisches Gold. Nur in Indien und China war die Nachfrage größer. Hinzu kommt ein respektabler Bestand an Wertpapieren auf Gold, wie zum Beispiel Xetra-Gold, ETC (Exchange Traded Commodities) und ETF (Exchange Traded Funds).

Eine Studie des World Gold Council legt den Zusammenhang zwischen einer solchen Angst und dem Interesse an Gold ebenfalls nahe. Danach führte eine um ein Prozent steigende **Geldmenge M3** in den USA innerhalb von sechs Monaten zu einem Preisanstieg von Gold um 0,9 Prozent. Mit der Inflationsgefahr steigt die Nachfrage nach Gold und damit dessen Preis. Die Deutsche Bank kam zu einem ähnlichen Schluss: Je niedriger in den USA die Realzinsen, also die Zinssätze bereinigt um die Inflationsrate, desto teurer ist das Edelmetall.

Auch die Zentralbanken traten 2010 zum ersten Mal seit mehr als 20 Jahren unterm Strich als Käufer auf. Länder wie China, Russland und Indien bauen seit einiger Zeit ihre Reserven aus, die Verkäufe europäischer Länder hingegen sind fast zum Erliegen gekommen. Auf dem größten Goldschatz von 8134 Tonnen sitzt weiter die US-Notenbank. Dahinter kommt bereits die Deutsche Bundesbank mit 3402 Tonnen. Sie begründet ihre Politik mit der »wichtigen vertrauens- und stabilitätssichernden Funktion« des Goldes für den Euro. Der World Gold Council formuliert es so: Für einen Dollar bekam man im Jahr 1900 noch 14 Laibe Brot, heute reicht das nicht einmal mehr für einen halben. Für eine Unze Gold dagegen kann man heute wie damals einen anständigen Anzug erwerben.

Nicht jeder steckt aber sein Geld in Barren, Münzen oder Goldpapiere. In Indien und China etwa trägt die Frau das Vermögen der Familie gewöhnlich am Leib. Ohrringe, Ketten und Ringe lassen sich zur Not leicht zu Geld machen. Marktgerüchten zufolge befinden sich 20 000 Tonnen von weltweit insgesamt 160 000 Tonnen Gold in indischem Privatbesitz. Das ist fast so viel, wie alle Notenbanken der Welt gemeinsam halten.

Folglich wird der größte Teil des geförderten und recycelten Goldes nach wie vor zu Ringen, Ketten und Ähnlichem verarbeitet. 2010 wurden nach den vorläufigen Zahlen des World Gold Council weltweit 4108 Tonnen Gold produziert. Davon wurden 2060 Tonnen, also mehr als die Hälfte, zu Schmuck verarbeitet, vorwiegend in Indien, gefolgt von China und den USA. Immerhin 1333 Tonnen gingen an Investoren. Den Rest sicherten sich Notenbanken, Chiphersteller, Zahnärzte, Glasfabrikanten und die Weltraumindustrie. Jede Raumfähre der Nasa enthält nach deren Angaben 155,5 Kilogramm Gold, verarbeitet in Treibstoffzellen und Isolierfilmen.

Bei aller Euphorie: Vorsicht ist geboten. Alle drei börsennotierten Goldproduzenten – Barrick Gold, Newmont Mining und AngloGold – sind nach Informationen des US-Informationsdienstes Bloomberg dazu übergegangen, ihre Produktion an den Warenterminbörsen zu heutigen Preisen für künftige Liefertermine zu veräußern. Ein schlechtes Zeichen für den Preis, der im Januar denn auch um fünf Prozent nachgab. Zudem haben die mit Gold unterlegten ETFs nach Angaben des amerikanischen Handelshauses MF Global seit dem 17. Dezember mehr als 69 Tonnen Gold veräußert. Für Rohstoffspekulanten ein sicheres Zeichen, dass der Boom zu Ende geht. Ohnehin hätten sie im vergangenen Jahr mit Zinn und Silber deutlich höhere Gewinne erzielen können als mit Gold.

Eines scheint aber sicher: Das Edelmetall bleibt teuer – solange Investoren an der Bonität der Staaten und der Stabilität ihrer Währungen zweifeln.

Geldmenge M3

M3 umfasst den gesamten Bestand an Geld, also alle in einer Volkswirtschaft im Umlauf befindlichen Münzen und Banknoten. Hinzu kommen Spar- und Termineinlagen, Geldmarktfonds und -papiere, befristete Transaktionen aufgrund einer Rückkaufsvereinbarung und Anleihen mit maximal zwei Jahren Laufzeit. M3, das als Indikator für die Inflationsrate gilt, wird für den Euro von der Europäischen Zentralbank ermittelt

Hab ich das bestellt?

Lackierte Stoßfänger, Parkpiepser, Regensensor – Autobauer jubeln uns unnütze Innovationen unter. Eine Mängelrüge VON DIETMAR H. LAMPARTER

»Hurra«, ruft die Autobranche, die sich gerade wieder auf dem Genfer Automobilsalon ein Stelldichein gibt. »der Kunde kauft wieder!« Es erscheint fast schon egal, was dem mobilitätshungrigen Volk vorgesetzt wird, ob die Kiste mit Benzinmotor, Diesel oder Hybrid angetrieben wird, ob das Blech in Japan, Frankreich, Korea, Rumänien oder Deutschland lackiert wurde, ob es sich um einen 6000-Euro-Dacia handelt oder einen hundertmal so teuren Rolls-Royce. Der Kunde fährt offenbar mit der Weltkonjunktur mit.

Wer heute beispielsweise eine Mercedes-C-Klasse bestellt, muss mit Lieferfristen von bis zu sechs Monaten rechnen. Genauso kann es einem gehen, wenn man einen Hyundai mit Dieselmotor will, und die Autobosse reiben sich die Hände. Selbst jene Unternehmen, die gerade noch pleite waren, melden Rekordgewinne.

Doch – was kaufen wir da eigentlich? Bekommen wir die Autos, die wir wollen? Klar, wir können uns zwischen Audi und Mercedes, zwischen Peugeot und Hyundai, BMW und Toyota entscheiden. Wir wählen Benziner oder Diesel, Kleinwagen oder Geländemobil.

DER STANDPUNKT:

Die Autohersteller verbergen schlechte Konstruktionen hinter viel Elektronik – und machen Autos anfällig für Schönheitsreparaturen

Ein Autoschlüssel?

Aber bei vielen Dingen lassen uns die Autobauer keine Wahl. Wir bekommen Schnickschnack, nach dem wir nie gefragt haben!

Nehmen wir die Stoßstange: In Prospekten und Anzeigen rühmen sich die Hersteller, dass jetzt auch das neue Modell mit »in Wagenfarbe lackierten Stoßfängern« aufwarte. Mal gibt es diese »Innovation« serienmäßig, mal elegant im Ausstattungspaket verpackt, mal als aufpreispflichtiges Extra, das vom Verkäufer im Autohaus aber dringend angeraten wird. Wer es nicht glauben will, kann sich bei den 65 Modell-Premieren in Genf überzeugen. Egal, ob beim brandneuen Golf Cabrio, dem dreisitzigen Mini-Mini von BMW oder dem gestreckten Opel Zafira Tourer – die Stoßfänger sind durchlackiert, ganz ohne Gummis.

Die Folge ist dummerweise immer dieselbe: Bei jedem kleinen Rempler ist eine Neulackierung fällig, wozu das Anbauteil aus- und wieder eingebaut werden muss. Kosten: ab 500 Euro aufwärts. Damit nicht genug. Auch die Gummischutzleisten an den Seiten werden mittlerweile bei neuen Modellen fast durchweg der schönen Optik geopfert. Selbst die theoretisch fürs Grobe konzipierten Geländewagen oder SUVs verzichten darauf. Wenn dann der Nachbarparker vor dem Supermarkt seine Tür etwas ungestüm aufmacht, wird's teuer.

Böse Zungen sagen, mit diesem Trend zum puren Lack wollten die Hersteller den notleidenden Händlern etwas Gutes tun. Bei den Reparaturen könnten sie das verdienen, was beim reinen Verkauf nicht mehr reinkomme. Solch finstere Verschwörungstheorien weisen die Autokonstrukteure natürlich weit von sich. Fakt ist, dass im Handel die Margen zuletzt arg dünn ausgefallen sind.

Na, könnte man sagen, dafür bekommen die Kunden von den Herstellern ja mittlerweile viel hilfreiche Elektronik angeboten – den Parkpiepser etwa. Kommen wir beim Rangieren dem Vorder- oder Hintermann zu nahe, piepst und blinkt es, dass es eine wahre Freude ist. Und besonders nette Autobauer rüsten ihre Vehikel gar mir Rückfahrkamera aus. Weshalb aber haben wir diese sensorbestückten Helfer früher nicht vermisst? Ganz einfach, man hatte den Anfang und das Ende des Fahrzeugs noch im Blick. Doch diese Übersichtlichkeit ist quer durch alle Fahrzeugklassen und Marken verschwunden.

Moderne Elektronik, so der übliche Schnack der Industrie, diene der Entlastung des Menschen am Steuer, der Fahrer könne sich auf das Wesentliche konzentrieren. Das klingt wunderbar. Selbst die Mühe, den Zündschlüssel umzudrehen, ersparen sie uns. *»Keyless go«* heißt die Zauberformel. Man muss den Schlüssel, der gar nicht mehr aussieht wie ein solcher, nur noch in der Tasche haben. Aber in welcher ist er denn nun? Mantel, Jacke, Hose, Aktentasche, die ist im Kofferraum. Begeistert drücken wir auf den Start-Knopf. Denn: Drücken ist doch was anderes als dieses völlig veraltete Drehen des Zündschlüssels.

Wer weiteren Grund zum Nörgeln sucht, muss einmal versuchen, die Birne für das Abblendlicht auszutauschen. Motorhaube auf, ein Gewirr von Kabeln, Schläuchen und Abdeckungen versperrt den Weg. Und im Handbuch steht: am Besten in der Fachwerkstatt wechseln lassen.

Die Liste eingebauter Ärgernisse reicht noch weiter, vom Regensensor, der mal zu früh und mal zu spät den Scheibenwischer alarmiert, bis zum lackierten Blech an der Kofferraumkante, das garantiert jeden größeren Ladevorgang mit einem Kratzer dokumentiert.

Aber genug davon, schauen wir aufs große Ganze. Schöner seien sie geworden, die neuen Autos – sagen die Designer. Und das werden auch die Autogazetten und Wochenendbeilagen mit den Neuvorstellungen aus Genf erzählen. »Allein die elegante Silhouette des neuen Sportback ...« Nur, woher kommt der Eindruck von immer mehr Dynamik und Eleganz, speziell bei nicht ganz billigen deutschen Fabrikaten? Zwei optische Tricks seien verraten: Die Räder werden immer größer und die Fenster immer flacher. Das sieht gut aus, wissen die Designer. Hat aber auch Konsequenzen. Kinder auf dem Rücksitz können durch die schmalen Schlitze kaum noch rausschauen, und große Räder beeinträchtigen den Komfort. Denn der Federweg geht dort gegen null. Die Schlaglöcher kommen ungefiltert durch, was die Kunden locker mit ihren Bandscheiben abfedern. Aber die Rechnung schickt dann ja nicht das Autohaus, sondern der Orthopäde.

Wir, die Kunden, hätten es in der Hand, sagen die Autohersteller. Schließlich bauten sie nur jene Fahrzeuge, die wir auch kauften. Blöd nur, dass sich die Autobauer aller Nationen bei den erwähnten Ärgernissen scheinbar abgesprochen haben. Nur ein Protokoll solcher Gespräche, das wir dem Kartellamt vorlegen könnten, das werden wir wohl nie finden.

www.zeit.de/audio

DIE ANALYSE

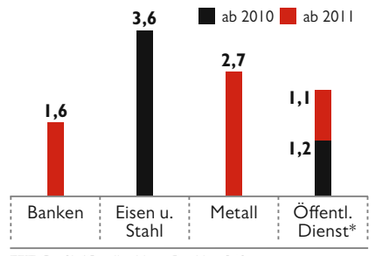
Sparen oder zahlen

Warum Länderbedienstete streiken VON SOPHIE CROCOLL

Erst waren es nur die Lokführer. Jetzt legen auch noch die Mitarbeiter in Unikliniken, Straßenbaubetrieben und Finanzämtern die Arbeit nieder. Die Angestellten im öffentlichen Dienst der Länder sind zu Warnstreiks aufgerufen. Mehr als 20 000 Menschen werden in dieser Woche nach den Plänen der Gewerkschaft ver.di in den Ausstand treten. Die zweite Verhandlungsrunde zwischen den Gewerkschaften und der Tarifgemeinschaft der Länder (TdL) blieb vergangene Woche ohne Ergebnis.

Ein paar Prozente mehr

Tarifabschlüsse 2010, ohne Einmalzahlungen und sonstige Regelungen



ZEIT-Grafik/Quelle: Hans-Böckler-Stiftung; *Bund und Gemeinden

Die Tarifrunde, eine der ersten nach der Krise, ist schwierig. Beide Seiten haben gute Gründe, hart zu bleiben: Die Arbeitnehmer sehen, wie die Preise anziehen, sie fürchten steigende Inflation, und sie wollen ihren Teil am Aufschwung. Sie verlangen eine Gehaltserhöhung von 50 Euro im Monat, dazu ein Plus von drei Prozent, im Schnitt wären das insgesamt etwa fünf Prozent mehr Geld. Zum Vergleich: Die Chemie-Gewerkschaft IG BCE fordert derzeit ein Gehaltsplus von bis zu sieben Prozent. Die Arbeitgeber der Länder wiederum verweisen auf die ungeheuer schwierige Haushaltslage. Im Zuge der Krise stieg die öffentliche Verschuldung rasant an. Die gesamte Schuldlast der Länder erhöhte sich im vergangenen Jahr um 13 Prozent auf fast 600 Milliarden Euro. Nur Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern konnten in dieser Zeit Schulden abbauen.

Verdi, die Tarifunion des Beamtenbundes (DBB), die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und die Gewerkschaft der Polizei verhandeln für 585 000 Menschen in 14 Bundesländern – Hessen und Berlin gehören nicht zur TdL. In der Regel wird der Abschluss auf die 1,1 Millionen Beamten der Länder übertragen.

Nach Ansicht der Gewerkschaften muss eine Gehaltserhöhung die steigenden Kosten für Krankenversicherungen, für Energie und Lebenshaltung ausgleichen. Außerdem konkurriere der öffentliche Dienst mit der freien Wirtschaft um Nachwuchs und müsse höhere Gehälter bieten. Nach Angaben des DBB scheiden in den kommenden zehn Jahren fast 20 Prozent der Beschäftigten altersbedingt aus, rund 700 000 Menschen. Deshalb fordern die Gewerkschaften eine Übernahmegarantie für Auszubildende. Und sie sehen Nachholbedarf im Vergleich zu anderen Kollegen im öffentlichen Dienst: In Bund und Kommunen bekommen Angestellte seit Januar neben einer Einmalzahlung von 240 Euro 0,6 Prozent mehr Geld, ab August noch einmal 0,5 Prozent.

Die Länder aber leiden an steigenden Ausgaben und sinkenden Einnahmen. Nach Einschätzung der TdL werden sie frühestens 2012 so viele Steuern einsammeln wie vor der Krise. Gebe die Tarifgemeinschaft nach, so heißt es, müssten die Länder jährlich rund 1,4 Milliarden Euro mehr bezahlen (Verdi rechnet mit etwa 1,17 Milliarden); bei Übertragung auf die Beamten wären es rund 4,5 Milliarden Euro mehr. Außerdem, sagen die Arbeitgeber, müsse der öffentliche Dienst gegenüber der Privatwirtschaft nichts aufholen: Während der Krise habe es bei ihm keine Lohnkürzungen und keine Kurzarbeit gegeben.

Die Gewerkschaften fordern im Übrigen nicht nur eine Gehaltserhöhung: Sie verlangen, dass angestellte Lehrer in die Tarife des öffentlichen Dienstes eingruppiert werden. Bislang entscheiden die Länder allein über das Gehalt der rund 200 000 angestellten Lehrer. Außerdem wollen die Gewerkschaften den Tarifvertrag für eine Dauer von 14 Monaten abschließen. Dann fielen die nächsten Verhandlungen mit denen für die Angestellten von Bund und Kommunen zusammen. Die Arbeitnehmerseite würde davon profitieren; ihre Streikmacht ist in den Gemeinden viel größer als in den Ländern. Müllmänner und Busfahrer könnten für ihre Landeskollegen mitstreiken.

Am 9. März gehen die Gespräche weiter, der Verhandlungsführer der Länder, Niedersachsens Finanzminister Hartmut Möllring (CDU), hat ein Angebot angekündigt. Im Januar sagte der Vorsitzende des DBB, Peter Heesen, der *Wirtschaftswoche*, Möllring plane in seinem Landeshaushalt selbst eine Lohnerhöhung von zwei Prozent ein. Irgendwo zwischen fünf und zwei Prozent werde man sich treffen.

Fotos: TU München (u.); Kersten Weichbrodt/AUTO BILD

FORUM

Mittelständler, auf nach Indien!

Ob für Hightech oder günstige Massenware – der Subkontinent bietet viele Chancen VON HORST WILDEMANN

Indien ist mit seiner hohen Dynamik und kontinuierlichen Wachstumsrate einer der größten Zukunftsmärkte für deutsche Unternehmen. Aber nicht für jeden: Das musste der Windanlagenhersteller Enercon vor kurzem erfahren. Er zog sich aus Indien zurück. Dazu passt, dass der Hersteller von »Desillusion am Standort Indien« und von »eklatanter Rechtsunsicherheit« spricht.

Davon sollte sich kein deutscher Mittelständler abhalten lassen. Bei Einhaltung der Spielregeln, die der indische Markt vorgibt, und der Anwendung eines angepassten Geschäftsmodells übertreffen die Chancen für deutsche Unternehmen die Marktrisiken. Das gilt besonders für Branchen wie Umwelttechnik und erneuerbare Energien, Automobilbau und die Chemieindustrie.

Selbst in der Finanzkrise lag das Wirtschaftswachstum 2009 zwischen fünf und sechs Prozent, in den vorherigen Jahren betrug die Wachstumsrate durchschnittlich sogar sieben Prozent. Indien ist schon heute eines der bevölkerungsreichsten Länder der Erde und wird China im Jahr 2025 voraussichtlich als Land mit den meisten Einwohnern ablösen – mit dann 1,5 Milliarden Menschen.

Verzicht auf diesen Wachstumsmarkt ist keine Lösung. Bei vielen Reisen mit deutschen Mittelständlern nach Indien habe ich in den vergangenen Jahren erlebt, wie sehr deutsche Produkte in Indien für ihr hohes Maß an Präzision und Beständigkeit geschätzt werden. Allerdings haben es bisher nur wenige Unternehmen geschafft, sich auf dem Markt langfristig erfolgreich zu positionieren. Ein von der Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen gefördertes Forschungsprojekt der Technischen Universität München in Kooperation mit der Unternehmensberatung Bridge to India hat zum Ziel, diese Erfolgsquote zu erhöhen. Untersucht wird, wie mittelständische Unternehmen ihre Produkte und Unternehmensstrategie besser an die indischen Rahmenbedingungen und Marktanforderungen anpassen können.

Die Rahmenbedingungen in Indien sind aktuell oftmals intransparent. Dennoch ist es sinnvoll, einen Markteintritt jetzt zu forcieren. Es bieten sich derzeit große Chancen für Unternehmen, die Rahmenbedingungen gemeinsam mit den indischen Behörden auszugestalten.

HORST WILDEMANN

ist Professor an der Technischen Universität München und leitet zudem die Unternehmensberatung TCW

Als Nächstes zeichnet sich das Land durch eine sehr heterogene Marktlandschaft mit zahlreichen Einzelmärkten aus. Die Wirtschaftspolitik variiert in den einzelnen Bundesstaaten stark, vor allem in den Bereichen Infrastruktur, Anreizsysteme, Rechtssicherheit und Finanzierungsmöglichkeiten.

Indien bleibt darüber hinaus ein Land der Netzwerke. Die Wahl der richtigen Partner erleichtert den Zugang zu wichtigen Entscheidungsträgern und Absatzkanälen. Auch bei patentrechtlichen Fragen können Partner wertvolle Informationen liefern und bei Streitfällen vermittelnd eingreifen.

Die indische Bevölkerung selbst orientiert sich stark an Kosten und Nutzen. Unternehmen müssen abwägen, welche Anforderungen sie erfüllen wollen. Erfahrungen mit mittelständischen Unternehmen zeigen, dass ein Markteintritt auf zwei verschiedenen Wegen erfolgen kann. Positionieren sie sich mit Hightech-Produkten, müssen sie ihre Qualitäts- und Leistungseigenschaften sehr stark betonen.

Mehr Potenzial bietet allerdings der Massenmarkt. Wir haben inzwischen in mehreren Projekten eine Anpassung der Produkte und Geschäftsstrategien an lokale Gegebenheiten erfolgreich erprobt. Eines dieser Projekte diente beispielsweise der Anpassung einer Windrad-Gondel und der darin befindlichen Teile. Generator, Bremse und Getriebwurden in ihre Einzelteile zerlegt und besonders die zugekauften Elemente analysiert. Zugleich wurden Wettbewerbsprodukte aus dem Zielmarkt zerlegt, um weiteres Know-how aufzubauen, und in Workshops mit Lieferanten weitere Ideen gesammelt. So konnten gemeinsam mit Lieferanten mehrere Ansatzpunkte zur Kostensenkung abgeleitet werden. Diese technische Entfeinerung gelingt aber nur, wenn man Teile der Wertschöpfungskette wie die Montage nach Indien verlagert. In diesem Fall lag der Anteil der regionale Anteil der Wertschöpfung am Ende zwischen 25 und 30 Prozent. Dafür haben sich die betreffenden Unternehmen im Gegenzug führende Marktpositionen und zweistellige Millionenumsätze erschlossen.

Lars Hinrichs?

Fotos: Olaf Deharde für DIE ZEIT / www.olafdeharde.com; Schwar/imago; Johannes Simon/Getty Images; von Spreti/action press (v.o.n.u.)

Lars Hinrichts im Porträt und im Profil. Der Multiunternehmer in seiner Hamburger Firmenzentrale

Mal Flop, mal Hit

Nach einer Pleite hat er mit Xing halb Deutschland vernetzt. Jetzt finanziert er Computerfreaks und ihre Unternehmen VON JENS TÖNNESMANN

Lars Hinrichs macht den Eindruck, als könnte er die Zukunft tatsächlich kaum erwarten. Es ist halb zwölf am »Business Angels Tag« in der Stuttgarter Messe, als ihn die Gegenwart auf eine Geduldsprobe stellt. Auf der Bühne stehen Business Angels, Menschen mit viel Geld, das sie Unternehmern als Risikokapital zur Verfügung stellen, damit die daraus noch mehr Geld machen. In der Diskussion geht es um ihre größten Flops: »Verrat ich nicht«, sagt einer. »Noch nicht realisiert«, sagt ein anderer. Hinten im Saal steht Lars Hinrichs auf und geht zur Tür. In der Hand Blackberry und iPhone, im Gesicht Langeweile und im Kopf den Plan, einen früheren Rückflug nach Hamburg zu nehmen.

Lars Hinrichs ist selbst Investor, unterscheidet sich aber von den meisten Business Angels im Saal. Erstens weil er Begeisterung ausstrahlt. Er sagt oft »sensationell«, wenn er deutsch spricht, und »great«, wenn er seinen etwa 7800 Lesern auf Twitter Kurznachrichten schickt. Zweitens weil Fehlschläge für ihn »negative Erfolge« sind, »das Beste, was passieren kann«. Nach einer Insolvenz hat er das Erfolgsunternehmen Xing gegründet, ein Onlinenetzwerk für berufliche Kontakte. Er hat bewiesen, dass man nach einem sensationellen Flop einen sensationellen Hit landen kann, wenn man aus Fehlern lernt.

Nach Stuttgart ist der 34-Jährige gekommen, um einen »Bericht zur Lage der Zukunft« vorzutragen. Hinrichs schlendert auf die Bühne, das Hemd hängt an einer Seite aus der Anzughose. Er spricht von der »Cloud«, der Wolke aus Rechnerkapazitäten, die das Internet bildet. Von »Big Data« und »Software as a Service« – riesigen Datenmengen und Programmen, die im Netz »on demand« bereitgestellt werden.

»Wir brauchen Viagra für mehr Entrepreneurship«, sagt er

»Ich sehe heute mehr Dinge, die andere Leute nicht sehen, als jemals zuvor«, sagt Hinrichs so unprätentiös, als würde er die Wettervorhersage vorlesen. Allerdings fehle es in Europa an Unternehmern, die mit neuen Technologien Geld machen können. »Wir brauchen Viagra für mehr Entrepreneurship: Vorbilder, für die Unternehmertum interessanter ist als alles andere.«

In diesem Sinne ist Hinrichs Viagra pur. In den Kongressunterlagen nimmt seine Kurzbiografie mehr Platz ein als die aller anderen Redner. Da steht, dass Hinrichs Seriengründer, Business Angel, Grimme-Preisträger und »Young Global Leader« ist. Und dass er Xing erfunden hat, diese Cliquenfabrik der Wirtschaftswelt. 2009 verkaufte er seine Anteile an den Medienkonzern Burda. Für 48 Millionen Euro. Hinrichs könnte sich auf der Vergangenheit ausruhen. Aber das wäre nicht seine Art. Er ist voller Energie. Er strahlt, wenn er über neue Technologien spricht – zum Beispiel über die iPhone-Applikation, mit der er per Kamera in seine Hamburger Wohnung schauen und dort die Temperatur kontrollieren kann. Hinrichs brennt für Unternehmertum, und er hat den Mut zu scheitern. Deswegen steckt er sein Geld aus dem Xing-Verkauf jetzt in »Geeks«.

Geeks sind Computerfreaks, die vom Internet viel, aber vom Unternehmertum wenig verstehen – und deswegen selten Firmen gründen, geschweige denn Investoren finden. Softwareentwickler, die Programmiersprachen besser beherrschen als jede andere Sprache. Hacker, die nur eine Richtung kennen: vorwärts, in die Zukunft. Daher lautet der Name von Hinrichs' neuem Unternehmen HackFwd, sprich: HackForward.

Wer wissen will, wie HackFwd funktioniert, kann nach Hamburg fahren, zur Bleichenbrücke 1. Mit dem gläsernen Aufzug geht es nach oben, zu Lars Hinrichs. Neben der Tür steht ein mannsgroßer Aufsteller mit einem Ablaufdiagramm voller Pfeile und Kästchen. Die Grafik ist so etwas wie der Quelltext von HackFwd. Sie zeigt, mit welchem Input Hinrichs neue Unternehmen als Output erzeugt: Die Geeks bringen Leidenschaft und Konzept mit. Sie bekommen Startkapital und geben dafür Anteile her, bisher sind es sieben Unternehmen. Die Geeks treffen sich regelmäßig mit Experten aus dem HackFwd-Netzwerk, um Fehler auszumerzen. Sie basteln den Prototyp, entwickeln Updates, kommen auf den Markt und schaffen den Durchbruch.

Und wenn das nicht klappt? »Denk über deine nächste Idee nach«, steht da, »es macht uns nichts aus, dich ein zweites Mal zu sehen.«

Die Unterstützung von HackFwd soll den Geeks helfen, sich voll aufs Tüfteln zu konzentrieren. Und aufs Ballern – jedenfalls im Fall von Arne und Helge Wieding. Die Brüder programmieren ein Panzerspiel, das man im Web-Browser mit seinen Onlinefreunden spielen kann. Per Videokonferenz überzeugten die Entwickler Hinrichs von der Idee und trafen sich kurz darauf beim Notar, um die Verträge zu unterschreiben. Arne Wieding sagt: »Als Lars Hinrichs plötzlich dastand, war das, wie wenn man einen Fernsehstar trifft.«

Der Öffentlichkeit wird dieser Star zum ersten Mal im Jahr 1994 präsentiert, als »Computerfreak« in einem *Spiegel*-Artikel. Seit fünf Jahren wählt er sich da schon ins Internet ein, anfangs mit einem Akustikkoppler. Um die Telefonkosten abzustottern, schuftet er nach der Schule im Baumarkt.

Für einen Chef zu arbeiten hält der Spross einer Hamburger Unternehmerfamilie aber nicht lange aus. Am PC tippt er ein Internetkonzept für eine Firma, tauscht dann den Namen des Unternehmens immer wieder aus und verkauft dasselbe Papier so an unzählige Abnehmer. Seitdem ist er auf der Jagd nach »skalierbaren Geschäftsmodellen«, bei denen der Ertrag stärker steigt als der Mitteleinsatz.

In den neunziger Jahren half er, die Bundeswehr ins Netz zu bringen

Hinrichs skaliert auch sein Leben. Als Leistungskurse wählt er Gemeinschaftskunde und Deutsch, weil dort mit »minimalem Input maximaler Output« zu holen ist. An der Uni Witten-Herdecke, an der er sich später einschreibt, hält er es nur einen Tag lang aus. An diesem Tag lernt er: Man muss nicht alles selbst können – es genügt, wenn man die Leute einkauft, die es können.

Im Herbst 1996 kommt er als Wehrdienstleistender auf die Hardthöhe nach Bonn. In ein kleines Büro mit einer Leitung in die große neue Internetwelt. Er kommt zu Oberstleutnant Heinrich Lebek. »Hinrichs war nicht gerade von Bescheidenheit geplagt, aber er hat mich mit seinen Visionen in eine Welt gelockt, in der ich immer noch lebe«, sagt Lebek, der heute pensioniert ist und mehrere Homepages pflegt. Bis Mitte 1997 hilft Hinrichs Lebek, die Bundeswehr ins Internet zu bringen, und bekommt dafür eine Ehrenmedaille – maximaler Output. Auf der Hardthöhe lernt Hinrichs Peer-Arne Böttcher kennen. Nach ihrem Wehrdienst starten sie eine Politikplattform im Netz, die vom Grimme-Institut prämiert wird. Politik im Netz ist damals etwas Neues, aber nichts, womit sich Geld verdienen lässt. Also gründen sie eine Kommunikationsberatung und Softwareschmiede, die Böttcher Hinrichs AG. In Rekordzeit verbrennen sie drei Millionen Mark Risikokapital. Kurz nachdem die Internetblase im Jahr 2000 platzt, sind auch Unternehmen und Freundschaft am Ende.

Die Insolvenz bezeichnet Hinrichs später stets als »teuersten MBA-Kurs der Welt«. Er notiert 100 Dinge, die schiefgelaufen sind. Seitdem gibt es nur noch einen Chef in seinen Unternehmen: ihn selbst. Auf einer Kubareise liest er das Buch *The Tipping Point*. Darin schreibt der US-Journalist Malcolm Gladwell über die Macht von Sozialen Netzwerken und »Konnektoren«, die Ideen und Menschen zusammenbringen. Zurück in Deutschland, gibt Hinrichs fast sein ganzes Geld für sein nächstes Projekt aus und wird Konnektor. Einfach soll das Produkt dieses Mal sein und klein das Unternehmen. Das ist Open BC: Auf der Plattform kann sich jeder kostenlos mit seinen Geschäftskontakten vernetzen. Nur wer besondere Funktionen nutzen will, muss zahlen. Nach 90 Tagen ist das Unternehmen profitabel. Im Jahr 2006 bringt Hinrichs es unter dem Namen Xing an die Börse, da ist er keine 30 Jahre alt. Als er dem Vorstand im Jahr 2008 den Rücken kehrt, zählt Xing bereits 6,5 Millionen Mitglieder, inzwischen sind es mehr als zehn Millionen. Mit rund 2600 von ihnen ist Hinrichs heute bei Xing verbunden.

Sein Privatleben will er von der Öffentlichkeit fernhalten – was einer so vernetzten Persönlichkeit wie ihm kaum gelingt. Wer das Internet durchforstet, findet heraus, wann er seine Frau Daniela geheiratet hat, wie seine Wohnung mal aussah, dass er Vater zweier Kinder ist und Yoga macht. Spricht man mit einigen seiner Xing-Kontakte, erfährt man, dass Hinrichs sehr von sich überzeugt und deswegen mitunter anstrengend sei. Der Erfolg von HackFwd wird ihrer Ansicht nach auch davon abhängen, ob Hinrichs gleichberechtigte Partner duldet. Bisher sieht es danach aus: Um HackFwd hat der Konnektor ein Netz aus Experten gesponnen, die Geeks entdecken, beraten und mitfinanzieren.

Hinrichs gilt als geradlinig und integer, als jemand, der das Bild des »ehrbaren Kaufmanns« verkörpert. Das bestätigt Nummer 2042 in Hinrichs' Kontaktliste, Thorsten Singhofen. Er hat mit einem Geschäftspartner eine der ersten »Hackboxen« von HackFwd gegründet. Als Singhofen aussteigen wollte, weil er mit seinem Mitgründer nicht mehr klarkam, habe Hinrichs erst vermittelt, dann habe man sich »ganz sauber« getrennt, sagt Singhofen.

Die Trennung von Peer-Arne Böttcher im Jahr 2001 übernahm am Ende ein Gericht. Er ist nicht unter Hinrichs' Kontakten bei Xing. Fragt man Hinrichs, ob er jemals versucht habe, sich wieder mit ihm zu vernetzen, sagt der nur, dass Böttcher inzwischen noch mehr Erfahrungen mit Insolvenzen gesammelt habe. Das klingt wie Nachtreten. Hinrichs, das sagen Geschäftspartner, sei einer, der »binär tickt«. Er sehe nur Nullen und Einsen und teile die Welt in Freunde und Feinde, Könner und Nichtskönner. Hinrichs, der Geek und Skalierer, nennt das eine »effiziente Strategie«.

Gründer-Väter

Wie Lars Hinrichs brüten auch andere Internetpioniere neue Unternehmen aus. In Köln etwa züchtet **Michael Schwetje** (Foto unten), der das Börsenportal Onvista aufgebaut hat, Internetfirmen. In Berlin baut **Lukasz Gadowksi,** Gründer des Internetshops Spreadshirt, neue Unternehmen auf. In Hamburg hat **Sarik Weber,** einst Vertriebschef von Xing, den Inkubator Hanse Ventures ins Leben gerufen. Am bekanntesten dürften **Oliver, Alexander** (Foto ganzen unten) **und Marc Samwer** sein, die zur Jahrtausendwende das Internet-Auktionshaus Alando und den Klingeltonanbieter Jamba gründeten. Beide Unternehmen verkauften sie für Millionen. Heute hat das Trio den Ruf, Geschäftsideen aus den USA blitzschnell zu klonen, um sie an die Originale zu verkaufen.

Davon will sich Hinrichs abgrenzen. Er verspricht, nur neue Ideen zu fördern, und hat die Bedingungen standardisiert. Die Geeks geben 27 Prozent ihres frisch gegründeten Unternehmens an **HackFwd** ab und bekommen dafür zwischen 91 000 und 191 000 Euro Kapital und Hilfe bei administrativen und rechtlichen Angelegenheiten. So viel Transparenz ist ungewöhnlich: Üblicherweise handeln Investoren und Gründer die Beteiligungsbedingungen heimlich aus. Allerdings hat die Offenheit auch bei HackFWd Grenzen: Viermal im Jahr treffen sich die HackFwd-Partner mit den Gründern auf Mallorca, um sich auszutauschen. Auch wenn Hinrichs einzelne Fotos und Videos davon ins Internet stellt, finden diese Konferenzen hinter verschlossenen Türen statt. JT

DIE ZEIT

TITELGESCHICHTE

Guttenberg und die Wissenschaft: Während der Nachwuchs protestierte, kniffen die Spitzenvertreter der Forschung **(diese Seite)**. Was ist ein Doktorgrad überhaupt noch wert **(S. 34)**? Und: ZEIT-Autoren über die Bedeutung des »Dr.« im Ausland **(diese Seite)**

Die Titelverteidiger

Nicht zuletzt der massive Protest von Jungforschern hat Karl-Theodor zu Guttenberg zu Fall gebracht. Die Affäre wirft auch peinliche Fragen an die Wissenschaft auf VON ULRICH SCHNABEL

Es gab schon viele Politikerrücktritte. Es gab auch viele aus gravierenderen Gründen. Dennoch ist der Sturz von Karl-Theodor zu Guttenberg über seine Doktorarbeit beispiellos. Denn noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik ist ein Minister über wütende Wissenschaftlerproteste gestürzt.

Dabei war es gerade die scheinbar unpolitische Grundhaltung der Erbosten, die politische Wirkung zeigte. Denn anders als die Angriffe der Opposition im Bundestag richtete sich der Unmut der Forscher eben nicht gegen die Person des beliebten Ministers. Vielmehr forderten sie lediglich das ein, was in der Wissenschaft selbstverständlich ist: die schlichte Verpflichtung zur Wahrheit, ohne Ansehen persönlicher oder politischer Interessen. Dass dieses Beharren auf intellektueller Redlichkeit am Ende eine solche Wucht erreichte, darf sich die Wissenschaft durchaus als Erfolg anrechnen. Und sie kann es zumindest als Etappensieg verbuchen, dass wissenschaftliches Fehlverhalten nicht als lässliche Sünde abgetan, sondern – wenn auch nach langem Taktieren – als politisch relevant angesehen wurde.

Die Aufklärung fand im Netz statt, dort formierte sich auch der Protest

Damit markiert der Fall zu Guttenberg auch für das Wissenschaftssystem eine Zäsur: Zum einen demonstriert er das gestiegene Selbstbewusstsein von Forschern, die sich für mehr als nur für die Vorgänge im eigenen Labor oder Seminar interessieren; zum anderen zeigt er, dass die viel beschworene »Bildungsrepublik Deutschland« nicht zum moralischen Nulltarif zu haben ist, sondern dass deren Standards ernst genommen werden müssen. Allerdings – und das ist der bittere Nachgeschmack der Affäre – waren es nicht die wohlbestallten Spitzenvertreter der Forschung, die das wissenschaftliche Ethos hochgehalten haben; das haben im Gegenteil Doktoranden und einzelne Professoren getan, die sich damit persönlich angreifbar machten. So ist die »Causa Guttenberg« zwar einerseits ein Triumph der Wissenschaft, doch zugleich ein Armutszeugnis für die deutschen Forschungsorganisationen, die einen historischen Moment verpasst haben.

Schließlich hat die Affäre auch blitzlichtartig erhellt, wie es um die gern hochgehaltenen »Selbstreinigungskräfte« der Wissenschaft wirklich bestellt ist: Sie sind keinesfalls selbstverständlich, sondern hängen letztlich immer wieder vom Engagement Einzelner ab.

Wenn die Verteidiger zu Guttenbergs eine »Hetzjagd« beklagten und argumentierten, viele andere Dissertationen seien ebenfalls nicht lupenrein, dann hatten sie zumindest in einem Punkt recht: Tatsächlich wurden Doktorgrade in den vergangenen Jahren geradezu inflationär vergeben, und vermutlich würden auch andere Promovenden ins Schwitzen geraten, wenn man an ihre Arbeit die Maßstäbe redlichen Arbeitens mit voller Strenge anlegen würde. Das soll und kann zu Guttenbergs Plagiat zwar nicht entschuldigen. Aber die Hochschulen müssen sich auch fragen lassen, ob sie ihre Standards stets so hochhalten, wie sie gerne behaupten – und welche Lehren sie nun aus dem Fall ziehen (siehe nächste Seite).

Allen voran gilt das natürlich für die Universität Bayreuth. Nicht nur der Ruf von zu Guttenbergs Doktorvater, Peter Häberle, ist beschädigt; auch die Prüfungskommission, letztlich die ganze Jura-Fakultät (in der zu Guttenbergs Dissertation ja zur Ansicht auslag) muss sich vorwerfen lassen, nicht genau genug hingesehen zu haben.

Mangelndes Problembewusstsein kann kaum als Ausrede gelten. Spätestens seit dem Fall des Krebsmediziners Friedhelm Herrmann – der 1997 mit insgesamt 94 fingierten Arbeiten aufflog – war wissenschaftliche Fälschung in Deutschland ein Thema. Danach wurden allerorts Regeln »guter wissenschaftlicher Praxis« verabschiedet und Ombudsgremien eingerichtet. Immer wieder war in offiziellen Statements davon die Rede, dass solche Fälle künftig unnachgiebig verfolgt würden. Selbstreinigungskräfte eben. Doch der Umgang mit dem Plagiat offenbart die Schwierigkeiten mit dem hehren Ethos, bis heute.

Peinlich hat die Universität Bayreuth stets darauf geachtet, den Begriff der »bewussten Täuschung« zu vermeiden. Doch angesichts der Vielzahl von plagiierten Stellen in Guttenbergs Dissertation war für viele Juristen die Sache längst klar. »Im vorliegenden Fall ist es überhaupt nicht schwierig, Vorsatz nachzuweisen«, sagt etwa der ehemalige Bundesverfassungsrichter Brun-Otto Bryde, der heute Jura-Professor an der Universität Gießen ist. Für ihn ist die Erklärung des Bayreuther Uni-Präsidenten – der darauf beharrte, der Vorsatz der Täuschung sei äußerst schwer zu beweisen – »einer der Tiefpunkte des Vorgangs«.

Die viel beschworenen Selbstreinigungskräfte, auch das eine Erkenntnis, entfalteten sich stattdessen im Internet. Eine bunte Truppe von Nachwuchswissenschaftlern nahm im Netz mit dem GuttenPlag Wiki die umstrittene Dissertation auseinander und förderte so das ganze Ausmaß der Schummelei zutage. Auch wenn sich vermutlich nicht alle dort erhobenen Vorwürfe im weiteren Verlauf der Untersuchung (welche die Uni Bayreuth fortsetzt) erhärten lassen, ist offensichtlich, dass zu Guttenberg massiv gegen die wissenschaftlichen Standards verstoßen hat.

Der beispiellose Proteststurm der vergangenen Tage war ebenfalls ein Netzphänomen. »Aussitzen« hätte das Rezept in früheren Zeiten wohl gelautet, die Zeitungen hätten sich nach ein paar Tagen wieder anderen Themen zugewandt, die Sache wäre nach und nach in Vergessenheit geraten. Doch im Internet wuchs die akademische Empörung im Schneeballsystem und gewann binnen Stunden an Wucht.

Überraschten Dinosauriern gleich, verfolgten jene Institutionen dieses Geschehen, die sich eigentlich als Hüter der Wissenschaft verstehen: Von den großen Spitzenorganisationen wie etwa der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) oder dem Wissenschaftsrat war lange nichts zu hören, die Max-Planck-Gesellschaft schwieg bis Redaktionsschluss. Dabei hätte ihnen ein klares gemeinsames Statement gut zu Gesicht gestanden. Denn spätestens nach der Erklärung Angela Merkels eine Woche zuvor, sie habe zu Guttenberg nicht »als wissenschaftlichen Assistenten« angestellt, stand die Geschäftsgrundlage der Wissenschaft zur Disposition: nicht nur die Frage, was geistiges Eigentum in Deutschland eigentlich wert ist, sondern auch die grundlegendere, welchen Stellenwert man hierzulande dem wissenschaftlichen Streben nach Wahrheit und Redlichkeit zumisst.

Die Forschungsorganisationen reagierten windelweich

Schockiert nahmen viele Bildungsbürger zur Kenntnis: Weite Teile von Politik und Öffentlichkeit schienen die Tragweite des Guttenbergschen Wissenschaftsbetruges nicht zu erfassen. Dass es dabei nicht nur um den sauberen Umgang mit Quellen ging, sondern letztlich um die entscheidende Frage der Glaubwürdigkeit (sowohl in der Wissenschaft wie in der Politik), schien viele nicht zu kümmern. Es drängte sich der Verdacht auf, dass die Wissenschaft dem Rest der Gesellschaft nicht mehr klarmachen kann, nach welchen Regeln sie eigentlich funktioniert. Und weshalb diese Regeln wichtig sind.

Doch die Spitzenorganisationen reagierten mit windelweichen Erklärungen, in denen weder die Stadt Bayreuth noch der Name »Guttenberg« auftauchten. Während die Granden taktierten, waren es Einzelne, die den Mut zu klarer Sprache fanden. Ernst-Ludwig Winnacker, der frühere Präsident der DFG, prangerte von Straßburg aus an, dass die Gesellschaft mit zweierlei Maß messe: Eine Verkäuferin, die ein Stück Bienenstich mitgehen lässt, werde entlassen; beim Minister werde hingegen abgewogen zwischen akademischem Vergehen und politischer Leistung. Dass »eine solche Abwägung bei einer Kardinaltugend wie der Ehrlichkeit in einem so eindeutigen Fall stattfindet«, so Winnacker, sei für ihn »nicht verständlich«. Doch nicht nur die Stimmung der deutschen Öffentlichkeit verstörte Winnacker; auch die zögerlichen Reaktionen der Forschungsorganisationen irritierten ihn zutiefst.

Der akademische Nachwuchs fürchtet die Entwertung des »Dr.«

Am Ende sprangen ausgerechnet einige Doktoranden in die Bresche. Als zu Guttenberg vor dem Bundestag zwar »Fehler« einräumte, aber darauf beharrte, »nicht bewusst« getäuscht zu haben, verstand Tobias Bunde, 27, die Welt nicht mehr. »Wir haben uns gefragt, wie der Mann das noch behaupten kann«, sagt der Doktorand der Uni Konstanz. Aus Empörung über die Politik und Enttäuschung über das »Schweigen der etablierten Wissenschaftsorganisationen« verfasste Bunde einen offenen Brief an die Bundeskanzlerin, stimmte ihn per E-Mail und Facebook mit anderen Doktoranden ab und stellte ihn am vergangenen Freitag um 1.04 Uhr ins Netz. Dann ging Bunde ins Bett. Als er sich am nächsten Morgen wieder an den Computer setzte, waren Dutzende zustimmender Zuschriften eingegangen. 23 000 Unterschriften waren es schließlich, als die Doktoranden ihren Brief im Kanzleramt übergaben. Damit war der Damm gebrochen. Immer weitere Wissenschaftler meldeten sich zu Wort – bis zum Rücktritt.

Auch die Forschungsorganisationen hatten sich – nach endlosen Abstimmungen – auf eine Erklärung geeinigt. Am Dienstag dieser Woche sollte sie um 11.30 Uhr das Licht der Öffentlichkeit erblicken. Da war Karl-Theodor zu Guttenberg ihnen schon zuvor gekommen. Ein Orden für nachträgliche Tapferkeit gebührt auch der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, der Alexander von Humboldt-Stiftung oder der Spitze der Hamburger Bundeswehruniversität: Sie alle meldeten sich *nach* der Demission öffentlich zu Wort.

Mit dem Rücktritt des Verteidigungsministers ist der Fall für die Wissenschaft nicht erledigt. Losgetreten wurden die Proteste vom Nachwuchs, der um die Entwertung des Doktortitels bangt. Um sie zu befrieden, müssen jetzt überall dieselben strengen Maßstäbe angelegt werden. Und die Wissenschaft muss sich fragen, wie der Eindruck entstehen konnte, in der akademischen Welt werde doch überall mehr oder weniger geschummelt. Eigentlich wäre das ein schönes Thema für eine Doktorarbeit. Sie muss nur sauber gemacht sein.

www.zeit.de/audio

Die Doctores der Nachbarn

Welche Rolle spielt der Doktortitel anderswo? Ist er auch außerhalb der Universität nützlich? Und setzen Promovierte ihn demonstrativ ein – oder eher diskret? ZEIT-Autoren berichten aus sieben Ländern:

Schweiz
Doch, doch, der Doktortitel nützt auch in der Schweiz. Bei der Wohnungssuche. Und bei gut gebuchten Swiss-Flügen kann er einen umsonst in die Businessclass befördern. Generell aber verschweigt man den Titel in der scheinbar so egalitären Schweiz lieber. Auf Visitenkarten, im Telefonbuch? Schlechter Stil! Der Fleißige schafft den Aufstieg auch ohne Doktor. Im Schweizer Bundesrat hat einzig die Finanzministerin promoviert. Und wer es in der Privatwirtschaft zu etwas bringen will, braucht ohnehin einen Master of Business Administration (MBA). Nur in der akademischen Welt ist der Titel unverzichtbar – und gehaltsrelevant. PEER TEUWSEN

Italien
Seitdem ich hier lebe, bin ich erstens groß und zweitens »dottoressa«. Frauen gelten hier schon mit 1,67 Metern als »alta«, als groß gewachsen, etwas, was ich in Deutschland nie hingekriegt hätte. Dort wäre ich auch mit meinem Staatsexamen allein nie in den Genuss des klangvollen Titels der »dottoressa« gekommen – eine Würde, die in Italien jedem zusteht, der über ein abgeschlossenes Studium verfügt. Zwar gibt es auch den »dottore di ricerca«, er entspricht dem deutschen Doktortitel, da er nach einer aufopferungsvollen, mehrjährigen Forschungsarbeit verliehen wird. Allerdings wird diese Feinheit im italienischen Alltagsleben kaum gewürdigt. Hier ist man entweder »dottore« oder gar nichts. Und einen gewissen Stolz auf den Titel lässt man sich nicht trüben: Weder von der Tatsache, dass der »dottore« auch eine Figur der Commedia dell'Arte ist, noch dadurch, dass der Gemüsehändler an der Ecke jeden seiner Kunden zum »dottore«, wenn nicht gleich zum »avvocato« oder »professore« befördert. PETRA RESKI

Frankreich
Hier ist der »docteur« ein Arzt. Ansonsten gehört es sich für Promovierte nicht, den Doktortitel im Namen zu führen. Zwar sind akademische Weihen schon wichtig für das Sozialprestige, aber nur ganz bestimmte, und man wedelt damit nicht. Schließlich gibt es subtilere Zeichen als eine Abkürzung: So lassen beispielsweise Absolventen der ENA, der Kaderschmiede des Staates für seine höchsten Beamten, bisweilen eine selbstironische Bemerkung

Fortsetzung auf S. 34

Illustration: Anne Gerdes für DIE ZEIT

Fortsetzung von S. 33

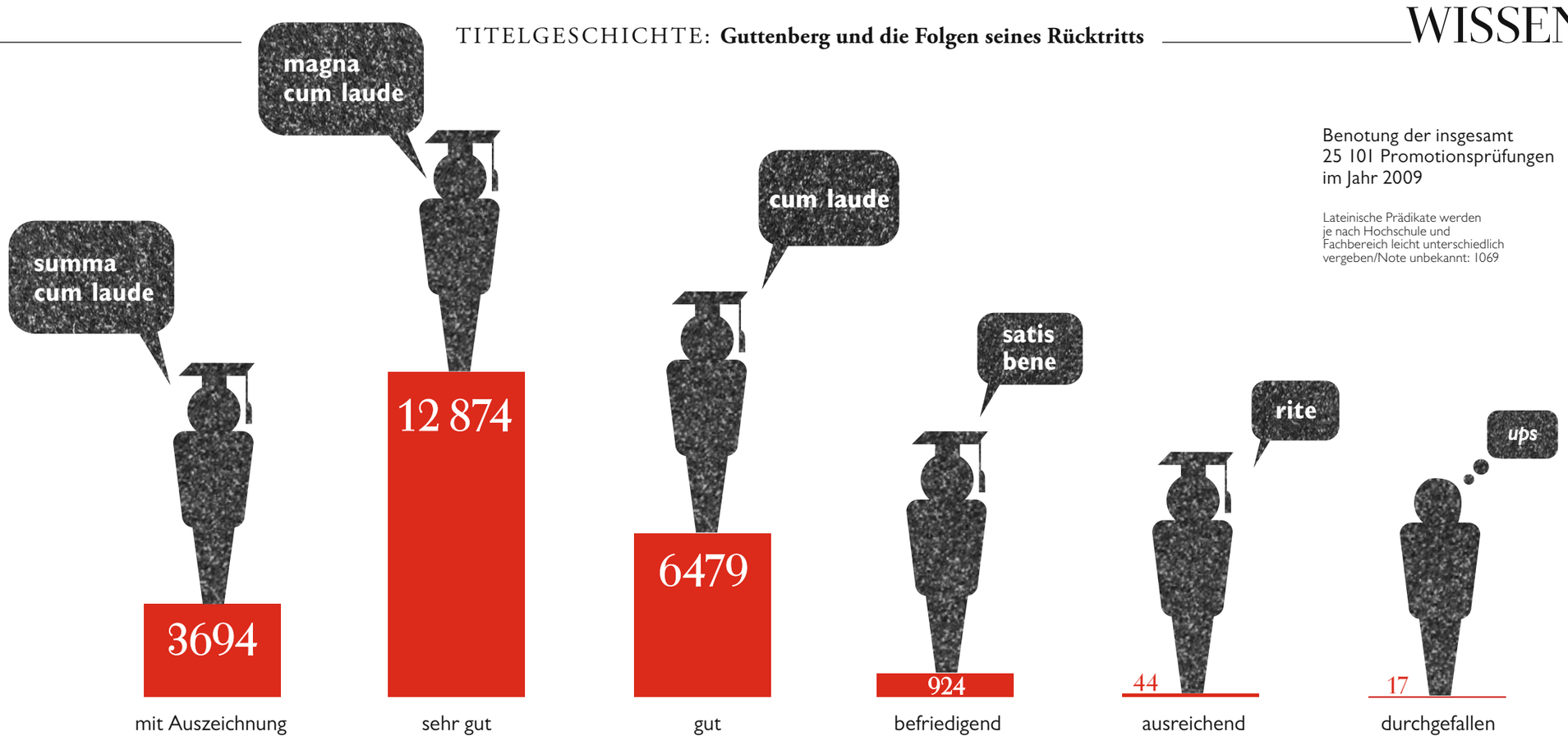
über ihre Angewohnheit fallen, alles in »Erstens, zweitens und drittens« aufzuteilen. Die Herren (es sind überwiegend solche) von der technik- und ingenieurwissenschaftlichen École polytechnique wiederum machen sich gern über ihren Korpsgeist lustig, und wer gar auf der École normale supérieure war, findet in den derzeitigen Reformen dieses Olymps einen Gesprächsgegenstand, der es ihm erlaubt, dezent seine Zugehörigkeit zu den »normaliéns« zu signalisieren. Was zählt, sind ohnehin nicht die Abschlüsse. Wer in einer dieser Eliteschulen war, hat das harte Aufnahmeverfahren bestanden – und darauf kommt es an. GERO VON RANDOW

Großbritannien
Ich kenne zwei Schotten des Namens Dr. Angus MacLeod. Der eine errang als Dudelsackspieler Ruhm, der andere ist Busfahrer. Sie spiegeln das britische Verhältnis zu dem Titel bestens wider. Der Musiker ist ein »echter« Doktor, also Arzt. Einige Ärzte, nämlich die Chirurgen, nennen sich übrigens ganz bewusst nicht Doctor, sondern Mister. Um sich von ihren Kollegen abzusetzen. Für sie ist der Verzicht ein Statussymbol. Der Busfahrer MacLeod ist Soziologe, er promovierte über ethnische Spannungen in unserer Gemeinde und darf die Buchstaben Ph.D. (für Doctor of Philosophy) hinter seinen Namen stellen. Ganze Buchstabenlatten aus akademischen Graden sind möglich: B.A., M.phil., Ph.D. – Und kein Gesetz verhindert, dass ein Ph.D. unversehens als Dr. vor den Namen rutscht. Jedoch setzt sich ein Doktor ohne medizinische Kenntnisse leicht öffentlichem Spott aus. Einen tollen Job garantiert der begehrte Grad übrigens nicht. Dafür sind die Universitäten zu großzügig bei der Vergabe. Auch der Busfahrer nennt sich wieder MacLeod – ohne Dr. REINER LUYKEN

Österreich
Auf Visitenkarten, im Reisepass, an der Haustür: Akademische Weihen werden in Österreich wie Trophäen nach erfolgreicher Jagd vorgeführt. Im täglichen Umgang sind sie allgegenwärtig. So mancher frisch gebackene Akademiker staunt, wenn der Behördengang plötzlich keinem Martyrium mehr gleicht und die Zeit im Wartezimmer kürzer wird. Der Namenszusatz wird häufig zum Namensersatz und der Ehepartner gleich mitgeehrt. Die Frau Doktor hat nicht zwangsläufig selbst promoviert, es reicht, wenn der Gatte die Universität besucht hat. Die Titelverliebtheit der Österreicher wird gehegt und gepflegt, sie ist nicht wegzudenken. Über 200 Namenspräfixe lassen sich allein im Online-Reservierungssystem der Wiener Staatsoper auswählen. Thomas Bernhard bemerkte einst zur österreichischen Sucht nach akademischen Weihen: »Sie gehen so weit, zu glauben, der Mensch entstehe erst in dem Augenblick, in welchem er ein Zeugnis oder einen Titel erhalten habe, vorher sei er gar kein Mensch.« FLORIAN GASSER

USA
Wer hier tatsächlich darauf besteht, mit Doktor angesprochen zu werden, weil er einen Ph.D. trägt, muss damit rechnen, als eitel zu gelten. Auch auf Briefköpfen ist der Titel eher die Ausnahme. Im akademischen Umfeld sei der Titel relevant, sonst kaum, privat nie, sagt der Mikrobiologe Brian Weinrick vom Albert Einstein College of Medicine in New York. Selbst Maria Zacharias, Sprecherin der National Science Foundation, kennt keinen Kollegen, »der sich im täglichen Umgang Doktor titulieren lässt«. Der Statistik nach hat sich die Zahl der jährlich verliehenen Doktorwürden in den vergangenen 40 Jahren mehr als verdoppelt, Naturwissenschaft und Technik haben den größten Anteil – die Regierung fördert sie. Im Kongress besitzen nur 23 der 535 Abgeordneten einen Ph.D. Präsident Obama erhielt in Harvard den Juris Doctor (J.D.) magna cum laude. »Dr. Obama« nennt ihn niemand – wohl über den Ablauf seiner Amtszeit hinaus wird er »Mr. President« bleiben. HEIKE BUCHTER

Russland
An reinen Zahlen gemessen, ist die Duma wohl das akademischste Parlament der Welt: Gut jeder zweite Abgeordnete trägt einen Doktortitel (im Bundestag einer von sechs). Kaum jemanden stört, dass einige dieser Doktoren nicht einmal einen regulären Uni-Abschluss haben. Und als vor einigen Jahren ein US-Ökonom behauptete, Wladimir Putin habe weite Teile seiner Dissertation aus einem amerikanischen Lehrbuch abgeschrieben, äußerte sich der Kreml mit keinem Wort. Seit den neunziger Jahren besteht in Russland ein mehr oder weniger offener Markt für den Handel mit Titeln. Eine abgabefertige Dissertation gibt es heute schon ab 2200 Euro im Internet. Die Zahl der Promotionen hat sich seither verdoppelt. Warum? In der freien Wirtschaft kann man damit wenig anfangen, hier zählen Beziehungen nach wie vor mehr als Ausbildung. Die politische Klasse allerdings, höhere Beamte und Militärs nutzen Titel gern, um sich einen seriösen Anstrich zu verpassen. JULIAN HANS



Benotung der insgesamt 25 101 Promotionsprüfungen im Jahr 2009

Lateinische Prädikate werden je nach Hochschule und Fachbereich leicht unterschiedlich vergeben/Note unbekannt: 1069

Was ist der Dr. wert?

Nie wurde in Deutschland so viel promoviert wie heute – die Qualität bleibt auf der Strecke VON INGE KUTTER UND JAN-MARTIN WIARDA

Eigentlich sollte die Frage leicht zu beantworten sein: Wie viele Menschen sitzen in Deutschland an einer Doktorarbeit? Doch das Statistische Bundesamt, das vom jährlichen Holzeinschlag bis zum Bierabsatz so ziemlich alles misst, winkt ab: Eine Doktorandenstatistik sei »gesetzlich nicht vorgesehen«. Und auch jene, die es wissen sollten, die Professoren und Hochschulrektoren, geben nur eine vage Antwort: »Es müssen sehr, sehr viele sein.«

Lange Zeit schienen solch erstaunliche Wissenslücken selbst im akademischen Betrieb kaum jemanden zu stören. Doch seit die Guttenberg-Affäre das Land erschüttert hat, wachsen Unbehagen und Misstrauen gegenüber einem akademischen Grad, der für viele immer noch der Inbegriff von Bildung und Gelehrsamkeit ist. Wie kommt es, dass jene, die ihn vergeben, nicht einmal sagen können, wie viele ihn wollen? Immerhin können die amtlichen Statistiker sagen, wie viele Promovenden dann schließlich ihre Dissertation erfolgreich abschließen: Rund 25 000 waren es 2009 in Deutschland. Das entspricht rund drei Prozent eines Jahrgangs – und ist Weltspitze. »Wer heute als erfolgreich wahrgenommen werden will, braucht den Doktortitel«, sagt Jan-Hendrik Olbertz, Präsident der Berliner Humboldt-Universität. Er spricht von einem »Reflex auf die allgemeine Nivellierung in unserer Gesellschaft«.

Eine medizinische Dissertation schafft man in einem halben Jahr

Gedacht war das einmal anders. Die Dissertation sollte den Höhepunkt im Leben eines jungen Wissenschaftlers darstellen. Gerade in den Geisteswissenschaften sollte sie die Vollendung des viel zitierten Humboldtschen Ideals vom Forschen in Einsamkeit und Freiheit sein, das Privileg, sich unabhängig von ökonomischen Erwägungen einem Herzensthema zu widmen – im Zwiegespräch allein mit dem alles überschauenden Doktorvater. Das Ziel: ein Leben in der und für die Wissenschaft.

Längst jedoch ist der Doktorgrad (der, entgegen dem Sprachgebrauch, streng genommen kein Titel ist) zur Massenware geworden. Wie stark er an Wert verloren hat, zeigen die Durchfallquote von weniger als einem Prozent und die Tatsache, dass »magna cum laude« fast schon die Standardnote ist (siehe Grafik). Qualitätskontrolle sieht anders aus. Wie konnte es so weit kommen? Warum wollen so viele Deutsche den Doktor? Und was zählen die beiden Buchstaben vor dem Namen heute noch?

Dass jemand, der eine wissenschaftliche Karriere einschlagen will, nach der Bachelor- und Master- die Doktorarbeit anstrebt, liegt zunächst einmal auf der Hand: Die Dissertation ist der Beweis dafür, dass der Kandidat selbstständig wissenschaftlich arbeiten kann, und die erste Stufe zur Professur. Doch nur für die wenigsten ist Platz an den Hochschulen: Die insgesamt 40 000 Professorenstellen entsprechen nicht einmal zwei Doktorandenjahrgängen.

Der Rest der Doctores muss sich eine Arbeit außerhalb der Universität suchen. Einige Branchen legen tatsächlich Wert auf die durch die Forschungsarbeit erworbene wissenschaftliche Qualifikation. In anderen Branchen winkt durch die akademische Auszeichnung ein geldwerter Vorteil, zumindest aber etwas intellektueller Glanz. »Man müsste nur die Titel von den Visitenkarten und Türschildern verschwinden lassen«, sagt der Darmstädter Elitenforscher Michael Hartmann. »Dann würden nur noch diejenigen eine Promotion anstreben, für die sie tatsächlich einen wissenschaftlichen Wert hat.«

Die meisten Doktorarbeiten werden nach wie vor in der Medizin geschrieben, rund 7700 waren es 2009. Achtzig Prozent der Ärzte sind Doktor, aber auch der Rest wird von ehrerbietigen Patienten gern als Herr oder Frau Doktor angesprochen. Dabei ist gerade der Doktor in seiner ursprünglichen Form, als Titel des Arztes, eher eine »Berufsbezeichnung«, wie es die Biochemikerin Ulrike Beisiegel, seit Kurzem Präsidentin der Universität Göttingen, formuliert. Die medizinische Dissertation ist kaum mehr als eine Studienabschlussarbeit und wird nicht wie in anderen Fächern nach, sondern meist während des Studiums verfasst. Es gibt zwar den gründlich forschenden Mediziner, der sich mehrere Jahre mit einem Thema beschäftigt. Viele jedoch benötigen für die Doktorarbeit nicht mehr als ein halbes Jahr. Über die Forschungsleistung oder die medizinische Qualifikation eines Arztes sagt der Grad daher wenig aus.

Eigennutz als Motiv

Je mehr Doktoranden ein Professor hat, umso mehr Mittel bekommt er für seine Forschung – auch ein Grund für die vielen Doktorarbeiten

Wer hingegen als Naturwissenschaftler in einem Chemie- oder Pharmaunternehmen forschen will, zeigt mit der Promotion, dass er selbstständig Versuche durchführen kann. Mindestens drei Jahre hat er im Labor gestanden. Der Doktorgrad steht hier für wissenschaftliche Gründlichkeit, für akademische Reife. »Ich bin stolz auf meinen Titel«, sagt Elisabeth Kapatsina, die Koordinatorin für Bildung bei der Gesellschaft Deutscher Chemiker. »Weil ich die viele Arbeit schätze, die ich hineingesteckt habe.«

Dass 86 Prozent der Chemiestudenten promovieren wollen, wie eine Studie des Verbands angestellter Akademiker und leitender Angestellter der Chemischen Industrie zeigt, hat aber noch einen anderen Grund: Große Unternehmen verlangen den Grad als Einstellungsvoraussetzung. »Nur als Doktor kann man im Regelfall in der Industrie als Laborleiter anfangen«, sagt Elisabeth Kapatsina. Die entsprechenden Stellen seien von vornherein für Promovierte ausgeschrieben. Angemessen honoriert wird die erbrachte akademische Vorleistung außerdem: Rund 10 000 Euro beträgt die Differenz im Einstiegs-Jahresgehalt zwischen promovierten und nicht promovierten Chemikern.

Ähnlich karriereförderlich ist der Doktorgrad für Geisteswissenschaftler, die in den Wunschberufen der Zunft arbeiten und bei Museen, Fachverlagen oder in Archiven in Führungspositionen gelangen wollen. Auch hier ist die hohe akademische Bildung gefordert, nachgewiesen durch eine Dissertation von 300 bis 500 Seiten. Eine solche Mühe mache sich niemand, dem die Wissenschaft nicht am Herzen liege, sagt Nora Helmli, Geschäftsführerin des Historikerverbandes.

Während sich in diesen Fällen die Lust an der Forschung mit der Freude über den Glanz des Namenszusatzes verbindet, ist in anderen Branchen die Karriere das vorderste Motiv. Rund 1200 Wirtschaftswissenschaftler und 1600 Juristen haben 2009 promoviert. Von Letzteren bleibe der größere Teil nicht an den Universitäten, sagt Ekkehart Schäfer, Vizepräsident der Bundesrechtsanwaltskammer. Dafür wird der Doktorgrad häufig in den Stellenanzeigen der Großkanzleien gefordert. Auch bei Banken und Unternehmensberatungen bestätigt er das Image des *»high potential«*. Einen besseren Anwalt mache der Titel zwar nicht, sagt Schäfer, für ein gutes Mandantengespräch sei es irrelevant, wie jemand geforscht habe. Aber natürlich habe er eine gewisse Wirkung. »Der Doktortitel verströmt eine Aura von Seriosität und hat damit auch einen gewissen Werbeeffekt«, sagt der Soziologe Michael Hartmann. Der wissenschaftliche Wert ist jedoch gleich null.

Warum lassen sich die Universitäten denn überhaupt darauf ein? Die Antwort ist deprimierend: Für viele Professoren und Fachbereiche sind Doktoranden gleichbedeutend mit persönlicher Macht und wirtschaftlichem Zugewinn. So kommt es, dass vor allem in den Geisteswissenschaften die Zahl sogenannter »externer Promovenden« hoch ist: Sie schreiben ihre Doktorarbeit wie Guttenberg neben dem Job und den Pflichten in der Familie – selbst finanziert und fast immer ohne jede Aussicht auf eine wissenschaftliche Zukunft. Ob sie dafür zehn Jahre brauchen oder am Ende erschöpft abbrechen – viele Professoren interessiert das nur am Rande.

Was zählt, ist die Außenwirkung. Je mehr Doktoranden ein Professor unter seine Fittiche nimmt, desto geachteter ist er unter seinen Kollegen. Außerdem darf er auf eine bessere Finanzierung seines Lehrstuhls hoffen, erklärt Hartmann. »Die Anzahl der Doktoranden wird also schon aus finanziellem Interesse erhöht.« Es ist ein lukrativer Kreislauf: Je mehr Doktoranden für einen Professor arbeiten, desto mehr Forschungsprojekte kann er beginnen. Mit denen kann er wieder neue Gelder von außen einwerben und noch mehr Doktoranden als Hilfskräfte beschäftigen. Dass es für die meisten akademischen Wasserträger keine berufliche Zukunft innerhalb der Uni-Mauern gibt – den wenigsten Professoren bereitet das schlaflose Nächte. Doktoranden sind erwachsene Menschen, die müssen wissen, was sie tun, heißt es immer wieder.

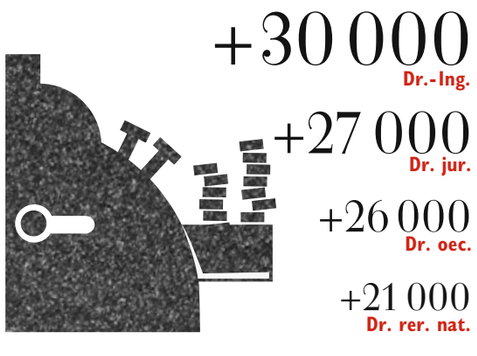
Doch ob das reicht? Die Affäre zu Guttenberg habe gezeigt, dass auch die Universitäten etwas tun müssten, sagt Andreas Keller von der Bildungsgewerkschaft GEW. HU-Präsident Olbertz bringt es auf die Formel: »Nicht jede Promotion muss in einen wissenschaftlichen Beruf münden, aber jede Doktorarbeit muss nach genau diesem Maßstab geschrieben und bewertet werden.« Setzte man derart hohe akademische Strenge durch, erledigten sich halb gare, allein mit dem Ziel beruflicher Profilierung heruntergeschriebene Dissertationen von selbst.

»Die Wissenschaft muss Guttenberg dankbar sein«

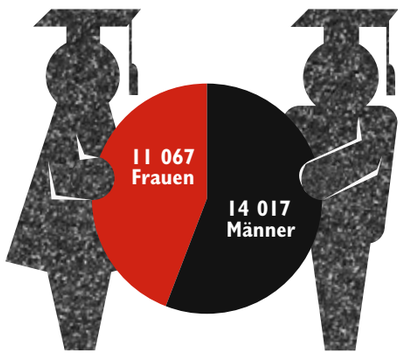
Das Werkzeug, um die Wende zu schaffen, haben die Universitäten längst in ihrem Arsenal. Es heißt »strukturierte Promotion«. Gemeint ist damit, dass künftig nicht mehr einzelne Professoren nach eigenem Gusto und kaum durchsichtigen Kriterien entscheiden sollen, wen sie zu einer Promotion zulassen. »Das Abhängigkeitsverhältnis von Doktorand und Doktorvater hat sich überholt«, sagt Keller. Objektive und anspruchsvolle Auswahlverfahren, wie sie heute bereits an sogenannten Graduiertenschulen praktiziert werden, müssen stattdessen die Regel werden. Auch die Bewertung der Arbeit darf nicht mehr vor allem dem Doktorvater (oder der Doktormutter) überlassen werden. Und kommt es zu Täuschungen, müssen sofort und ohne Zögern Konsequenzen drohen. Dass mit all dem ein weitaus höherer Betreuungsaufwand für die Universitäten einhergeht, liegt auf der Hand. »Wir haben genug intelligente junge Menschen, und wir haben einen großen Bedarf an wissenschaftlich erstklassigem Nachwuchs«, sagt die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, Margret Wintermantel. »Was uns fehlt, ist das Geld, um sie in die notwendigen Strukturen einzubinden.«

Was im Umkehrschluss allerdings auch bedeutet: Solange das Geld dafür nicht da ist, ist mehr Klasse in der Doktorandenausbildung gleichbedeutend mit weniger Masse. Wenn sich der Rauch der Guttenberg-Affäre verzogen hat, sind Universitäten und Wissenschaftspolitik am Zug. »Eigentlich sollten wir zu Guttenberg sogar dankbar sein«, sagt Jan-Hendrik Olbertz. »Sein Vergehen hat eine gesellschaftliche Debatte über die Qualität wissenschaftlicher Leistungen ausgelöst, die wir schon längst hätten führen sollen. Doch die Wissenschaft war offensichtlich nicht in der Lage, sie selbst auszulösen.«

www.zeit.de/audio



Gehaltsplus von Spitzenkräften mit Doktortitel*
*Durchschnitt in € pro Jahr/Quelle: Kienbaum Consultants International



Promotionen nach Geschlecht
Angaben für 2009, Quelle: Statistisches Bundesamt

Promotionen: häufigste Fächergruppen
Quelle: Statistisches Bundesamt 2009

haben im Jahr 2009 ihre Promotionsprüfung nicht bestanden
Quelle: Statistisches Bundesamt

Buchstäblich resigniert

Mehr als sieben Millionen Deutsche können kaum lesen und schreiben. Erst jetzt hat die Politik das Problem der funktionalen Analphabeten erkannt VON MARTIN SPIEWAK

Er bestellt Mineralwasser, nur Mineralwasser. Das gibt es in jedem Restaurant, da kann man nichts falsch machen. Ob er nichts essen will, fragt die Bedienung. Sie hat die Speisekarte vor ihm offen auf den Tisch gelegt. Reinhardt Brodrück blinzelt durch die dicken Brillengläser und zögert. Dann schüttelt er den Kopf. »Nee, keinen Hunger.«

Vielleicht könnte er die Karte lesen. Wenn er sich Zeit nähme und kein Fremder danebenstünde. Doch jetzt fühlt er sich beobachtet, und wie immer zerfließen die Striche und Punkte auf dem Papier dann zu Brei und weigern sich, ihren Sinn freizugeben. Daher: lieber Wasser.

Brodrück – 50 Jahre, geschieden, Küchenhilfe in einer Bremer Großkantine – kämpft mit den Buchstaben, solange er denken kann. Wo andere eine Information erkennen, sieht er ein Zeichenchaos. »Doofer Reinhardt«, haben ihn seine Brüder früher gerufen, »Reinhardt, der Behinderte« seine Mitschüler. Damals dachte er noch, er sei der Einzige in der Welt der Buchstaben, der diese nicht versteht. Doch seit er vor ein paar Jahren begonnen hat, noch einmal ganz von vorn lesen und schreiben zu lernen, weiß er: »Solche wie mich gibt es überall.«

Sie lesen keine SMS, keine E-Mails, und vor jedem Formular resignieren sie

Seit Montag dieser Woche besteht daran kein Zweifel mehr. Da wurde in Berlin die erste empirische Studie zum Analphabetismus in Deutschland vorgestellt. Die Ergebnisse, welche die Erziehungswissenschaftlerin Anke Grotlüschen im Auftrag des Bundesbildungsministeriums präsentierte, lassen die Rede von der »Bildungsrepublik« hohl klingen. Danach leben in Deutschland mindestens 7,5 Millionen funktionale Analphabeten – Menschen, die aufgrund ihrer starken Lese- und Schreibschwächen nur schwer Arbeit finden und kaum am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Das sind 14 Prozent der Deutschen zwischen 18 und 65 Jahren, und mehr als doppelt so viele wie bislang vermutet. Nun kündigen Bund und Länder einen »Grundbildungspakt« an. Den aber hätten sie längst schließen müssen. 80 000 Jugendliche verlassen jährlich die Schule ohne Abschluss. Bereits 2001 fand die erste Pisa-Studie heraus, dass 23 Prozent der 15-Jährigen zusammenhängende Texte kaum verstehen können.

Für die Erkenntnis, dass Deutschland ein enormes Grundbildungsproblem hat, hätte ein Anruf bei einer Fahrschule gereicht. Seit Jahren können sich dort Prüflinge den theoretischen Test vorlesen lassen und anschließend die Fragen mündlich beantworten. Viele machen davon Gebrauch – ohne dass dies jemanden alarmiert hätte. Stets hieß es: Analphabeten gibt es fast keine in Deutschland; wir haben doch Schulpflicht.

Die jüngsten, hohen Zahlen sind sogar noch »konservativ gerechnet«, versichert Grotlüschen, die an der Universität Hamburg Erwachsenenbildung lehrt. Minderjährige und Rentner hat die Studie nicht gezählt. Ebenso erfasst sie nur jene Migranten, die Deutsch sprechen (sie machen 41 Prozent der Leseunkundigen aus).

Bei ihrer Suche nach funktionalen Analphabeten gingen die Tester geschickt vor. Einen Brief konnten sie nicht schicken, und ein Anruf – »Sind Sie Analphabet?« – wäre sinnlos gewesen. Also klingelten sie bei möglichen Probanden ohne Ankündigung an der Tür und gaben vor, eine Umfrage zur Weiterbildung zu machen. Erst am Ende präsentierten sie »noch ein paar kleine Aufgaben«.

Sie stießen auf Männer und Frauen, die allenfalls kurze Sätze lesen und schreiben können, aber schon an kleinen Texten scheitern. Mehr als die Hälfte von ihnen vermochte sogar nur einzelne Wörter zu erfassen – oder nicht einmal das. Sie lesen keine SMS, keine E-Mails, können ihren Kindern nicht bei den Hausarbeiten helfen, resignieren vor Formularen. Früher konnten sie der Herrschaft der Schrift mancherorts entgehen. Da saßen an Bankschaltern und U-Bahnhöfen noch Menschen und gaben Geld und Tickets aus. Heute sind Maschinen an deren Stelle gerückt, und mit ihnen kamen neue Buchstaben.

Entgegen dem Vorurteil sind Menschen wie Reinhardt Brodrück nicht per se zu dumm oder gar geistig behindert. Selbst Kinder mit Downsyndrom können heute lesen lernen. Vielmehr hat das deutsche Schulsystem das wohl wichtigste Klassenziel nicht erreicht: allen Bürgern das Existenzminimum an Bildung zu vermitteln.

Wenn Brodrück sich an seine Schulzeit im nordrhein-westfälischen Hilden erinnert, sieht er eine Klasse mit über 40 Schülern vor sich, in der er immer ganz hinten sitzt, damit ihn möglichst niemand entdeckt. Kommt er doch einmal zum Vorlesen dran, stammelt er vor sich hin. Irgendwann nimmt der Lehrer ihn nicht mehr dran. Später wechselt er die Schule, wo er nun lernt, wie man tischlert und Metall bearbeitet. Lesen und Schreiben steht nicht mehr auf dem Lehrplan.

Heute sind die Klassen kleiner, und schwache Schüler bekommen mehr Hilfe als zu Brodrücks Schulzeit. Noch immer aber bleibt es allein der Grundschule überlassen, die Basis des Lesens und Schreibens zu vermitteln. Doch viele Schüler beherrschen diese Kunst am Ende der vierten Klasse keineswegs. Weil sie schlicht langsamer lernen. Weil sie unter einer unentdeckten Lese-Rechtschreib-Schwäche (Legasthenie) leiden. Weil sie ein falsches Können vorspielen, indem sie sich Wörter wie Bilder merken und später nicht mehr lernen, wie man Buchstaben immer neu zu Worten verbinden kann. »Die weiterführenden Schulen sehen die Alphabetisierung nicht mehr als ihre Aufgabe an«, sagt Grotlüschen.

Je höher die Klasse, desto wichtiger wird das Lesen. Oft reiht sich ein Misserfolg an den nächsten: Die Schüler bleiben sitzen, verlieren den Mut, kommen auf die Sonderschule. Wer keine Unterstützung von den Eltern bekommt, hat es schwer, der Spirale des Scheiterns zu entkommen. Zehn Geschwister drängten sich in der Wohnung, der Vater, ein Fernfahrer, war selten da, die Mutter mit dem Leben überfordert: So schildert Brodrück die Zeit zu Hause. Kam ein blauer Brief vom Lehrer, blieb er ungeöffnet. Statt Hausaufgaben zu machen, sammelte Brodrück schon mit zehn Jahren auf der Kirmes bei den Autoskootern Chips ein. »War ja nie Geld da.«

Monika Wagener-Drecoll, Leiterin der Bremer Volkshochschule, begegnet solchen Lebensläufen seit dreißig Jahren. In ihren Kursen treffen sich Männer und Frauen, in deren Familien viel geschrien, aber wenig geredet wurde. Die ihre Eltern jeden Tag vor dem Fernseher sahen, aber nie hinter einem Buch oder einer Zeitung. Die sich am Ende ihrer Schulzeit stockend von Satz zu Satz hangeln konnten, aber diese Fähigkeit im Lauf ihres Lebens wieder verloren, weil sie Texte ängstlich mieden. Schwimmen und Fahrradfahren kann man nicht verlernen, Lesen und Schreiben schon. »Anfangs dachten wir, das Problem würde sich in wenigen Jahren erledigen«, erinnert sich Wagener-Drecoll. Doch die Kurse wurden nicht leerer, und die Aufgabe, Erwachsenen nachträglich die wichtigste Kulturtechnik beizubringen, erwies sich als viel mühsamer, als alle angenommen hatten.

»Maur«, »Maer«, »Maure«: Reinhardt Brodrück malt Buchstaben wie ein Kind. Fünf Anläufe braucht er, bis das Wort »Mauer« korrekt im Lückentext steht. Jede Woche besucht er zweimal einen der Bremer Alphabetisierungskurse. Die anderen Teilnehmer sind für ihn fast wie eine Familie: Thorsten, der Linkshänder, den man in der Kindheit auf rechts gepolt hat; Ayla, die zum Einkaufen immer die leeren Packungen von zu Hause mitnimmt; Sabine, der es peinlich wurde, dass sie ihren Kindern abends nicht vorlesen konnte.

Für Integrationskurse gibt es Geld, für die Alphabetisierung nicht

Seit Jahren lernen sie zusammen. Doch das Niveau vieler unterscheidet sich kaum von Schülern am Ende der ersten Grundschulklasse. Manch einer benötige mehrere Semester, sagt Wagener-Drecoll, bis er verinnerlicht habe, dass »Ente« mit Vokalen (und nicht nur »nt«) geschrieben wird und »Kamm« nicht »km«. Um bessere Ergebnisse zu erzielen, brauchte man mehr Schulstunden, doch die sind nicht zu bezahlen.

Große Hoffnungen setzte Wagener-Drecoll einst in die UN-Dekade zur Weltalphabetisierung. Auch die deutsche Regierung hatte sich 2003 verpflichtet, die Zahl der funktionalen Analphabeten bis 2012 zu halbieren. Das Versprechen wurde nie eingelöst. Immerhin startete der Bund ein Forschungsprogramm. Es brachte die Erkenntnis, dass mehr als die Hälfte der Betroffenen nicht arbeitslos ist, sondern einen – wenn auch sehr schlecht bezahlten – Beruf hat: in Pflegeheimen, Wäschereien oder Möbelspeditionen. Oder dass viele der Illiteraten ihr Handicap nicht vor allen verstecken, sondern Mitwisser haben, die ihrerseits den Anstoß geben könnten, dass die Betroffenen in einem zweiten Anlauf lesen und schreiben lernen.

Dazu bräuchte es eine Ermutigungskampagne und mehr Kurse – wofür Länder und Kommunen zuständig wären. Deren Bemühen um die nachholende Alphabetisierung tendiert indes gegen null. Das führt nicht nur in Bremen zu einem kuriosen Paradox: Vor allem Migranten pauken hier Lesen und Schreiben. Und warum kaum Deutsche? »Für Integrationskurse erhalten wir vom Bund zusätzliches Geld«, sagt Wagener-Drecoll. »Das bräuchten wir für die normalen Alphabetisierungskurse auch.«

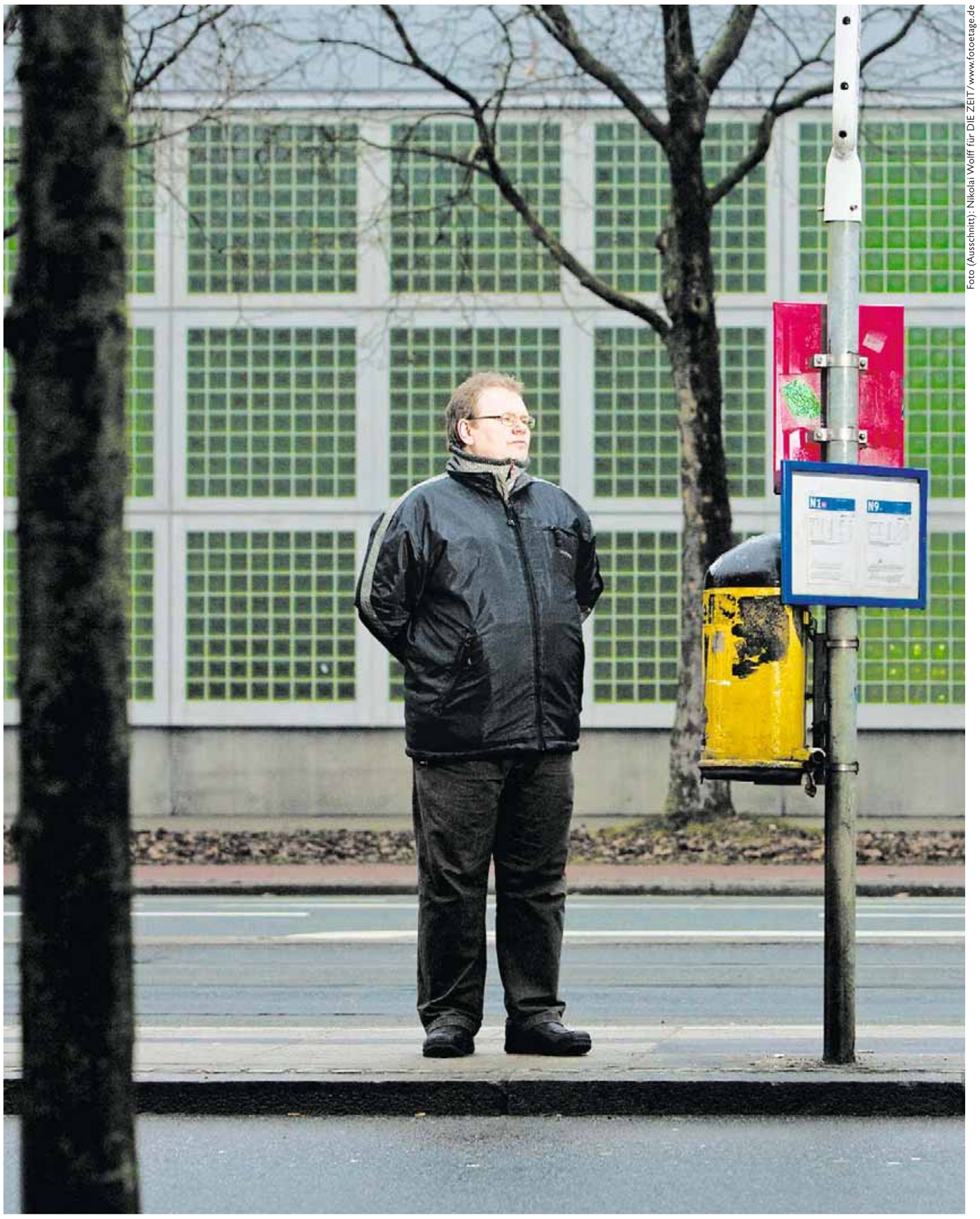


Foto (Ausschnitt): Nikolai Wolff für DIE ZEIT / www.fotoetage.de

Reinhardt Brodrück lebt in einer Welt voller Botschaften, die er oft nicht entziffern kann

STIMMT'S?

Hebt es die Stimmung, wenn man sein Spiegelbild anlächelt?

… fragt Karin Dolan aus Achterwehr

Wenn wir anderen Menschen ins Gesicht schauen, können wir uns in deren Gefühle hineinversetzen. Und es gibt Anzeichen dafür, dass dieser Mechanismus sogar mit dem eigenen Spiegelbild funktioniert. 1998 veröffentlichten Psychologen von der University of Alaska eine Studie im *Journal of Personality and Social Psychology.* In ihrem Experiment hatten sie drei Probandengruppen Bilder von Menschen gezeigt, die entweder positive oder negative Gefühle ausdrückten. Die Personen in Gruppe eins bekamen die Aufgabe, das Gesicht möglichst genau nachzumachen, Gruppe zwei machte dieselbe Übung vor einem Spiegel, und Gruppe drei wurde angewiesen, keine Miene zu verziehen.

Vor und nach dem Versuch wurden die Probanden nach ihrer Stimmung befragt, und das Ergebnis war eindeutig und signifikant: Während sich die Stimmung der Gruppe drei nicht veränderte, führte das Imitieren von positiver Mimik zur Aufhellung der Stimmung. Mit Spiegel war der Effekt doppelt so groß wie ohne. Der Schluss liegt also nahe, dass wir besser gelaunt sind, wenn wir uns selbst im Spiegel anlächeln.

Es kommt allerdings auf die Technik an – man sollte das Lächeln nicht erzwingen. Das legt eine Arbeit nahe, die Anfang Februar im *Academy of Management Journal* erschien: Unglückliche Busfahrer, die mit einem unechten Lächeln ihre Fahrgäste begrüßten, wurden noch trübseliger. Erzeugten sie das freundliche Gesicht dagegen, indem sie sich echte positive Gedanken machten, hellte sich auch ihre Stimmung auf. CHRISTOPH DRÖSSER

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de. Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

www.zeit.de/audio

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Idealer Lauschangriff

Die »Große Hufeisennase«, eine vor allem in Süd- und Westeuropa heimische Fledermausart, verfügt über ein äußerst präzises Echolot. Anhand reflektierter Schallwellen erkennt sie nicht nur räumliche Strukturen, sondern identifiziert auch Beutetiere anhand ihres Flügelschlages. Biologen vom Max-Planck-Institut für Ornithologie und von der Universität Tübingen stellten fest, dass die Große Hufeisennase diese Informationen gezielt nutzt, um Kräfte zu sparen *(Proceedings of the Royal Society B,* online, vorab). Je reichhaltiger das Nahrungsangebot, desto eher entscheiden sich die Fledermäuse, große Insekten zu jagen – und kleine auszulassen. In mageren Zeiten jedoch stellen sie, um irgendwie satt zu werden, allen Beutetieren nach, auch den Winzlingen.

Die Macht der Tiden

Bei der Suche nach bewohnbaren Planeten außerhalb unseres Sonnensystems haben sich Astronomen bisher vor allem an der Frage orientiert, ob die dort herrschenden Temperaturen mit flüssigem Wasser vereinbar sind. Wo diese Komfortzone liegt, hängt von der Temperatur des Sterns ab: Je schwächer er strahlt, desto enger müsste ihn eine Welt umkreisen, um lebensfreundlich zu sein. Zu große Nähe zu kleinen, kühlen Sternen hat allerdings fatale Folgen, schreiben Forscher vom Astrophysikalischen Institut Potsdam in *Astronomy & Astrophysics*. Auf sehr engen Umlaufbahnen kneten gewaltige Gezeitenkräfte den Planeten durch, sodass vulkanische und tektonische Aktivitäten dessen Atmosphäre durchrütteln. Noch ungemütlicher wird es, wenn die Gezeiten die Eigendrehung des Planeten bremsen. So wie unser Mond der Erde die immergleiche Seite zuwendet, wäre dann auf einer Planetenhälfte ewige Nacht – und auf der anderen stets glutheißer Tag.

Foto: Fraunhofer Institute for Integrated Circuits; dpa (l)

Im Leipziger Zoo stehen Schimpansen und Gorillas im Visier der Fahnder

Im Antlitz des Affen

Automatische Gesichtserkennung – jetzt auch für Primaten VON ALINA SCHADWINKEL

Sie sind unsere nächsten Verwandten, und doch haben wir Schwierigkeiten, sie auseinanderzuhalten: Menschenaffen. Also schlossen sich Forscher zweier Fraunhofer-Institute und eines Max-Planck-Instituts zusammen, um eine Gesichtserkennungssoftware für Menschenaffen zu entwickeln.

Es ist die Lösung für ein drängendes Problem. Wer die Menschenaffen vor dem Aussterben retten will, muss ihre individuellen Lebensgewohnheiten studieren und wissen, wie viele Tiere sich überhaupt in Schutzgebieten befinden. Bislang durchstreifen Parkmitarbeiter die Wälder auf vorgegebenen Routen, lesen Spuren, suchen fahnden nach Sammel- und Futterplätzen und versuchen, sie verschiedenen Individuen zuzuordnen. Nicht selten geschehen dabei jedoch Fehler. Denn die Tiere sind im Dickicht der Wälder nur schwierig zu beobachten oder gar zu finden.

Wo der Mensch nicht mehr weiterweiß, muss seit einigen Jahren die Technik ran. Audio- und Videofallen sollen es den Parkmitarbeitern erleichtern die Population und das Verhalten bedrohter Arten zu erfassen. Das Problem: Bereits in kurzer Zeit fallen massenhaft Daten an. Die mit Bewegungsmeldern ausgestatteten Geräte zeichnen Tag und Nacht das Geschehen im Wald auf. Rund 10 000 Stunden Tiger, Affen und sonstige Bewohner wurden allein bei einer Pilotstudie in den Jahren 2008 und 2009 am Stück aufgenommen. 10 000 Stunden, die Forscher auswerten müssten. Handelt es sich bei dem Gorilla am Schlafplatz um denselben, der zwei Stunden vorher auf einem Baum 300 Meter weiter östlich beobachtet wurde? Ist der junge Schimpanse der Anführer der Gruppe und hat er seine Familie zu gleich zwei verschiedenen Futterstellen geführt? Ein schier aussichtsloses Unterfangen.

Die Rettung verspricht unter anderem eine Software, die an der Universität Oxford entwickelt worden ist. Das Programm ist auf die Erkennung von Menschengesichtern spezialisiert, genauer auf die Identifizierung der Protagonisten der TV-Vampirserie *Buffy* aus den neunziger Jahren. »Die Software inspiriert uns. Denn die Erkennung erfolgt anhand lokaler Merkmale wie die Position der Augen oder die Form des Mundes oder der Nase, die sich in Kombination eindeutig einzelnen Personen zuordnen lassen«, sagt Alexander Loos, Ingenieur des Fraunhofer-Instituts für Digitale Medientechnologie in Ilmenau.

Nun sieht der Zuschauer bei dem Gedanken an die Buffy-Darstellerin Sarah Michelle Prinze, ehemals Gellar, aber nicht unbedingt einen Gorilla vor seinem inneren Auge. Sind sich die Gesichter von Mensch und Affe tatsächlich so ähnlich, dass sich die Algorithmen übertragen lassen? Bereits bei einem ersten Versuch konnten 60 Prozent der getesteten Affen identifiziert werden. Den Forschern genügt das natürlich noch lange nicht. »Die Erkennungsrate ist viel zu gering, um zuverlässige Daten zu erhalten. Die Software muss auf Menschenaffen und ihr Verhalten angepasst werden«, sagt der Biologe Hjalmar Kühl vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig. Bislang scheitert das Programm schon, wenn die Tiere nicht frontal in die Kamera blicken. Ähnlich problematisch ist es, wenn ein Affe gerade frisst und das Gesicht dadurch halb verdeckt ist oder Äste und Blätter nur Teile des Gesichts erkennen lassen.

Deshalb hat die Biologin Laura Aporius Daten im Leipziger Zoo gesammelt. Sie filmte und fotografierte sechs Gorillas und 24 Schimpansen. »Im Zoo kommen wir sehr nah an die Gruppen heran und können Daten von hoher Qualität sammeln«, sagt Aporius. Die Identitäten der Tiere sind bekannt, ihre Verhaltensweisen werden intensiv beobachtet und klassifiziert. Mit den Informationen lässt sich die Software trainieren. Kühls Kollegin hat bereits mehr als 250 Videos und mehr als 1000 Fotos zusammengetragen. Von einer Aussichtsplattform aus filmte sie die Tiere ein bis drei Stunden pro Sitzung.

Langfristiges Ziel ist ein Programm, mit dem ein weites Spektrum an Arten erkannt werden kann. Deshalb arbeiten die deutschen Wissenschaftler mit englischen Kollegen zusammen, die an einem ähnlichen Projekt mit Pinguinen forschen.

Werden demnächst die Wildhüter in afrikanischen Nationalparks arbeitslos? Die Wissenschaftler wiegeln ab. Wenn es gelingt, die mühselige Routinearbeit der Technik zu überlassen, dann können die Menschen andere wichtige Aufgaben übernehmen. So könnten zum Beispiel mehr Leute zu Rangern ausgebildet werden und die Tiere schützen. »Es geht darum, sich gegenseitig zu unterstützen. Wir wollen Menschen nicht durch die Technik ersetzen«, sagt Kühl.

MEHR WISSEN:

Im Netz:
Projekt Mohole: Vor 50 Jahren wollten die USA das Rennen der Supermächte unter die Erde ausdehnen **www.zeit.de/mohole**

Ob Wut, Angst oder Scham: Wie können wir unsere Gefühle in den Griff bekommen?

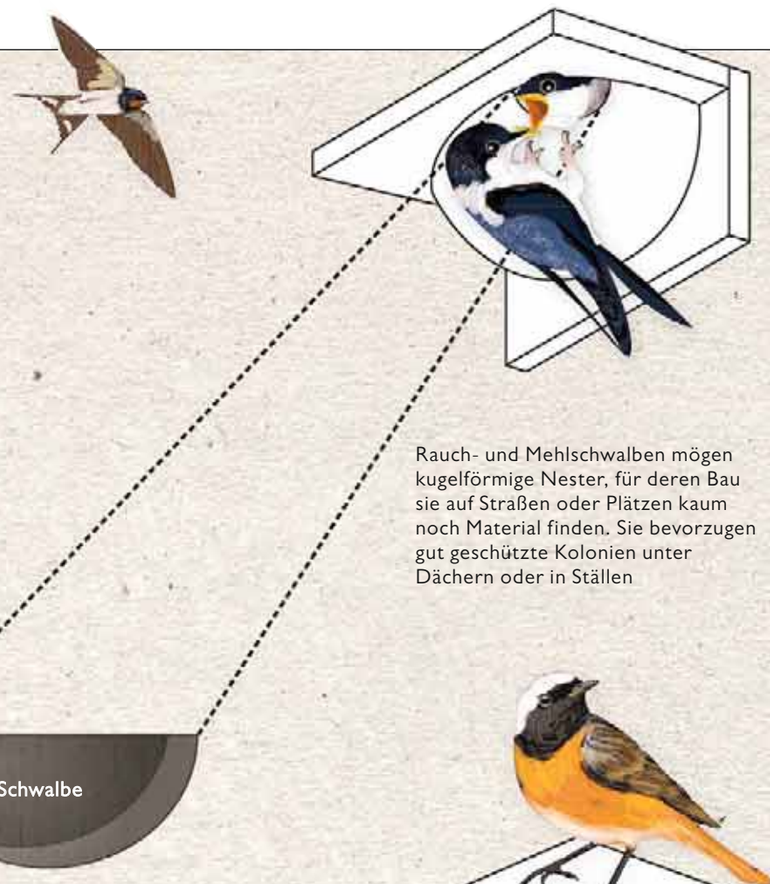
Das neue ZEIT Wissen: Am Kiosk oder unter www.zeitabo.de

N° 90

THEMA: WILDTIERE

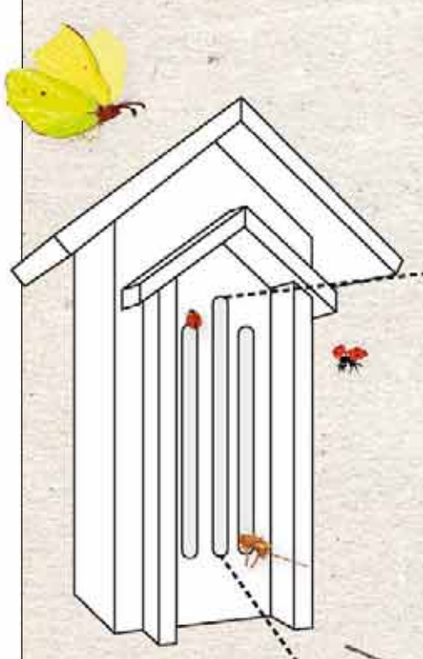
Lebenshilfe

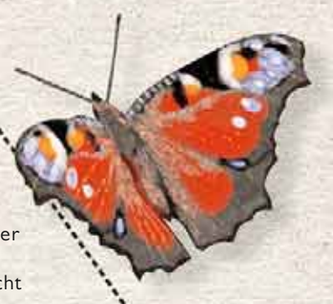
In unserer aufgeräumten, uniformen Kulturlandschaft brauchen Wildtiere vermehrt Schutz. Nistkästen können bei der Aufzucht der Jungen helfen. Je nach Art gibt es die unterschiedlichsten Quartiere. Naturschutzverbände geben Auskunft, wo und wie Nisthilfen erhältlich oder zu bauen sind, wie man sie am besten aufstellt und deren Bewohner vor Parasiten und Räubern schützt – sonst ist schnell alles für die Katz



Rauch- und Mehlschwalben mögen kugelförmige Nester, für deren Bau sie auf Straßen oder Plätzen kaum noch Material finden. Sie bevorzugen gut geschützte Kolonien unter Dächern oder in Ställen

Schwalbe





Dieses Schmetterlingshotel der Deutschen Wildtier-Stiftung bietet ganzjährigen Schutz nicht nur für Tagpfauenaugen oder Zitronenfalter, sondern auch für Krabbeltiere wie Marienkäfer, Ohrwürmer oder Florfliegen

Schmetterlinge

Tannen-, Blau-, Hauben-, Sumpf-, Weidenmeise

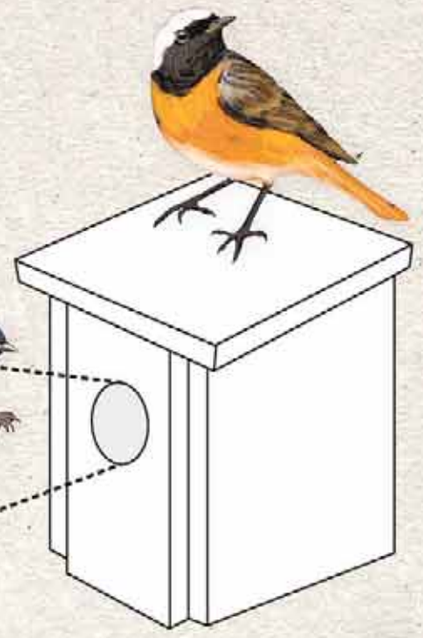
Kohlmeise, Kleiber

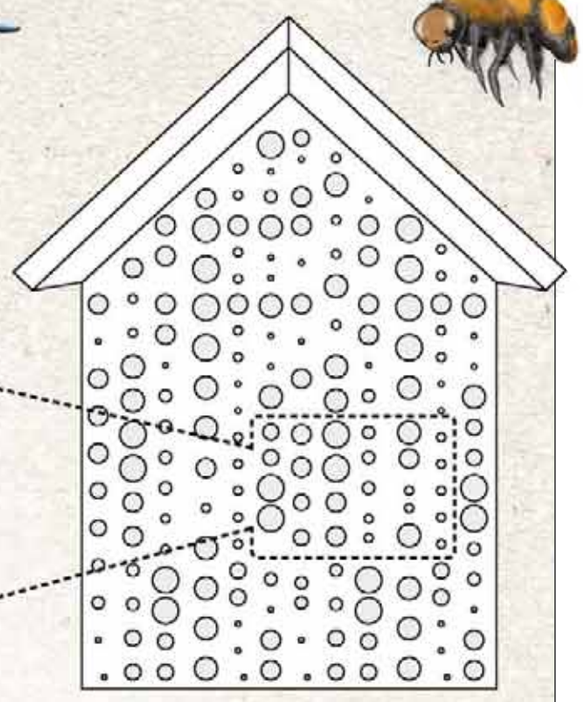
Haus- und Feldsperling, Trauerschnäpper

Garten-rotschwanz

Höhlenbrüter

Da es natürliche Höhlen in alten Bäumen kaum noch gibt, nehmen viele Vogelarten geschlossene Nisthilfen gerne an. Über die Größe und Form des Einfluglochs lässt sich steuern, welche Arten darin heimisch werden. Der Gartenrotschwanz (rechts oben) ist Vogel des Jahres 2011

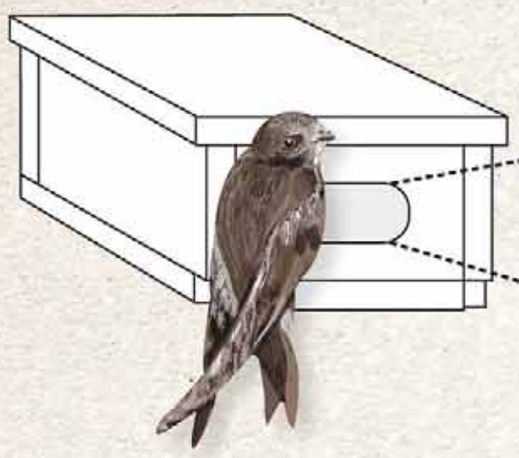




Insekten

Auch bei Insektenhotels bestimmen die vielen Einfluglöcher durch ihre Größen, welche Arten sich einnisten. Viele Insektenarten helfen bei der biologischen Schädlingsbekämpfung und sind wichtiges Vogel- und Fledermausfutter. Die Kästen können das ganze Jahr über in sonnigen, vor Wind geschützten Lagen aufgestellt werden

Mauersegler sind brutplatztreu und leben gern in Kolonien. Deshalb sollte man ihnen mehrere gut geschützte Kästen in mindestens sechs Meter Höhe anbieten



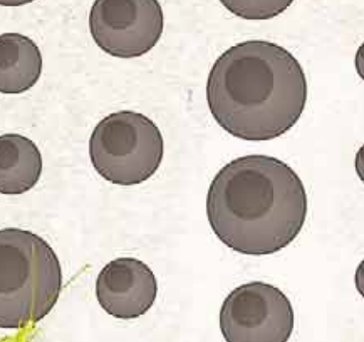
Mauersegler

Eichhörnchen

Fledermäuse

Zwergfledermaus

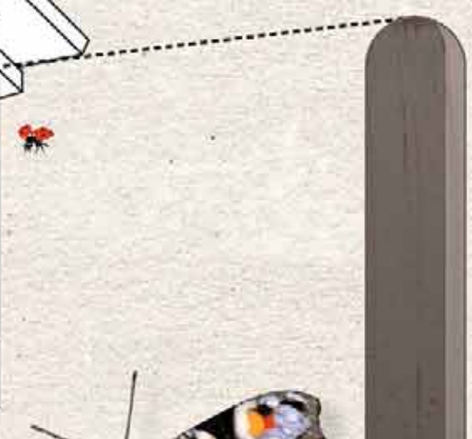
Großer Abendsegler



Für Fledermäuse gibt es zwei Quartiertypen: runde Kästen, deren Fluglochgröße und Innenausbau abgestimmt ist für kleine oder große Arten (Zeichnung), sowie flache, sich nach oben verjüngende Kästen, die nach unten durchgehend offen sind

Eichhörnchen beziehen nur Nester, die neben dem Zugang auch noch einen Fluchtweg offen halten. Zu ihren Feinden zählen Marder, die sich in menschlichen Siedlungen stark vermehrt haben

Alle Schlupflöcher sind im Maßstab 1 : 1 dargestellt



Die Themen der letzten Grafiken:

89 Vorratsdaten

88 Lebensmittel

87 Politische Tiere

Weitere Grafiken im Internet:

www.zeit.de/grafik

Illustration: Nora Coenenberg, nocoii.com

Recherche: Hans Schuh

Quellen: Nabu, BUND, LBV, Deutsche-Wildtier-Stiftung, diverse Hersteller, Wikipedia

3D ohne Brille

Cebit: Neue Computermonitore und Mobilgeräte zeigen Bilder scheinbar zum Greifen nah

VON STEFAN SCHMITT

Christoph Großmann erinnert sich noch heute, wie fasziniert er war, als seine Eltern ihm als Kind einen Viewmaster schenkten, in den sechziger Jahren ein beliebtes Spielzeug. Ein kleines Kästchen zum Reinschauen: Zwei leicht versetzte Fotos eines Objekts – eines vor jedem Auge – erzeugten den Eindruck dreidimensionaler Tiere, Gebäude, Flugzeuge. Ein simpler Trick.

Dreißig Jahre später machte die Lust an optischer Täuschung den Hamburger Architekten zum Erfinder, Mitte der neunziger Jahre, als unter dem Titel *Das Magische Auge* Millionen Bücher und Postkarten verkauft wurden. Aus wirren Farbflächen stachen da Delfine oder Pharaonen hervor. Jedenfalls für Betrachter, denen es gelang, ihren Blick bewusst unscharf zu stellen. Allen anderen wollte Großmann helfen: mit einem simplen gläsernen Prisma. Wer da durchblickte, dem offenbarte sich das 3-D-Objekt ganz ohne Augapfelgymnastik. Aber bevor die Sehhilfe auf den Markt kam, verebbte die Mode so plötzlich, wie sie gekommen war.

Damals war Großmann zu spät dran – heute könnte er genau richtig liegen. Mit Raumtiefe beschäftigt er sich noch immer. Aber statt eines Buchverlags sind seine Kooperationspartner nun das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt, das Fraunhofer-Institut für Digitale Medientechnologie und diverse Anbieter von Computersystemen.

Vor einem großen schwarzen Computermonitor sitzend, startet der Erfinder ein Video: Der Nürburgring taucht auf. Es scheint, als ragten Heckspoiler aus dem Bild heraus, als winde sich die Nordschleife weit in das Gerät hinein. Ein Tourenwagen rutscht in Zeitlupe ins Kiesbett, Hunderte kleiner Steinchen wirbeln auf. Es sieht aus, als könnte man sich eines herausgreifen – die Technik narrt das Auge. Und der Effekt bedarf keiner speziellen Brille.

»Stereobrillen« waren bislang der Preis für räumliche Bewegtbilder. In den Berichten von den Elektronikmessen sah man lauter Menschen mit Plastik vor dem Gesicht. 2010 kamen erste 3-D-Fernseher auf den Markt, die alle teure Brillen voraussetzten. Zu allem Überfluss waren sie von Hersteller zu Hersteller unterschiedlich *(ZEIT* Nr. 24/10).

Ein Graus. Und vielleicht nicht mehr als eine Episode der Technikgeschichte. Denn bei der Computermesse Cebit präsentieren diese Woche in Hannover mehrere Aussteller eine Alternative – sogenanntes autostereoskopisches 3-D.

Dort stellt auch Christoph Großmanns Firma SeeFront den schwarzen Monitor vor, als fertiges Produkt für professionelle Nutzer. »In fast allen Bereichen, die sich heutzutage mit Visualisierung beschäftigen, liegen die Daten ohnehin in 3-D vor«, sagt Großmann und zählt auf: technische Zeichnungen von Architekten oder Ingenieuren, Untergrundmessungen von Geoforschern oder Ölexploratoren, Körperscans in der Medizin; Statistiker können Datenmengen in drei Dimensionen viel anschaulicher präsentieren. »Aber diesen Leuten kann man eben nicht zumuten, bei der Arbeit eine unbequeme Stereobrille zu tragen«, sagt er.

Das gilt für 3-D-begeisterte Laien offenbar nicht minder. »Die Verkäufe blieben hinter den Erwartungen zurück«, vergleicht Chris Chinnock, Chef des auf die Displaybranche spezialisierten Marktanalysten Insight Media, das prognostizierte Interesse an 3-D-Geräten mit der tatsächlichen Nachfrage. Kurz gesagt: 3-D mit Brille ist bislang ein Ladenhüter.

»Wer sich im vergangenen Jahr ein System mit Shutter-Brille gekauft hat, ärgert sich nun, weil er nicht gewartet hat«, sagt Chinnok. Die ersten Hersteller schwenken bereits um, auf die simpleren Polfilterbrillen, wie man sie aus dem Kino kennt. Ob sie größere Akzeptanz finden? Einige der vielen Produkte, Demos und Prototypen, die auf der Cebit ausgestellt werden, hat Chinnok schon im Januar bei der CES in Las Vegas begutachtet. In einer 110-seitigen Marktanalyse äußert er sich bei vielen noch skeptisch. Ob Endverbraucher 3-D wollen und, falls ja, mit welcher Technik – völlig offen.

Ausgerechnet eine tragbare Kleinigkeit könnte da zum ersten Verkaufsschlager werden. »Das weltweit erste Spielgerät, das uns dreidimensionale Bilder ganz ohne Spezialbrille sehen lässt«, frohlockt der Hersteller Nintendo. Die Variante des Gameboy-Nachfolgers DS heißt folgerichtig 3DS.

Die Tricktechnik dahinter verlangt ungleich höheren Aufwand, beruht aber auf demselben Prinzip wie einst der Viewmaster: Unterschiedliche Bilder desselben Objekts müssen das linke und das rechte Auge erreichen, damit im Hirn ein plastischer Eindruck entsteht. Auch die viel geschmähten Brillen schirmen auf unterschiedliche Art (Polfilter, abwechselndes Flimmern) die jeweils falschen Bildern ab.

Gibt es keine Brillen, muss diese Aufgabe bereits der Bildschirm erledigen. Eine Möglichkeit – mit ihr arbeitet etwa Nintendos 3DS oder »das weltweit erste 3-D-Smartphone« LG Optimus – ist eine sogenannte Parallaxe-Barriere: Hier verdeckt ein Streifenraster die eine Hälfte der Bildpunkte, wenn man leicht von links, und die andere Hälfte, wenn man leicht von rechts auf den Bildschirm schaut (siehe Grafik). Allerdings schluckt dieses Verfahren viel Licht, macht das Bild also dunkler.

Die zweite Möglichkeit heißt Lentikularlinse: Eine geriffelte Kunststoffscheibe wird über den Bildschirm gelegt und lenkt das Licht der Bildpunkte so ab, dass es entweder nur ins linke oder nur ins rechte Auge trifft – auch das kennt man von früher, von den beliebten »Wackelbildern«.

Beide Tricks funktionieren nur, wenn der Betrachter einen vorgegebenen Winkel und festen Abstand vom Bildschirm einhält und sich seine Augen im sogenannten *sweet spot* befinden. Bei einem Mobiltelefon oder -videospiel ist das noch keine wesentliche Einschränkung. So hat auch Sharp ein 3-D-Tablet angekündigt, die asiatischen Hersteller Cowen und Gadmei tragbare Videospieler mit räumlicher Darstellung. Gemeinsam ist allen ein kleines Display, das die Nutzer in den Händen halten.

Problematisch wird es, wenn man die Sache auf einen größeren, stationären Bildschirm überträgt. Davor dauerhaft am richtigen *sweet spot* zu verharren provoziert Nackenschmerzen. Deshalb fragen sich die Techniker schon lange: Wenn das Augenpaar nicht an einem Platz bleiben will, warum lassen wir dann nicht einfach die Bilder den Augen folgen? Mehrere Arbeitsgruppen kamen auf die Idee: Per Kamera wird die Position der Pupillen verfolgt (»Tracking« heißt das), ein Computer passt die Bildschirmanzeige entsprechend an.

Auch Christoph Großmann setzt auf dieses Prinzip und demonstriert stolz: Vor dem SeeFront-Monitor kann der Nutzer sich in einem großen Bereich frei nach oben und unten, nach links oder rechts, vor oder zurück bewegen – ohne dass er den Eindruck der Raumtiefe verliert oder die 3-D-Bilder unscharf werden. Und bald schon könnte Großmanns Kombination aus raffinierter Software und Linsenaufsatz auch auf Laptops zum Einsatz kommen. Er sagt: »Wir sind in fortgeschrittenen Verhandlungen mit einem führenden Unterhaltungselektronikkonzern.«

Profi-PC, Spielzeuge, Handys, vielleicht auch bald Laptops – aber was ist mit Fernsehern?

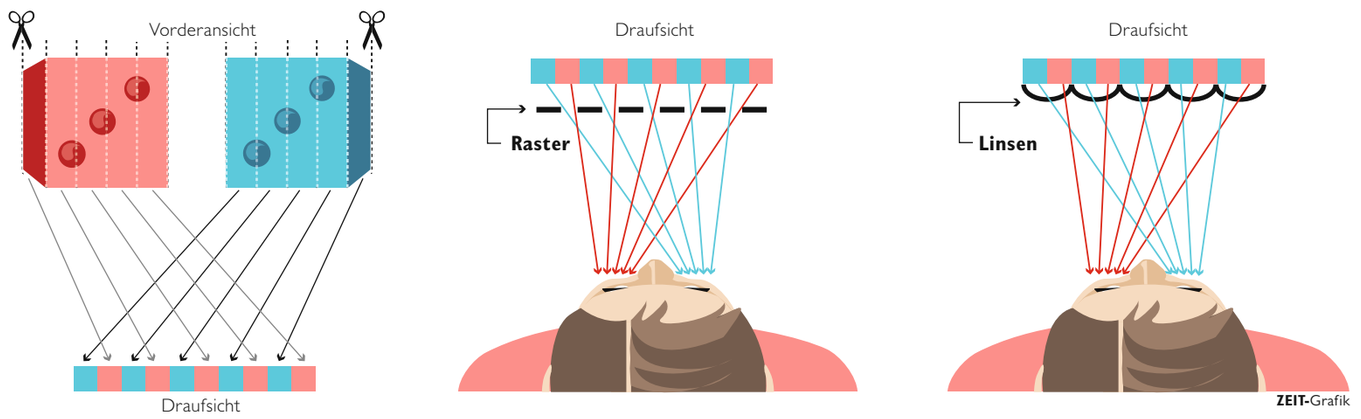
Im 3-D-Labor des Berliner Heinrich-Hertz-Instituts dreht sich Bernd Duckstein langsam um die eigene Achse. Um ihn herum sind die unterschiedlichsten autostereoskopischen Geräte aufgebaut. Bildschirme mit Barrieren und Linsen. Solche, die den Nutzer zwingen, in einer Position zu verharren. Andere mit Trackingfunktion. Es sind die Früchte von über 20 Jahren Entwicklungsarbeit. Und dann noch ein Monolith, der jedes Wohnzimmer schmücken würde: dünn, breit, metergroße Bilddiagonale. Das Gerät zeigt die farbig leuchtenden, sich drehenden Zahnräder eines Getriebes. Sie scheinen im Raum vor dem Fernseher zu schweben, während Duckstein drum herumläuft. »Ein frühes Exemplar von Multiview«, sagt der Nachrichtentechnik-Ingenieur.

Multiview steht für Monitore, die nicht bloß zwei unterschiedliche Ansichten einer Szene zeigen, sondern fünf, acht, neun oder gar fünfzehn. Ein Linsenaufsatz verteilt diese unterschiedlichen Bilder, sogenannte Kanäle, so in dem Raum, dass aus mehreren Blickwinkeln ein räumlicher Eindruck entsteht.

Lange galt das als technisch zu anspruchsvoll. Denn jeder zusätzliche Kanal kostet Bildpunkte und verringert somit die sichtbare Auflösung dramatisch. Was nützt es schon, Bilder in 3-D zu sehen, die dafür grob gepixelt sind? Mittlerweile aber kann der rasante Fortschritt der Bildschirmtechnik dieses Manko kompensieren. Mehrere Hersteller haben bereits das Vierfache der vollen HD-Auflösung vorgeführt.

Nun arbeiten die Fraunhofer-Forscher des Heinrich-Hertz-Instituts daran, Multiview und Tracking zu fusionieren. Dem Riesenbildschirm in ihrem Labor haben sie zwei Kameras auf die Oberkante geklebt. »Mehrere Zuschauer sollen erfasst werden, und jedem soll ein 3-D-Bild zur Verfügung gestellt werden«, sagt Duckstein. Zunächst möchte man vier Zuschauern gleichzeitig 3-D-Bilder in die Augen werfen. Diese Entwicklung ziele »ganz klar« auf das Wohnzimmer – auf »3-D-Fernsehen ohne Brille«.

Wie die optische Täuschung funktioniert



Eine Szene, zwei Bilder
Ein Objekt wird aus zwei leicht unterschiedlichen Blickwinkeln aufgenommen, einem für jedes Auge. Diese beiden »Halbbilder« werden dann für die 3-D-Wiedergabe in vertikale Streifen zerlegt

Variante 1: Jalousie vor dem Monitor
Ein Raster verhindert, dass beide Augen alle Bildpunkte des Bildschirms erkennen (Parallaxe-Barriere). Bei jedem Auge kommt nur ein Halbbild an, im Gehirn entsteht das räumliche Bild

Variante 2: Abgelenkte Lichtstrahlen
Eine transparente, geriffelte Scheibe (Lentikularlinse) sitzt vor dem Monitor und lenkt so das Licht mancher Bildpunkte nur ins linke, das anderer nur ins rechte Auge – wie bei einem »Wackelbild«

KINDER ZEIT

POLITIK, WISSEN, KULTUR UND ANDERE RÄTSEL FÜR JUNGE LESERINNEN UND LESER

3. März 2011 DIE ZEIT N° 10 41

Illustration: Beck für DIE ZEIT (und im Wappen)/www.schneeschnee.de: Äpfel Zet (Piktogramme): Niels Schröder (Wappen): Internet (Tier): © M. Stolz/Fotofinder (Kamera)

Ehrensache

Muss ich meine Mitschüler abschreiben lassen? Darf ich andere beleidigen? Müssen Minister die Wahrheit sagen? Alles Fragen der »Ehre«. Aber was ist das eigentlich? VON JOSEF JOFFE

Ehre ist wie ein iPhone mit seinen vielen Apps: ein ganzes Bündel von Begriffen und Bedeutungen, die hier **fett gedruckt** hervorgehoben werden. Fangen wir einfach an mit dem **Ehrenwort.** »Ich gebe dir mein Ehrenwort« bedeutet: »Darauf kannst du dich wirklich verlassen. Ich flunkere und lüge nicht.« Das heißt: Ich setze mir selber Grenzen; ich verzichte auf den Vorteil, den mir die Lüge vielleicht bringen würde.

Das bekräftige ich mit dem Ritual des Handschlags (der nie durch gekreuzte Zeige- und Mittelfinger hinter dem Rücken »abgeleitet«, also aufgehoben werden darf). Der Handschlag ähnelt dem Schwur, wo man zur Bekräftigung die Hand hebt, die andere manchmal auf eine Bibel legt, um Menschen und Gott zu zeigen, wie ernst man es meint. Sozusagen: Mein Wort ist **heilig.**

Hinter dieser öffentlichen Bekräftigung steckt ein zweiter zentraler Bestandteil der Ehre: Alle, die es sehen – meine Freunde, meine Gruppe –, haben das Recht, mich zu ächten oder zu bestrafen, falls ich doch lüge oder mein Versprechen breche. Dann dürfen sie mich verachten, mich aus der Gruppe ausschließen. Dann bin ich nämlich **unehrlich** und **ehrlos** gewesen.

Nehmen wir den Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg. Über ihn wurde in den vergangenen Wochen in Deutschland viel gestritten. Guttenberg hat den eigenen Vorteil sehr ausgiebig genutzt, indem er weite Teile seiner Doktorarbeit abgeschrieben und so »geistigen Diebstahl« begangen hat. Und er war auch danach nicht **ehrlich.**

Als Erstes hat er geflunkert: Nein, er habe nicht abgekupfert, deshalb seien die Vorwürfe »abstrus«, also unsinnig. Die Unwahrheit zu sagen ist schon mal der eine Schlag gegen die **Ehre.** Dann hat Guttenberg auch die persönliche **Verantwortung** abgestritten, was ein weiterer Schlag ist.

Er hat behauptet, dass er unter dem Druck seiner vielen Verpflichtungen – im Bundestag, in seiner Familie – nicht gemerkt habe, was er tat. Folglich waren die Umstände schuld. Ein klares Bekenntnis der eigenen Schuld hat er nicht ausgesprochen, stattdessen sprach er von »gravierenden Fehlern« und dem »Blödsinn«, den er verzapft habe. Unter dem wachsenden Druck der Beweise hat er schließlich seinen Doktortitel zurückgegeben. So kam die Wahrheit stückweise an den Tag, aber »Ehre« hat eben mit **»ehrlich«** zu tun. Das schonungslose Bekenntnis – sozusagen die Selbstbestrafung – ist der erste Schritt zur Wiederherstellung der Ehre.

Aber jetzt das wirklich Erstaunliche: Die überwältigende Mehrheit der Deutschen meinte lange Zeit, Guttenberg müsse nicht zurücktreten, wie er es dann doch tat. Daraus darf man schließen, dass wir es heute mit der Ehre nicht mehr so genau nehmen. Die Gesellschaft unterscheidet zwischen **Charakter,** der nicht so toll sein mag, und der hohen politischen Befähigung. Sie glaubt, dass das eine mit dem anderen wenig zu tun habe. Wichtiger sei die gute Amtsführung.

In früheren Zeiten – sagen wir: bis vor etwa 50 Jahren – hätte man den **Charakter,** der eng mit dem Begriff der Ehre verknüpft ist, als Voraussetzung der Amtsbefähigung verstanden. Also: Man muss nicht bloß klug und erfahren, sondern auch **anständig** sein. Das ist wichtig bei einem Politiker, den wir ja wählen, weil wir ihm unser **Vertrauen** schenken. In früheren Zeiten hätte auch die Gruppe – der Adel im Falle des Freiherren zu Guttenberg – auf **ehrbares** Verhalten geachtet, denn Adel kommt von edel. Der Minister wäre wohl von seinen eigenen Leuten zum Rücktritt überredet worden, um so die **Standesehre** zu retten. Das machen übrigens auch Kaufleute, Anwälte, Ärzte und Handwerker. Täuschung, Pfusch und Schund führen zum Ausschluss aus der Gilde.

Sehr gut lässt sich Ehre am Western-Film erläutern. Der Gute muss **tapfer** und **treu** sein. Er darf den Unbewaffneten nicht erschießen, er muss das Unrecht bekämpfen und den Schwächeren beschützen. In der eigenen Stärke liegen also auch **Pflicht** und **Verantwortung.** Auf keinen Fall darf die überlegene Kraft bis zum Letzten ausgespielt werden. Auch hier scheint wieder ein Kern der Ehre auf: sich selber zügeln, den Vorteil nicht gänzlich ausschöpfen. Rücksichtslosigkeit wäre **unanständig.**

Gerade Kinder verstehen den Begriff der Ehre sehr gut. Kinder werden wütend, wenn jemand sie, ihre Freunde oder ihre Eltern **beleidigt.** Als ich noch Schüler war (das ist lange her), kam es in solchen Fällen oft zur »Keilerei«, zum »Duell« auf dem Schulhof. Oder zur »Klassenkeile«. So wurde das unehrenhafte Verhalten eines Mitschülers geahndet. Aber auch hier hieß es, Ehre zu bewahren. Blutete der andere oder lag er auf dem Boden, durfte man nicht weiterprügeln. Die Ehre forderte auch, ihm die Hand zu reichen, ihm zu vergeben. Gerechtigkeit, nicht Rache oder Erniedrigung war das Ziel. Man durfte auch Kleinere und Schwächere nicht schlagen, das war **unfair** und **gemein.**

Wie steht es heute um die Ehre in der Schule? In Amerika und England werden Schummeln und Abschreiben geächtet – von den Schülern wie von der Schule. In Deutschland herrscht noch immer ein anderer Ehrbegriff. Hier ist es häufig **unehrenhaft** (oder unkameradschaftlich) den Mitschüler *nicht* abschreiben zu lassen. Wer sich weigert, ist ein »Streber«, ein »Schleimer«. Ehre bringt es dagegen, dem Pauker ein Schnippchen zu schlagen. Ehre hat also viel mit der Gruppe zu tun, zu der man gehören will. Verletzt man die **Moral** der Gruppe, ist das eine **Schande,** die auf alle zurückfällt.

Aber aufgepasst: Das Ehrverständnis von Gruppen ist nicht immer bewundernswert. Bei der Mafia zum Beispiel: Im Namen der »Ehre« werden Gesetze gebrochen, Abtrünnige grausam bestraft oder gar ermordet. Gruppenzusammenhalt ist wichtiger als Gesetz und Moral.

Die vielen fett gedruckten Wörter zeigen, wie kompliziert die Sache ist. Aber in einem Satz heißt Ehre: immer fair, geradlinig und wahrhaftig sein, nie egoistisch, selbstgerecht und gemein.

VERRÜCKTE VIECHER (14)

Tarantulafalke

Viele Menschen finden Spinnen eklig, besonders wenn sie handtellergroß und haarig sind wie zum Beispiel Vogelspinnen. Aber das, was der Tarantulafalke mit einer Vogelspinne anstellt, wenn er sie zu fassen bekommt, würden selbst Spinnenhasser den Tieren nicht wünschen. Der Tarantulafalke lebt in Südamerika und ist eine ziemlich große Wespe, etwa fünf Zentimeter lang. Seinen Spitznamen Spinnentöter trägt er mit gutem Grund: Ein einzelnes Weibchen ist in der Lage, eine ausgewachsene Vogelspinne zu überwältigen. Dazu rammt sie ihren Stachel in den weichen Spinnenbauch und spritzt ein lähmendes Gift hinein. Den reglosen Körper schleppt die Wespe in eine Höhle und legt ein Ei obendrauf. Wenn daraus das Wespenjunge schlüpft, braucht es sich keine Sorgen um die Futtersuche zu machen. Denn es liegt ja auf einer gewaltigen Portion Spinnenfleisch. Damit das Futter schön frisch bleibt, frisst die heranwachsende Wespe immer nur so viel, dass es die Spinne nicht umbringt. Erst wenn der junge Tarantulafalke erwachsen ist und seinen letzten Bissen nimmt, hört das Herz der Spinne auf zu schlagen.

WAS SOLL ICH MACHEN?

Jugendfotopreis

Kein Zutritt für Erwachsene! Beim Deutschen Jugendfotopreis dürfen nur Kinder und Jugendliche mitmachen. Jeder von Euch kann seine Bilder bei dem großen Wettbewerb einsenden – allerdings müsst Ihr Euch ein wenig sputen, denn bis zum 15. März müsst Ihr Eure Werke abgeben. Die Themen, zu denen Ihr fotografieren sollt, sind in diesem Jahr »Mein Dreamteam« und »Wir! Sind! Fußball!«. Seid Ihr vielleicht als Familie ein Dreamteam, also ein Traumteam? Oder bist Du eins zusammen mit Deinen Freunden? Und wie erkennt man so ein Dreamteam auf einem Bild? Wenn Du lieber zum Thema Fußball fotografieren willst, musst Du beachten, dass es um Mädchen und Frauen gehen soll (im Sommer ist schließlich die Weltmeisterschaft der Fußball-Damen in Deutschland). Die Gewinner des Fotowettbewerbs werden im Juni bekannt gegeben.

Deutscher Jugendfotopreis
Alle Informationen zum Wettbewerb findet Ihr im Internet: www.jugendfotopreis.de

DER ELEKTRONISCHE HUND

Bleeker

HIER, BLEEKER, DAS PAPIER KANNST DU RECYCELN ...
GERN, SKIP!
HAHA! JETZT KANN ICH SAGEN, MEIN HUND HÄTTE MEINE HAUSAUFGABEN GEFRESSEN!
MAMPF ... ... MAMPF MAMPF ...
© King Features Syndicate, Inc./Distr. Bulls
W-WAS MACHST DU DENN DA?!
DEIN HUND DRUCKT DIE SICHERUNGS-KOPIEN AUS!
SURRR
J. MAHOOD

Fragebogen

Dein Vorname: Leander

Wie alt bist Du? 9

Wo wohnst Du? in Paris

Was ist besonders schön dort? der Eiffelturm

Und was gefällt Dir dort nicht? die vielen Tauben

Was macht Dich traurig? die Obdachlosen

Was möchtest Du einmal werden? Architekt

Was ist typisch für Erwachsene? alles besserwissen

Wie heißt Dein Lieblingsbuch? Artemis Eule

Bei welchem Wort verschreibst Du Dich immer? der Quiz

Willst Du auch diesen Fragebogen ausfüllen? Dann guck mal unter **www.zeit.de/fragebogen**

EIN KNIFFLIGES RÄTSEL:

Findest Du die Antworten und – in den getönten Feldern – das Lösungswort der Woche?

UMS ECKCHEN GEDACHT

1. So FANG ICH'S an: Der ist schönste Jahreszeit für Leute mit Spaß am Verkleiden

2. Die gibt's an Rohren, Türen, Narrenkappen – na, klingelt's?

3. Werden aus den Schränken geholt vor jedem Theaterabend oder vorm Maskenfest

4. Die kommen meist mit Hüten, aber ohne Lassos zur Fastnachtsparty

5. Gern geht man zum Karnevalsumzug, weil's da so was regnet

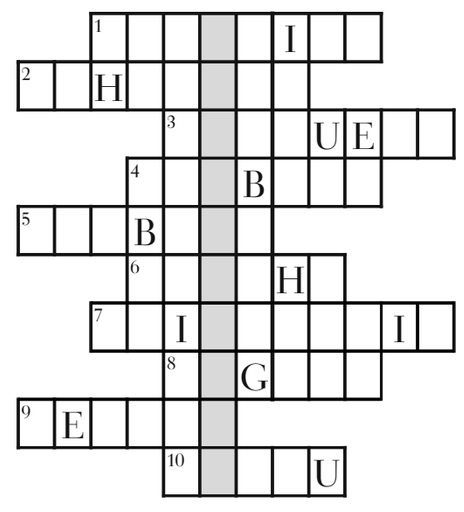
6. SUCHET ein Wort für Täterätäs oder für Wasserfarbe!

7. Bringt gewiss Krone oder Diadem zur Party mit, aus ihrem Kinderzimmer im Schloss

8. Mit Zylinder, Umhang, Stab zaubert sich mancher sein Aussehen herbei

9. Sieht gefährlich aus: das künstliche, das man für die Vampirverkleidung braucht

10. Grüßen die Karnevalisten nicht mit »Alaaf!«, dann vielleicht mit »…!«



Schick es bis Dienstag, **den 15. März,** auf einer Postkarte an

DIE ZEIT, KinderZEIT, 20079 Hamburg,

und mit etwas Losglück kannst Du mit der richtigen Lösung einen Preis gewinnen, ein tolles Bücher-Überraschungspaket

Lösung aus der Nr. 8:
1. Pflaster, 2. Sackgasse, 3. anschnallen, 4. einparken, 5. Gelb, 6. Halteverbot, 7. ueberholen, 8. Kreuzung, 9. Bremse, 10. Kindersitz – FAHRLEHRER

Foto: Roland Halbe/www.rolandhalbe.de

Ein Leben mit Weitblick – im Hamburger Marco Polo Tower. Leider für die allermeisten unerschwinglich

Freier leben

Die Glücksvorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt. Nirgends zeigt sich das deutlicher als im Wohnungsbau VON HANNO RAUTERBERG

AUFBRUCH

80 Prozent der Deutschen sind mit ihren Wohnungen unzufrieden. Ihr Leben im digitalen Zeitalter will nicht mehr recht zu den Grundrissen ihrer Häuser passen. Sie wünschen sich mehr Offenheit. Manche wagen auch neue Formen des Zusammenlebens. Die Kleinfamilie von einst gibt es kaum noch. Dafür entwickeln sich Alternativen. In fünf »Hausbesuchen« erkunden wir die neue vielfältige Wohnwelt der Deutschen **(auf Seite 44 und 45)**

In ihren Neubaugebieten, wer hätte es gedacht, sind die Deutschen längst Europäer. Der eine baut sich ein ochsenblutrotes Schwedenhaus mit Bullerbü-Veranda. Der Nächste stellt ein paar schlecht kopierte Toskana-Säulen vor seine Haustür. Ein Dritter träumt vom Leben unter Spaniens Sonne und hat sich ein Häuschen im Finca-Stil errichten lassen, auch wenn das nun recht verloren herumsteht, am Steinhuder Meer, in Herne-West oder sonst wo in der Republik.

Vieles hat sich in der deutschen Bauwelt gewandelt, schleichend zwar, aber mit erstaunlichen Nach- und Nebenwirkungen. Nur auf den ersten Blick sind die Wohnwünsche der meisten Menschen noch immer dieselben. Sie wollen die drei Gs: Die Wohnung soll groß sein, günstig im Preis und grün gelegen. Ein viertes G kommt für viele hinzu: Sie möchten gut gesichert leben. Neu ist hingegen das fünfte G: der Wunsch nach anderen Grundrissen, nach einem Leben, das offener ist und freier.

Die Deutschen geben heute doppelt so viel von ihrem Einkommen für das Wohnen aus wie vor 50 Jahren. Dennoch würden 80 Prozent gerne anders wohnen, als sie es tun, das hat der Soziologe Armin Hentschel bei einer Umfrage in 1600 Haushalten herausgefunden. Vielen missfällt der alte Standard, überall treffen sie auf dieselben Grundrisse für die immergleiche Vierkopf-Idealfamilie. Die große Mehrzahl der rund 40 Millionen Wohnungen und Eigenheime in Deutschland folgt diesem Einheitsmuster, denn die Wohnungsgesellschaften und auch die staatlichen Förderprogramme bauten in den vergangenen Jahrzehnten vor allem auf das Glück der Kleinfamilie.

Doch wo bitte gibt es dieses Glück noch? In den Großstädten lebt nur in jedem zehnten Haushalt noch ein Kind. In 50 Prozent aller Wohnungen sind Singles zu Hause, die restlichen 40 Prozent teilen sich Paare und Wohngemeinschaften. Das Angebot will also nicht mehr zur Nachfrage passen: Die veränderten Lebensgrundrisse verlangen nach neuen Wohngrundrissen.

Vieles ist heute anders als noch vor 30 Jahren: Die klassische Hausfrau scheint ebenso vom Aussterben bedroht wie das herkömmliche Nine-to-five-Arbeitsverhältnis. Immer mehr Menschen mögen sich nicht mehr fest binden, an einen Partner so wenig wie an einen Verein, eine Partei oder ein Haus. Die Lebensstile sind vielfältiger geworden, die Biografien wechselvoller – und so wächst auch die Bereitschaft vieler Menschen, sich auf ein Wohnen im Ungewohnten einzulassen.

Vor allem die Gutgebildeten und die Gutverdienenden schauen sich um nach Alternativen. Nicht das klassische Einfamilienhaus oder eine gediegene Altbauwohnung muss es sein. Viel lieber gründen sie Baugemeinschaften, um mit Gleichgesinnten ein Etagenhaus zu errichten. Ziehen in autofreie Siedlungen, um ihr Leben klimafreundlich zu gestalten. Oder wagen nach der Pensionierung einen neuen Anfang und ziehen aus der Vorstadt zurück in die City (Seite 44 und 45).

Neue Weite

Für viele ist das Leben mobiler und flexibler geworden – und so soll es nun auch in den Wohnungen zugehen. Selbst der Kamin ist neuerdings beweglich

Das vorherrschende Ideal des 20. Jahrhunderts war ein anderes. Es ging nicht um Vielfalt, sondern um Ordnung. Damals wurde die dicht verwobene Stadt fein säuberlich nach Funktionen sortiert, sie zerfiel in Zonen für Industrie und Gewerbe, für Handel und Einkauf, für Wohnen und Freizeit. Ähnliches geschah mit vielen Wohnhäusern: Jedes Zimmer wurde einer klar definierten Aufgabe gewidmet, eine Küche war eine Küche und kein Esszimmer, ein Schlafzimmer ein Schlafzimmer und kein Arbeitszimmer, und selbst die Partys bekamen ihre Spezialzone zugewiesen, den Partykeller.

Alles war vorherbestimmt: Die Steckdosen für die Nachttischlämpchen markierten die feste Position für das Ehebett, und im Wohnzimmer waren auch die Schrankwand und die Couchecke auf den Architektenplänen bereits eingezeichnet. Ein wohlgeordnetes, doch seltsam zerstücktes Leben war solchen Wohngrundrissen eingeschrieben. Alles sollte richtig sein, das Wohnen war gesichert von über 1000 DIN-Vorschriften – und erwies sich am Ende als beengend.

Die Küche zum Beispiel, die als das einsame Reich der Hausfrau konzipiert war, lag streng getrennt von den Sphären des Eigentlichen. Das Kochen galt eben nur als Mittel zum Zweck. Heute ist das oftmals anders: Wer sich eine entsprechende Wohnung leisten kann, macht das Kochen selbst zum Zweck, und so wird die Küche wieder als Raum und nicht nur als nackte, rein technisch definierte Funktionseinheit verstanden. Immer beliebter wird es, das erzählen die Makler landauf, landab, das Wohnen und Kochen zu vereinen. Und so gilt vielen Menschen mittlerweile der große, oft rustikale Esstisch als das eigentliche Zentrum ihrer Wohnung. Der Tisch ist, was zuvor die Couchecke war.

Nach und nach verschwinden die alten Insignien des trauten Heims: Nur wenige kommen noch auf die Idee, sich mit schweren Polstermöbeln oder monströsen Schrankwänden einzurichten. Die Menschen treten heraus aus den Wohnhöhlen der Nachkriegszeit, ihr neues Ideal ist die weite Wohnlandschaft, mit Sitzsackhügeln, Teppichinseln und Sofaterrassen. Auf den großen Möbelmessen ist das längst der etablierte Standard: Nichts soll mehr unverrückbar sein, nichts für die Ewigkeit. Die Menschen, in der einen Hand das Handy, in der anderen den Coffee-to-go-Becher, sind flexibler, mobiler geworden – und so sehen nun auch oft ihre Wohnungen aus. Selbst der Kamin, um den sich die Familie versammeln soll, ist beweglich geworden. Was einst fest gemauert war, wird nun zum Designerstück aus Glas und Stahl, mit Bioethanol betrieben und beliebig in der Wohnung zu platzieren – die Baumärkte melden hohe Absatzzahlen.

Damit erfüllt sich, wovon Architekten wie Le Corbusier, Frank Lloyd Wright oder Ludwig Mies van der Rohe immer träumten: Aus dem Wohnen als Kammerspiel wird ein Leben auf geöffneter Bühne. Was lange als elitär empfunden wurde, als Luxusstil der Wohlhabenden und Experimentierlustigen, die sich eine Villa ohne die üblichen Raum- und Denkbarrieren leisten konnten, das gilt nun als weithin favorisiertes Wohnideal. Sogar die Idee des Lofts, der unbeschränkten Einraumwohnung, die zunächst nur etwas für Künstler und andere Kreative zu sein schien, die das große Durch- und Ineinander als ihr ureigenes Habitat verstehen, findet nun breiten Anklang. Auch traditionell konservative Wohnungsbaugesellschaften wie die Gewoba in Bremen wagen sich neuerdings an die bislang fremden Modelle.

Allerdings bleibt das Ideal des offenen Wohnens, das sei nicht verschwiegen, für viele unbezahlbar. Nicht wenige Menschen sind froh, wenn sie überhaupt eine erschwingliche Wohnung finden, gerade in Großstädten wie München oder Hamburg mit ihren irrwitzigen Mieten. Dennoch ist die prägende Kraft der neuen Wunschbilder kaum zu unterschätzen. Immer wichtiger wird in vielen Milieus die »Erlebnisqualität« des Wohnens, wie die Kultursoziologen das nennen. Und so wird die neue Grenzenlosigkeit, das berichten viele Architekten, nun selbst im Reihenhausformat erprobt.

Nicht nur in den viel gelesenen Wohnzeitschriften, auch draußen in der Wirklichkeit werden die Häuser durchlässiger. Oft verschmelzen die Räume und verlieren ihre eindeutige Bestimmung, sie werden hybrid. Alles soll nun überall möglich sein, aus dem klassischen Wohnzimmer werden Spiel- und Tobe-, Ess- und Kuschel-,

Fortsetzung auf S. 44

Fortsetzung von S. 43

Arbeits-, Feier-, Bügel- und Lesezimmer. Gelegentlich vereinen sich sogar Bade- und Schlafzimmer, gleich neben dem Bett liegt dann die Wanne – eine Mode, die vor allem von Designhotels geprägt wurde. Die Nasszellen von einst verwandeln sich in Wohlfühl- und Entspannungsräume, ähnlich wie das Kochen wird auch die Körperpflege zum Selbstzweck. Und zur Freude der Sanitärindustrie sind viele Deutsche bereit, viel Geld in diese Körperpflege zu investieren. Manche Badezimmer sind mittlerweile ausgestattet mit Sesseln, Pflanzen, Tischen, wie ehedem die Wohnzimmer – denn als solche werden sie nun begriffen.

Doch nicht nur die Innenbeziehungen der Häuser lockern sich, auch zum Außenraum wünschen sich viele Deutsche mehr Verbindung. Die Fenster sind größer als früher, am liebsten bodentief, man möchte möglichst viel Licht und demonstriert Offenheit. Die meisten Menschen, das zeigen die Umfragen der Wohnforscher, legen größten Wert auf Terrassen, Balkone, Dachgärten oder kleine Innenhöfe. Für sie ist das Draußen fast so wichtig wie das Drinnen, sie wollen sich nicht verschanzen, sondern suchen Sonne und Luft. Daher ist auch das Gefühl, die eigene Privatheit mit allen Mitteln schützen zu müssen, gerade unter den Jüngeren weit weniger ausgeprägt als ehedem. Wer des Abends durch ein Neubauviertel mit Reihen- oder Einfamilienhäusern geht, der könnte glatt meinen, die Deutschen gehorchten nun niederländischen Sitten: Alle dürfen gucken!

Nach und nach scheinen sich so die Hoffnungen der Moderne auf Transparenz und Offenheit zu erfüllen, ja sie werden sogar übertroffen. Die Avantgardisten des 20. Jahrhunderts hielten ja bei aller Innovationsfreude meist daran fest, dass ein Wohnhaus etwas anderes sein müsse als ein Bürohaus. Das Eigenheim war dezidiert als Gegenpol zur Arbeitsstätte gedacht: hier die Erholung, dort die Verausgabung, hier der Rückzug, dort die Karriere. Nun, im digitalen Zeitalter, bleibt von dieser bipolaren Aufteilung nicht mehr viel übrig.

Seitdem es Smartphones gibt, das Internet für die Hosentasche, fährt für eine wachsende Zahl von Menschen, vor allem für die Mitglieder der sogenannten kreativen Klasse, ihre Arbeit mit nach Hause. Auch in dieser Hinsicht sind die Grenzen fließend geworden. Nicht nur im eigenen Daheim weichen die klaren Grundrisse des Lebens auf, ebenso wird die allgemeine Vorstellung von privat und öffentlich, von Erholung und Arbeit zwittrig.

Das Wohnen, so könnte man meinen, entwickelt sich zurück in die Vormoderne. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war es für die allermeisten Menschen selbstverständlich, dass in ein- und demselben Raum gekocht, gegessen, gearbeitet, geschlafen, geliebt, geraucht, getrunken, gebetet, gestorben wurde. Die strikte Trennung der Sphären, die Abscheidung der Werktätigkeit vom eigenen Haus, setzte sich erst mit der Industrialisierung durch, also vor kaum mehr als 150 Jahren. Bis zu diesem Zeitpunkt bedeutete Wohnen nichts anderes als Leben.

Es war ein Leben im »Ganzen Haus«, wie die Wohnhistoriker das nennen. Sie meinen damit keineswegs nur die Bauernhäuser oder die Katen der armen Leute. Auch Adel und Großbürgertum kannten lange keine Dielen und Flure, jedes Zimmer war auch Durchgangszimmer. Entsprechend waren die Scham- und Peinlichkeitsgrenzen ähnlich niedrig wie jene, die sich heute in manchen Teilen des Internets beobachten lassen und die auch die Realräume mehr und mehr prägen.

Ansonsten hat das Leben im Ganzen Haus, das sich heute viele wieder wünschen, nur wenig mit der Wirklichkeit des 18. Jahrhundert zu tun. Damals war es ein Leben in Enge, Krankheit und Gestank. Selbst vor 100 Jahren noch hausten manche Menschen auf 10 bis 30 Quadratmetern, nicht allein, sondern mit fünf und mehr Mitbewohnern. 1907 schliefen in Berlin 63 Prozent aller Kinder zu zweit in einem Bett, eigene Kinderzimmer gab es nicht.

Heute lebt jeder Deutsche auf durchschnittlich 43 Quadratmetern, Kinder inklusive, Tendenz steigend. Und so kündet die neue Freude der Deutschen am befreiten und flexiblen Wohnen nicht zuletzt auch vom stark gestiegenen Wohlstand, in dem die meisten leben. Die Offenheit ist für manche sogar zu einer Art Statussymbol geworden. Es gilt als wahrer Luxus, über weite, leere Räume zu verfügen – und diese Leere mit so gut wie nichts zu füllen.

Dafür nahmen viele Menschen selbst diverse Nachteile in Kauf. Ein Leben ohne Türen bedeutet ja auch, sich nicht vor rumorenden Spülmaschinen, hustenden Mitbewohnern oder schweren Kohlgerüchen abschotten zu können. Man ist auch nicht länger aufgehoben in einer klar verfügten Ordnung, kein Verlass ist mehr auf die Konvention. Nicht zuletzt deshalb bleiben viele lieber bei Stuck und Parkett in der Altbauwohnung oder fügen sich in den vertrauten Kleinfamiliengrundriss. Denn auch die neue Zwanglosigkeit produziert ihre Zwänge. So wie jede Freiheit hat auch die Freiheit des Wohnens einige anstrengende Seiten und verlangt vom Individuum ein nicht geringes Maß an Gestaltungswillen und Selbstdisziplin. Am Ende kann es einem ergehen wie auf einem jener modernen Designersofas, auf denen man weder richtig sitzen noch vernünftig liegen kann. Alles löst sich auf in ein unbehagliches Dazwischen.

Doch ist ein solches Dazwischen im Zweifel lebendiger als die verkastelte Existenz, die bis heute vielen Häusern eingeschrieben ist. Das neue Wohnen erlaubt, wenn es gut geht, eine gestärkte Mündigkeit, weil es dem Menschen das Wo und Wie nicht verbindlich vorschreibt. Erst hier lässt sich recht verstehen, warum das Wohnen vor allem eine Empfindung ist und keine Funktionserfüllung. Erst hier, in offenen, befreiten Räumen, kommt das Ich sich näher. Das jedenfalls scheint der Traum vieler Menschen zu sein: Den Vorschriftsdeutschen lassen sie hinter sich, sie wollen Gefühlsdeutsche sein. Sie setzen ihren Fuß auf weiten Raum – und hoffen innig, dass die Mieten nicht noch weiter steigen.

www.zeit.de/audio

Familie Schmuck in ihrem grünen Haus unweit der Frankfurter Messe

Fotos: Markus Hintzen für DIE ZEIT / www.markus-hintzen.com

Nie mehr allein sein

Wieso sich eine kinderreiche Familie mitten in Frankfurt ein Haus baute

VON HANNO RAUTERBERG

Familie Schmuck kann sich glücklich schätzen, sie wohnt im Grünen. Und wohnt doch ganz anders, als es sich die meisten vorstellen. Spätestens beim zweiten Kind drängt es ja viele hinaus aus der Stadt. Die üblichen Innenstadtquartiere scheinen nicht ruhig, nicht lauschig, nicht sicher genug für eine behütete Kindheit. »Natürlich, das ging uns auch so«, sagt Dodo Schmuck. »Einige Freunde sind mit ihren Kindern rausgezogen, weit raus. Dann haben wir aber gemerkt, das wir uns das nicht vorstellen können.« Auch nach dem zweiten, nach dem dritten, nach dem vierten Kind änderte sich daran nichts. Nur ihre Altbauwohnung platzte aus allen Nähten. Sie mussten raus, und wollten doch drinbleiben, mitten in Frankfurt.

Dort steht es heute, vor zwei Monaten sind sie eingezogen: ein Haus im Westend zwischen lauter Anwaltskanzleien, Sechziger-Jahre-Wohnblocks und Architektenbüros, der Messeturm ist zum Greifen nah. Besonders grün ist es hier nicht gerade, von ein paar verschossenen Eiben abgesehen. Die Nachbarbauten drängen sich von allen Seiten dicht an die Schmucks heran, ihr Haus steht dort, wo sonst Autos parken, sich die Müllcontainer drängen oder ein Schlosser seine Werkstatt hat. Sie wohnen im Hinterhof. Und doch ist es ein Leben im Grünen, genauer gesagt, in einem wunderbaren Lindgrün. So haben sie ihr Haus angestrichen.

»Nein«, sagt Dodo Schmuck und lacht. »Das war nicht unsere Idee, auf so eine Farbe wären wir nie gekommen.« Es war die Idee von Claudia Meixner und Florian Schlüter, zwei Architekten aus Frankfurt, die mit viel Experimentierlust ans Werk gingen – und das Glück hatten, die Schmucks als Bauherren zu haben, mit viel Geduld und nicht gerade wenig Geld. Auch wenn manche Politiker das Wohnen in der City fördern wollen, bleibt es doch für die meisten unbezahlbar.

Auch für die Schmucks war es nicht leicht, doch sie wollten bleiben, sich nicht abnabeln von den Freunden, vom kulturellen Leben der Stadt. Thomas Schmuck wollte weiterhin mit dem Fahrrad in sein Anwaltsbüro fahren – wahrer Luxus, wie er jetzt weiß. Dabei sieht ihr Haus keineswegs pompös aus. Eher gleicht es einer großen Schachtel, in sich verzogen und an vielen Stellen ein- und aufgeschnitten. »Wir wollten etwas, das man nicht an jeder Ecke sieht«, sagt Dodo Schmuck. Und ist sichtlich stolz auf ihr Unikat, auch wenn es an manchen Ecken zu kneifen scheint, im seltsam keilförmigen Eingang zum Beispiel. Hier drängelt sich das Familienleben, erste Striemen zieren die Wand.

Doch die Schmucks wollten es so: kein ideales Haus, sondern eines mit Charakter, eines, das sich dem Ort verdankt, an dem es steht. Sie bewahrten Teile der Baracke, die sie auf ihrem Grundstück vorgefunden hatten, und dankbar ließen sich die Architekten davon anregen, zu ungewöhnlichen Grundrissen und wechselnden Deckenhöhen, zu einer loggiaartigen Brücke und einem kleinen Rasenhügel im Garten.

Am wichtigsten aber war der Familie Schmuck das Licht. Weiße Wände, ein weiß lasierter Holzfußboden, weiß auch die Küche, für die man viel Freude am Putzen mitbringen muss. Sogar einen Spiegel gibt es in dem weiten Wohnkochraum, er nimmt die gesamte Wand hinter der Spüle ein. Nie ist man in diesem Haus allein, alles steht offen, jeder kann durch die Riesenfenster hineinsehen. Selbst wenn mal kein anderer da ist, schaut immer noch das eigene Spiegelbild zu.

Und so ist das Haus der Schmucks auf großartige Weise paradox: Es hebt sich ab, will anders sein, doch grenzt es sich nicht aus, sondern sucht Verbindung – zum Ort und zu den Nachbarn. Es will zur Stadt gehören, ohne in ihr aufzugehen. Es liegt im Grünen und doch im Leben, mittendrin.

Hansjürgen und Bärbel Ristow und ihr Wohnblock im Berliner Rollberg-Kiez

Fotos: Marcus Hoehn für DIE ZEIT / www.marcus-hoehn.de

Wohnen, wo niemand wohnen will

Warum wohlhabende Rentner freiwillig in ein Berliner Sozialbaughetto ziehen

VON TOBIAS TIMM

Gerade jetzt, im Alter, wollten sie einen neuen Anfang wagen. Als die Ärztin Bärbel Ristow und ihr Mann Hansjürgen, ein Professor für Molekularbiologie, pensioniert wurden, zogen sie in das Viertel mit dem wohl schlechtesten Ruf in Berlin. Sie lebten damals in einem schönen Haus mit Garten in Mahlow, am Rande Berlins, zuvor hatten sie ihre Söhne im bürgerlichen Charlottenburg großgezogen, doch dann wollten sie raus aus dem Gewohnten. Vor vier Jahren schlossen sie sich einer Gruppe von Menschen an, die sich Alleine Wohnen in Gemeinschaft (Alwig) nennt – und zogen in den Rollberg-Kiez nach Neukölln.

Von Alten-WGs und Mehrgenerationenhäusern war ja in letzter Zeit viel zu hören. Doch nur die wenigsten dieser Gemeinschaften kämen auf die Idee, in ein Quartier wie dieses zu ziehen. Ausführlich haben die Boulevardzeitungen über die dortige Parallelgesellschaft der arabischen Großfamilien berichtet, von Ghetto und von Gangs, von Gewalt und Verbrechen war die Rede. Wer konnte, so hieß es, zog weg.

Die Ristows aber und vier andere Menschen – alle über 60 und mit bürgerlichem Hintergrund – zogen freiwillig in einen von Leerstand betroffenen Sozialbau in der Falkstraße. Inzwischen sind sie zu elft, jedes Paar und jeder Single der Gemeinschaft hat eine eigene Wohnung. Die 100 Quadratmeter der Ristows sind raffiniert und schön geschnitten: Das helle Wohnzimmer hat fünf Ecken, aus dem großen Fenster schaut man auf die weitläufigen Spiel- und Sportplätze zwischen den Wohnbauten.

Die Wohnungsbaugesellschaft Stadt und Land war als Vermieter sehr interessiert an dieser Form von »Mittelschichtsinfiltration«, wie es Bärbel Ristow nennt, und ging deshalb auch auf Umbauwünsche der neuen Bewohner ein. Doch die Mitglieder von Alwig sind nicht wegen des günstigen Mietraums in Neukölln, sie wollen gut miteinander leben und sozial aktiv werden. Sie engagieren sich in Hausaufgabenhilfen, in Nachbarschaftsvereinen, in Parteien, in den Kirchen und der Bürgerstiftung Neukölln. Und so haben sie auch zahlreiche Kontakte zu denen gefunden, die schon länger in Neukölln leben, zu arabischen Vätern, polnischen Kindern und türkischen Frauen.

Mittelpunkt von Alwig ist eine Gemeinschaftswohnung im Erdgeschoss, mit langem Tisch, Küche und kleinem Garten im Hinterhof. Hier trifft man sich jeden Montagnachmittag zu einer Gesprächsrunde, erzählt sich von Projekten und Problemen und isst freitags gemeinsam zu Abend. Das Leben im Rollberg-Viertel macht den alten Menschen keine besondere Angst. Aber wenn man selbst einmal schlecht drauf sei, sagt Bärbel Ristow, dann verstärke die Not in Neukölln die Stimmung doch. Dann müsse man Kraft in der Gruppe tanken.

Klingt das nicht etwas zu sehr nach heiler Welt? Sind ihnen die Nachbarn letztlich nicht doch fremd geblieben? Nein, sagt Bärbel Ristow, mit ihren polnischen Nachbarn hätten sie sich angefreundet und würden sich gegenseitig einladen. Die türkischen und makedonischen Kinder und Eltern im Haus kennen sie alle, die Alwigs helfen bei Hausaufgaben, dafür hilft ihnen der afrikanische Nachbar, wenn sie im Winter mit ihrem Auto wieder einmal auf einer dieser Berliner Eisbarrieren hängen geblieben sind – oder türkische Schulkinder kochen für sie im Nachbarschaftsverein Wurst mit Erbsen und Kartoffelpüree.

Und so sind nicht nur die Mitglieder von Alwig begeistert von ihrer neuen Form des Zusammenwohnens in getrennten Wohnungen. Auch ihre erwachsenen Kinder, sagt Bärbel Ristow, seien glücklich, die Eltern gut aufgehoben zu wissen – in einer etwas anderen WG im berüchtigten Rollberg-Viertel.

Ofelia Filipovic und vier ihrer acht Kinder in einer Altbauwohnung in München-Bogenhausen

Fotos: Michael Herdlein für DIE ZEIT / www.herdlein.de

Gentrifizierung, umgekehrt

Warum Münchner Hartz-IV-Empfänger im Luxusviertel wohnen dürfen VON SVEN BEHRISCH

Ofelia Filipovic hält an der einen Hand den kleinen Josif, mit der anderen hält sie die Tür auf. Es riecht nach Raumspray, Lavendel. Matt schimmert der Parkettboden in dem breiten Flur, von dem links und rechts Türen abgehen, viele Türen. Wären die gerüschten Vorhänge im Wohnzimmer nicht zugezogen, man könnte den Friedensengel am Ende der Prinzregentenstraße sehen und die Wipfel der Bäume am Isarufer, wo München ganz unter sich ist, sehr grün, sehr wohlhabend. Ofelia setzt sich ganz an den Rand des Ecksofas mit den roten Schonbezügen. Sie sagt: »Die Leute in Bogenhausen sind nicht anders, weil sie reich sind. Sie sind anders, weil sie deutsch sind.«

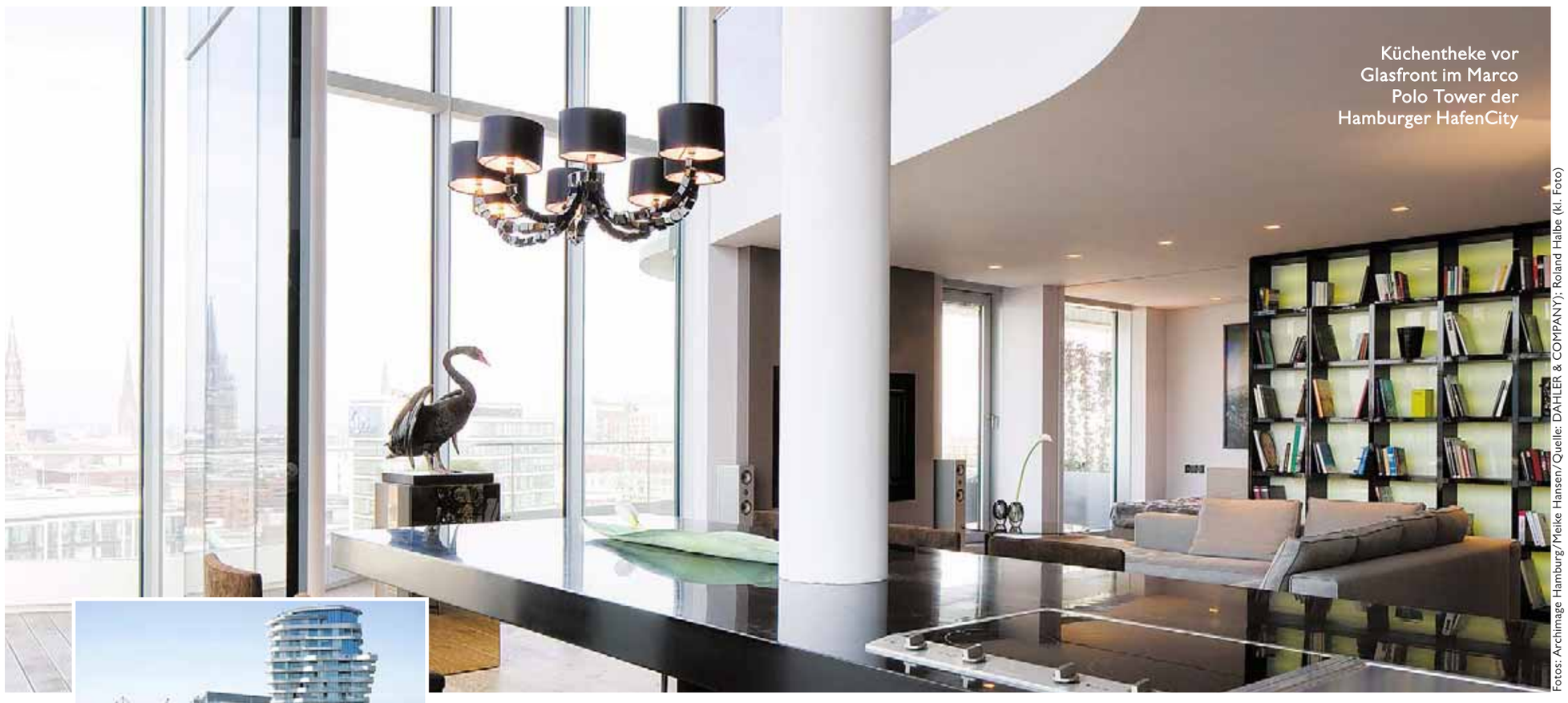
Den Altbau mit dem Erker hat sich die Stadt vor vier Jahren gesichert, seither leben dort die Filipovics mit 13 anderen Familien, die staatliche Unterstützung brauchen. Das Glück und die kommunale Stadtraumbewirtschaftung haben sie aus einer engen und teuren Pension im Industriegebiet zurück ins städtische Leben geführt. Sie wurden umgesiedelt, nach Bogenhausen, wo die Wohlsituierten leben. Es ist ein in Deutschland einmaliges Modell des sozialen Wohnungsbaus und wohl nur deshalb kein Pionierprojekt, weil es, im großen Stil betrieben, jede Stadtkasse ruinieren würde.

Ein Haus wie jenes, das die Filipovics bewohnen, bringt auf dem umkämpften Münchner Immobilienmarkt rund acht Millionen Euro ein. Geld, mit dem die Stadt gleich mehrere Neubauten am Stadtrand hätte bauen können. Hinzu kommen noch die 1,7 Millionen Euro für die Renovierung des Gebäudes sowie die Betreuung der Bewohner durch Sozialpädagogen. Der Name dieser kostspieligen Idee ist KomPro: Gegenden, die von den Wohlhabenden erobert, vulgo gentrifiziert wurden, sollen neu durchmischt werden.

Noch leben die Filipovics wie auf einer Insel, angespült vom warmen Wind der Integrationstheorie. Untereinander hilft man sich, die anderen Nachbarn in der Straße aber kennen die Filipovics nicht. Einem Mieter zwei Häuser weiter war es neu, dass hier Menschen von der Stütze leben. Ein anderer stellt klar: »Die kenn ich nicht.« Die Läden ringsum sind für ein Hartz-IV-Einkommen unerreichbar. Einmal hatten sie kein Brot mehr und haben eine Häuserecke weiter Baguette gekauft, für vier Euro, bei Feinkost Käfer. Der liegt am nächsten, geografisch. Für die Filipovics liegt es näher, im Hasenbergl einzukaufen. Denn dort ist der Lidl, dort wohnen die Schwester und der Schwager mit dem Auto.

Im Hasenbergl leben all die anderen Filipovics, es ist das Neukölln, das Mümmelmannsberg, das Rödelheim Münchens. Hat der Hasenbergler Glück, bekommt er einen Gründungszuschuss, 300 Euro. Hat der Bogenhausener Glück, bekommt er Gründerzeit, 300 Quadratmeter. Die Filipovics haben 140 Quadratmeter, genug Raum für die acht Kinder, für Milans Holzeisenbahn, Violettas Spagatübungen, die Hausaufgaben der drei Ältesten. Anfangs brauchten sie noch die Hausaufgabenhilfe, die einmal die Woche kam. Jetzt kommt sie nicht mehr, und das hat auch etwas mit dem Umzug zu tun. Ein Soziologe wies kürzlich auf den Zusammenhang von Lernerfolg und Wohnquartier hin. Die Klavierdichte der Nachbarschaft schlägt sich demnach in guten Noten nieder, auch wenn zu Hause eher der Duft von Chicken Wings als der Klang eines Flügels durch die Räume schwebt. Anders als im Hasenbergl ist in Bogenhausen die Wahrscheinlichkeit hoch, dass Milan und Ivana in der Schule nicht neben Goran sitzen, der nachts gern randaliert, sondern neben Maximilian, der nachmittags rudern geht.

Gute Sozialmedizin ist teuer, doch scheint sie zu wirken. In Belgrad, sagt Ofelia, in Hamburg und Berlin seien sie gewesen, aber in München, da sei es doch am allerschönsten. Würden die Nachbarn mit ihr reden, sie hielten sie für gar nicht so anders.



Küchentheke vor Glasfront im Marco Polo Tower der Hamburger HafenCity

Fotos: Archimage Hamburg/Meike Hansen/Quelle: DAHLER & COMPANY); Roland Halbe (kl. Foto)

Und der Nachbar hat ein Huhn

Warum Hamburger mit sehr viel Geld in einen Wohnturm ziehen VON SUSANNE MAYER

Aufregender kann man in Hamburg nicht wohnen. Der Marco Polo Tower steht an der Kante der Moderne, wie eine Wirbelwind aus weißem Stein strudelt er 15 Stockwerke hoch, dort, wo Hamburg zur Wasserlandschaft wird, am äußersten Rand der Hafencity. Gerade mal 15 stramme Fußminuten vom Jungfernstieg entfernt. Man läuft über Brücken, durch die Speicherstadt, hinein in das Jaulen der Bagger, das Rattern von Presslufthämmern. Hier wird Zukunft gebaut. Eine Böe, und hui, ist man drin.

Etage 12. Eine weiße Tür geht auf. Der Kopf fällt in den Nacken, man sieht in den 13. Stock hoch, der sich mit Schwung als Galerie präsentiert. Die Glasfassade ist gefühlte zehn Meter hoch. Gegenüber, wie auf Armlänge, die Elbphilharmonie, mit gläsernen Zipfeln antwortet sie spitz auf die Rundungen des Towers. O Gott, wo ist die Gastgeberin? Sie ist es gewöhnt, dass Gäste beim Anblick der steilen Hafenkräne, der durch Schaumkronen pflügenden Schiffe alles vergessen. Sich hilflos umwenden – und in der Silhouette der Stadt versinken, hier der Turm von St. Katharinen, da der Michel, dort St. Petri. Ein 180-Grad-Panorama über Hamburg, der Schönen.

Die Gastgeberin ist eine junge, blonde Frau, kein Name, kein Foto bitte! Sagen wir: Eva. Die Beine lang, alles herrlich konturiert bis zum Profil, schön wie eine Galionsfigur aus der Architektenwerkstatt Behnisch, die den Tower baute. Was hat sie hier hochgeführt? Natürlich die Liebe. Selbstverständlich ein arrivierter, zugegebenermaßen älterer Herr, der 2009 als Erster das Angebot nutzte, für sich eine der als Rohbau gelieferten Wohnungen zu gestalten.

Keine Wände. Die Wohnung lehnt sich gegen das Treppenhaus, diesem entlang ziehen sich Kabinette, hinter schwarzem Lack verschwindet wohl alles, was das Leben so zumüllen kann, Jogging-Schuhe und Familienfotos, Putzkram. Kaum Spuren von Alltag oder eines alten Lebens. Selbst das temperierte Weinregal und der Dampfdruckkocher sind ins Dekor eingelassen, abends steamt sich Eva hier Gemüse. Oft allein, so ist es bei Menschen, die Gas geben.

Hinter der Glasfront ein riesiges, windumtostes Deck. Vor der Glasfront die Küchentheke, die auch Esszone ist. Die Sitzlandschaft. Ein himmelblau erleuchtetes Bücherregal, viele Yoga-Titel übrigens. Oben sind Bad und Bett, Sauna und Trimmrad und von jedem Punkt aus dieses Panorama – wie lange kann eine Beziehung solcher Ablenkung gewachsen sein? Eva antwortet mit Knopfdruck, und ein goldener Vorgang schwenkt um das fellbelegte Bett, was ein zeltiges Gefühl von 1001 Nacht erzeugt.

Noch sind einige Wohnungen nicht fertig, sechs sind sogar noch zu haben: eine ungewöhnliche Mannschaft, die da zusammenkommt, so der erste Eindruck von der Eigentümerversammlung. Nebenan soll ein älterer Ire einziehen, die Wohnung ist ein Geschenk seiner Söhne. Ein Russe wurde gesichtet, und neulich traf Eva im Lift einen Mann mit Huhn. Lotte. Habe sie gegoogelt, Eva sagt: »Wo kann man schon wohnen, wo ein Huhn herumstolziert, das bei Yahoo ein Video hat?«

Alles ganz schön Avantgarde. Designer wie Ulrike Krages oder Davide Rizzo wetteifern darin, den Neulingen zu helfen, ihre kreativen Ideen umzusetzen. Evas liebstes Spielzeug ist eine Konsole, auf der sie sechs verschiedene Lichtszenarien programmiert hat, dazu Wärmezonen, auf den großen Screen lassen sich so Internet oder Filme zaubern. Nicht unkomplex, die Haustechnik, anderes ist dafür super easy.

Dafür stehen zwei Herren in der hohen Halle bereit. *The Grand Concierge!* Herr Bossmann und sein Kollege übernehmen alles, was lästig fallen kann: Nie mehr auf Klempner warten! Notfalls buchen sie Opernkarten an der Met, damit man morgen Abend in New York nicht allein rumhängt. Für das einzige Kind des Towers – es ist ein Junge! – haben sie eine Schule gefunden. Fragt man übrigens Eva nach Kindern, sagt sie, für Kinder würde sie natürlich an den Stadtrand ziehen, in ein Haus mit Garten.

84 qm Schweden

Neuerdings bietet Ikea auch das zu den Möbeln passende Haus – wer will so etwas? VON SHIRIN SOJITRAWALLA

Der israelische Künstler Guy Ben-Ner hat eine recht besondere Beziehung zum Möbelhaus Ikea. Für eines seiner umwerfenden Videos ist er dort eingezogen, samt Familie. Sie nutzten die Betten, lümmelten auf den Sofas, stritten in der Einbauküche und filmten sich zwischen Billy und Klippan. Keineswegs nur die übergeschnappte Vision eines Künstlers: Mit seiner Frau und den beiden prospekttauglichen Kindern wäre Guy Ben-Ner der ideale Käufer für eines der Fertighäuser, die Ikea seit Neuestem auch in Deutschland anbietet.

Auf dem Parkplatz des Ikea-Einrichtungshauses in Wallau, gleich unterm Werbemast mit dem blau-gelben Logo, wartet seit März 2010 ein ebenso unscheinbares wie überraschend unschwedisch aussehendes Musterhaus auf Gäste. An drei Tagen der Woche kann es an wenigen Stunden besichtigt werden. Wer es betritt, benimmt sich unwillkürlich, als spaziere er durch die Möbelabteilung: irgendwie behutsam und auf jeden Fall mit Zuschauern rechnend. Und so wie man alte Bekannte schon an ihrem Parfum vorausahnt, erkennt man auch Ikea am Geruch: Holz und sehr viel irgendwas.

Foto: Markus Hintzen für DIE ZEIT

Natürlich sieht in dem Haus dann alles genau so aus, wie man es erwarten durfte. Vom Boden bis zur Decke (2,50 Meter) ist alles auf Ikea eingestellt, und noch in die kleinste Ecke fügt sich ein Schubladenelement. Die Reihenhäuser gibt es zwei- oder dreigeschossig mit Wohnflächen von 84 bis 134 Quadratmetern. Das Musterhaus verfügt über 102 und hinterlässt einen etwas beengten Eindruck. So tönt es auch bei einer nicht repräsentativen Blitzumfrage im angegrauten Bekanntenkreis: zu klein und zu studentisch. In jungen Jahren hätte man sich das noch gefallen lassen.

»Lieber mehr Spaß und weniger Quadratmeter«, heißt das bei Ikea. Was meint: Entscheidend ist der Preis. Die kleinsten Häuser kosten 179 500 Euro, inklusive Grundstück. Fußboden liegt noch keiner drin, dafür gibt es ein Stück Garten und statt eines Kellers einen Schuppen vor dem Haus. Auf Wunsch der Kunden gibt es in Deutschland auch eine Variante mit Giebeldach. Das sieht nur unwesentlich besser, dafür aber ein bisschen mehr nach Haus und weniger nach Unterkunft aus.

Auch Wohnungen hat Ikea mittlerweile im Angebot. Zwei Zimmer (50 Quadratmeter) sind für 99 500 Euro zu haben. Gratis dazu bekommen die Käufer Ikea-Einrichtungsgutscheine in Höhe von bis zu 1000 Euro. »BoKlok«, was so viel heißt wie »Wohne klug!«, nennt sich das Eigenheimschnäppchen.

Sein Haus darf man allerdings nicht einfach irgendwo aufstellen. Bislang sind Siedlungen in Wiesbaden-Auringen (Auf den Erlen) und in Offenbach bei Frankfurt (An den Eichen) vorgesehen. Etliche mehr könnten folgen.

In Skandinavien und Großbritannien sollen schon mehr als 4000 Ikea-Häuser stehen. In Deutschland warnte im vergangenen Jahr die Stiftung Warentest, bemängelte komplizierte, riskante und intransparente Verträge und anderes mehr. Ikea besserte nach, sodass Unternehmenssprecherin Sabine Nold bald mit dem »Baustart« rechnet. Sie versichert, dass bereits Häuser verkauft wurden. Wie viele und an wen ist noch nicht in Erfahrung zu bringen.

Kein Geheimnis macht sie daraus, dass es in Deutschland größere Anlaufschwierigkeiten gegeben habe. Wohl auch, weil man hierzulande im Eigenheim doch noch den Ewigkeitswert sucht. Bettwäsche kaufen wir eben gern im Vorbeigehen, Häuser lieber nicht vorübergehend.

»GERMANY'S NEXT TOPMODEL«

Wir sehen nicht, dass du es wirklich willst!

Nein, das wird jetzt nicht langsam langweilig, wenn die straffe Heidi Klum zu sechsten Mal unter 50 fürchterlich symmetrischen jungen Frauen nach dem Mädchen für die C&A-Werbung sucht. Im Gegenteil, *Germany's next Topmodel* stammt von einem Genre, das erst durch Wiederholung richtig gut wird. Genau genommen richten die erfolgreichsten Erzählungen dieser Welt ihr Begehren nicht nach Neuem, Noch-nie-Geahntem, sondern nach der wohlberechneten Erfüllung eines gut geölten Schemas. Am offensichtlichsten gilt dies für Pornografie, die dafür einsteht, dass ein vergleichsweise begrenztes Spektrum menschlicher Vorfälle sich zuverlässig ereignet. Eine gewisse Suspense macht allein die gerade noch erträgliche minimale Variation aus, die in der im Grunde verzichtbaren narrativen Hinleitung besteht, wie es diesmal wieder dazu kommt. In einem Video, das einmal eine Netz-Berühmtheit war, gelangt man in fünf Sekunden von der Dialogzeile »Warum liegt hier überhaupt Stroh?« zum Blowjob. Vorbildlich.

Zurück zu *Germany's next Topmodel*. Dort hat man ja der Pornografie verwandte Ziele. Nämlich durch eine ziemlich konstruierte Story zu begründen, warum gerade mal postpubertäre Mädchen in eigenartigen Positionen Teile ihres Körpers öffentlich zugänglich machen müssen, die zivilem sozialem Umgang gewöhnlich entzogen sind. Das mit dem Stroh haben die Requisiteure der Show auch gut verstanden. Es gibt da sogenannte Shootings, bei denen für ein »tolles Foto« massenweise Sand, kaltes Wasser, Spinnen, Elefanten, Klebriges oder Schmutziges herangeschafft wird und einmal pro Sendestaffel auch – iiiihihi – richtige, lebendige Männer. Um all dieses Zeug drapieren die Girls sich professionell herum und machen ganz wonnige Augen. Es sieht sehr ungemütlich aus, aber Heidi Klum sagt, dass das ein »Potenzial« aus »unseren Mädchen« holt, das anscheinend da drinsteckt.

Das dienstälteste Mädchen im ganzen Land: Heidi Klum

Im Kern besteht die Story, die dem ganzen Theater zugrunde liegt, in dem Klum-Mantra »Nur eine von euch kann Germany's next Topmodel werden«. Es wird gegen Scham, Tränen und Angst mit dem drohenden Satz verteidigt: »Wir sehen einfach nicht, dass du es wirklich willst.« Nicht unähnlich dem pornografischen Phantasma (»Du willst es doch auch«), mit dem die verschüttete weibliche Lust ans Licht gebracht werden soll. Die richtige, in einem Juchzer oder Schluchzer vorzutragende Antwort darauf lautet: »Also, ich würde echt alles geben, um Germany's next Topmodel zu werden. Und nächste Woche will ich noch mehr geben, um euch das zu beweisen.«

Was damit in herrlicher, von allen Deckdiskursen befreiter, nackter Klarheit vor uns steht, ist jene »prostitutionelle Norm«, die ja nach Auskunft der Ideologiepartisanen des »Unsichtbaren Komitees« nicht allein Sache des Schmuddelfernsehens, sondern Tugenddiktat einer neuen »Norm von Vergesellschaftung« schlechthin ist. Man lässt sich jetzt nicht mehr für das bezahlen, was man tut, sondern für das, was man ist, »für unsere ausgezeichnete Beherrschung der gesellschaftlichen Codes, unsere Beziehungstalente, unser Lächeln oder unsere Art, uns zu präsentieren«.

»Was mich auszeichnet, ist mein Lächeln. Keine Ahnung. Ja«, sagt die 20-jährige Top-50-Kandidatin aus Oldenburg auf der ProSieben-Website. Und wie Pornografie schon immer der Kristallisationspunkt jener Techniken war, die Sexualität in die politische Ordnung der Geschlechter einsortieren, erleben wir in diesem Stück Familienfernsehen unverstellt den Eintritt der politischen Macht vulgo ökonomischen Vernunft in die Organisation des Körpers.

Der Schrift *Grundbausteine einer Theorie des Jungen-Mädchens* (Merve) des mit dem oben zitierten sehr verwandten Theoriekollektivs Tiqqun ist zu entnehmen, dass das junge Mädchen so etwas wie eine »Sehmaschine« solcher Selbstverwertungslogik sei: »Es wird sich in jedem Augenblick als das souveräne Subjekt seiner eigenen Verdinglichung bestätigen.« Deshalb geben die werdenden Topmodels von ProSieben als Musterschülerinnen biopolitischer Schule einmütig an, ihre Stärke sei Ehrgeiz und ihre Schwäche Ungeduld.

Als Gegenwert erhalten sie bei *Germany's next Topmodel* ein Bild von sich selbst, wobei das Ende eines Mädchens in der Show durch den Satz repräsentiert wird: »Ich habe heute leider kein Foto für dich.« Ihre konzentrierte Hingabe gilt deshalb der doppelten Kamera, der des Fotografen und der des Fernsehens, und damit ist dieses pornografische Paradigma dann auch von einem wesentlichen Ungewissheitspotenzial des Sexuellen befreit, nämlich der Interaktion mit einem Partner. Begehren richtet sich nun allein auf die kalte Linse. Tiqqun: »Das Junge-Mädchen liebt sich selbst nicht, was es liebt, ist ›sein‹ Bild … Das Junge-Mädchen lebt unter der Tyrannei dieses undankbaren Meisters.« Wir erleben also die paradoxe Figur des Pornografischen, entkleidet von peinlicher und gefährlicher Erotik. Diesen Porno sehen besonders gerne kleine Mädchen, gerade noch vor der Pubertät. Vermutlich spüren sie darin die Wahrheit jener Regime, die ihnen in nächster Zukunft bevorstehen und die ihre Eltern noch tröstend zu verheimlichen versuchen. Eins noch: Heidi Klum kann nichts dafür, die ist bloß das dienstälteste junge Mädchen im ganzen Land. MARIE SCHMIDT

Fotos: [M] Rosi/Gnoni-Press (l.) Stache/picture-alliance/dpa (m.) People/Reuters (o.r.)

KULTURPOLITIK IN HAMBURG

Alle hoffen auf Barbara Kisseler

»Ab jetzt kann alles nur besser werden«, sagte eine Besucherin, die sich ins überfüllte Kampnagel-Theater drängte. In der Tat: Im vergangenen Jahr musste man in Hamburg den Eindruck gewinnen, die herrschende CDU wolle die Kulturszene mit demonstrativer Inkompetenz geradezu demütigen. Dass sie dann selber durch die Wahlniederlage gedemütigt wurde, war doch ein kleiner Trost. Die Diskussionsrunde »Stadt ist Kultur« jedenfalls war erfüllt von erleichterten Seufzern, und Joachim Lux, Intendant des Thalia Theaters, sagte kurz und herzlich: »Ich bin glücklich!« – glücklich über die designierte Kultursenatorin Barbara Kisseler. Dass der künftige Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) das Feld der Kultur als vordringliches Pensum beschrieben und die Spitze der Kulturbehörde als erste besetzt hat, fördert die zarte Zuversicht, das Tal der Tränen sei endlich durchschritten. Dazu trägt bei, dass Frau Kisseler in ihren ersten Interviews gesagt hat, der Kulturetat werde steigen. Sie hat auch gesagt, dass sie mit den Vertretern der kulturellen Institutionen reden wolle – ein für Hamburger Verhältnisse ungewöhnlicher Vorsatz. Barbara Kisseler, geboren 1949 in Asperden am Niederrhein, hat Germanistik und Theaterwissenschaft studiert und, soweit bekannt, nicht promoviert. Sie hat in verschiedenen Kulturämtern und Kultusministerien gearbeitet, besitzt also Verwaltungserfahrung, offensichtlich auch Durchsetzungsfähigkeit und ist derzeit noch Chefin der Senatskanzlei in Berlin. Dass jemand Namhaftes aus Berlin nach Hamburg geht (und nicht wie üblich umgekehrt), auch das gilt im gebeutelten Hamburg als gute Nachricht. Berliner Augenzeugen berichten, Frau Kisseler sei des Öfteren in Premieren zu sehen gewesen. Sollte sie diese Übung beibehalten, so werden ihr die Herzen in Hamburg zufliegen, wo unvergessen bleibt, dass bei der Trauerfeier für Peter Rühmkorf, den größten Dichter der Stadt, keiner ihrer Regierenden zu sehen gewesen war, nicht einmal ein Kranz. So richten sich also aller Augen auf Barbara Kisseler, und dass sie alle Wünsche erfüllen wird, ist unwahrscheinlich. Aber wenn es ihr gelänge, den Institutionen und ihren Häuptern Achtung und Würde wieder zurückzugeben, wäre viel gewonnen. Hubertus Gaßner, Chef der Kunsthalle, rief emphatisch: »Man muss an die Kunst glauben!« Dieser Glaube muss ja nicht einmal Berge versetzen, die an der Elbe eher selten sind, sondern nur ein paar Kleinigkeiten. ULRICH GREINER

Die neue Hamburger Kultursenatorin Barbara Kisseler

Jane Russell (1921–2011)

ZUM TOD VON JANE RUSSELL

Die tollste Pferdestehlerin

Ihre Weiblichkeit war so umwerfend, weil sie ihr selbst so vollkommen egal zu sein schien. Jane Russell, Superstar der vierziger und fünfziger Jahre, war Hollywoods »Busenwunder«, und der Milliardär und Filmproduzent Howard Hughes ließ für sie einen BH entwerfen, den sie niemals anzog – aber das Schöne an ihr war eine unvergleichliche Mischung aus Erotik, Schwung und Kumpelhaftigkeit. Mit dieser Frau konnte man Pferde stehlen, deshalb fühlte sie sich auch so wohl in Western wie etwa ihrem Leinwanddebüt *Geächtet* (1941), wo sie sich verheißungsvoll im Heu rekelt. Als *»Little Girl from Little Rock«* bildete Jane Russell in Howard Hawks' Komödie *Blondinen bevorzugt* ein wunderbares Freundinnen-Duo mit Marilyn Monroe: die dunkle Dorothy und die blonde Loreley, zwei Showgirls, die auf einem Ozeandampfer auf Männerjagd gehen. Die Szene, in der sich Russell zwischen trainierenden Athleten mit einem Song über den Körperkult mokiert *(»Ain't there anyone here for Love?«)* ist ein Kabinettstückchen unter den Musical-Szenen. Anfang der neunziger Jahre, als die Berlinale Jane Russell gemeinsam mit Robert Mitchum eine Retrospektive widmete, zeigte sie mit türkisfarbenem Turban und mit weißen Cowboystiefeln, was ein Auftritt ist. Anlässlich der Vorführung von *Blondinen bevorzugt* hielt sie damals im Astor-Kino eine kleine Rede über die Dreharbeiten. Es waren die schönsten, warmherzigsten Worte, die je über Marilyn gesprochen wurden. Am vergangenen Montag starb Jane Russell im Alter von 89 Jahren in Santa Maria, Kalifornien. KATJA NICODEMUS

MUSIK IM NETZ

Ein gigantischer Schrein der Tonkunst

Bevor Dirigenten ihr Stöckchen heben, nehmen sie ein anderes Hölzchen, eins mit farbiger Mine drin. Ihre Partituren sehen mitunter aus wie wüste Gemälde, noch bevor sie erstmals vor dem Orchester aufgeschlagen werden. Wie Leonard Bernstein unfallfrei durch den Dschungel einer Partitur kam, zeigt uns jetzt das online gestellte Archiv der New Yorker Philharmoniker (http://archives.nyphil.org). Diesen gigantischen Schrein der Tonkunst mit Videos, Noten, Fotos, Programmheften und Korrespondenz zwischen 1943 und 1970 krönt Bernsteins Partitur von Mahlers *9. Symphonie D-Dur*. Ein Fest in Blau: Oft notiert Lennies Malstift ein »Avanti«, auf dass der Drive nicht erlahme. Gefährliche Einsätze markiert er mit eckigen Klammern. Dicke Bögen organisieren das Gedächtnis. Die Summe der Einträge ergibt eine Art Eroberungsprotokoll, mehr noch: eine Bedienungsanleitung für Musik. Und kaum klickt der Leser auf einen weiteren Knopf, hört er beim digitalen Blättern Bernsteins New Yorker Aufführung des Werks vom 27. November 1965. Tiefer, bewegter kann man nicht teilhaben an jenem Prozess von Interpretation, der vom Lesen nur übers Denken und Malen zum Klingen führt. WOLFRAM GOERTZ

Nachtrag

In unserem Interview mit Patrick Bahners *(ZEIT* Nr. 8/11) über dessen Buch *Die Panikmacher* war in einer Frage die Rede davon, dass Alice Schwarzer »unter der Flagge der Islamkritik« »zuverlässig dabei« sei. Frau Schwarzer verwahrt sich gegen diese Formulierung. Sie kritisiere nicht den Islam, sondern den Islamismus. DIE ZEIT

WAS MACHE ICH HIER? Nº 148

Der arme Lottmann

Ich kam vom Schwimmen in der Gartenstraße und hatte noch bessere Laune als sonst. Nein, das stimmt nicht, ich hatte schon länger keine gute Laune mehr gehabt, aber nach dem Schwimmen war sie nicht ganz so schlecht. Und sie war immer noch besser als die Laune der Menschen, die in der Straßenbahn neben mir saßen und standen und traurig auf ihre Telefone schauten und darauf warteten, dass sie jemand anruft. Als ich am Zionskirchplatz ausstieg, sah ich der Tram hinterher und fragte mich, wie viele von euch werden heute Abend allein sein, und ich lächelte. Dann ging ich über die Kreuzung und dachte, dass Fiona schon seit einem halben Jahr weg war, und dabei zählte ich die Straßenbahnschienen, und als ich beim 103 wieder hochsah, stand dort Lottmann mit einer Frau, die ich nicht kannte. Sie hatte schwarze Haare und schwarze Augen, sie war gleichzeitig offen und verschlossen, und ihr starker, weiblicher Händedruck erinnerte mich an Fionas Händedruck. Lottmann wirkte noch schiefer, steifer und verwirrter als früher. Er hatte seinen bis nach oben zugeknöpften beigen Trenchcoat an, in dem er immer wie ein Mann aussieht, der unter diesem Trenchcoat etwas verbirgt, und obwohl es kalt war, hatte er Schweiß auf der riesigen gelben Stirn. »Das ist Unna, meine neue Facebook-Freundin«, sagte er stolz. Ich ließ die Hand der Frau los, und obwohl ich auf Lottmann seit der Lesung im Münzclub im letzten Februar sauer war, sagte ich: »Ich komm mit euch rein, und wir trinken etwas, in Ordnung?« Lottmanns Stirn wurde noch nasser, aber er sagte: »Ja, gern, natürlich.«

Foto: Maxim Biller

Das 103 in Berlin

Als wir ins 103 reinkamen, drehten sie gerade das große Licht herunter, und alles war nur noch orange. Wir setzten uns hinten rechts in die Nische, wo es im Winter immer am wärmsten ist, und Unna und ich fingen an, uns zu unterhalten. Während ich mit ihr redete, dachte ich an Lottmanns Lesung, für die ich damals aus Leipzig nach Berlin gefahren war, obwohl Fiona und ich uns gerade viel besser verstanden als sonst. Ich sollte für Lottmann im Münzclub zusammen mit ein paar anderen aus seinem neuen Buch lesen, und als er mich dem Publikum vorstellte, sagte er, er und ich hätten früher auf den Treppen der Hamburger Kammerspiele gespielt und Ida Ehre habe danach mit uns Tee getrunken, und das war natürlich Unsinn. Seitdem hasste ich Lottmann.

Lottmanns neue Facebook-Freundin Unna war aus Dahlem. Ich habe in Berlin noch nie jemanden kennengelernt, der aus Dahlem ist, ich kenne ein paar Charlottenburger, aber die sehe ich nie, und wenn wir telefonieren, sagen wir uns immer, dass wir uns unbedingt wieder treffen sollten, obwohl wir wissen, dass das nicht passieren wird. Berlin war schon immer geteilt, lange vor dem Krieg und der Mauer, daran werden wir auch nichts ändern. Unna und ich redeten übers Schreiben, über amerikanische Fernsehserien, über den Garten, den sie in Dahlem hat, und über den Schlachtensee, in dem sie jeden Morgen im Sommer schwimmt, und dass sie sich aus Sex nichts macht, erzählte sie mir auch, keine Ahnung, was sie mir damit sagen wollte. Irgendwann setzte sich Lottmann, den wir sofort vergessen hatten, neben sie und sagte leise, mit seiner weichen, falschen Stimme: »Jetzt haben wir noch gar nicht miteinander gesprochen, Unna. Sollen wir ein bisschen bei mir im Bötzow-Viertel spazieren gehen?«

Ich sah auf mein Telefon. Vielleicht, dachte ich, habe ich nicht bemerkt, dass mich inzwischen jemand angerufen hat. Es hatte aber niemand angerufen, und ich stand schnell auf, nahm den Rucksack mit den Schwimmsachen und verabschiedete mich von den beiden. Als ich Unna die Hand gab, musste ich wieder an Fionas Hand denken, und als ich Lottmann die Hand gab, sah ich ihm in das riesige traurige Gesicht, und ich dachte, du wirst heute Abend auch allein bleiben, und ich lächelte. Dann ging ich endlich, wie jeder andere aus der Linie 12, schlecht gelaunt nach Hause.

Zu Hause machte ich nichts Besonderes. Ich saß in der Küche, ich rauchte auf dem Balkon, ich saß im Wohnzimmer. Schon eine Stunde später bekam ich von Facebook eine E-Mail: Unna wollte mit mir befreundet sein. Ich rechnete schnell nach. Nach Dahlem waren es vom Bötzow-Viertel mit dem Auto mindestens 25 Minuten. Das muss aber ein kurzer Spaziergang gewesen sein, Lottmann, dachte ich, jetzt sind wir quitt. MAXIM BILLER

TITELGESCHICHTE

Der Märchenprinz dankt ab

Zufall! Jetzt erscheint die Biografie des Mannes, der sich selbst rauswarf: »Guttenberg« VON ELISABETH VON THADDEN

Die erste Reihe mit ihren »Reserviert«-Schildern auf den Plätzen ist heute fast leer. Aber man könnte ihn sich hier gut in der ersten Reihe vorstellen. Er käme spät, aber nicht zu spät, würde sich lebhaft und entschieden den Weg über die dicken Teppiche durch die Kameras bahnen. Den Stolz würde man dem Märchenprinzen kaum anmerken, aber er würde doch sein Jungenlachen zeigen, und die schöne blonde Frau an seiner Seite würde zauberhaft lächeln. Dann würden sie sich hier im Ballsaal des Hotels Adlon, Berlin, Unter den Linden, auf die Samtsitze vor dem Podium setzen: Die erste anspruchsvolle Biografie über den so jungen Minister Guttenberg ist erschienen, verfasst von zwei natürlich promovierten Historikern und *FAZ*-Redakteuren. Prinz und Prinzessin würden den Schreibern ihre Aufmerksamkeit schenken. Große Ehre, feine Sache. So wär's im Märchen. Aber das ist ja nun geplatzt.

Es ist der Abend vor dem Rücktritt, aber das kann hier keiner wissen. Prinz und Prinzessin sind anderswo, Promotionswitze findet schon jetzt keiner mehr witzig, und in der neuen Biografie steht unter dem Hochzeitsbild des Paars fein gemein, was ohnehin jeder erkennt, hier trage die Braut noch dunkles Haar. Die Geste, mit der sich Minister und Gattin auf dem Foto ihres Afghanistaneinsatzes berühren, heißt hier: Hindukuscheln. Der Lack ist ab, der Respekt ist verflogen. Und dann trifft auf den Handys auch noch frisch die Nachricht ein, dass die Noten von Summa-cum-Guttenberg eigentlich zu schlecht gewesen seien, als dass er hätte promovieren dürfen.

Liegt da schon ein Hauch von Mitleid in der Luft? Ein Zeitungsjournalist aus den hinteren Reihen fragt den Buchautor-Journalisten dort vorn, wie es dem alten Vater von Guttenberg gehe. Ob man wisse? Und Autor Wehner sagt leise: »Ich habe eine Idee, wie dem Vater zumute ist, aber dazu möchte ich nichts sagen.« Er klingt wirklich bekümmert.

Ein reiner Zufall, und was für ein Zufall: Die Biografie, die Markus Wehner und Eckart Lohse seit Langem gründlich recherchiert haben, erscheint genau jetzt, an der Peripetie der Guttenberg-Drama-Show. Das Buch schließt mit dem Kapitel *Ende der Wehrpflicht* und klingt aus mit einem Blick auf eine deutsche Bevölkerung, die die Demokratie langweilig finde und auf eine »rettende Lösung« warte. Das Wort vom »Märchenprinzen« stammt von Wehner und Lohse. Letzter Satz des Buches: »Das ist der Moment, da ein gutaussehender junger Adliger aus Oberfranken mit einer jungen Frau vom Schloss herabsteigt, dem Volk zuzwinkert und die Botschaft aussendet: Ich bin der, auf den ihr gewartet habt. Das ist Karl-Theodor zu Guttenberg.« Ende. Man darf die Autoren Glückspilze nennen oder mal wieder von einem Kairos sprechen, die erste Auflage von 33 000 Exemplaren dürfte weg sein, die zweite wird schon eine überarbeitete Fassung. Auf der könnte dann eine Banderole versprechen: »Jetzt mit Rücktritt«.

Wie sich die Zeit überschlägt, wie alt in der Guttenberg-Drama-Show das Gestern schon heute aussieht: In der Absage des bayerischen Ministerpräsidenten, der an diesem Montagabend die Festrede halten sollte, ist noch von der »Angelegenheit« die Rede. Seehofer hat abgesagt, weil er als CSU-Vorsitzender »mit der Angelegenheit verantwortlich und zurückhaltend umgehen« wolle. Verantwortlich und zurückhaltend: Das passt angesichts des Aufstands im Netz, des Wissenschaftlerzorns, angesichts der Distanzierung des Doktorvaters längst nicht mehr zusammen, und auch über Seehofers Formulierkunst lacht keiner mehr.

Es fühlt sich eben doch an wie der letzte Akt. Hier im Adlon habe einst Kästners Emil samt seinen Detektiven den Betrüger Grundeis nach einer spektakulären Verfolgungsjagd dingfest gemacht, erzählt eine Journalistin dem Kollegen, der neben ihr sitzt, und tatsächlich würde sich keiner wundern, wenn jetzt ein Wachtmeister vorträte und sagte: Der Mann ist verhaftet. Draußen vor dem Saale beginnt schon ein Buffet für die Gäste zu duften, das herrschaftlicher nicht aufgetischt sein könnte. Noch stellen lauter promovierte Journalisten den promovierten Journalisten Wehner und Lohse tastende Fragen. Was soll man machen: Das Schauspiel findet statt und fällt gleichzeitig aus. Und eigentlich vermisst man schon den, der hier Stimmung reinbringen könnte: KT.

Die Biografie von Wehner und Lohse muss von morgen an nicht umgeschrieben, nur fortgesetzt werden, und den Autoren nimmt man es ab, wenn sie nun sagen: Die Entzauberung des Märchenprinzen überrasche sie nicht. Die Spuren eines Mannes, der seinen Lebenslauf schönt, durchziehen dieses Buch, ein bisschen Hochstapelei, etwas Lüge, manche Legende, fingerdick Blattgold und Pomade. Das Charakterbild, das hier entsteht, ist das eines hochemotionalen Mannes, der lieber schnell, im Alleingang, impulsiv und falsch entscheidet, als zögerlich zu erscheinen. Oder durchschnittlich. Auch ein Rücktritt, der mit niemandem zuvor abgesprochen wäre, würde nicht überraschen.

Ein Glanzstück dieser Biografie, die den privaten Guttenberg ebenso wie den Politiker und den Medienstar ernst nimmt, ist die minutiöse Rekonstruktion eines symptomatischen Rauswurfs: Keine anderthalb Stunden hat Guttenberg gebraucht, bis er nach dem Gespräch am 25. November 2009 entschied, wegen der Kundus-Affäre Generalinspekteur Schneiderhan und Staatssekretär Wichert aus ihren Ämtern zu entlassen. Die Schuldfrage war für ihn augenblicks klar. Die Konsequenzen eines solchen Vorgehens waren es nicht.

Aber wenn man diese Biografie nicht aus der Hand legen will, dann liegt es vor allem daran, dass sie die eigentümliche Volksnähe dieses fränkischen Freiherrn, der die Spielregeln der Mittelmäßigkeit kunstvoll beherrscht und doch gern umgeht, besser zu verstehen hilft. Dass er alles zugleich ist und also für jedes Projekt Hoffnung eine andere Projektionsfläche, einen anderen Ausweg aus dem Fluch der langweiligen Identität und ihrer lästigen Verantwortlichkeit bietet, wie es seine Geste auf dem Times Square bedeutet: Alles möglich!

Diese Biografie stellt ihn als Trennungskind aus einer annullierten katholischen Ehe dar, das vor allem mit seiner Kinderfrau aufwächst, einer warmherzigen Flüchtlingsfrau; als reichen Uradligen mit einem familiären Wohnsitz, der seit 700 Jahren der gleiche ist, und doch als ein Vagabundenkind; als hochambitionierten Mann und doch ohne Berufsabschluss, von Freunden kein Wort; als Spross der antidemokratischen katholischen Vormoderne des bayerischen Adels und des Widerstands; Enkel eines eigensinnigen konservativen Demokraten und Parlamentariers, Sohn eines Musikers und ökologisch hochengagierten Apokalyptikers, Stiefsohn eines Patenkindes des »Führers«, Ehemann einer Bismarck, was zwar nach dem ehrenwerten Reichskanzler klingt, tatsächlich aber bedeutet, dass Stephanie Guttenberg die Enkelin eines NSDAP-Bismarcks ist.

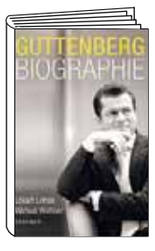
Die Biografen malen das ganze menschliche Narrenschiff dieser Familien und scheuen vor den hässlichen Klecksern nicht zurück: vor den unterschiedlich heroischen Versionen des Widerstands nicht; nicht davor, dass Stauffenbergs Witwe es in Schloss Guttenberg kaum aushielt, wegen der Weltfremdheit dieser Idylle angesichts des Leids, das sie sah und erlebte. Auch nicht vor den Schwierigkeiten beim Promovieren.

Man muss sich nur diese Familienfeste vorstellen: Da heben der Sohn von Hitlers Außenminister Ribbentrop und die Verwandten des Hitler-Attentäters Stauffenberg miteinander das Glas, die Tochter eines italienischen Kommunisten als Guttenbergs Stiefmutter stößt mit einer uradligen Gräfin zu Eltz an, die Guttenbergs Mutter ist. Von alledem hat der Junge etwas in sich hineinkopiert, um zum postidentitären Original zu werden, auf dem »Sonnendeck der *Titanic*«, wie sein Vater Enoch gesagt hat. Einer, der versuchte, das Chaos der Unklarheit durch riskante Entschlussfreude zu zähmen. Ein Mensch, in dem jeder sich selbst und zugleich sein Gegenteil sehen konnte, das macht ihm so leicht keiner nach.

Nun also hat Guttenberg den Märchenprinzen endlich rausgeworfen.

Fotos: Daniel Karmann/picture-alliance/dpa (l.); Reiche/ullstein

Ich war der, auf den ihr gewartet habt: Der Minister in vielversprechenden Tagen



Eckart Lohse/ Markus Wehner: Guttenberg
Biographie; Droemer Verlag, München 2011; 383 S., 19,90 €

DEUTSCHER BUCHMARKT

Ein großer Schaden

Der Berlin Verlag verliert seine Verlegerin Elisabeth Ruge

Elisabeth Ruge war eine der wenigen deutschen Verlegerinnen, die nicht von Vaters oder Ehemanns Gnaden zur Verlegerin bestellt wurden. Sie gehörte von Anfang an zum dreiköpfigen Gründungsteam des Berlin Verlages. Nach dem Weggang von Veit Heinichen im Jahr 1999 und Arnulf Conradi im Jahr 2006 wurde sie die geschäftsführende Verlegerin – eine der souveränsten und sprachgewandtesten Persönlichkeiten im deutschen Verlagswesen. Nun verlässt sie den Berlin Verlag. Der offizielle Grund: »die globale Umstrukturierung der Verlagsgruppe Bloomsbury«, zu der der Berlin Verlag gehört.

Der Fall hat exemplarische Bedeutung. Hier gab es offensichtlich einen frontalen Auffahrunfall zwischen dem alteuropäischen und dem neuen angelsächsischen Kultur- und Literaturbegriff. Die Verlegerin Elisabeth Ruge steht für eine Verlagspolitik der Entdeckungen, des Förderns und der langjährigen Zusammenarbeit. Sie machte durchaus, was alle machen. Sie kaufte auf dem internationalen Markt große, das heißt zumeist angloamerikanische Namen. Aber sie vergaß darüber nicht die Basisarbeit und betreute und verlegte eigene Autoren wie Ingo Schulze, Jan Wagner, Elke Schmitter, Péter Esterházy, Péter Nádas oder Henning Ritter.

Elisabeth Ruge hat fünf Jahre lang den Verlag geleitet

Diesen regionalen Eigensinn scheint der Konzern Bloomsbury nun insofern zu korrigieren, als die Verantwortung für die Erwachsenenliteratur in Zukunft bei Richard Charkin in London liegen wird. Der Berlin Verlag, der bald womöglich nur noch ein Imprint von Bloomsbury sein wird, könnte dann zu einer Kuchenbackform werden, in die der angelsächsische Konzern seinen globalen Teig abfüllt.

Das ist mehr als eine Personalie. Dahinter steckt die Frage, ob es für Bücher ähnlich wie für Handys oder Thermoskannen einen Weltmarkt geben kann. Werden wir in naher Zukunft in Washington, London, Paris und Berlin dieselben Bücher lesen? Der Bloomsbury Verlag hält dies offenbar für wahrscheinlich. Und viele Programme deutschsprachiger Verlage geben ihm darin recht. Der angloamerikanische Passepartout-Roman beherrscht seit Jahren das Verlagsgeschäft.

Sollte diese Rechnung aufgehen, kann man den Konzernen nicht zum Vorwurf machen, sie zu rechnen. Die alte Vielfalt der Buchlandschaft wäre dann immerhin zu einem guten Preis verscherbelt worden. Wahrscheinlicher ist allerdings, dass diese kalte Kostenrechnung ohne den Markt gemacht wurde, der am Ende doch widerspenstiger ist als alle Masterpläne. Die Bestsellerlisten sind – von den weltweiten Exportschlagern wie Elizabeth Gilbert oder Joanne K. Rowling abgesehen – bisher durchaus national. Der deutsche Buchkäufer lernt seine Bestsellerautoren überdies am liebsten im deutschen Fernsehen kennen.

Der Berlin Verlag in Gestalt seines Geschäftsführers Philip Roeder beeilt sich zu versichern, dass sich alles ändere und alles gleichbleibe. Aber nicht nur der Schriftsteller Ingo Schulze empfindet »Trauer und Wut«. Der Abgang dieser engagierten Verlegerin ist ein großer Schaden. IRIS RADISCH

Da staunen die Germanisten

Goethe liebte nur eine: Seine Schwester VON ROLF VOLLMANN

Wirklich leidenschaftliche Bücher über Goethe, solche, die seriösen Goethe-Forschern die Haare zu Berge stehn lassen, sind selten. Das letzte erschien vor Jahrzehnten, in ihm hatte, auf 1800 Seiten, der orthodoxe Freudianer Kurt R. Eissler die These aufgestellt und nahezu bewiesen, dass Goethes große und (wenn man so will, beklagenswert) inzestuöse Liebe seiner früh verstorbenen Schwester Cornelia gegolten habe und dass dann Charlotte von Stein in einem langwierigen Prozess ihn davon befreit und ihn zu einem gemacht habe, der in Rom sich und der Römerin beweisen konnte, dass er ein Mann war.

Jetzt ist, zwar nur auf 600 Seiten, aber ähnlich zitatenvoll, ein ähnlich entschieden gedachtes und ähnlich glänzend geschriebenes Buch über Goethe erschienen, *Goethe aus Goethe gedeutet,* und wieder geht es um Cornelia, nur steht dem Dichter hier keine Charlotte zur Seite, er bleibt allein mit der toten Schwester. Die Autorin dieses Buches beweist, dass Goethe so ergriffen war von Cornelia, dass sie allein reichte fürs Leben; und wenn es uns so vorkommt, und sogar wenn's ihm selber so vorgekommen sein mag, als sei's auf sein Ende hin die hübsche Ulrike gewesen, der jene Leidenschaft galt, die dann seine Elegie aus Marienbad so durchflutet, so zwingt ihm die Autorin mit sanfter Erbarmungslosigkeit schließlich das Geständnis ab, dass es auch hier nur um Cornelia gegangen ist, egal was Martin Walser dazu sagt in seinem charmanten Selbstbildnis eines alternden Dichters.

Natürlich war Cornelia tatsächlich tot. Ihr Tod, an dem Goethe mitschuldig war, da er ihn womöglich hätte verhindern können, war so etwas wie ein Opfertod, denn ohne ihn wäre eben aus Goethe weiß Gott was geworden, aber nicht der Dichter, den die Autorin verehrt.

Goethe selber habe das genau gewusst, schreibt Eva Hoffmann. Immer wieder habe er gesagt, man könne zwar seine Sachen verstehn, so wie sie seien, immer aber liege unter ihrer verführerisch schimmernden Oberfläche etwas Bedeutenderes, und tausendmal habe er auch Hinweise gegeben, auf welche Art man all sein Geschriebenes auffassen könne – als die unablässige große Konfession, die es eigentlich sei. Eva Hoffmanns Buch ist die ebenso unablässige Suche nach dem Zusammenhang jener tausend Hinweise. Ob Goethe diese Hinweise bewusst immer mitgedichtet hat oder sie ihm gleichsam dann und wann nur so hineingerutscht sind, und dann erst hätte er sie selber zu seinem gläubigen Erstaunen da gefunden, das ist nicht das Thema der Autorin.

Eva Hoffmann: Goethe aus Goethe gedeutet
Francke Verlag, Tübingen; 629 S., 98,– €

Mit überwältigender Ausführlichkeit untersucht sie die *Pandora,* Fausts Helena, das *Nussbraune Mädchen* aus den *Wanderjahren,* die Sonette um Minchen Herzlieb, das *Märchen,* den *West-östlichen Divan*. Und wenn man verblüfft ist, immer wieder in unaufhaltsam gesteigerter Intensität dasselbe herauskommen zu sehn – Cornelia als Geliebte, als Herrin, als Bewohnerin eines reich bevölkerten swedenborgschen Himmels, als Mitbewohnerin und Freundin von Dantes Beatrice und Petrarcas Laura –, so ist man im Grunde nur dabei, ebenso fasziniert wie eben verblüfft dem Drängen der Autorin zu erliegen und zu begreifen, dass diese fast bestürzend vielförmige Einerleiheit dessen, was herauskommt, wirklich das ist, was herauskommen sollte. Ein wirklich leidenschaftliches Buch, wie gesagt; und mögen seriösen Goethe-Forschern wieder die Haare zu Berge stehn, alle andern werden Augen machen.

Die Eiseskälte der Frauen

Silke Scheuermanns Roman über die Lebenstragödie zeitgemäßer Weiblichkeit VON MARIE SCHMIDT

Diese Geschichte spielt unter Frauen. Männer kommen nur am Rande vor, als Liebhaber, Väter, Statisten. Und schon nach ein paar Seiten staunt die Leserin darüber, wie wenig sie eigentlich staunt über den frostigen, mitleidlosen Ton, der hier gepflegt wird. Er kommt einem vertraut vor, so gehen Frauen nicht selten mit anderen Frauen um, wie sie ja auch gewohnt sind, ihr Spiegelbild unbarmherzig zu mustern.

Die Hauptfigur des neuen Romans von Silke Scheuermann, eine international agierende Künstlerin, drapiert völlig oder beinahe nackte Models zu lebendigen Installationen, in denen sie über Stunden verharren, nichts Bestimmtes zu denken scheinen, in Ohnmacht fallen, hauptsächlich aber angesehen werden, vom Event-begeisterten Publikum. In *Shanghai Performance,* dem zweiten Roman der 1973 geborenen Schriftstellerin Silke Scheuermann, heißt diese Dame Margot Winkraft. Es gibt eine solche Künstlerin auch in der Wirklichkeit. Da heißt sie Vanessa Beecroft, und sie sagt: *»The girls are my plain material.«* In Zeiten, in denen »der Körper niemals weniger uns selbst gehört hat, als er es jetzt tut«, wie im Buch konstatiert wird, ist das die geeignete Steilvorlage für die ewige Frage des Künstlerromans: Darf man Mitwelt und Menschen als Material benutzen für die eigene Produktion? Und macht ein solches Verhältnis zur Welt nicht zwingend einen schlechten, kalten Charakter? Unumwunden bestätigt sich das hier: Margot Winkraft ist überaus erfolgreich, aber menschlich eine Katastrophe, ein hartherziges Aas.

Die Ereignisse, die das auf plakative Weise ans Licht bringen, erzählt Winkrafts Assistentin Luisa, eine junge Frau, die gerade noch über ihre Chefin promoviert hat und offenbar ein Vorbild sucht, ein weibliches Biografie-Modell. Schwer findet man eine Sozialfigur der Gegenwart, die so geläufig weiblich besetzt wäre wie sie: die Assistentin. Dieses flinke, diszipliniert aufgeweckte, beneidenswert engagierte und informierte, stets einwandfrei gewandete, ungerührt weltgewandte, coole, aber trotz all dem immer nur um den Kleinkram der anderen bekümmerte Wesen – die große Schwester der generationsnotorischen Praktikantin. Luisas Liebe allerdings verabschiedet sich gleich zu Beginn mit ungalantem Gebrüll: »Ja, das bist du doch, eine Assistentin, die vom Leben gefickt wird, nichts Eigenes, nur ja nichts Eigenes, und deshalb ficken sie dich auch alle mit dem ultimativen Genuss, nur ich nicht, ich nie mehr.«

Etwas geknickt, aber in professioneller Frische begibt sich die Assistentin mit Winkrafts mondänem Tross ins vor Fortschrittsbegeisterung flirrende Shanghai. Damit bekommt der Roman eine Kulisse, für die die Autorin dort selbst recherchiert hat und die besonders dann als skurril auffällt, wenn dort eigentlich wenig fremd ist, sondern die Starbucks-Filiale auf dieselbe Temperatur klimatisiert wie die in Frankfurt, die Folklore-Darstellung im Einkaufszentrum heimelig wie der Schwarzwald. Auch das vertraut wendige Geplauder der internationalen Kunstszene kann anscheinend keine Sprachgrenze aufhalten.

Silke Scheuermann: Shanghai Performance
Roman; Schöffling, Frankfurt a. M. 2011; 310 S., 19,95 €

Man plant also eine neue Performance, obwohl Luisa eilfertig zu bedenken gibt, dass China als Kunstmarkt schon länger abgefrühstückt sei, und es stellt sich heraus, dass die Chefin hier eigentlich etwas anderes sucht. Um es kurz zu machen: Winkraft hat in den USA studiert und dort einen chinesischen Geliebten zurückgelassen, mitsamt dem Kind, dass sie von ihm bekommen hatte, zugunsten einer verheißungsvollen Karriere. Nun hofft sie, dem erwachsenen Mädchen in Shanghai zu begegnen, und es taucht auch bald auf, zunächst bei der erschütterten Stellvertreterin Luisa: Winona, eine Frau in Luisas Alter, querschnittgelähmt seit einem Unfall und ebenfalls in Kunstgeschichte promoviert.

Verblüffend ist das schon: ein derart exotistisches Setting, China, der Kunst-Jetset, all die komplizierten Beschreibungen ultramoderner Kunstwerke – und dann dieses Klischee von einer Geschichte, vom Egoisten, der sich verantwortungsscheu aus dem Staub macht, bloß mit vertauschten Geschlechterrollen. »Sie sagte zu Papa«, weiß das verlassene Kind, »sie gehöre zur ersten Generation Frauen, für die es gesellschaftlich akzeptiert sei, wenn sie kein Kind großziehen.« Welch abstraktes Motiv für eine Frau, die ein Neugeborenes fortgibt! Nun also schmückt sich die glamouröse Rabenmutter eine Weile mit der verlorenen Tochter, macht teure Geschenke, sonnt sich in ihrer Bewunderung – um schließlich abermals das Interesse zu verlieren. Das Kunstwerk der Mutter wird abgefeiert, und bei der Party danach stürzt Winona sich von einer Hochhausterrasse.

Silke Scheuermann ist eine Autorin, die den Einsatz von Stilebenen und Sprachniveaus beherrscht. Deswegen muss man davon ausgehen, dass sie mit dem etwas Fernsehspielhaften dieses Romans eine Absicht verfolgt. Als Lyrikerin hatte sie sich bereits einen beachtlichen Namen gemacht, bevor 2005 ihr erster Erzählband erschien, gefolgt von dem hochgelobten Roman *Die Stunde zwischen Hund und Wolf.* In *Shanghai Performance* flicht sie in die Alltagsglätte des Tons ihrer Erzählerin flirrende Kunstkenner-Prosa, passagenweise satzgenau aus einem Katalog über Vanessa Beecroft übernommen, ohne dass das als Fremdkörper auffiele. Die Realitätsnähe ihrer Dialoge wären an ihrer phrasenhaften Schlichtheit messbar: »›Gut geschlafen?‹ Sie lächelte breit: ›Sicher, meine Liebe. Aber du siehst nicht so aus.‹ – ›Ach nein?‹, sagte ich. Ich ärgerte mich und ging mir einen Orangensaft holen.« Ja, so klirrt es in der geruchslosen Ödnis eines mit Dienstreisenden befüllten global uniformen Frühstücksraums.

Dieser Roman also ist ein kunstvoller Pastiche von hohem Wiedererkennungswert für den Zeitgenossen, allerdings steckt er sich bei der Temperatur seiner Stilvorlagen etwas an, und die Tragödie, die mitgeteilt wird, lässt einen doch eher kalt. Man wohnt hier einem Schattentheater bei, in dem Schablonen eine modische Figurenkonstellation vorzeigen: die Karrierefrau und Un-Mutter, deren Eiseskälte den jüngeren Frauen vor Augen führt, dass so ein Leben wie ihres trotz allem Glanz nicht zu wollen ist.

Unwillkürlich fällt einem jenes andere Buch einer Frau über Frauen ein, in dem neulich Bascha Mika auch recht erbarmungslos den Geschlechtsgenossinnen riet, sich freudig dem »Schock der frischen, kalten Außenwelt« auszusetzen, statt sich in die Komfortzone des privaten Lebens und der romantischen Liebe zurückzuziehen. Genau das macht nun aber Luisa: Sie kündigt, will keine Assistentin mehr sein. So gewinnt sie den geliebten Mann zurück, der immerhin den Hund mag, den sie aus China mitbringt. Sie leistet sich eine Emanzipation von der Emanzipation, für die sie von Bascha Mika oder Margot Winkraft wohl frostiges Unverständnis zu erwarten hätte. Ob es ihr bekommt? Ob sie endlich etwas Eigenes hat? Silke Scheuermann scheint mit den Schultern zu zucken, indem sie ihre Erzählerin im letzten Satz des Buches resümieren lässt: »Ansonsten glaube ich wirklich, der Hund ist glücklich.«

Ein Sommer des Gegenglücks

Der rumänische Autor Mircea Cărtărescu beschreibt den Alptraum Pubertät aus der Sicht eines genialischen Außenseiters VON KATHARINA DÖBLER

Ein Schriftsteller sitzt an seinen Tisch in einem abgelegenen Gutshaus in einem abgelegenen Dorf irgendwo in Rumänien und schreibt mit zitternder SchriftSzenen aus einem Sommer seiner Jugend. Damals, war der spätere Schriftsteller Victor siebzehn Jahre alt und verbrachte eine Woche in einem Feriensommerlager. Viele Mitschüler waren dabei, und unter der gnadenlosen Herrschaft der Hormone wurde gebalzt und verführt, gegrölt und getanzt, geknutscht und gesoffen.

Doch Victor ist anders als die andern: Er liest Gedichte und das Testosteron-Gebrüll seiner Kameraden stößt ihn ab, er ist schüchtern und sensibel, dabei von abgründigen erotischen Fantasien gequält. Sein Bericht enthüllt nach und nach Sequenzen eines sexuellen Albtraums, der Pubertät genannt wird.

Mircea Cărtărescu, Jahrgang 1956, ist bekannt als ein Autor, der imaginäre Welten, Mythen und Träume mit überbordender Sprache in Szene setzt. Er ist ein Erbe des rumänischen Surrealismus, wie er noch bis in die späten vierziger Jahre in Bukarest blühte. *Travestie* ist einer von Cărtărescus frühen Romanen und erschien in Rumänien schon 1994.

Es ist also ein Buch, das in einer Umgebung entstand, die sich von der deutschen Kulturlandschaft, in der es jetzt gelesen wird, sehr unterscheidet. Cărtărescu schrieb es unter dem Nachhall der Diktatur, in einer Art poetischem Widerstand gegen eine absurde und beklemmende Wirklichkeit. Kein deutscher Autor der Gegenwart schreibt so: sprachmächtig, sprachverliebt, tief tauchend, heftig träumend.

Das Selbstporträt eines psychisch labilen Dichters, eines genialen Wahnsinnigen, wenn man so will, der sich seinem Trauma ausliefert, um es zu beschreiben, der sich erinnert, fantasiert, fiebert und schließlich sich selbst erkennt, fasziniert wie ein Werk aus alter Zeit; der Held ist eine Figur, die heutzutage kein Verlag einem jungen deutschen Autor abkaufen würde.

Diese Figur – der Künstler als Ausnahmeerscheinung, ein den schlichten Freuden des Lebens entzogenes Wesen, weil für Höheres oder Tieferes vorgesehen – ist auch in der deutschen Literatur einst sehr geliebt worden. Georg Büchner, Thomas Mann, Hermann Hesse, Gottfried Benn zelebrierten den Unterschied zwischen dem »blonden und blauäugigen« Bürger und dem Dichter in seiner subtilen Qual, der dem »Gegenglück, dem Geist« (Benn) dient.

Genauso habe er sich früher im Schwimmbad auch immer gefühlt, kommentierte fast zwei Generationen später Robert Gernhardt, wenn die Lichtgestalten der Klasse mit den Mädchen turtelten und er selbst allein auf dem Handtuch Gedichte las. Das Maß an dichterischer Selbstironie, das Gernhardt in solchen Gesprächen wie in seinen Gedichten aufbrachte, entspricht ganz dem Stand unserer Gegenwartsliteratur – und ist meilenweit von der ausführlichen Darstellung dichterischer Sensibilität entfernt, wie sie die Alten betrieben haben und Cărtărescu sie noch betreibt. Literatur wird derzeit als eine Art Content-Management verstanden, in der Sprachlichkeit kaum eine Rolle spielt und individuelle Verletzlichkeit unterhalb einer manifesten Holocaust- oder Missbrauchserfahrung als peinlich gilt.

Dichter (und erst recht Dichterinnen), die so besonders sind, dass sie außerhalb einer ähnlich gebildeten und empfindenden Elite unverstanden bleiben müssen, sind skurrile Figuren geworden. Aktueller Gegenentwurf ist der Großschriftsteller, der den Wahrnehmungen des bürgerlichen Mainstreams formvollendeten Ausdruck verleiht (wie Jonathan Franzen); oder wer (wie Jonathan Littell) unter großer Aufmerksamkeit literarisch ein Tabu bricht, das schon längst alle insgeheim und unliterarisch gebrochen haben. All das hat vermutlich etwas zu tun mit den Koordinaten des angelsächsischen Kulturbegriffs, mit, grob gesagt, dem, was inzwischen unter dem kulturellen wie politischen Kampfbegriff »der Westen« firmiert.

Eine seltsame Position hat die Literatur der Osteuropäer da inne: Sie begreift sich zum großen Teil noch immer als Verteidigerin des abendländischen Geistes, sowohl in Abgrenzung gegen den Orient als auch gegen »westliche« Beliebigkeit und kulturelle Kälte.

Womit wir wieder bei Mircea Cărtărescus Feier der dichterischen Pubertät wären. Sein Buch ist eine ziemlich radikale Verteidigung des Ichs gegen die Zumutung jedweder Normalität, der sexuellen wie der popkulturellen. Wenn Victor, sein heldenhafter Neurotiker, Gedichte von Tristan Tzara gegen die Lyrics der Stones setzt, seinen sexuellen Fantasien von der Vereinigung mit Spinnen und sich wandelnden Geschlechtern lieber nachhängt als gemeinsamen Wichsereien und gebrüllten Zoten, wenn für ihn eine furchtbare Einsamkeit immer noch besser ist als das Eintauchen in den Mainstream, dann liest sich das wie eine ferne Botschaft aus vergangenen Jahrhunderten, in der das einzigartige dichterische Individuum in eine leere Welt hinein spricht. Ob sie zuhört oder nicht, ist ihm egal. Die wilde Üppigkeit seiner Sprache übt keine Zurückhaltung und erlaubt keine gefällige Ironie. Auch keine Leerstellen, in denen Platz für Rationalität wäre, für ein kurzes Luftschnappen der Vernunft, für die Funken der Verständigung. Nein, da wird gelitten, begehrt, genossen, verzweifelt und gedichtet in einer Unbedingtheit, die sehr fremd und nur manchmal auch sehr schön ist.

Mircea Cărtărescu: Travestie
Roman; aus dem Rumänischen von Ernest Wichner; Suhrkamp, Berlin 2010; 171 S., 17,90 €

DIE ZEIT

Gründungsverleger 1946–1995:
Gerd Bucerius †
Herausgeber:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe

Chefredakteur:
Giovanni di Lorenzo
Stellvertretende Chefredakteure:
Moritz Müller-Wirth
Bernd Ulrich
Chef vom Dienst:
Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrle

Textchefin: Anna von Münchhausen (Leserbriefe)
Internationaler Korrespondent: Matthias Naß
Titelgeschichten: Hanns-Bruno Kammertöns (Koordination)
Politik: Bernd Ulrich (verantwortlich), Andrea Böhm, Alice Bota, Christian Denso, Frank Drieschner, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Khue Pham, Jan Roß (Koordination Außenpolitik), Patrik Schwarz, Özlem Topçu, Dr. Heinrich Wefing
Dossier: Dr. Stefan Willeke (verantwortlich), Anita Blasberg, Anna Kemper, Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg, Henning Sußebach
Wochenschau: Ulrich Stock (verantwortlich)
Geschichte: Benedikt Erenz (verantwortlich), Christian Staas
Wirtschaft: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Thomas Fischermann (Koordination Weltwirtschaft), Götz Hamann (Koordination Unternehmen), Kerstin Bund, Marie-Luise Hauch-Fleck, Rüdiger Jungbluth, Dietmar H. Lamparter, Gunhild Lütge, Anna Marohn, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock
Wissen: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Stefan Schmitt, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Urs Willmann

Junge Leser: Dr. Susanne Gaschke (verantwortlich), Katrin Hörnlein
Feuilleton: Florian Illies/Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Peter Kümmel, Ijoma Mangold (Koordination), Katja Nicodemus, Iris Radisch (Literatur), Dr. Hanno Rauterberg, Dr. Adam Soboczynski (Sachbuch), Claus Spahn, Dr. Elisabeth von Thadden (Politisches Buch)
Kulturreporter: Dr. Susanne Mayer (Sachbuch), Dr. Christof Siemes
Glauben & Zweifeln: Evelyn Finger (verantwortlich)
Reisen: Dorothée Stöbener (verantwortlich), Michael Allmaier, Stefanie Flamm, Cosima Schmitt, Christiane Schott
Chancen: Thomas Kerstan (verantwortlich), Jeannette Otto, Arnfrid Schenk, Jan-Martin Wiarda
Die ZEIT der Leser: Dr. Wolfgang Lechner (verantwortlich)
ZEITmagazin: Christoph Amend (Redaktionsleiter), Tanja Stelzer (Stellv. Redaktionsleiterin), Christine Meffert (Textchefin), Jörg Burger, Wolfgang Büscher, Heike Faller, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Jürgen von Rutenberg, Matthias Stolz, Carolin Ströbele (Online)
Art-Direktorin: Katja Kollmann
Gestaltung: Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy
Fotoredaktion: Michael Biedowicz (verantwortlich)
Redaktion ZEITmagazin: Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: zeitmagazin@zeit.de
Verantwortlicher Redakteur Reportage: Stephan Lebert
Reporter: Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Sabine Rückert, Wolfgang Uchatius
Politischer Korrespondent: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht
Autoren: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Ulrich Greiner, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Klaus Harpprecht, Wilfried Herz, Jutta Hoffritz, Dr. Gunter Hofmann, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Erwin Koch, Tomas Niederberghaus, Dr. Werner A. Perger, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dr. Volker Ullrich
Berater der Art-Direktion: Mirko Borsche
Art-Direktion: Haika Hinze (verantwortlich), Klaus-D. Sieling (i. V.); Dietmar Dänecke (Beilagen)
Gestaltung: Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Sina Giesecke, Katrin Guddat, Philipp Schultz, Delia Wilms
Infografik: Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke
Bildredaktion: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerg
Dokumentation: Mirjam Zimmer (verantwortlich), Davina Domanski, Dorothee Schöndorf, Dr. Kerstin Wilhelms
Korrektorat: Mechthild Warmbier (verantwortlich)
Hauptstadtredaktion: Marc Brost (Wirtschaftspolitik)/ Matthias Geis (Politik), gemeinsam verantwortlich; Peter Dausend, Christoph Dieckmann, Jörg Lau, Mariam Lau, Petra Pinzler, Dagmar Rosenfeld, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz
Reporter: Tina Hildebrandt, Elisabeth Niejahr
Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40
Frankfurter Redaktion: Mark Schieritz (Finanzmarkt), Eschersheimer Landstr. 50, 60322 Frankfurt a. M., Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: mark.schieritz@zeit. de
Dresdner Redaktion: Stefan Schirmer, Ostra-Allee 18, 01067 Dresden, Tel.: 0351/48 64 24 05, E-Mail: stefan.schirmer@zeit.de
Europa-Redaktion: Dr. Jochen Bittner, Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98, E-Mail: jochen.bittner@zeit.de
Pariser Redaktion: Gero von Randow, 39, rue Cambronne, 75015 Paris, Tel.: 0033-951 06 31 68, E-Mail: gero.von.randow@zeit.de
Mittelost-Redaktion: Michael Thumann, Posta kutusu 2, Arnavutköy 34345, Istanbul, E-Mail: michael.thumann@zeit.de
Washingtoner Redaktion: Martin Klingst, 940 National Press Building, Washington, D. C. 20045, E-Mail: martin.klingst@zeit.de
New Yorker Redaktion: Heike Buchter, 11, Broadway, Suite 851, 10004 New York, Tel.: 001-212/269 34 38, E-Mail: hbuchter@newyorkgermanpress.com
Moskauer Redaktion: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90
Österreich-Seiten: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, A-1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: joachim.riedl@zeit.de
Schweiz-Seiten: Peer Teuwsen, Kronengasse 10, CH-5400 Baden, Tel.: 0041-562 104 950, E-Mail: peer.teuwsen@zeit.de
Weitere Auslandskorrespondenten:
Georg Blume, Neu-Delhi, Tel.: 0091-96-50 80 66 77, E-Mail: blumegeorg@yahoo.de;
Angela Köckritz, Peking, E-Mail: angela.koeckritz@zeit.de;
Gisela Dachs, Tel Aviv, Fax: 00972-3/525 03 49;
Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2073/54 47 00, E-Mail: johnf.jungclaussen@zeit.de;
Reiner Luyken, Achiltibuie by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: reiner.luyken@zeit.de;
Birgit Schönau, Rom, Tel.: 0039-339-229 60 79
ZEIT Online GmbH: Wolfgang Blau (Chefredakteur); Christoph Dowe (Geschäftsf. Redakteur, Stellv. Chefredakteur); Karsten Polke-Majewski (Stellv. Chefredakteur); Domenika Ahlrichs (Stellv. Chefredakteurin); Fabian Mohr (Entwicklung, Multimedia-Formate, Video; Mitglied der Chefredaktion); Kirsten Haake, Alexander Schwabe (Chef/-in vom Dienst); Christian Bangel, Karin Geil, Tilman Steffen (Nachrichten); Markus Horeld (Politik); Ludwig Greven, Michael Schlieben (Reporter); Hauke Friederichs, Katharina Schuler, Steffen Richter (Meinung); Parvin Sadigh (Gesellschaft); Marcus Gatzke (Wirtschaft); Matthias Breitinger (Auto); Alexandra Endres; Philip Faigle; Tina Groll (Karriere); Wenke Husmann , David Hugendick (Literatur); Jessica Braun, Anette Schweizer (Reisen); Carolin Ströbele (Leitung: Kultur, Lebensart, Reisen); Rabea Weihser (Musik); Kai Biermann (Digital/Wissen); Tina Klopp; Dagny Lüdemann; Sven Stockrahm; Meike Fries (Studium); Steffen Dobbert, Christian Spiller (Sport); René Dettmann, Adrian Pohr (Video); Sebastian Horn (Community); Frida Thurm; Tibor Bogun, Sonja Mohr, Martina Schories (Bild, Grafik, Layout); Anne Fritsch, Nele Heitmeyer, Alexander Hoepfner; Sascha Venohr (Entwicklung)
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser, Christian Röpke
Verlag und Redaktion:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: 040/32 80-0 **Fax:** 040/32 71 11
E-Mail: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
Geschäftsführer:
Dr. Rainer Esser
Verlagsleitung: Stefanie Hauer
Vertrieb: Jürgen Jacobs
Marketing: Nils von der Kall
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Silvie Rundel
Herstellung/Schlussgrafik: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Nicole Hausmann, Oliver Nagel, Hartmut Neitzel, Frank Siemienski, Pascal Struckmann, Birgit Vester, Lisa Wolk; Bildbearbeitung: Anke Brinks, Hanno Hammacher, Martin Hinz
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder übernimmt der Verlag keine Haftung.
Anzeigen: DIE ZEIT, Matthias Weidling Empfehlungsanzeigen: iq media marketing, Axel Kuhlmann
Anzeigenstruktur: Helmut Michaelis Anzeigen: Preisliste Nr. 56 vom 1. Januar 2011
Magazine und Neue Geschäftsfelder: Sandra Kreft
Projektreisen: Christopher Alexander
Bankverbindungen:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71; Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
Börsenpflichtblatt:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

Leserbriefe
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg, Fax: 040/32 80-404; E-Mail: leserbriefe@zeit.de
Artikelabfrage aus dem Archiv
Fax: 040/32 80-404; E-Mail: archiv@zeit.de
Abonnement
Jahresabonnement € 187,20; für Studenten € 119,60 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: DIE ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice: Telefon: 0180-525 29 09* Fax: 0180-525 29 08* E-Mail: abo@zeit. de
* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem deutschen Mobilfunknetz
Abonnement für Österreich Schweiz restliches Ausland
DIE ZEIT Leserservice 20080 Hamburg Deutschland Telefon: +49-1805-861 00 09 Fax: +49-1805-25 29 08 E-Mail: abo@zeit.de
Abonnement Kanada
Anschrift: German Canadian News 25–29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M3B 1Y8 Telefon: 001-416/391 41 92 Fax: 001-416/391 41 94 E-Mail: info@gcnews.ca
Abonnement USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is $ 270.00 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St., Englewood NJ 7631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631 Telefon: 001-201/871 10 10 Fax: 001-201/871 08 70 E-Mail: subscribe@glpnews.com
Einzelverkaufspreis Deutschland: € 4,00
Ausland:
Dänemark DKR 43,00; Finnland € 6,70; Norwegen NOK 60,00; Schweden SEK 61,00; Belgien € 4,50; Frankreich € 5,20; Portugal € 5,20; Großbritannien GBP 4,95; Niederlande € 4,50; Luxemburg € 4,50; Österreich € 4,10; Schweiz CHF 7,30; Griechenland € 5,70; Italien € 5,20; Spanien € 5,20; Kanarische Inseln € 5,40; Tschechische Republik CZK 175,00; Slowakei € 6,20; Ungarn HUF 1605,00; Slowenien € 5,20
ISSN: 0044-2070

KRIMIZEIT – JETZT JEDEN ERSTEN DONNERSTAG IM MONAT

Die zehn besten Krimis im März

1 **Elmore Leonard: Road Dogs**
Aus dem Englischen von Conny Lösch und Kirsten Risselmann; Eichborn, 304 S., 19,95 €

Miami/Los Angeles: Im Knast von Miami waren Bankräuber Jack Foley (George Clooney in *Out of Sight)* und Dealer Cundo Rey Kumpel: Road Dogs. Draußen in Los Angeles wird die Freundschaft getestet. Von den Umständen. Und von Cundos Frau. Wer überlebt? Der am schnellsten redet und denkt. Super.

2 **Francisco González Ledesma: Gott wartet an der nächsten Ecke**
Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg; Ehrenwirth, 416 S., 22,99 €

Barcelona/Madrid/Ägypten: »Eine miese, eine wunderschöne Geschichte.« Inspektor Méndez stolpert über eine Kinderleiche, verlässt Barcelonas Barrio Chino, ermittelt in Madrid und am Nil unter Blinden, Schwerreichen und Attentätern. Abgeklärtes Wunderstück aus dem Geist katalanischer Romantik.

3 **Daniel Woodrell: Winters Knochen**
Aus dem Englischen von Peter Torberg; Liebeskind, 224 S., 18,90 €

Tief in den Ozarks: Jessup, bester Meth-Koch im Tal, ist verschwunden, sein Haus für die Kaution verpfändet. Die sechzehnjährige Ree muss des Vaters Tod beweisen, sonst landet sie mit Mutter und kleinen Brüdern auf der Straße. Ree steht's durch, härter als alle. Country Noir, original vom Erfinder.

4 **Michael Koryta: Blutige Schuld**
Aus dem Englischen von Thomas Bertram; Knaur, 476 S., 9,99 €

Tomahawk, Wisconsin: Als Frank Temple III. erfährt, dass Gangster Devin nach Wisconsin kommt, heißt es: Nichts wie hin. Doch die geplante Rache für seinen Vater fällt anders aus, als er gedacht hat. In der Wildnis der Wälder geraten Pläne ins Wanken. Schlichte, klare Sache: Männer, Frauen, Kampf. Rau und direkt.

5 **Richard Stark: Sein letzter Trumpf**
Aus dem Englischen von Rudolf Hermstein; Zsolnay, 288 S., 17,90 €

Albany/Hudson River: Ein Kasinoschiff wird kommen. Parker und Kollegen rauben den Weekendgewinn, weggeschafft in der Kloschüssel eines Rollstuhls. Rauben ist schwer, die Beute sichern schwerer. Parker und Co. sind nicht allein, gierige Idioten mischen mit. Und Parker hat einen Fehler gemacht. Sehr kühl.

6 **Romain Slocombe: Das Tamtam der Angst**
Aus dem Französischen von Katarina Grän; Distel Literatur Verlag, 108 S., 10,–€

Paris/Lille: Fridelance muss es bringen. Die nörgelnde Frau will Geld. Mit der Illustration von Gruselschinken nicht zu schaffen. Auch der Versuch, einen seltenen Hocker zu versteigern, endet zwischen den Stühlen. Fridelance in der Klemme. Die Tamtams! Das Grauen! Bös, schnell, witzig: 100 Seiten und ein Knall.

7 **Heinrich Steinfest: Wo die Löwen weinen**
Theiss, 280 S., 19,90 €

Stuttgart 2010: oben – unten. Nur ein Deus ex Machina kann helfen. Steinfest lässt gleich drei auftreten: unterirdisch, überirdisch und mit Scharfschützengewehr. »Dichter denken, was wir uns selbst nicht zu denken trauen.« Krimi als präziser Traum zu Stuttgart 21.

8 **Michael Connelly: Sein letzter Auftrag**
Aus dem Englischen von Sepp Leeb; Heyne, 496 S., 19,99 €

Los Angeles/Las Vegas: Zwölf Tage hat Jack McEvoy, Gerichtsreporter der *Los Angeles Times.* Dann hat er zu gehen. Rendite statt Recherche. Gegen Nachwuchsjournalistin Angela und einen Serienkiller landet McEvoy seinen letzten Scoop. Journalismus und Verbrechen. Connelly up to date.

9 **Ken Bruen: London Boulevard**
Aus dem Englischen von Conny Lösch; Suhrkamp, 264 S., 8,95 €

London: Exknacki Mitchell bekämpft sich, den Alkohol und Gangster Gant. Sein schlimmster Feind ist die Sentimentalität. Er kann nicht Nein sagen. Also sagt er Ja zum Leben, verliebt sich, beschläft eine Filmdiva und geht fast drauf. Ultra-Noir-Pastiche von *Boulevard der Dämmerung.* Hart, schnell, intertextuell.

10 **Martin Suter: Allmen und die Libellen**
Diogenes, 208 S., 18,90 €

Bankstadt in der Schweiz: Gäbe es diese Existenzform noch, würde man den Hochstapler und Dandy Johann Friedrich von Allmen einen Wechselreiter nennen, obwohl er sogar dazu zu lethargisch wäre. Per Beischlafdiebstahl klaut er fünf Jugendstil-Libellen und hehlt sie der Polizei zurück. Ein PI für müde Snobs.

Das Beste vom Besten: An jedem ersten Donnerstag des Monats geben 17 Literaturkritiker und Krimispezialisten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz die Kriminalromane bekannt, die ihnen am besten gefallen haben. Die KrimiZEIT ist eine Kooperation mit ARTE und NordwestRadio

Die Jury:
Tobias Gohlis, Kolumnist DIE ZEIT, Jurysprecher der KrimiZEIT-Bestenliste | Volker Albers, »Hamburger Abendblatt« | Andreas Ammer, »Druckfrisch«, Dlf, BR | Sven Boedecker, »SonntagsZeitung« | Fritz Göttler, »Süddeutsche Zeitung« | Michaela Grom, SWR | Lore Kleinert, Radio Bremen | Thomas Klingenmaier, »Stuttgarter Zeitung« | Kolja Mensing, »Tagesspiegel« | Ulrich Noller, Deutsche Welle, WDR | Jan Christian Schmidt, »Kaliber 38« | Margarete v. Schwarzkopf, NDR | Ingeborg Sperl, »Der Standard« | Sylvia Staude, »Frankfurter Rundschau« | Jochen Vogt, Elder Critic, NRZ, WAZ | Hendrik Werner, »Weser-Kurier« | Thomas Wörtche, »Plärrer«, »culturmag«

KRIMI

Die Göttin ist da und dagegen

Eine Entdeckung der KrimiZEIT-Bestenliste: Heinrich Steinfests bravouröser Roman gegen Stuttgart 21

Paris und Lille, Barcelona, ein von Methamphetaminkochern bewohntes Bergtal der Ozarks, der Nil, ein Casinoschiff auf dem Hudson River, Stuttgart – das sind einige der Schauplätze, an denen die Krimis dieses Monats spielen. Der Krimi ist eine literarische Weltmacht. Kein Ort, kein Wohnzimmer, an dem nicht im Dunkeln getappt, Ängste überwunden und Verbrechen aufgedeckt würden. Das Verbrechen beispielsweise, das in der Ermordung einer Stadt besteht. Es ist nicht im Strafgesetzbuch verzeichnet. Deshalb muss die Literatur ran. Und addiert zu der Vernichtung eines Bahnhofs, gegen die schon die Bürger mit allen gebotenen Mitteln kämpfen, die Vernichtung einer Gottheit. Das Herz Stuttgarts in Schutt und Asche zu legen mag noch als Infrastrukturprojekt durchgehen, die Zerstörung eines Gottes nicht, denkt Heinrich Steinfest, der Österreicher, den es nach Stuttgart verschlagen hat. Und versenkt tief im geologisch noch unerschlossenen Boden des umkämpften Stuttgarter Tals ein mächtiges Artefakt, eine antike Maschinengöttin, die dort wacht und wartet und sich von den atavistischen Maschinenstürmern des Projekts S 21 partout nicht verrücken lässt. Im juristischen Prozedere würde man das Beweisumkehr nennen: Hier, in der Tiefe, stoßen Indolenz und omnipotente Selbstgewissheit der Herrschenden auf einen Widerstand, an dem sie scheitern. Unverrückbar, unerklärlich: Die Göttin ist da und dagegen. Sie lässt sich nicht bedrohen und einschüchtern wie der Münchner Geologe, dem ein paar angeheuerte Hip-Hop-Schläger den Sohn entkleiden, um ein gefälliges Gutachten zu erzwingen. *Wo die Löwen weinen* – so Heinrich Steinfests Titel für seinen Kriminalroman gegen Stuttgart 21 – ist der Ort, an dem sich die Dunkelmänner versammeln, um Stuttgart das Herz herauszureißen, der Stammsitz einer schlagenden Verbindung. Ein Klischee schlimmster Sorte, erkennt Kommissar Rosenblüt, der den dort Konspirierenden auf ihre banale Schliche kommt, »aber hier war nun mal kein Roman, er konnte die Sache nicht neu schreiben«. Und weil das so ist, muss noch einer auftreten: der Terrorist, der Attentäter. Ein Witwer, voll mit aufgestauter Wut, der beschließt, »diesen Ministerpräsidenten (...), diesen Herren der Wirtschaft, diesen gekauften Gutachtern und die Erde verachtenden Bauunternehmern Angst zu bereiten«. Wirkliche Angst, die sie schon lange nicht mehr kennen. Und sich ein Scharfschützengewehr im Hartschalenkoffer kauft, eine Arctic Warfare Covert, ideal für Distanzmorde, mit Nato-Standardmunition.

Heinrich Steinfest: Wo die Löwen weinen
Theiss, Stuttgart 2011, 280 S., 19,90 €

Steinfests Kriminalroman ist eine sehr viel schärfere Waffe, und zwar nicht so sehr wegen seiner herzerfrischenden Polemik gegen die Höhlenmenschen in Politik und Wirtschaft. Mit dem poetischen Werkzeugkoffer Kriminalroman krempelt er die Welt um. Hier gibt es Stuttgart, und es gibt Stuttgart nicht. Steinfests Poesie lässt den Nabel Schwabens in wildem Licht glühen, ohne die dumpfe DB-Wirklichkeit auszublenden.

Wo die Löwen weinen ist nur ein Prachtexemplar auf der aktuellen *KrimiZEIT-Bestenliste,* die zukünftig jeden Monat an dieser Stelle erscheinen wird. TOBIAS GOHLIS

Motor einer ganzen Epoche

Der Schriftsteller Manès Sperber analysiert die Kultur um 1930 VON WOLFGANG MÜLLER-FUNK

Vermutlich kommt man nicht umhin, einen Artikel über Manès Sperber mit einer Erklärung zu beginnen. Sperber, der 1984, ein Jahr nach der umstrittenen Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, starb, ist ein beinahe schon vergessener Autor. Seine Essays, seine Autobiografie *All das Vergangene* und seine Trilogie *Wie eine Träne im Ozean* sind heute nur mehr antiquarisch erhältlich. Sperber, der Freund Malraux' und Camus', der Gegner Sartres und der 68er-Bewegung, ist eine Prägefigur des kurzen 20. Jahrhunderts zwischen 1914 und 1989. Mit George Orwell, Ignazio Silone und Willi Münzenberg gehört er zu jenen Intellektuellen, die zeitlebens mit dem verschwundenen kommunistischen »Gott« im Hader standen.

Nun hat die Germanistin Mirjana Stančić, Autorin einer bemerkenswerten Sperber-Biografie, ein Werk des 25-jährigen Marxisten Manès Sperber ediert, eine umfangreiche Analyse der modernen kapitalistischen Kultur um 1930. Der Reiz dieses Funds aus dem Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek ist ein doppelter, wie Stančić in ihrem Vorwort anmerkt. Zum einen ist das Buch Teil jener Suchbewegung kritischer marxistischer Intellektueller, einen Kulturbegriff zu entfalten, der den blanken Funktionalismus von Marxismus und Soziologie überwindet; zum anderen stellt das lange verschollene Frühwerk von 1930 eine Quelle zum Verständnis einer ganzen Epoche und ihrer hochgespannten politischen Hoffnungen dar.

Manès Sperber: Kultur ist Mittel, kein Zweck
Mirjana Stančić (Hg.); Residenz, St. Pölten 2010; 368 S., 29,90 €

Mit dem gegenwärtigen, etwa durch die Cultural Studies geprägten Begriff von Kultur hat das Buch von Sperber gemein, dass es Kultur weit fasst: Politik und Klassen, Religion und Wissenschaft, die Künste und die Medien sind Teil von Sperbers Untersuchung, die den Mandarinen des damals vorherrschenden Kulturkonservativismus ihr Thema zu entreißen versucht.

Die Originalität des Buches liegt weniger in seiner dogmatischen marxistischen Diktion, sondern in seinen Ungereimtheiten. Als würde er seinen eigenen Argumenten misstrauen, hat Sperber ein platonisches Dialogmodell in den Text eingebaut, in dem eine skeptische Gegenstimme den Kulturmarxismus des Buches kommentiert und mit ihm über Reduktionismus, Determinismus und Ökonomismus diskutiert.

Erstaunlich ist im Rahmen einer marxistischen Kulturanalyse zudem ein Wertkonservativismus, wie er sich in seiner Darstellung des Kulturlebens der Weimarer Republik niederschlägt. Mit Brecht und Bronnen wusste Sperber ebenso wenig anzufangen wie mit dem Ufa-Film. Sperber, in Wien durch Austromarxismus und Linkszionismus geprägt, ist nie in Weimar angekommen. Die Avantgarden hält der Hamsun- und Dostojewskij-Verehrer für dekadent. Als Gegenwelt steht die sowjetische Kultur am Horizont, die eine emanzipative Massenkultur etablieren könnte. Freilich hat der politische Marxismus, so Sperber, Spezialisten für die Revolution hervorgebracht, jedoch keine Experten für die gesellschaftliche Transformation.

Für diese bedarf es der Kultur. Kultur ist für Sperber Mittel, kein Zweck. Wie der Austromarxismus sieht er in der Kultur einen Motor zur Bildung der proletarischen Massen. Kultur ist für ihn im Sinne seines Lehrers Alfred Adler ein Mittel zur Kompensation von Minderwertigkeit. Der marxistische Erzieher – Sperber arbeitet in der Marxistischen Arbeiterschule von Karl Korsch – versteht sich zugleich als Therapeut.

Wo Sperber originell ist, verdankt sich dies seinem nonkonformistischen Zweifel und seiner an Alfred Adler geschulten Psychologie, als dessen Lieblingsschüler er Ende der zwanziger Jahre von Wien nach Berlin entsandt wird, um die Streitigkeiten innerhalb der Individualpsychologie beizulegen.

Sexualität und Gleichberechtigung der Geschlechter spielen im Buch eine maßgebliche Rolle. Auch hier sind konservative Untertöne unüberhörbar, nicht nur in der pauschalen Verwerfung des Freudschen Pansexualismus, sondern auch in seiner Skepsis gegenüber Homosexuellen, denen er vorhält, dass sie sich ihrer Rolle verweigern. Schiebt man die negative Wertung beiseite, dann ist dieser Befund aufschlussreich, verweist er doch auf einen radikalen Wandel der geschlechtlichen Konstellationen in der modernen Kultur. In vielem mag man dem jungen Sperber heute nicht mehr beipflichten, aber seine Einsicht, dass Begehren keineswegs »natürlich«, sondern sozial und kulturell überformt sind, ist der naturalistischen Trieblehre Freuds überlegen. Sperbers Kulturanalyse der zwanziger Jahre wirft nicht nur ein ganz neues Licht auf den späteren »Renegaten«, sondern legt auch die kulturelle Energie einer ganzen Epoche frei, die noch immer so gegenwärtig ist wie die 68er-Ära.

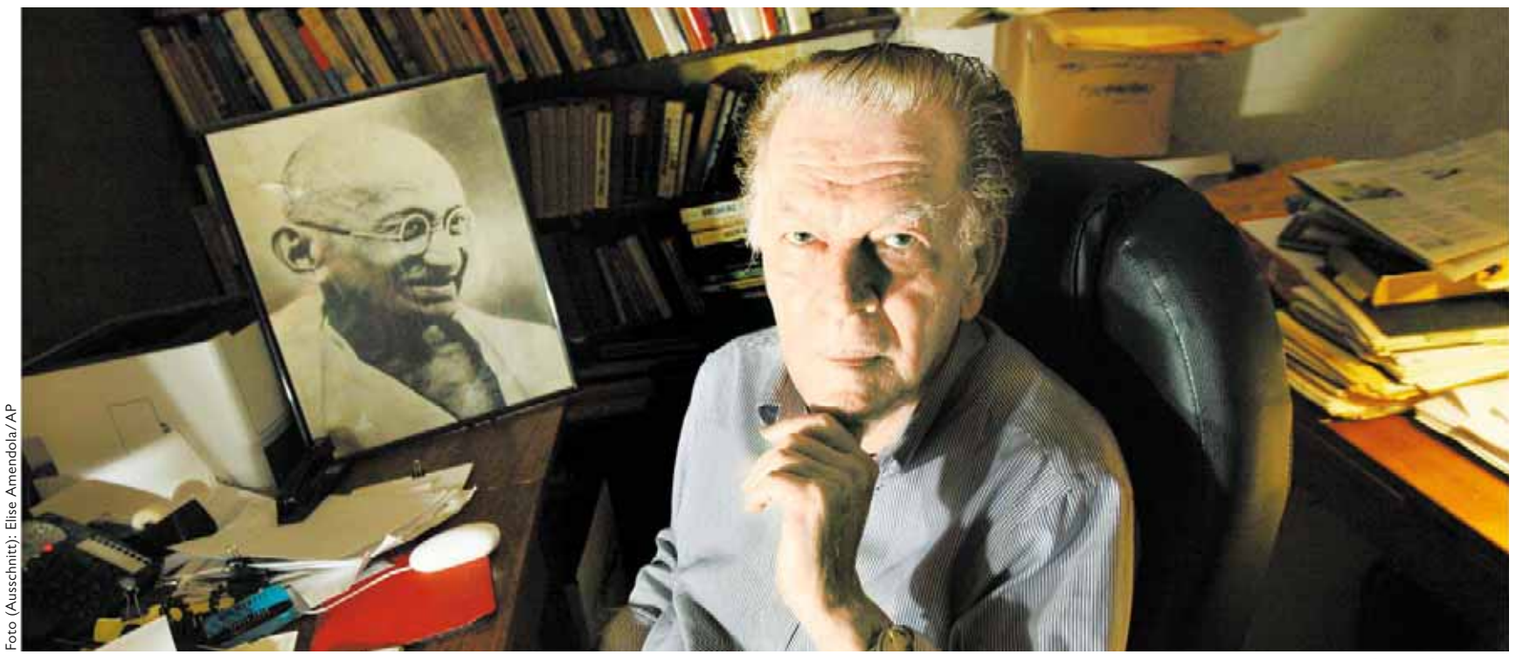


Foto (Ausschnitt): Elise Amendola/AP

Gene Sharp in seinem Arbeitszimmer in Boston

Der Demokrator

Ein Mann wird überall gelesen, wo friedliche Revolutionen entstehen: Der 83-jährige Gene Sharp. Jetzt braucht ihn Nordafrika. Und morgen China? VON JOHANNES THUMFART

Auch Bücher und Ideen machen Revolutionen, auch die Theorie bestimmt mit, welche Praxis entsteht. David Held, einer der Stars der Demokratietheorie, spielte dabei eine tragische Rolle. Ausgerechnet sein langjähriger Schüler Saif al-Islam, ein Sohn Gadhafis, drohte den Dissidenten nun mit dem Kampf »bis zum letzten Mann«.

Eine glückliche Hand aber hat der Politikwissenschaftler Gene Sharp, ein Verfechter des gewaltlosen Widerstands. Viele sehen in dem 83-jährigen Amerikaner einen der wesentlichen Ideengeber der demokratischen Revolutionen Ägyptens und Tunesiens. Dabei ist er im Westen längst in Vergessenheit geraten. Als Vordenker der Friedensbewegung galt Gene Sharp zu Zeiten des Kalten Krieges. Er arbeitete etwa eng mit den Grünen und Petra Kelly zusammen, die sich damals erfolglos für die deutsche Übersetzung seiner Bücher einsetzte.

In der muslimischen Welt erlebt der Theoretiker gerade jetzt den Höhepunkt seiner Popularität. Vor allem in Tunesien, Ägypten und Iran wurden seine Schriften während der letzten Jahre gelesen, meistens in digitaler, aus dem Internet geladener Form. Auch die Muslimbruderschaft bietet sie auf ihrer Webseite zum Download an. Weltweit verbreitet sind ebenso die unter seiner Beratung gedrehten Filme *A Force More Powerful* und *Bringing Down a Dictator*, die man sich unter anderem auf Englisch, Thai, Arabisch und Farsi im Netz ansehen kann. Die von Sharp entwickelten Strategien des gewaltlosen Widerstands sollen für das Gelingen der Revolutionen in Tunis und Kairo maßgeblich gewesen sein.

Es war nicht das erste Mal, dass Sharps Ideen von Praktikern rezipiert wurden. Mitte der Achtziger übergab Kelly seine Schriften dem DDR-Bürgerrechtler Gerd Poppe, was dieser heute als eine wichtige Inspiration für den Herbst 1989 wertet. Deutlicher war die serbische Studentenbewegung Otpor von Sharp beeinflusst. Zur Vorbereitung des Sturzes von Präsident Milošević im Jahr 2000 verteilten seine Helfer in Zusammenarbeit mit der Demokratie-Stiftung Freedom House 5000 Exemplare seines Buches *Von der Diktatur zur Demokratie*. Ehemalige Otpor-Mitglieder berieten wiederum ukrainische, georgische und später ägyptische und tunesische Dissidenten und verbreiteten dort die Bücher Sharps und die diese zusammenfassenden Filme.

Äußerlich zeigt sich der gemeinsame geistige Hintergrund dieser Bewegungen in der Fahne mit der geballten Faust, die in Belgrad, Tiflis und auch in Kairo zu sehen war – das Symbol eines mittlerweile weltweit operierenden Revolutions-Franchise. Das geistige Zentrum dieses Netzwerks bildet die von Sharp gegründete Albert Einstein Institution in Boston. Doch der alte Mann legt Wert darauf, dass man auf die jeweiligen lokalen Bewegungen keinerlei Einfluss nehme.

Von der Diktatur zur Demokratie, die bekannteste Schrift des Theoretikers, ist ein betont praktisches Handbuch, das knapp 100 Seiten umfasst und mittlerweile in 41 Sprachen übersetzt wurde. Darin steht, wie man gewaltfrei Revolutionen macht und Diktatoren stürzt. 198 Methoden werden aufgelistet. Sie umfassen alle Arten von Streiks, Boykotten, Demonstrationen sowie den Aufbau einer Parallelgesellschaft – etwa des Schwarzmarkts oder der Untergrundpresse. Auch das »Sick-In« ist dabei, ein massenhaftes Krankmelden zu einem abgesprochenen Termin. Sharp möchte seinen Lesern vor allem klarmachen, dass sie in Wirklichkeit die Macht über die Regierenden haben, da sie die Zusammenarbeit mit dem Staatsapparat jederzeit aufkündigen können.

Was auffällt – und was wohl der Grund für Sharps Erfolg ist –, ist vor allem der pragmatische Stil seiner Texte. Der Autor ist zwar Vordenker des gewaltlosen Widerstands, aber durchaus kein Idealist, sondern Realist aus der Schule der klassischen Staatstheoretiker Hobbes und Machiavelli – mit Letzterem wird er oft verglichen. Es geht ihm um die Frage, wie man Macht erringen und ausüben kann.

Auch die verbreitete Beschreibung Sharps als eines Clausewitz des gewaltfreien Widerstands ist erstaunlich treffend. Schon Mitte der achtziger Jahre wendete er sich vom naiven Pazifismus der Friedensbewegung ab und konzipierte den gewaltlosen Widerstand als eine Waffe, die sogar dem Erreichen militärischer Ziele dienen kann. In seiner Studie *Making Europe Unconquerable* von 1985 erörterte er etwa die Möglichkeit einer »zivilgesellschaftlichen Abschreckung« als Alternative zur Atombombe. Er schlug darin vor, den gewaltlosen Widerstand in Europa zu fördern, um einer möglichen sowjetischen Invasion vorzubeugen und sie gegebenenfalls niederzuwerfen. Selbst der Begriff eines »gewaltfreien Blitzkriegs« fand dabei Verwendung. Sharp sieht auch heute noch keinen Grund, sich von diesem Konzept zu distanzieren, wenngleich er betont, dass ziviler Widerstand nie von oben, sondern ausschließlich von unten organisiert werden müsse.

Nach dem Ende des Kalten Krieges begann er offiziell mit dem Export seiner Ideen. Dabei wurde er vor allem von Robert Helvey unterstützt, einem Oberst der US-Armee, der Ende der Achtziger an einem Seminar Sharps in Harvard teilnahm, wo dieser lange Zeit Professor war. Der Militärmann war sofort von dem Theoretiker begeistert. Er habe einen Hippie erwartet, aber beim ersten Blick erkannt, dass Sharp seine Sprache spreche, erinnert er sich in einem Interview. Schließlich organisierte er, dass Sharp einen Leitfaden zum gewaltfreien Widerstand in Birma schrieb, wo Helvey viele Jahre lang als Militärattaché in der amerikanischen Botschaft gedient hatte. Das Resultat der Kollaboration ist das 1993 erschienene *Von der Diktatur zur Demokratie*. In Birma blieben die darin vorgeschlagenen Mittel weitgehend erfolglos. Das Buch entfaltete seine Wirkung erst, als es Helvey beim Training serbischer Dissidenten einsetzte – von da aus gelangte es auch nach Nordafrika.

Sharp ist glücklich über die späte Wertschätzung. Er verwehrt sich aber zugleich einer Glorifizierung seiner Person: »Nicht ich habe Respekt verdient, sondern diejenigen, die in Ägypten, Tunesien und anderswo den Mut aufbrachten, gegen die Diktatoren aufzustehen«, sagt er. Vor einer militärischen Intervention in Libyen warnt er auch aus dem Grund, da dies dem Ansehen der Revolutionäre schade. Von einem »Sharpismus« möchte er nichts wissen, obgleich er zugibt, an einem Wörterbuch der von ihm benutzten Begriffe zu arbeiten, das über 800 Einträge umfasst. Gespannt erwartet er die weitere Wirkung seiner Schriften. Etwa in China, erzählt er, werde er nun viel gelesen.

Wer hat die Schuld an diesem Krieg?

Dimiter Gottscheff inszeniert Brechts »Antigone des Sophokles« am Hamburger Thalia Theater VON FRANZISKA BULBAN

Mit Nebel gefüllte Seifenblasen regnen von der Decke herab, in den leeren Raum und auf den Erdhaufen in der Mitte der Bühne. Unablässig zerplatzen sie in der Luft und am Boden, verteilen kleine Nebelwölkchen, als wären sie Vorboten des Tages, an dem Thebens Bürger gestorben und mit Staub bedeckt sein werden. Die Seifenblasenmaschinerie im Schnürboden pustet rhythmisch wie ein riesiges Notbeatmungsgerät, als läge die Stadt Theben bereits im Koma. Dieses meisterlich-mythische Bühnenbild von Katrin Brack bildet den Rahmen für Dimiter Gotscheffs Inszenierung der *Antigone des Sophokles* von Bert Brecht am Hamburger Thalia Theater.

Gotscheff inszeniert das Stück als Fabel zweier Fanatiker, die sich ineinander verbissen haben: Kreon (Bernd Grawert) hat Antigones Brüder in einen Krieg um Erz geschickt. Der eine Bruder, im Krieg gefallen, darf standesgemäß beerdigt werden. Der andere jedoch, als Dissident von Kreon persönlich erschlagen, soll unter offenem Himmel verrotten. Als Strafe für den Verrat wird ihm der Zugang ins Reich der Toten verwehrt.

Antigone (Patrycia Ziolkowska) widersetzt sich dem Befehl Kreons und beerdigt ihren Bruder. Aber nicht heimlich, im Gegenteil: Ihr Klagegesang hallt durch den Bühnenraum, während sie sich durch einen Haufen Erde wühlt, Dreck schleudert, sich mit Erde einreibt und auf ihr tanzt wie ein Derwisch. Diese Beerdigung ist ein Ritual, die Trauerarbeit einer vor Kummer fast Wahnsinnigen. Als man Kreon die festgenommene Antigone vorführt, fordert er sie achselzuckend auf, einfach mal »'Tschuldigung« zu sagen, um der Todesstrafe zu entgehen. Antigone explodiert: Ihren Körper gespannt wie eine zum Sprung bereite Raubkatze, schleudert sie ihm ihre Anklage entgegen, die Worte brechen aus ihr hervor, sie würgt und spuckt voller Abscheu. Animalische Wut trifft auf herablassende Süffisanz, heiliger Ernst auf ketzerischen Spott. Aus dieser Spannung ergeben sich durchaus komische Elemente, die den Zuschauern einige befreite Lacher schenken. Gotscheff zeigt die Engstirnigkeit der Radikalen, die nichts um sich herum wahrnehmen.

Patrycia Ziolkowska (Antigone) im Seifenblasenregen

Foto (Ausschnitt): Heji Shin

So ist es fast nebensächlich, was die anderen vier Darsteller auf der Bühne leisten. Nicht weil sie schlecht spielten, sondern weil die Figuren nicht ins Geschehen eingebunden werden. Zum Beispiel darf Antigones Schwester (Christine Geiße) nicht mehr sein als das überzeichnete Klischee einer Jasagerin in BDM-Uniform und mit Pfadfinderweisheit. Bibiana Beglau, Wächterin, Botin und Hellseherin in einer Person, werden lediglich ein paar hübsche Einlagen erlaubt. Und Antigones Verlobter (Thomas Niehaus) unterstützt seine Angetraute akustisch mit den Tönen einer Tuba. Gleich nachdem er Kreon zur Rede gestellt hat, muss er aber die Bühne verlassen, um mit Antigone zu sterben.

Spätestens jetzt wird die Schwäche der anderen Figuren zum Problem. Denn ohne Antigone fehlt Kreon ein Gegner. Es ist, als bräche in einem Torbogen ein tragender Pfeiler weg: Nach Antigones Tod beobachtet der Zuschauer den schwankenden Kreon. Es ist klar, dass er stürzen wird, lediglich der Zeitpunkt steht infrage. Der lamentierende und mit seinem Schicksal hadernde Herrscher ohne Anspielpartner wird aber schnell ermüdend. In dem Vakuum, das Antigone hinterlässt, verlagert Gotscheff den Schwerpunkt: Stand zuvor der persönliche Konflikt im Fokus, werden nun, weitgehend emotionslos, politische Dilemmata ausgestellt. Kreon wird zum Abziehbild eines Tyrannen, der sich an die Macht klammert, sich jeder Einsicht verweigert und seine Armee auf sein Volk hetzen möchte. Diese Textpassagen stammen aus Brechts Feder, der das Drama von Sophokles (in Hölderlins Übersetzung) 1947 für eine eigene Inszenierung überarbeitete.

Noch stark unter dem Eindruck des Krieges, entwirft Brecht einen Abgesang auf den despotische Herrscher an sich. Allerhand Verweise auf das aktuelle politische Geschehen böten sich an, Gotscheff verzichtet aber weitgehend auf Anspielungen. Das stärkt den Text, die Parallelen zu heutigen Tyrannen und Despoten sind auch so verblüffend. Trotzdem gehen die meisten politischen Botschaften am Zuschauer vorbei, denn die verschachtelten Sätze werden nicht bühnenwirksam umgesetzt. Der komplexe Originaltext wird, je nachdem, gebrüllt und teilnahmslos gesprochen, aber selten gespielt. Nur im Streit zwischen Kreon und seinem Volk, repräsentiert von Oda Thormeyer, zeigt sich noch eine gemeinsame Dynamik. Wie die Kinder jagen sie sich über die Bühne, während sie die Frage verhandeln, wer eigentlich schuld ist am Krieg – der Tyrann, der ihn befahl, oder das Volk, das ihn billigte?

So gibt es an diesem Theaterabend einige schöne Elemente, die sich nicht in ein Ganzes fügen. Eine Entscheidung Gotscheffs wäre nötig gewesen: Will er die Figuren verspotten oder ernst nehmen? Geht es um politische Konflikte oder persönliche Tragödien? Am Ende bleiben die Seifenblasen.

Rodeln auf dem Trümmerberg: der Volkspark Friedrichshain in Berlin

Fotos: Jörg Brüggemann/Ostkreuz (o.); Jürgen Bauer/ullstein

Winter in Berlin. Eine Trilogie

Unglaublich, wozu sich der Mensch in der Kälte hinreißen lässt: Was ich sehe, wenn ich aus dem Fenster gucke VON DURS GRÜNBEIN

Humboldts Bunker

Das ist Berlin: Schau irgendwo aus dem Fenster, und du siehst auf Geschichte. Stell dich auf einen Balkon, und sie rückt dir mit Denkmälern, Straßenschildern und Häuserfassaden entgegen, an denen der Weltgeist sich ausgetobt hat. Auch der Mann, der den Ausdruck fand – Weltgeist: eine unsichtbare, geschichtsbildende Kraft jenseits der Physik, saß in Berlin auf dem Lehrstuhl des Philosophen, wo sonst, es war die passende Theorie zum Ort. Von hier gingen die Druckwellen aus, die bis an die fernsten Ränder der Erde reichten, hierher sind sie zurückgekehrt, haben das Räubernest ausgehoben, den Boden um und umgepflügt, bis die Stadt ein einziger Schutthaufen war.

Hier sind selbst die Bäume historisch. Im Winter sehen sie aus, als hätten sie alle den Krieg mitgemacht. Man denkt an Granatsplitter, sieht man die aufgeplatzte, zerfurchte Rinde, aber man denkt es nur hier, während auch anderswo Wind und Frost an den Bäumen ihre Spuren hinterlassen. Allerdings pfeift der Wind hier schon eisiger um die Häuserkanten, und der Novemberregen peitscht durch das kahle Astwerk, als käme er direkt aus den russischen Tiefebenen.

Ein Wort wie Volkspark ist dann nur mehr ein Euphemismus. Ein grüner Hügel erhebt sich, im Sommer lädt er zum Flirtbetrieb auf ausgebreiteten Badetüchern, nacktes Fleisch schimmert durchs Gebüsch, im Winter lockt er als Rodelbahn – doch siehe: Ein Trümmerberg steckt darunter, unheimlich der Untergrund, von Dämonen zerwühltes Gelände, blutgetränkt. Jahrelang wohnt man da, in argloser Nachbarschaft, dann schnuppert der Hund im Laub herum, etwas Graues zeigt sich, der Fuß stößt auf geborstenen Beton, ein Stahlträger ragt aus dem Erdreich. Im Wechsel der Jahreszeiten hat die Erhebung den Spaziergänger erfreut, dann muß er hören: Ein Flakbunker stand da, turmhoch und massiv wie ein Assyrertempel, der bei der Sprengung nach Kriegsende in zwei Hälften zerbrach.

Eine Zeitlang war dort eine Lokomotive auf schmalen Schienen im Einsatz gewesen, hatte in Eisenloren den Trümmerschutt abtransportiert. Im heißen Sommer des Jahres 1945 hatte sie sich durch die Staubwolken der pulverisierten Stadt gekämpft, auf weiter Flur allein in dem gespenstisch verödeten Park. Aber das Trumm ließ sich nicht abschmelzen, noch als Ruine hielt es unverrückbar die Stellung. So blieb nur, es einzugraben. Man beschloß, es unter einer Tarnschicht verschwinden zu lassen wie einen radioaktiven Reaktor. Emsige Liliputanerinnen – vom männlichen Teil des Inselvolks waren viele in sowjetischer Kriegsgefangenschaft – machten sich an die Arbeit, ganze Heerscharen mit Schaufeln, einzelne Raupenfahrzeuge dazwischen, hörten nicht auf, ehe das Schandmal mit Erde zugedeckt war bis zur Oberkante. Nachts und besonders im Mondlicht läßt der Umriß des Hügelrückens die monströse Architektur noch erahnen. Als Vorbild der Berliner Bunker scheinen die Stauferkastelle gedient zu haben, die es in Apulien zu besichtigen gibt, geometrische Musterbauten von bedrohlicher Modernität, ihr Prunkstück Castel del Monte im Hinterland der Hafenstadt Bari. Hier aber war nicht der helle Kalkstein Baumaterial, der wüstenfarbene, der den Handflächen schmeichelt, sondern der graue, fugenlose, beschußfeste Gußbeton, meterdick um ein Eisenskelett ausgehärtet. Den fegte auch kein Mongolensturm weg, o nein, und selbst schwere Artillerie konnte allerhöchstens Scharten in die Elefantenhaut hacken.

In einer Spirale schraubt sich der Weg, von einer Steinbrüstung flankiert, bis zum höchsten Punkt hinauf. Dort ragen aus den aufgeschütteten Erdmassen noch immer Bruchstücke der einstigen Bunkerplattform. Sperrig trotzen sie dem Verschwinden, nicht totzukriegen. Vom Gipfel aus streicht der Blick rundum über den ganzen Stadtbezirk. Jemand, der sich verschanzen wollte, ein Amokläufer, könnte es gut dort oben tun. Mit der Seelenruhe des Flakschützen könnte er die verschiedenen Ziele ins Visier nehmen – im Osten den Bahnhof und die neue Rockarena, im Westen die Wohngebiete des Prenzlauer Bergs. Zum Einschießen als Übungsziel würde sich gut die Kugel des Fernsehturms eignen, der in südlicher Richtung den nahen Alexanderplatz markiert.

Drei solcher Flakbunker standen einst an strategisch ausgeklügelten Punkten Berlins. Burgartig überragten sie die Umgebung, hielten der Bevölkerung ihre Ohnmacht vor Augen, Zufluchtsort und Bedrohung zugleich. Gesprengt wurde der am Zoologischen Garten, der im Luftkrieg mehr als zwanzigtausend Menschen Unterschlupf bot und auch die Büste der Nofretete beherbergte, begraben der am Friedrichshain – auch hier waren Kunstschätze aus den Berliner Museen gelagert, und bis zuletzt kämpfte verbissen SS um jede Mauernische. Stehen geblieben ist nur der Hochbunker am Humboldthain, seine Nordflanke zumindest, im alten Arbeiterbezirk Wedding, ganz in der Nähe der ehemaligen AEG-Werke mit ihrer riesigen, eindrucksvollen Turbinenhalle.

Zu ihm führen Treppen hinauf, die Flakgeschützplattform umgibt ein Geländer, an dem die Kinder gern turnen und auch abstürzen können. Der Nervenkitzel gehört dazu wie die düstere Atmosphäre, die sich von ihm über den übrigen Park ausbreitet. Die Schatten sind länger hier, die grüne Lunge hat ihren Riß, Naherholung ist nichts als Phrase. Kontaminiertes Gelände liegt unter den Füßen, Altlastiges aus untergegangener Tyrannei, die aber keineswegs schon vergangen scheint, und es braucht einigen Stumpfsinn, dies nicht zu spüren. Manchmal beim Landeanflug auf Tegel sah man zwischen den kahlen Föhren im verschneiten Humboldthain das graue Bunkermassiv, und es war kein erhebender Anblick.

Diese Kolosse waren der architekturgewordene Größenwahn – der eigentliche Beitrag des Dritten Reiches zur modernen Zivilisation. Sehr deutlich zeigte an ihnen sich das Opernhafte, Großmäulig-Inszenatorische, die Hochstaplermanifestation. In diesem Endstadium trat Kultur nur mehr als Materialschlacht auf, bemessen in Kubikmetern Beton. Zweihundert Millionen sollten im ganzen Land verbaut werden in Form von Luftschutzbunkern. Es weht einen noch immer, steht man vor diesen Steinquadern, die deutsche Weltentfremdung an, dies Engstirnige, Engräumige aller Planungen, die Tendenz zu Abschottung und Einigeln, bei starker kollektiver Unterwürfigkeit. Von Humboldt abwärts ging es, bis sie allesamt auf den Hund gekommen waren, angekommen beim billigsten Todeskult, in der Todesfalle ihrer Flakbunker und Luftschutzkeller.

Und wie gesagt: das ist Berlin, die abgekämpfte Stadt, die keine Ruhe hat. Überall hat der Weltgeist hier schon seine Haufen gesetzt. Dies ist das Nest, in dem Geschichte keine Pause kennt, hier sammeln sich im Größenwahn die Nachtgespenster. Leicht kann sich der Boden öffnen, und man stolpert in alte Mördergruben. Aus grauen Himmeln sickert ein Glockenläuten, dem keiner Beachtung schenkt. Es ist Nacht, du trittst hinaus auf den Balkon, das Dunkel hat die Konturen des Bunkerbergs gegenüber verschluckt. Die Straße am Friedrichshain liegt, mit ihren Reihen geparkter Autos, still im gelben Licht der Peitschenlampen.

DURS GRÜNBEIN

Der 1962 in Dresden geborene Durs Grünbein ist der wichtigste deutsche Lyriker. Bei Suhrkamp ist gerade »Aroma. Ein römisches Zeichenbuch« erschienen. Für die ZEIT erkundet er hier das Aroma des Berliner Winters

Breughel im Blaulicht

Vor dem Fenster meiner Berliner Beobachtungsstation habe ich die herrlichste Bildergalerie vor Augen. Ich muß nur von meinem Schreibtisch aufblicken, ein wenig den Kopf drehen und kann so bequem in meiner kleinen Bibliothek sitzen bleiben. Ausgestellt werden, alle Jahre wieder, die neuesten Winterbilder aus der niederländischen Schule, lauter Breughels und Averkamps, nur daß die Figuren darauf Menschen von heute sind, in den Kunststoffanoraks und Daunenjacken der letzten Mode. Man muß nicht einmal hinsehen und weiß doch, was dort im Schnee gespielt wird. Der erhöhte Jauchzfaktor, ein fortwährendes Johlen und Jubeln, kündet von den Freuden der Großstädter, wenn am Hang gegenüber von früh bis spät in die Nacht das Schlittenfahren geübt wird. Denn um eine Übung, eine von blutigen Anfängern, muß es sich dabei handeln – bedenkt man den häufigen Einsatz der Ambulanzfahrzeuge. Die wenigsten können es, doch trauen es alle sich zu. Keiner, der zum ersten Mal auf Skiern steht, würde sich mit dem Lift gleich zur höchsten Steilpiste hinaufbringen lassen. Hier aber holen sie ihre Schlitten aus den Kellern und stürzen sich den vereisten Hang hinab, ohne Rücksicht auf Bäume, eiserne Zäune und ihre Knöchel und Knochen.

Zwei bis drei Mal am Tag rücken die Wagen vom Deutschen Roten Kreuz aus, an den Wochenenden noch öfter. Ihr plötzliches Auftauchen macht sich auch dem Unbeteiligten im warmen Zimmer sofort als Stimmungswechsel bemerkbar. In den Abendstunden wirft das kreiselnde Blaulicht seine Schatten auf den Schnee, die Szene wird um einige Grade kälter. Dann sieht man, auf einer Bahre abtransportiert, ein vermummtes Kind, in schlimmer Verrenkung erstarrt – seltener schon lädierte Erwachsene, aber es gibt auch solche Unglücksraben. Einer trägt den zerbrochenen Schlitten nach, bis ein anderer ihm stumm zu verstehen gibt, er könne den nutzlosen Lattensalat ebenso gut ins Gebüsch werfen. Es hat schon Schwerverletzte gegeben vor unserer Haustür. Die meisten jedoch kommen mit einer leichten Gehirnerschütterung, einigen Prellungen davon. Manchmal kommt es auch vor, daß die Feuerwehr ausrückt. Dann wechselt die Szene, es gibt einen Volksauflauf wie bei den allergrößten Havarien. Peinlich, peinlich: mit lautem TatüTata wird der Gekenterte aus den holländischen Genrebildern entfernt. Ist der Geräuschpegel das Maß, so scheint die Menschheit im Winter am glücklichsten zu sein. Die Auftritte der Notfallrettungsdienste sind jedenfalls immer sogleich wieder vergessen. Von der Statistik der Einsätze hat überhaupt nur der Anwohner eine Ahnung. Ich habe mir angewöhnt, eine Strichliste zu führen, aber niemand interessiert sich für meine Zahlen. Also behalte ich sie für mich und genieße lieber das Schauspiel vor dem Balkon.

Da ist ein Junge mit Pudelmütze, der ein Hündchen hinter sich herzieht. Es sträubt sich ein wenig, beschnuppert den Handschuh, der am Auslauf des Rodelhangs liegenblieb, herrenlos. Aber Vorsicht: Jetzt saust ein dicker Mann auf einem Schlitten heran! Knapp bekommt er die Kurve, läßt sich erleichtert in einen Schneehaufen fallen und steht nach einer kleinen Weile erst wieder auf, wie ein Mehlsack bestäubt. Auf was für abenteuerlichen Fahrzeugen sie sich hier ins Vergnügen stürzen! Es fehlt nur das Bügelbrett. Manche haben sich Obstkisten mitgebracht, anderen genügt die Plastiktüte vom Supermarkt. Einige Witzbolde trudeln auf großen schwarzen Gummiringen herab, als wären sie Schiffbrüchige auf hoher See. Ein Trio besonders Verwegener hat eine Zimmertür herbeigeschleppt, auf der hat man hintereinander Platz genommen, hält sich an Schultern und Lenden umfaßt. Es soll wohl ein fliegender Teppich sein, ist aber doch nur ein plumpes Floß in den eisigen Stromschnellen. Das Ding stellt sich quer, die Männer landen mit Schwung im Schnee.

Unglaublich, wozu sich der Mensch in den Momenten winterlicher Exaltation hinreißen läßt. Eine Frau hat sich vor einen Schneemann hingekniet, als wollte sie zu ihm beten. Erst das Blitzen der kleinen Kamera, die sie, in ihren Fäustlingen versteckt, hoch über den Kopf hält, klärt den Sachverhalt auf – wie der Berliner Polizist sagen würde. Der Schneemann als Photomotiv, darauf muß man erst einmal kommen. Ein paar vermummte Alte tapsen, abseits des rodelnden Volks, schwerfällig durch den Schnee. Doch sammeln sie nicht Reisig in Holzkiepen, sondern folgen als späte FitnessSchüler ihrem Trainer den Hügel hinauf, in umständlichen Pendelbewegungen, mit weit ausschwingenden Armen, eine Gruppe von Pinguinen im Seniorenalter. Ein einziger Skifahrer, auf Langlaufbrettern vorüberschiebend, verwandelt den Stadtpark in einen Winterwald.

Denkmaltauschen

Immer im Winter geschieht es, daß die wertvolleren unter Berlins Denkmälern frostsicher eingepackt, in Schalholz vermummt werden. Sie sehen dann aus wie große Möbelstücke am Wegrand, die bald auf weite Reise gehen. So geschieht es dem Erfinder der Lithographie Alois Senefelder, so müssen es, alle Jahre wieder, die Brüder Humboldt erdulden, an ihrem Standort vor der Universität Unter den Linden.

Senefelder verschwindet an dem nach ihm benannten Platz an der Schönhauser Allee unter einer hölzernen Pyramide, die von ferne an einen zu groß geratenen Metronomkasten erinnert. Mit ihm haben die beiden Kinder am Sockel sich ins Dunkel zurückgezogen, das Engelsmädchen und der Knabe in der Druckerschürze, der den Namen des großen Mannes in Spiegelschrift zu entziffern versucht. Den Humboldts hat man zwei stattliche Bretterhäuser als Winterdomizil maßgeschneidert. Wären sie vorn, zur Straße hin, ausgeschnitten, man könnte sie für Schilderhäuschen halten. Die Gelehrten auf ihren Marmorsockeln wären dann so etwas wie Soldaten des Geistes, die ihre Wache im Sitzen schieben. Im Vorbeifahren, aus einem der Doppeldeckerbusse betrachtet, meint man, ein paar Transportkisten zu sehen, symmetrisch dort aufgestellt, als würden die Brüder demnächst abgeholt und verschifft werden in eine der Weltregionen, die sie auf ihren Expeditionen einstmals erkundeten. Entsprechende Anfragen fremder Regierungen an den Berliner Senat sind denkbar, auch Tauschangebote aus dem Ausland. Winter, die Zeit des Denkmaltauschens … Das Geschäft mit den Leihgaben blüht, es ist ein Kommen und Gehen in den Museen der Welt: Warum sollten nicht auch Denkmalhelden durch die Metropolen touren? Jeden Moment kann die Speditionsfirma kommen, um Alexander auf den Weg nach Venezuela zu bringen und Wilhelm nach Osten, in eines der Akademikerstädtchen in den Weiten Sibiriens.

Unter den Linden zieht der Preußenkönig an ihnen vorbei. Doch er muß schutzlos auf seinem Bronzepferd durch das Schneetreiben reiten. Er bleibt der Kälte ausgesetzt, und so wie ihm ergeht es den Generälen und Gelehrten am Granitsockel, auch sie viel zu leicht bekleidet für die grimmige Jahreszeit. Lessing und Kant unter dem Pferdehintern? Man möchte den Herren ein Glas Glühwein anbieten, wie sie da stillstehen und abwarten wie Bittsteller in dieser Arschkälte – friderizianisch derb gesprochen. Nur im Krieg war das Monument durch einen eigenen Unterstand aus Beton gegen die Luftangriffe gesichert. Unbedeckt stehen auch die Herren Generäle im Prinzessinnengarten, in ihren grünen Nischen rings um die Siegessäule, dennoch Haltung bewahrend, wie es sich für Offiziere gehört. Stadtauswärts am Charlottenburger Tor schweben der Kurfürst und seine Gemahlin wie Figuren auf Märchenwolken über dem schneeverwehten Asphalt, ganz ohne Schutzmantel. Und auch sie ist nackt den eisigen Winden ausgesetzt: die berittene Amazone vor Schinkels Altem Museum, drauf und dran, ihren Speer in den Lustgarten zu schleudern.

Doch Bronzen frieren nicht, Metall hält auch Minusgraden stand. Der kostbare Marmor dagegen und mancher Sandstein kann vom Frost gesprengt werden, wenn Nässe eindringt. Geschichtsresistent sind sie, diese Skulpturen, gegen Zeit imprägniert allesamt, und werden jeden von uns überdauern; aber die Winterwitterung kann sie zerstören. Man sollte sie die meiste Zeit über den Blicken entziehen, der provisorische Zustand kommt ihnen zugute. Das Auge ist vergeßlich – und jedesmal aufs neue überrascht, was da beim Auspacken an städtischen Staubfängern, historischen Flohmarktstücken zum Vorschein kommt.

Der Diktator als junger Mann

Der Film »Mein Kampf« erzählt vom Sonderling Adolf Hitler

Das Problem mit Adolf Hitler als ästhetischem Phänomen ist seine Lächerlichkeit. Hitler ist eine Witzfigur. Zumindest so lange, wie er noch nicht der »Führer« ist. Erst die Macht verwandelt die Witzfigur in einen Charismatiker für die einen, in ein tödliches Monstrum für die anderen. Alles, was er als ohnmächtiger Häftling in Landsberg an maßlosen Imaginationen und paranoiden Fiktionen in *Mein Kampf* niederschrieb, hat er später als Diktator Buchstabe für Buchstabe umgesetzt.

Der Film *Mein Kampf* nach einem Theaterstück von George Tabori aus dem Jahr 1987 hat auf Schritt und Tritt mit diesem Problem der Lächerlichkeit zu kämpfen. Und zwar mehr als die Vorlage, die bewusst mit dem Grotesken arbeitete, während Urs Odermatts Film einen psychologisch-poetischen Realismus anstrebt. Als der junge Hitler, gespielt von Tom Schilling, um 1910, abgerissen und halb verhungert, in einem Wiener Männerwohnheim unterkommt, fängt er sogleich an, die anderen Pennbrüder mit schrillen Volksreden zu überziehen. Die Herbergsmutter verdreht entgeistert die Augen: »Das kann ja was werden.« Damit meint sie natürlich: »Was für eine Nervensäge«, keineswegs: »Welch gefährlicher Massenmörder.«

Die komischsten Momente gehen vom Namen des Jünglings aus, der zu seiner Demütigung von der Kunstakademie abgewiesen wird. Wenn Tom Schilling sich mit »Hitler« vorstellt, dann ist das für seine Zeitgenossen nur ein merkwürdiger Name, während er für den Zuschauer die Chiffre einer weltgeschichtlichen Singularität darstellt. Diesen Abgrund muss der Film irgendwie überbrücken: Wie wird aus der Nervensäge ein Massenmörder? Dafür legt Odermatts Film den jungen Hitler auf die Couch. Und was entdeckt er da? Gekränkten Narzissmus, unterdrückte Sexualität. Tom Schilling gibt ein überzeugendes Nervenbündel aus Minderwertigkeitskomplexen und Größenfantasien, aber sein Hitler bleibt ein lächerlicher Neurotiker. Verkorkste Existenzen gibt es viele, warum diese eine wurde, was sie war, kann der Film nicht erhellen. Vielleicht erklärt die Sozialgeschichte manches besser als die Psychoanalyse.

Im Wiener Obdachlosenasyl ist Hitler in Gesellschaft vieler Juden. Man erkennt sie hier immer sogleich, weil sie einen überschäumenden Hang zu Weisheit, Mutterwitz und Melancholie haben. Der Film rückt sie in ein rührend-mitleidiges Licht, das den späteren Genozid schon mitdenkt. Das ist historisch wohlfeil und legt die Juden bereits auf ihre Opferrolle fest.

Götz George spielt den Juden Schlomo Herzl, der sich des jungen Sonderlings aus Linz annimmt. Er geht diese Rolle mit so viel Vibrato an, als wolle er in jedem Moment Zeugnis davon ablegen, dass er sich über den hohen Kunstcharakter der Angelegenheit völlig im Klaren ist. Das ist das Problem dieses ambitionierten Films: Alle flüchten in den Kunsternst, als würde nur der sie vor den Abgründen des Stoffes retten.

Einmal ist Hitler in der Oper, wo Wagners *Rienzi* gegeben wird. In seiner Loge wird er immer erregter, bis er schließlich ergriffen mitsingt. Und man ahnt: Wer die Macht des Gesanges so inbrünstig zelebriert, der kann auch ein Volk verführen. Hitler ist kein Geschöpf des Großkapitals, sondern der Kunstreligion. Am Ende schnurrt der Film auf die alte Einsicht zusammen, dass der Menschheit viel Ungemach erspart geblieben wäre, wenn die Kunstakademie Wien seinerzeit ein Auge zugedrückt hätte. IJOMA MANGOLD

Elisabeth Orth als Frau Tod in »Mein Kampf«

Fotos: Markus Jans/zero one film (o.); Jasmin Morgan/Schiwago Film/Dor Film/Hugofilm

Gudrun Ensslin (Lena Lauzemis) und Bernward Vesper (August Diehl)

Politische Körper

Die Entstehung der RAF aus der erotischen Revolte: Andres Veiels Film »Wer wenn nicht wir« VON THOMAS ASSHEUER

Die alte Bundesrepublik, so lautet eine beliebte Fabel, war eine Spießerhölle im Windschatten der Geschichte, sie war langweilig und unerträglich friedlich.

Wer so redet, der hat die RAF vergessen, die Zeit des Terrors, der die Republik fast zerrissen hätte. Der Filmemacher Andres Veiel ist ein Spezialist für diese aufgewühlte Epoche, von ihm stammt der Dokumentarfilm *Blackbox BRD* über die Ermordung des Bankiers Alfred Herrhausen und den Tod von Wolfgang Grams. Nun hat Veiel mit *Wer wenn nicht wir* seinen ersten Spielfilm gedreht, wieder über die schwarzen Jahre der RAF, genauer: über ihre Vorgeschichte, über die Beziehungen zwischen Gudrun Ensslin, Bernward Vesper und Andreas Baader. In der Zeitspanne von 1962 bis zum Frankfurter Brandstifter-Prozess 1968 liegt für Veiel der Schlüssel zum Verständnis der Revolte, denn hier, in den Wirren der Leidenschaften und Abhängigkeiten, wird das Private politisch und die Politik radikal.

Der Film wird von einer suggestiven Klammer zusammengehalten, von einer Urszene aus Vespers Romanessay *Die Reise*. Der junge Bernward hat eine Katze geschenkt bekommen, doch sein Vater, der Nazi-Großdichter Will Vesper (Thomas Thieme), kann Katzen nicht ausstehen – sie seien die »Juden unter den Tieren« und störten das Kuckuckslied über Deutschland. »Die Deutschen lieben Hunde.« Dann holt der alte Vesper seine Jagdflinte aus dem Schrank, geht in den Garten und erschießt die Katze. Am Ende des Films wälzt sich sein Sohn Bernward wie eine Doppelgestalt aus Hölderlin und Jesus in einem Sandkasten, und es heißt über ihn, er sei verrückt geworden, weil er es nicht ertragen habe, dass sein Dichtervater die Katze erschoss. Mit anderen Worten: Der Sohn schämte sich für den Judenhass des geliebten Vaters (»Gott war mein Vater, und mein Vater war Gott«), er wollte in der Bundesrepublik den Widerstand nachholen, den dieser im Nationalsozialismus schuldhaft versäumt hatte.

Gudrun Ensslin, die schwäbische Pfarrerstochter, die Bernward (August Diehl) in den Vorlesungen von Walter Jens in Tübingen kennenlernt, ist seine moralische Doppelgängerin. Auch Gudrun (Lena Lauzemis) wirft ihrem Vater (Michael Wittenborn) vor, er habe nach anfänglichem Widerstand kläglich vor Hitler kapituliert. »Du kannst es besser machen«, antwortet der Angegriffene daraufhin, und so will auch Gudrun wiedergutmachen, was ihr Vater aus Feigheit unterlassen hat. »Ich möchte mir nicht vorwerfen, etwas erkannt und nichts dagegen getan zu haben.« Und wie Bernward, dieser linkische, in Hassliebe an sein Elternhaus gekettete Sohn, kämpft sie fortan im Namen des Vaters. »Wer, wenn nicht wir?«

Veiel hält die beiden Lebensläufe ins Gegenlicht, er dreht und wendet sie und inszeniert mit knappen Strichen die Pädagogik der Kälte, die noch jede Kinderseele zur Strecke gebracht hat. Ilse Ensslin (Susanne Lothar) ist die in protestantischer Selbstaufopferung alt und grau gewordene Pfarrersfrau; Rose Vesper (Imogen Kogge), unter deren Regime selbst ein Kaktus verdorren müsste, verkörpert die hinterhältige Gutsherrin aus der Lüneburger Heide, die ihrem Sohn eine schizophrene Bindung an das Elternhaus andressiert, eine lebenslange Abhängigkeit und einen lebenslangen Hass.

»Die wahre Liebe verwirklicht sich erst durch Tod und Gewalt«

Gewiss, das alles ist nicht neu, und auch die Behauptung, die erste Generation der RAF habe einen nachholenden Widerstand exekutiert, gehört zu den Standardweisheiten der an Erklärungen nicht armen Forschung. Doch zum Glück lässt die Haupterzählung des Films viel Raum für eine zweite, atmosphärisch dichte Deutung, eine andere Genealogie der RAF, für die Entstehung der radikalen Linken aus dem Geist der anarchistischen Erotik. Mit Ensslin und Vesper begegnen sich zwei Lebens- und Liebeshungrige, beide sind berauscht von Romanen und Theorien, und bruchlos verschmilzt die sublime Erotik der Buchstaben mit der Attraktion der Körper. Für Veiel ist die exzentrische, von Affären zerstörte Liebe zwischen Vesper und Ensslin alles zusammen: Sie ist das nachgeholte Leben, sie ist die Befreiung der Körper aus der Kaserne der bürgerlichen Entsagung – und der libidinöse Aufstand der Kinder gegen die freudlosen Mütter.

Anfangs, so scheint es, bewundert Andres Veiel die Lebensgier seiner Figuren, er ist fasziniert von ihrem ästhetischen Intellekt und ihrem überwachen Bewusstsein. Was hätte aus all den rebellischen Energien werden können, wenn sie in die scheintote Adenauer-Gesellschaft geflossen wären und nicht in die Organisation des Terrors? Auch die politischen Phantasmen seiner Figuren kann Veiel sich erklären, und wie zur Bekräftigung rahmt er die Episoden durch Archivaufnahmen: Bilder von den US-Atombombentests auf dem Bikini-Atoll, Adolf Eichmanns Einlassungen in Jerusalem sowie eine Doku-Szene, in der ein US-Pilot seine sadistische Lust am Napalmbombenwerfen bekennt, am Rattenschießen auf nordvietnamesische Untermenschen. Es folgen Bilder vom Schahbesuch, wo »Prügelperser« auf Demonstranten einschlagen und die Polizei sie gewähren lässt. Als Karl-Heinz Kurras den Studenten Benno Ohnesorg erschießt, ist das linke Phantasma vollständig: Die BRD, das ist nichts anderes als demokratisch lackierter Faschismus.

Und worin besteht die Tragik der Revolte? Sie besteht darin, dass die jungen Intellektuellen zwar emanzipiert, aber nicht frei waren, in ihrer Revolte steckte immer noch reaktionärer deutscher Geist. Und tatsächlich – wenn man es aus der brillanten Studie von Gerd Koenen (auf die sich auch Veiel stützt) nicht schon wüsste, so würde man seinen Augen nicht trauen: Während Vesper zusammen mit Ensslin das studio neue literatur gründet und eine linke Anthologie *Gegen den Atomtod* herausgibt, betreibt er – gleichsam mit der rechten Hand – einen Verlag, der die Blut-und-Boden-Bücher seines Vaters wieder unters Volk bringen soll. Mit warmen Worten wirbt er bei rechtsradikalen Zeitungen um Unterstützung, denn in braunen Kreisen kennt Bernward Vesper sich aus. Nach dem Krieg hat er neonazistische Propagandaschriften verteilt und ist regelmäßig zu den Lippoldsberger Dichtertagen geradelt, wo sich NS-Autoren wie Hans Grimm ein Stelldichein gaben.

Die Botschaft dieser Szenen ist klar: An der neuen Linken klebt der alte Faschismus, die Ästhetisierung von Gewalt und Politik. Ausgerechnet die Freiheitshungrigen haben keine Idee von der Freiheit, sie träumen von der Zwangsaufklärung der Massen und dem Heroismus der Tat. »Ich schreibe so, wie wenn man mit der Faust der Gesellschaft in die Fresse haut«, sagt Vesper, und aus solchen Sätzen flackert das Unbedingte, das »Alles oder nichts«, die Lust am Opfer. »E = Erfahrung mal Hass²«. Das ist unsere Einsteinische Formel.« Gudrun Ensslin, mit der er sich verloben wird, promoviert über den Dichter Hans Henny Jahnn und lernt bei ihm, was wahre Liebe ist: »Bei Jahnn verwirklicht sich Liebe durch den Tod. Durch Gewalt, durch Mord wird es erst möglich, dass Sexualität gelebt wird.«

Nicht dumm rumpalavern, lieber gleich eins »in die Fresse«

Keiner füttert diesen politischen Existenzialismus wirkungsvoller als Andreas Baader (Alexander Fehling). Er ist der German Gigolo, der Frauenheld, der mit seinem Ami-Schlitten in der Szene aufkreuzt, ein kleinkriminelles Großmaul, sanft und brutal, androgyn und unberechenbar. Baader, ohne Vater und (fast) ohne Mutter aufgewachsen, gewinnt sofort Macht über Gudrun Ensslin, und diese Macht ist gefährlich, denn Baader ist bei Veiel ein Apokalyptiker der Tat. Nach ihm »kommt nichts mehr«, man müsse sich hier und heute alles holen. Nicht dumm rumpalavern, sagt er, lieber gleich eins »in die Fresse«.

Mit Baaders Auftritt ändert sich der Rhythmus des Films, er wirkt nun seltsam gehetzt und atemlos, als ertrage er das selbst gewählte Schicksal seiner Figuren nicht mehr. Ein letztes Mal versucht Bernward Vesper das Blatt zu wenden und reist mit dem gemeinsamen Sohn Felix (»die kleine Sonne«) zu seiner Verlobten nach Frankfurt. Aber er kommt zu spät, Gudrun Ensslin ist – als ihre Haft wegen eines Revisionsverfahrens ausgesetzt wird – mit ihrem Liebhaber Andreas Baader in die Illegalität abgetaucht. »Hell YES! Andreas – Praxis, Du sagst es.« Dreißig Jahre später, im Jahr 1998, löst sich die RAF auf. Sie hat 34 Menschen ermordet, unzählige Lebensläufe zerstört und viele Familien für immer gespalten.

www.zeit.de/audio

Sehenswert

»**True Grit**« von Joel und Ethan Coen.
»**The King's Speech**« von Tom Hooper.
»**Pina**« von Wim Wenders.
»**Poll**« von Chris Kraus

TÄGLICH GEÖFFNET, AUSSER MONTAGS

N° 94

Versaute Fantasien

Der ZEIT-Museumsführer: Die Stiftung Moritzburg in Halle

VON SVEN BEHRISCH

Der Hausherr Dr. Linde ist noch im Mantel, hält den Hut in der Hand und blickt leicht irritiert zum Eingang. Ähnlich Frau Marie Henneberg. Skeptisch lehnt sie sich in ihrem matt gepunkteten Sessel zurück, das Kinn auf die rechte Hand gestützt, deren Daumen mit einer pompösen Ansteckblume an ihrem fließenden Chiffonkleid spielt. Eindrucksvoll schielend, misst sie den Betrachter, der betreten vor ihr steht. Der Empfang in der Dauerausstellung der Stiftung Moritzburg in Halle gerät mit diesen beiden großbürgerlichen Paradefiguren der Jahrhundertwende, Edvard Munchs *Herrn Linde* und Gustav Klimts *Frau Henneberg,* recht frostig.

Sie wachen über Ausstellungsräume, die es in dieser Form nur hier zu besichtigen gibt. Das Museum, Schloss Moritzburg, wurde als Burg an der Saale um 1500 im Stil der späten Gotik gebaut, nach dem Dreißigjährigen Krieg verkümmerte es zur Ruine, bis man die Anlage um 1900 als Turnhalle nutzte und wenig später, historistisch aufgepäppelt, zum Kunstmuseum umwidmete. Zum spektakulären, ja zu einem der spektakulärsten Museumsbauten überhaupt, wurde es 2008, als das spanische Architekturbüro Nieto Sobejano über die Ruinen des Nord- und Westflügels ein zackiges Aluminiumdach spannte.

Ernst Ludwig Kirchner: »Akte im Strandwald«, 1913

Abb.: Dauerleihgabe der Stadt Halle (Saale)/Foto: Klaus Göltz

Darunter versammelt sich heute das, was man gemeinhin die »Moderne« nennt, vertreten in einer exquisiten Auswahl: die messerscharf gezogenen Industrielandschaften der Neuen Sachlichkeit von Karl Völker; die wie in einer Ahnung über das Leid des nahenden Dritten Reichs gepeinigten Figuren Wilhelm Lehmbrucks; oder die kubistisch-lichten Veduten von Halles Stadtporträtisten Lyonel Feininger auf der Balustrade, wo große Fenster dazu einladen, die Kunst mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Feininger gewinnt nach Punkten deutlich gegen eine an diesem Tag gräulich vernieselte Dachlandschaft.

Die labyrinthischen, historistisch mit Stuck behängten Seiten- und Nebenflügeln des Schlosses sind der Kunst vor der Moderne vorbehalten. Sollte man daraus den Schluss ziehen wollen, diese seien weniger frisch und weniger unmittelbar, so wäre das ein Fehler. Was hier hängt, von Franz Lenbach bis Lovis Corinth, stellt die Kollegen der Klassischen Moderne oftmals in den Schatten. Zum Beispiel das *Doppelbildnis Max Beckmann und Minna Beckmann-Tube* von 1909, auf dem sich die Körper der Eheleute – bei tadelloser Wahrung des Anstands! – so intim zueinander neigen und aus ihren Augen, auf den Betrachter gerichtet, eine so delikate Mischung aus Blasiertheit und Zärtlichkeit spricht. Im Vergleich dazu wirkt die Freundinnenszene der neusachlich ins Gras drapierten *Drei Mädchen* von Georg Schrimpf, gut 20 Jahre später entstanden, allzu künstlich heruntergekühlt, als sollte es für die Moderne länger frisch bleiben.

Wer der Modernere ist, lässt sich auch in der Abteilung der expressionistischen Brücke-Künstler aus der Sammlung Gerlinger kaum beurteilen. Feststellen kann man dagegen mal wieder, dass Kirchner und seine Kollegen Pechstein, Heckel und Co eine, man muss es so sagen, sehr versaute Fantasie gehabt haben müssen (sofern es bei den Gedanken geblieben ist). Holzschnitte für Ausstellungsplakate, Werbezettel und Jahresbilder, die sie ihren zahlenden Mitgliedern (Beitrag 12 Mark im Jahr) als regelmäßige Gaben überreichten, zeigen, wie sich im Jahre 1905 vier Malerfreunde zusammentaten, weniger auf der Suche nach gemeinsamem künstlerischen Ausdruck denn nach erhöhter Aufmerksamkeit, sprich: Preisen für ihre Werke.

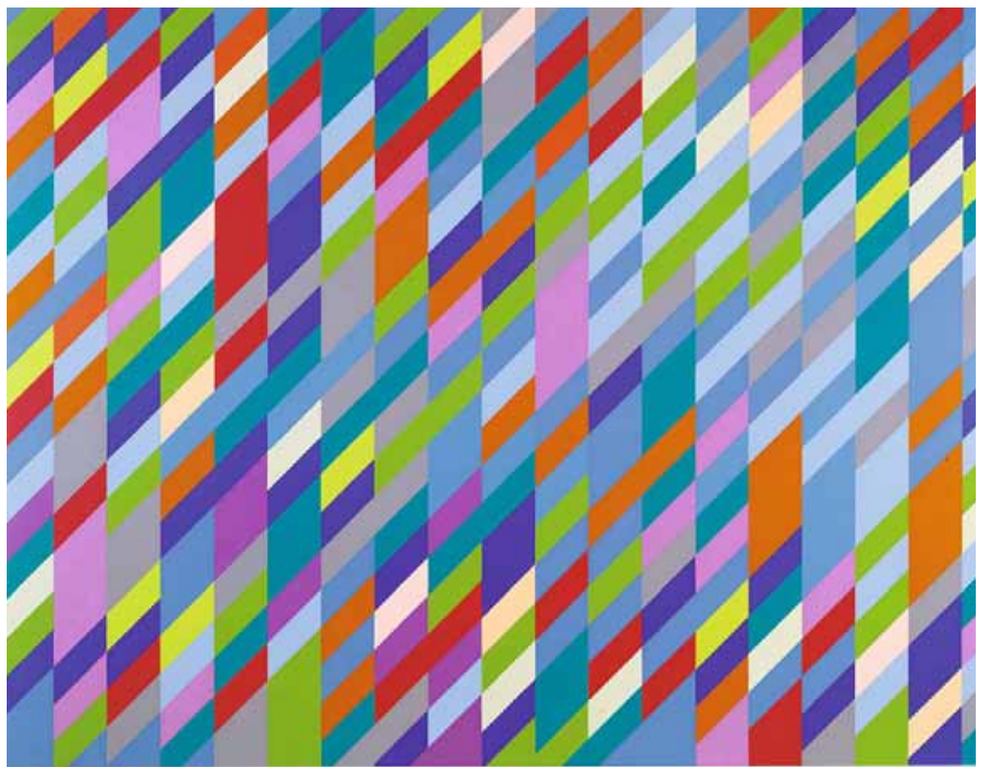
Richtig zusammengefunden hat sich die Gruppe erst, das zumindest legen die in chronologischer Abfolge gehängten Holzschnitte nahe, als sie ihre Lust am gemeinsamen Zeichenobjekt fand: minderjährige nackte Mädchen am See. Nicht immer sind sie von der erdig-unschuldsvollen Reinheit wie Otto Muellers Akte in abendlicher Landschaft. Heckels Kindsfrau Fränzi lässt trotz ihrer herben Statuarik vor halb abstraktem Hintergrund schon die Durchtriebenheit durchscheinen, wie sie bei Kirchners *Akten im Strandwald* ganz offenbar wird.

Seine Lolitas sind vollauf damit beschäftigt, Po und Brüste hinter Baumstämmen hervorzustrecken. Die Modernität im Sinne der künstlerischen Weiterentwicklung, die ästhetische Reife dieser Werke will man gar nicht bezweifeln. Aber die sittliche?

In einem Nebenflügel des Schlosses, dem Kuppelsaal am Ende eines langen Gangs, hängt ein Bild von Hans von Marées mit einem Reiter, der lässig von seinem Schimmel einen Apfel vom Baum pflückt. Zwischen Flucht und Erregung beobachtet eine Nackte vom Brunnenrand aus das Geschehen. Wie viel subtiler die Erotik des Sündenfalls, wie elegant die Verführung, wie ironisch die Verkehrung der biblischen Handlung.

Ist es nicht unfair, unhistorisch, ungebührlich, die bildungsgesättigte Reife, die handwerkliche Finesse des 19. Jahrhunderts mit den expressiven, doch um nichts weniger pubertären Fantasien der Dresdner Expressionisten zu vergleichen? Ganz bestimmt. Frau Henneberg, die Torwächterin des großartigen Museums in Halle, wird das, da sind wir uns sicher, genauso sehen.

KUNSTMARKT



Bridget Rileys »Between« von 1989

Mit Pfeilen auf unser Gesicht

Eine Galerie wird zum Museum: Die Malerin Bridget Riley bei Max Hetzler VON GERRIT GOHLKE

Vielleicht hätte man am Eingang eine Hinweistafel anbringen sollen: Vorsicht, Revolution! Dann würden die Besucher sich suchend nach dem Aufruhr umschauen, aus dem diese Malerei einmal hervorgegangen war. Bridget Rileys späte Op-Art-Bilder werden derzeit in der Berliner Galerie Max Hetzler mit der ganzen Wucht und dem Pathos eines Museums präsentiert. Mächtige Einbauten, sparsam behängte Kabinette, ein eigens montiertes Beleuchtungssystem – alles hat man getan, um diesem Werk eine maßgeschneiderte Umgebung zu schaffen. Doch gerade deshalb wirkt es seltsam überzeitlich und ruhig gestellt: Die Geschichte scheint ebenso ausgeblendet wie jeder zu offensichtliche Gedanke an Markt und Handel.

Dem Verkaufserfolg tut das offenbar gut. Nach gut zehn Ausstellungstagen meldet die Galerie sechs von elf angebotenen Gemälden und die meisten Grafiken als verkauft. Solche Erfolgsmeldungen gehören zum Geschäft, doch die Botschaft ist auch ohne sie klar: Rileys Bilder sind in den Kanon der Kunstgeschichte aufgenommen, auch wenn von den Vorläufern und Wegbereitern geometrischer Experimente hier nur selten die Rede ist. Riley soll nicht mit den Pionieren abstrakter Malerei verglichen werden. Sie wird so ikonenhaft präsentiert wie der späte Matisse, dem sie sich vor allem am Anfang ihrer Ausbildung so verwandt gefühlt hat. Die physiologischen und psychologischen Mechanismen, die in dieser überaus planvollen, durchrecherchierten Malerei einmal analysiert werden sollten, der wütende, aus Verzweiflung geborene Bruch mit kunsthistorischen Traditionen haben sich ganz von selbst in erhabene Dekorationsstücke verwandelt und sind für den Kunstmarkt so über die Jahre zu einem immer verlockenderen Angebot geworden.

Das Abenteuer optischer Verunsicherung, die Schaffenskrise, aus der Riley sich Anfang der 1960er Jahre mit dem Einsatz gerader Linien als »einer der fundamentalsten Formen überhaupt« gerettet hatte, appellieren nun komfortabel an die Emotionen des Publikums, das an Wochenenden in die Galerieräume strömt, als habe im sozial umkämpften Wedding eine Kunsthalle eröffnet.

Wer ursprünglich den größeren Anteil an dieser Musealisierung hatte, die Künstlerin oder ihre Händler, lässt sich heute kaum noch sagen. Dabei war anfangs niemand marktkritischer als die Künstlerin, als sie in den sechziger Jahren entdecken musste, dass ihre geometrischen Muster mehr und mehr zu Gebrauchsformen der Populärkultur wurden. Riley kämpfte notfalls auch mit Urheberrechtsanwälten um die Autonomie ihrer Werke und gegen die Kopie ihrer formalen Erfindungen. Sie verstand ihre Arbeit als Attacke auf das Publikum, dessen Unwohlbefinden sie nicht nur in Kauf nahm, sondern provozierte. Sie wollte wie mit Pfeilen auf das Gesicht des Betrachters zielen, wie sie einmal sagte, und stritt zugleich gegen ein überkommenes Künstlerselbstverständnis, das noch immer die Zufälle künstlerischer Handschrift als Ausdruck genialer Freiheit verstand. Weder Popkultur noch Romantik wollte sie schaffen, sondern eine Art Grundlagenforscherin der Primärwahrnehmung sein.

Je methodischer sie dabei wurde, desto mehr ging dem Werk alles Überraschende verloren. Bis heute inszeniert diese Malerin in ihren Bildern die ausgestandenen Kämpfe der Moderne. Die Riley-Fabrik macht einfach keine Pause, auch wenn die Rebellion, die diese Unternehmung in die Welt tragen sollte, keine Opponenten mehr hat.

Ihre Marktposition hat von dieser Arbeitsweise profitiert. Lange schon zieht sie es vor, die Malarbeit an Assistenten zu delegieren. So sollte Emphase vermieden werden, und so konnten Bearbeitungsspuren gar nicht erst entstehen. Riley war immer Riley. Während der Kunstbetrieb bis heute Mühe hat, Pioniere der Abstraktion wie František Kupka einzuordnen und zu schätzen, entwickelte sich die Britin zur Altmeisterin der »reinen, ungehinderten Wahrnehmung«, der ungehinderten Unmittelbarkeit zwischen Bild und Betrachter und hat mit diesem Markenzeichen auf den Auktionen längst die Millionengrenze durchbrochen. Ihr stattliches *Persephone 1* von 1969 erzielte gerade erst vor ein paar Tagen bei Sotheby's umgerechnet 1 033 361 Euro. Riley ist der Star der Streifen und Rauten.

Und so lässt sich die Berliner Ausstellung am ehesten als anatomisches Modell einer Erfolgsgeschichte genießen. Wie immer bei Rileys größeren Projekten hat der Architekt Paul Williams den Raum so umgestaltet, dass jedes Einzelwerk eine möglichst ungestörte Wirkung auf den Betrachter entfaltet. Williams, ein Psychologe der Raumgestaltung, schwärmt von der subtilen Mischung aus Leuchtstoffröhren und Strahlern, die ein jahreszeitlich ideales Licht über die Leinwände fluten. Ein Tross von Helfern und Dienstleistern hat der Künstlerin ihre Wunschumgebung geschaffen. Dabei hat die Galerie ganz nebenbei auch sechs Leihgaben aus privaten Sammlungen aufgehängt, allen voran die fast 17 Meter lange *Composition with Circles,* die nun das Leitmotiv des Raumes bildet, eine Art Super-Riley, modern und leer, rhythmisch und anschlussfähig. Die Galerie schafft sich das imaginäre Museum, in dem es nur noch Klassiker gibt. Der kaufinteressierte Sammler soll begreifen, dass ihm die einmalige Chance geboten wird, aus dem musealen Kanon zu schöpfen.

Dass sich dieses Werk in den vergangenen Jahrzehnten immer neue formale Mittel erschlossen hat, ohne je die Fragestellung zu verändern, wird dabei zweitrangig. Und geht es überhaupt um die zum Verkauf angebotenen elf Werke? Oder soll die Ausstellung das Umfeld schaffen, in dem sich Rileys Werk reibungsloser in den euphorisierten Auktionsmarkt einschleusen lässt? Geht es in Paul Williams eleganter Parzellenarchitektur auch um den Schlussverkauf eines Lebenswerkes? Soll hier der Kunsthandel am Ende Gewinne erlösen, die sich auf dem Galerieparkett allein nicht mehr verdienen lassen?

Doch das ist so spekulativ wie der boomende Markt selbst. Was bleibt, sind Streifen, Kurven und Rauten, Bögen und geometrische Schnitte und zuletzt eine sanfte Reform der übermächtigen Vertikalen in Rileys Werk. Die Altmeisterin ist elastischer geworden. Sie hat die Zahl der Farben verringert und erklärt entspannt, sich noch einmal selbst infrage stellen zu wollen. Gut möglich allerdings, dass diese Experimentierlust in all der eleganten Inszenierung unsichtbar wird. Ein bisschen geht es hier zu wie an Revolutionsjahrestagen. Die Erinnerung ist so schön, weil sie uns nicht mehr verunsichern kann. Im Falle Rileys ist das für Sammler derzeit ein überaus verlockendes Argument.

Abb.: courtesy the artist and Galerie Max Hetzler, Berlin

Seht ihr uns?

Das »Manifest der Vielen« formiert sich gegen Sarrazin

In der vergangenen Woche wurde im Berliner Maxim Gorki Theater ein Buch vorgestellt, das schon in seinem Titel auf Thilo Sarrazins demografische Panikprognose reagiert: Deutschland schafft sich nicht ab, sondern *Deutschland erfindet sich neu. Manifest der Vielen.* Dass es zu großen Bucherfolgen, die die Gemüter erregen, Gegenbücher gibt, ist normal. Sie haben oft den Nachteil, dass sie ihre Kraft nur aus ihrem Feindbild beziehen. Das hätte bei diesem Anti-Sarrazin-Buch auch so sein können. Aber es ist ganz anders. Dieses Buch muss nämlich gar nicht viel proklamieren oder moralisierend rumfuchteln. Es genügt schon vollkommen, dass es in der Welt ist, weil allein seine Existenz zeigt, dass es eine andere Wirklichkeit migrantischen Lebens in Deutschland gibt als jene, auf die Thilo Sarrazin und die Islamkritiker gebannt schauen wie das Kaninchen auf die Schlange.

Noch ein Problem haben solche Bücher oft. Sie versammeln hinter sich die Gesinnungsgetreuen, die ohnehin einer Meinung sind, und es liegt dann gerne ein unangenehmer Ton moralischer Selbstgerechtigkeit und diskursiver Abschottung in der Luft. Wie anders hier. Das ganze Buch, das Texte von 30 Autoren – Schriftstellern, Journalisten, Regisseuren, Schauspielern, alle mit Migrationsbiografien – versammelt, ist eine einzige Öffnung, ein Vorhang wird zur Seite gezogen, und plötzlich sieht man, dass die Bühne viel größer ist als nur Problemkieze mit Ehrenmorden und Zwangsehen und dass das eigentliche Geschehen ganz woanders spielt. Dieses *Manifest der Vielen* muss keine Flagge hissen, es musste nur einmal in seiner ganzen Amplitude auf die Bühne kommen und sagen: »Das alles gibt es also.« Und: »Seht ihr uns eigentlich?«

Da beginnt jetzt etwas. Das Gorki-Theater war brechend voll. Die verschiedensten Milieus von Kopf- bis Einstecktuch waren da. Alle spürten: Es gibt Nachholbedarf. Man sollte sein Wirklichkeitsbild mal updaten. Vielleicht beginnen so Bewusstseinswandlungsprozesse. Es verändert sich dann schleichend das Plausibilitätskräftefeld – welches Schlagwort eher als zutreffende Wirklichkeitsbeschreibung akzeptiert wird.

Wie soll man die, die in diesem Buch das Wort ergreifen, nennen? »Menschen mit Migrationshintergrund« ist eine sozialdiskursive Entmündigungsmaßnahme. Der Moderator spricht an diesem Abend manchmal von der »Community«. Aber jedem ist klar, dieses Wort hilft nicht weiter. Alle suchen nach einem Wort, das nicht wie eine Phalanx wirkt, denn sie sind keine Phalanx, sie sind auch keine Bewegung, auch kein soziokulturelles Milieu – und ganz gewiss keine Parallelgesellschaft mit eigenen Gesetzen. Sie sind in Wahrheit eine Negativmenge, nämlich die heterogene Vielfalt derer, die sich immerzu angesprochen fühlen muss, wenn vom Islam in Deutschland die Rede ist, und die zunehmend entgeistert und wütend realisieren muss, in welche Kategorien sie dabei gestopft wird. Sie teilen alle eine Erfahrung. Wann immer sie sagen: »Schaut mich an«, bekommen sie zu hören: »Ja, du bist die Ausnahme.« Oder wie es die iranische Schauspielerin Pegah Ferydoni ausdrückte: »Ja, ihr Iraner seid nicht das Problem.«

Der Verleger des Blumenbar Verlags, Wolfgang Farkas, hatte das richtige Gespür: Dieses Buch tut not. Die Herausgeberin Hilal Sezgin hat den richtigen Titel gewählt: *Manifest der Vielen.* Das Vage daran ist in diesem Fall ausgesprochen präzise. Was sich hier versammelt, ist keine Einheit. Auch keine Minderheit. Es sind die vielen, die fassungslos mitansehen, wie sie in einem Sog der Fremdbeschreibung untergehen. Und die jetzt dagegenhalten: »Ihr habt auf den Kanälen das falsche Programm eingeschaltet, zappt mal weiter, dann werdet ihr sehen, dass es noch ein anderes Programm gibt, mit neuen Helden, die ihr nicht verpassen solltet.« IJOMA MANGOLD

Hör zu, wach auf

Francesco Tristano spielt an den Grenzen von Klassik, Pop und Moderne. Eine Zugfahrt mit dem Pianisten VON ULRICH STOCK

Türen schließen selbsttätig, Vorsicht an der Bahnsteigkante, und schon sitzen wir im morgendlichen Regionalexpress von Berlin nach Halberstadt mit Umsteigen in Magdeburg. Drei Stunden hin, drei zurück. In der Plastikschale gegenüber: Francesco Tristano, 29, Konzertpianist, tags zuvor aus New York eingeflogen, kaum geschlafen, blass, aber für ein Lächeln reicht's und eben an der Kaffeebar zwischen Taxi und Gleis 14 auch für seinen ersten Espresso dieses Tages, Frühstück fiel aus.

Es gilt jetzt wach zu bleiben, obwohl man im längsten Konzert der Welt, das wir in Sachsen-Anhalt kurz besuchen wollen, durchaus einnicken darf.

Wilde Locken, sinnliche Lippen, ein Kehlkopf, der die Blicke auf sich zieht, raffinierte, eng geschnittene Kleidung, androgyner Typ: Tristano ist ein von der Natur reich beschenkter Jüngling, der als Model leben könnte, hätte er sich nicht der Handarbeit am Ton verschrieben, in der er sich seit früher Kindheit übt und die ihn von seiner Heimat Luxemburg bis an die New Yorker Juilliard School führte.

Tata-tata-ta-taa-ta! Alle paar Minuten stößt der Zuglautsprecher seine groteske Fanfare aus. *Wir erreichen jetzt Werder/Havel.*

Und nun ist Tristano, der seit Jahren in Barcelona lebt, eine Spielzeit lang Artist in Residence der Hamburger Symphoniker. Sechs möglichst unterschiedliche Konzerte darf er geben, nach dreien kann man sagen: Er lässt das grauhaarige Publikum aufhorchen, ohne es zu verstören, und er lockt junge Zuhörer an, die noch nie einen Konzertsaal von innen gesehen haben, die sonst nur Clubs mit seltsamen Namen frequentieren, wie zum Beispiel das Uebel & Gefährlich in dem alten Flakbunker gegenüber vom Millerntor.

Seine CD *Not For Piano* brachte vor vier Jahren die tanzwillige Szene in Schwung: Da spielt einer Techno auf dem Flügel – und wie! Für die Klassikhörer entstanden derweil Aufnahmen der *Goldberg-Variationen* oder mit Klavierkonzerten von Ravel und Prokofieff. Tristano zählt somit zu den ganz wenigen Grenzgängern: die Pianisten Friedrich Gulda und Richie Beirach, der Bassist Barry Guy … mehr fallen einem ja kaum ein.

Handarbeit am Ton: Francesco Tristano

Foto [M]: Matthew Stansfield

Tristano aber sucht nicht den Jazz als Gegenpol, sondern die Öffnung schlechthin. Es geht ihm nicht um eine Popularisierung der E-Musik, sondern um eine neue Auseinandersetzung mit ihr. *bachCage* heißt programmatisch seine erste Platte bei der Deutschen Grammophon. Klavierstücke von Johann Sebastian Bach (1685 bis 1750) und John Cage (1912 bis 1992), auf eine Weise zusammengezogen, die den Alten moderner klingen lässt und den Neutöner weniger rau. Ein Recital, das Türen öffnet in der Mauerfest gefügter Hörerwartung, produziert von dem Berliner Dub-Reggae-Spezialisten Moritz von Oswald.

Tata-tata-ta-taa-ta! Wir erreichen jetzt Brandenburg Hauptbahnhof, Ausstieg in Fahrtrichtung rechts. Es lichten sich die Reihen, das italienische Pärchen neben uns zwitschert bis Magdeburg durch. Tristano beherrscht viele Sprachen, Deutsch spricht er mit französischer Note.

»Ich versuche Bach und Cage im Konzert so zu präsentieren, als ob sie eins wären«, sagt er. Deshalb *bachCage,* ohne Wortzwischenraum. »Auch in einem Konzert stört mich die Pause am meisten. Durch die Pause wird ein Konzert zu zwei Konzerten. Ich ziehe einen großen Bogen vor. Man kommt hinein, wird geführt, eigentlich manipuliert. Ein gutes Piano-Recital ist wie ein DJ-Set.«

Als 16-Jähriger war er zum Klavierstudium nach New York gekommen, allein. In die Clubs ließen sie ihn zunächst nicht. Beim House-DJ Danny Tenaglia erlebte er die andere Musik dann als eine Initiation. »Der spielte acht bis zehn Stunden nonstop. Das hat mich fasziniert, weil ich es nicht verstanden habe. Ich wusste damals, wie Klassik ungefähr geht. Aber was macht ein DJ am Mixer und mit den Effektgeräten?«

Detroit und Minimal Techno wurden zur Inspiration der eigenen Musik. *The Melody,* seinen Hit, gibt es sogar auf Vinyl, inklusive eines Remixes der Technolegende Carl Craig.

Als Kind hatte Francesco mit der Mutter Rock und Barock gehört, Vivaldi, Pink Floyd, Tangerine Dream, John McLaughlin, Weather Report, Wagner, stets laut und durcheinander, Tristano ist eigentlich sein zweiter Vorname.

Gute Pianisten gebe es heute viele, sagt er. »Die jungen Studenten aus China, die können mit 15 Jahren alles spielen, das gab's vor 100 Jahren nicht.« Aber früher hätten die Pianisten noch Eigenes gespielt und nicht nur Werke anderer aufgeführt. In dieser Tradition sieht er sich: nicht Konzerthalle oder Club, nicht Bach oder Cage, nicht konzentrierte Stille oder Gläsergeklimper. Er will die Musik in ihrer Gesamtheit und Vielfalt, auch in ihren Widersprüchen. »Das Klassikpublikum will das hören, was es schon kennt, ganz egal, wie es gespielt wird. Das ist etwas, wogegen ich mich wehre.«

Tata-tata-ta-taa-ta! Wir erreichen jetzt Halberstadt. Vom Bahnhof zu Fuß die Richard-Wagner-Straße hoch, Plattenbauten grüßen. »DDR«, murmelt er, darauf nicht gefasst.

Am Domplatz erwartet uns Rainer Neugebauer vom John-Cage-Orgelprojekt. Er führt uns in die abseits gelegene Burchardikirche, in der seit dem 5. September 2001 das längste Konzert der Welt läuft, *Organ²/ASLSP* von John Cage. Insgesamt soll es 639 Jahre dauern; man spielt die Partitur sehr langsam. Ein Akkord ertönt Jahre, bevor es weitergeht. Die Tasten sind währenddessen fixiert.

Tristano hatte von dieser Aufführung gelesen, er wollte sie sehen und hören, jedenfalls auf eine Stunde. Wir gehen durch die leer geräumte Kirche, in der es keine Bänke und keine Stühle gibt, somit auch kein Einnicken, nur den Kies, der unter den Füßen knirscht. Und dazu ertönt der schräge Akkord aus as', a', c'' und fis'', Tag und Nacht, immer gleich, der sich aber mit jedem Schritt durch das Gemäuer verändert. Der Klang lebt, Musik als Hauch der Gegenwart in der Ewigkeit.

»Cage war mehr Philosoph als Komponist«, sagt Tristano später, als wir wieder auf Berlin zurollen. *Tata-tata-ta-taa-ta!*

Dann, letzten Sonntag, *bachCage* in Hamburg. Gut besuchte Premiere des Recitals. Der Pianist in psychedelischem Licht, gelblich, grünlich, grau. Hier und da knistert Bonbonpapier. Keine Stille, die nicht bewegt wäre. Im großen Bogen auch ein Stückchen aus den radikalen *Etudes Australes*, die Cage komponierte, indem er Notenpapier auf Sternkarten legte und die Sterne durchpauste.

»Da gibt es keine Narration, keine Dramaturgie«, hatte Tristano kurz hinter Halberstadt gesagt, »da geht es um den einen Moment, in dem alles wichtig ist. Hör zu und wach auf.«

Tristano in Hamburg: 10. 3. Technophonic, mit Carl Craig und Moritz von Oswald, Live-Elektronik, und Mitgliedern der Hamburger Symphoniker. 5. 5. All Bach, Kammerkonzert, solo. 27. 5. Pop Art, Pianoduo mit Rami Khalifé. – Auftritte auch in München, Berlin, Bottrop, Frankfurt/M. – Die CD »bachCage« erscheint am 18. März bei der Deutschen Grammophon

Das Letzte

Kinder, Kinder! So geht das nicht weiter. Ihr wollt eine anständige Verschwörungstheorie? Dann müsst ihr auch bereit sein, eins und eins zusammenzuzählen! Alle Welt fragt sich heute verzweifelt, warum der liebenswürdige Minister von und zu Guttenberg partout einen Doktortitel haben wollte. Aber noch vorgestern fragte sich dieselbe Welt, warum er partout den Kapitän der *Gorch Fock* entlassen musste, obwohl dessen Schuld am Tod einer Kadettin nicht im Geringsten feststand. Schon vergessen? Nun passt einmal auf! Durchs Internet geistert seit Neuestem eine ominöse IP-Adresse, von der alle als Plagiat enttarnten Stellen der Guttenbergschen Dissertation aus dem Netz heruntergeladen worden sein sollen. Könnte diese Adresse nicht zu dem Computer eines Ghostwriters gehören, der das schlamperte Machwerk hergestellt hat? Und wenn das so wäre, müsste es nicht ein Leichtes sein, auch zu der Person des Ghostwriters zu kommen? Was meint ihr – wahrscheinlich oder unwahrscheinlich? Ach, ihr süßen, ihr unschuldigen Kindchen! Das wäre natürlich ganz und gar unwahrscheinlich. Denn mit dem Auftauchen eines Ghostwriters käme auch die letzte Ausrede des Ministers zu Fall, die Doktorarbeit zwar fahrlässig, aber eigenhändig hergestellt zu haben. Wahrscheinlich ist deshalb etwas ganz anderes: dass ein Ghostwriter, wenn es ihn gegeben hat, heute gar nicht mehr persönlich aufgefunden werden kann! Und damit zurück auf die *Gorch Fock.* Warum wollte der Minister dort nichts aufklären? Warum sollte das Schiff nicht in die Heimat zurückkehren, warum musste der Kapitän aus dem Dienst entfernt werden? Warum stieg eine Kadettin, die an Höhenangst leidet, auf windigen Wanten in schwindlige Höhen? Aufgepasst! Was nicht aufgeklärt wurde, ist zu ewiger Wiederholung verdammt. Wer ist heute aus schwindliger Höhe, Tausende von Fußnoten über der zerbrechlichen Nussschale von Wissenschaft, auf die harten Planken gestürzt? Das nennt man, im altgriechischen Original des Begriffs: Nemesis. Liebe Kinder, ich kann euch nur raten, nehmt auf euren nächsten Segelurlaub den *Gemoll* mit ins Gepäck. Oder habt ihr euer humanistisches Abitur schon vergessen? Dann auf ins Netz! Und googelt: *Gemoll*, so wie man's spricht. Und falls ihr dabei auch auf eine Tonart stoßt, dann lasst euch gesagt sein: traurig ist sie, sehr traurig und bei Mozart mit einem Zug ins Fatalistische, dem Schicksal hoffnungslos Ergebene. FINIS

WÖRTERBERICHT

Der Doktor

Die herzliche Freude, mit der die Kanzlerin und die Mehrheit des Volkes den Minister Karl-Theodor zu Guttenberg in ihrer Mitte begrüßt hatten, nachdem er seinen Doktortitel erst stillgelegt, dann abgelegt und schließlich verloren hatte, zeigt, was die Mehrheit des Volkes vom Doktortitel hält: Er gilt als Verkleidung, als Maske, als Requisit einer Rolle. Kanzlerin Merkel, oberste Kennerin ihres Volkes, hatte das durchschaut, als sie sagte, sie habe nicht den »Inhaber einer Doktorarbeit« berufen, sondern eben ihn, den hervorragenden Guttenberg. Tatsächlich erschien uns der Minister, nachdem er den Bayreuther Umhang abgelegt hatte, für einen Moment wie befreit: Er war der Mehrheit noch näher gekommen. Nun ist er zurückgetreten. Guttenbergs Wiederkehr (2. Akt) und Triumph (3. Akt) sind nicht mehr aufzuhalten. PETER KÜMMEL

www.zeit.de/audio

DAS ABENDMAHL

Papst Benedikt XVI. erklärt das Abendmahl – eines der wichtigsten Heilsereignisse für Christen. An dem Abend, als Jesus zum letzten Mal zu allen Jüngern sprach, kündigte sich sein Tod bereits an. Bis heute feiern die Kirchen das Fest der Eucharistie, das seit Jahren auch ein Streitfall innerhalb der deutschen Ökumene ist. Wir drucken ein Kapitel aus dem neuen Buch des Papstes, das nächste Woche erscheint. Über die jüdischen Wurzeln des Rituals schreibt Rabbi Walter Homolka **(S. 57)**

Christus ist das Neue

Wann hielt Jesus sein Abendmahl? Die Frage bestimmt unsere Deutung des Ereignisses

VON PAPST BENEDIKT XVI.

Das Problem der Datierung von Jesu Letztem Mahl beruht auf dem Widerspruch in dieser Frage zwischen den synoptischen Evangelien einerseits und dem Johannes-Evangelium andererseits. Markus, dem Matthäus und Lukas im Wesentlichen folgen, gibt dazu eine präzise Datierung: »Am ersten Tag des Festes der Ungesäuerten Brote, an dem man das Pascha-Lamm schlachtete, sagten die Jünger zu Jesus: Wo sollen wir das Pascha-Mahl für dich vorbereiten? ... Als es Abend wurde, kam Jesus mit den Zwölf« (Mk 14,12.17). Der Abend des ersten Tags der Ungesäuerten Brote, an dem im Tempel die Pascha-Lämmer geschlachtet werden, ist die Vigil des Pascha-Festes. Nach der Chronologie der Synoptiker ist dies ein Donnerstag.

Nach Sonnenuntergang begann das Pascha-Fest, und zu dieser Zeit wurde das Pascha-Mahl eingenommen – von Jesus mit seinen Jüngern ebenso wie von allen nach Jerusalem gekommenen Pilgern. In der Nacht zum Freitag wurde dann – immer gemäß der synoptischen Chronologie – Jesus verhaftet und vor Gericht gestellt, am Morgen des Freitag durch Pilatus zum Tod verurteilt und anschließend »um die dritte Stunde« (ca. 9 Uhr) ans Kreuz gebracht. Der Tod Jesu ist auf die neunte Stunde (ca. 15 Uhr) datiert. »Da es Rüsttag war, der Tag vor dem Sabbat, und es schon Abend wurde, ging Josef von Arimathäa ... zu Pilatus und wagte es, um den Leichnam Jesu zu bitten« (Mk 15,42f). Das Begräbnis musste noch vor Sonnenuntergang erfolgen, weil dann der Sabbat begann. Der Sabbat ist der Tag der Grabesruhe Jesu. Die Auferstehung ereignet sich am Morgen des »ersten Tages der Woche«, am Sonntag.

Diese Chronologie ist mit dem Problem belastet, dass Prozess und Kreuzigung Jesu am Pascha-Fest stattgefunden hätten, das in jenem Jahr auf einen Freitag fiel. Zwar haben viele Gelehrte zu zeigen versucht, dass Prozess und Kreuzigung mit den Vorschriften des Pascha-Festes vereinbar gewesen seien. Aber trotz aller Gelehrsamkeit erscheint es fragwürdig, dass an diesem für die Juden hohen Fest der Prozess vor Pilatus und die Kreuzigung statthaft und möglich gewesen seien. Überdies steht dem auch eine Notiz bei Markus im Weg. Er sagt uns, dass zwei Tage vor dem Fest der Ungesäuerten Brote die Hohepriester und die Schriftgelehrten nach einer Möglichkeit suchten, Jesus mit List in ihre Gewalt zu bringen und zu töten, dabei aber erklärten: »Ja nicht am Fest, damit es im Volk keinen Aufruhr gibt« (14,1f). Nach der synoptischen Chronologie wäre aber in der Tat gerade am Fest selbst die Hinrichtung Jesu erfolgt.

Wenden wir uns nun der johanneischen Chronologie zu. Johannes achtet sorgfältig darauf, das Letzte Mahl Jesu nicht als Pascha darzustellen. Im Gegenteil: Die jüdischen Autoritäten, die Jesus vor das Gericht des Pilatus stellen, vermeiden es, das Prätorium zu betreten, »um nicht unrein zu werden, sondern das Pascha-Lamm essen zu können« (18,28). Pascha beginnt also erst am Abend, das Pascha-Mahl steht beim Prozess noch bevor; Prozess und Kreuzigung finden am Vortag des Pascha, am »Rüsttag«, statt, nicht am Fest selbst. Das Pascha-Fest erstreckt sich demnach in dem fraglichen Jahr von Freitagabend bis Samstagabend, nicht von Donnerstagabend bis Freitagabend.

Im Übrigen bleibt die Abfolge der Ereignisse gleich. Donnerstagabend: Letztes Mahl Jesu mit den Jüngern, das aber kein Pascha ist; Freitag – Vortag des Festes, nicht Fest –: Prozess und Hinrichtung; Samstag: Grabesruhe; Sonntag: Auferstehung. Bei dieser Chronologie stirbt Jesus zu der Zeit, zu der im Tempel die Pascha-Lämmer geschlachtet werden. Er stirbt als das wirkliche, in den Lämmern nur vorgeahnte Lamm.

Dieser theologisch bedeutsame Zusammenhang, dass Jesus zeitgleich mit der Schlachtung der Pascha-Lämmer stirbt, hat viele Gelehrte dazu bewegt, die johanneische Darstellung als eine theologische Chronologie abzutun. Johannes habe die Chronologie geändert, um diesen theologischen Zusammenhang herzustellen, der freilich im Evangelium nicht ausgesprochen wird. Heute aber sieht man immer deutlicher, dass die johanneische Chronologie historisch wahrscheinlicher ist als die synoptische. Denn wie gesagt: Prozess und Hinrichtung am Fest scheinen kaum denkbar. Andererseits scheint Jesu Letztes Mahl so eng mit der Pascha-Tradition verknüpft, dass die Leugnung seines Pascha-Charakters problematisch ist.

Immer schon sind daher Versuche unternommen worden, die zwei Chronologien miteinander zu versöhnen. Der wichtigste und in vielem beeindruckende Versuch, zu einer Vereinbarkeit beider Überlieferungen zu kommen, stammt von der französischen Forscherin Annie Jaubert, die ihre These seit 1953 in einer Reihe von Veröffentlichungen entwickelt hat. In die Details dieses Vorschlags brauchen wir hier nicht einzugehen; beschränken wir uns auf das Wesentliche.

Frau Jaubert stützt sich vor allem auf zwei frühe Texte, die zu einer Lösung des Problems zu führen scheinen. Da ist zunächst der Hinweis auf einen alten priesterlichen Kalender, der in dem in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. auf Hebräisch verfassten Buch der Jubiläen überliefert ist. Dieser Kalender lässt den Umlauf des Mondes außer Acht und sieht ein Jahr mit 364 Tagen vor, das in vier Jahreszeiten zu je drei Monaten geteilt ist, von denen je zwei 30 Tage haben und einer 31 Tage hat. Mit stets 91 Tagen umfasst jedes Vierteljahr exakt 13 Wochen, jedes Jahr also exakt 52 Wochen. Demzufolge fallen die liturgischen Feste jedes Jahres immer auf den gleichen Wochentag. Für Pascha bedeutet dies, dass der 15. Nisan immer ein Mittwoch ist und das Pascha-Mahl nach Sonnenuntergang am Dienstagabend gehalten wird. Jesus habe – so Jaubert – Pascha nach diesem Kalender, also am Dienstagabend, gefeiert und sei in der Nacht zum Mittwoch verhaftet worden.

Die Forscherin sieht damit zwei Probleme gelöst: Zum einen hat Jesus ein wirkliches Pascha-Mahl gefeiert, wie es die Synoptiker überliefern; zum anderen hat Johannes darin recht, dass die jüdischen Autoritäten, die sich an ihren Kalender hielten, erst nach dem Prozess Jesu Pascha feierten und Jesus also am Vorabend des eigentlichen Pascha und nicht am Fest selbst hingerichtet wurde. Synoptische und johanneische Überlieferung erscheinen so gleichermaßen im Recht aufgrund der Differenz zweier verschiedener Kalender.

Der zweite von Annie Jaubert betonte Vorteil zeigt zugleich die Schwäche dieses Lösungsversuches. Die französische Gelehrte macht darauf aufmerksam, dass die überlieferten Chronologien (Synoptiker und Johannes) eine Reihe von Ereignissen in wenigen Stunden zusammendrängen müssen: Verhör vor dem Hohen Rat, Überstellung an Pilatus, Traum der Frau des Pilatus, Übergabe an Herodes, Rückkehr zu Pilatus, Geißelung, Verurteilung zum Tod, Kreuzweg und Kreuzigung. Das alles in wenigen Stunden unterzubringen scheint – so Jaubert – kaum möglich. Ihre Lösung bietet demgegenüber einen zeitlichen Rahmen von der Nacht auf Mittwoch bis zum Morgen des Karfreitag.

Dabei zeigt sie, dass bei Markus für die Tage »Palmsonntag«, Montag und Dienstag eine genaue Ereignisfolge vorliegt, dass er aber von da direkt zum Pascha-Mahl springt. So blieben nach der überlieferten Datierung zwei Tage, über die nichts berichtet wird. Endlich erinnert Jaubert daran, dass auf diese Weise der Plan der jüdischen Autoritäten hätte funktionieren können, Jesus noch rechtzeitig vor dem Fest zu töten. Pilatus habe dann durch seine Zögerlichkeit die Kreuzigung bis zum Freitag hinausgeschoben.

Gegen die Umdatierung des Letzten Abendmahls von Donnerstag auf Dienstag steht freilich die alte Überlieferung vom Donnerstag, die uns jedenfalls schon im 2. Jahrhundert klar begegnet. Dem hält aber Frau Jaubert den zweiten Text entgegen, auf den sich ihre These stützt: Es handelt sich um die sogenannte Didaskalie der Apostel, eine vom Anfang des 3. Jahrhunderts stammende Schrift, die das Mahl Jesu auf Dienstag datiert. Die Forscherin versucht zu zeigen, dass das Buch eine alte Tradition enthalten habe, deren Spuren sich auch in anderen Texten fänden.

Dazu wird man freilich sagen müssen, dass die so aufgezeigten Traditionsspuren zu schwach sind, um überzeugen zu können. Die andere Schwierigkeit besteht darin, dass die Verwendung eines hauptsächlich in Qumran verbreiteten Kalenders für Jesus wenig wahrscheinlich ist. Jesus ist zu den großen Festen zum Tempel gegangen. Auch wenn er dessen Ende vorhergesagt und in einer dramatischen Zeichenhandlung bekräftigt hat, ist er dem jüdischen Festkalender gefolgt, wie besonders das Johannes-Evangelium zeigt. Gewiss, man wird der französischen Gelehrten zustimmen können, dass der Jubiläen-Kalender nicht strikt auf Qumran und die Essener beschränkt war. Aber dies reicht nicht aus, um ihn für Jesu Pascha reklamieren zu können. So ist es zu verstehen, dass die auf den ersten Blick faszinierende These von Annie Jaubert von der Mehrheit der Exegeten abgelehnt wird.

Ich habe sie so ausführlich dargestellt, weil sie etwas von der Vielschichtigkeit der jüdischen Welt zur Zeit Jesu ahnen lässt, die wir trotz aller Erweiterungen unserer Quellenkenntnisse nur ungenügend rekonstruieren können. So würde ich dieser These nicht jede Wahrscheinlichkeit absprechen, aber sie schlicht zu übernehmen ist angesichts ihrer Probleme nicht möglich.

Was sollen wir also sagen? Die sorgsamste Erwägung aller bisher versuchten Lösungen habe ich in dem Jesus-Buch von John P. Meier gefunden, der am Ende seines ersten Bandes eine umfassende Studie über die Chronologie des Lebens Jesu vorgelegt hat. Er kommt zu dem Ergebnis, dass man zwischen der synoptischen und der johanneischen Chronologie zu wählen habe, und zeigt aufgrund des gesamten Quellenbefundes, dass der Entscheid zugunsten von Johannes ausfallen muss.

Johannes hat recht damit, dass die jüdischen Autoritäten zur Zeit des Prozesses Jesu vor Pilatus das Pascha noch nicht gegessen hatten und sich dafür noch kultisch rein halten mussten. Er hat recht damit, dass die Kreuzigung nicht am Fest stattgefunden hat, sondern am Vortag des Festes. Das bedeutet, dass Jesus gestorben ist zu der Stunde, zu der im Tempel die Pascha-Lämmer geschlachtet wurden. Dass die Christen darin später mehr als einen Zufall erblickten, dass sie Jesus als das wahre Lamm erkannten, dass sie den Ritus der Lämmer gerade so zu seinem wirklichen Sinn geführt fanden – das ist dann nur normal.

Es bleibt die Frage: Aber warum haben die Synoptiker dann von einem Pascha-Mahl gesprochen? Worauf gründet dieser Strang der Überlieferung? Eine wirklich überzeugende Antwort auf diese Frage kann auch Meier nicht geben. Er versucht es – wie viele andere Exegeten – mit der Redaktions- und Literarkritik. Er will zeigen, dass Mk 14,1a und 14,12–16 – die einzigen Stellen, in denen bei Markus vom Pascha gesprochen wird – nachträglich eingefügt worden seien. In dem eigentlichen Bericht vom Letzten Abendmahl selbst sei vom Pascha nicht die Rede.

Diese Operation, wie viele große Namen auch für sie stehen mögen, ist künstlich. Richtig bleibt aber der Hinweis von Meier, dass in der Schilderung des Mahles selbst bei den Synoptikern das Pascha-Ritual so wenig erscheint wie bei Johannes. So wird man mit gewissen Einschränkungen dem Satz zustimmen können: »Die gesamte johanneische Tradition ... stimmt vollständig mit der ursprünglichen synoptischen Tradition über den nicht dem Pascha zugehörigen Charakter des Mahles überein« *(A Marginal Jew* I, S. 398).

Aber was war Jesu Letztes Mahl dann eigentlich? Und wie kam es zu der gewiss sehr frühen Auffassung von seinem Pascha-Charakter? Die Antwort von Meier ist verblüffend einfach und in vieler Hinsicht überzeugend: Jesus wusste um seinen bevorstehenden Tod. Er wusste, dass er das Pascha nicht mehr werde essen können. In diesem vollen Wissen lud er die Seinen zu einem Letzten Mahl ganz besonderer Art ein, das keinem bestimmten jüdischen Ritus zugehörte, sondern sein Abschied war, in dem er Neues gab, sich selbst als das wahre Lamm schenkte und damit sein Pascha stiftete.

In allen synoptischen Evangelien gehört zu diesem Mahl die Todesprophetie Jesu und die Prophezeiung seiner Auferstehung. Bei Lukas hat sie eine besonders feierliche und geheimnisvolle Form: »Mit Sehnsucht habe ich danach verlangt, dieses Pascha mit euch zu essen, bevor ich leide. Ich sage euch, ich werde es nicht essen, ehe denn es sich erfüllt im Reiche Gottes« (22,15f). Das Wort bleibt doppeldeutig: Es kann besagen, dass Jesus ein letztes Mal das gewohnte Pascha mit den Seinen isst. Es kann aber auch bedeuten, dass er es nicht mehr isst, sondern auf das neue Pascha zugeht.

Eines ist in der gesamten Überlieferung deutlich: Das Wesentliche dieses Abschiedsmahles war nicht das alte Pascha, sondern das Neue, das Jesus in diesem Zusammenhang vollzog. Auch wenn das Zusammensein Jesu mit den Zwölfen kein Pascha-Mahl nach den rituellen Vorschriften des Judentums gewesen war, so wurde in der Rückschau der innere Zusammenhang des Ganzen mit Tod und Auferstehung Jesu sichtbar: Es war Jesu Pascha. Und in diesem Sinn hat er Pascha gefeiert und nicht gefeiert: Die alten Riten konnten nicht begangen werden; als ihre Stunde kam, war Jesus schon gestorben. Aber er hatte sich selbst gegeben und so wirklich gerade Pascha mit ihnen gefeiert. Das Alte war so nicht abgetan, sondern erst zu seinem vollen Sinn gebracht.

Das früheste Zeugnis für dieses Zusammenschauen des Neuen und des Alten, das die neue paschatische Auslegung von Jesu Mahl im Zusammenhang von Tod und Auferstehung vollzieht, findet sich bei Paulus in 1 Kor 5,7: »Schafft den alten Sauerteig weg, damit ihr neuer Teig seid. Ihr seid ja schon ungesäuertes Brot; denn unser Pascha ist geopfert, Christus« (vgl. John Meier, *A Marginal Jew* I, S. 429f). Wie in Mk 14,1 folgen hier einander der erste Tag der Ungesäuerten Brote und das Pascha, aber der rituelle Sinn von damals ist in eine christologische und existentielle Bedeutung umgewandelt. Ungesäuertes Brot müssen nun die Christen selber sein, vom Sauerteig der Sünde befreit. Das geopferte Lamm aber ist Christus. Darin stimmt Paulus genau mit der johanneischen Darstellung der Ereignisse überein. So sind für ihn Tod und Auferstehung Christi das bleibende Pascha-Fest geworden.

Von da aus kann man verstehen, dass sehr früh Jesu Letztes Mahl, das ja nicht nur eine Vorhersage, sondern in den eucharistischen Gaben eine Antizipation von Kreuz und Auferstehung einschließt, als Pascha angesehen wurde – als sein Pascha. Und das war es auch.

Der Papst

Benedikt XVI. ist Oberhaupt der katholischen Kirche. Zuvor war er ranghöchster Kardinal und Leiter der Glaubenskongregation. Geboren 1927 in Oberbayern, absolvierte Joseph Ratzinger eine brillante akademische Karriere. Er gilt als der intellektuelle Papst schlechthin – dessen Wahl die Deutschen begeisterte und die *Bild*-Zeitung zu dem Ausruf inspirierte: »Wir sind Papst!« Während seines Wirkens als Theologe trat er zunächst reformerisch, später konservativ auf. Wegen seines kompromisslosen Kurses gegenüber namhaften Befreiungstheologen und weil er versuchte, die Piusbrüder in den Schoß der Kirche zurück zu holen, gilt er heute als Hardliner. Vergessen wird oft sein früherer Einsatz für den jüdisch-christlichen Dialog und die Ökumene. Als Kardinal hatte Benedikt den Vatikan vergeblich um die Entlassung in den Ruhestand gebeten, um schreiben zu können. Jetzt erscheint im Herder-Verlag der zweite Teil seines Buches über Jesus von Nazareth

Joseph Ratzinger/Benedikt XVI.:
Jesus von Nazareth
Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung; Herder Verlag, Freiburg 2011; 368 S., 22,– €; Geschenkausgabe: Leinen im Schmuckschuber 44,– €

Abbildungen S. 56+57: Domenico Ghirlandaio »Das letzte Abendmahl« (nach1480); Details aus dem Fresko in der St. Markus Kirche, Florenz; Foto: Bridgeman; kl. Fotos [M]: Picciarella/ROPI-REA/laif (Papst Benedikt); privat

Jesus war ein Jude

Er las die Thora und predigte wie ein Rabbiner. Das sollten Christen akzeptieren VON WALTER HOMOLKA

Ikone Abendmahl: Details aus einem Gemälde von Domenico Ghirlandaio (1449–94)

Jesu Abendmahl mit seinen Jüngern kann auf vielerlei Weise gedeutet werden: als Vorabend des Pessachfestes, als Gemeinschaftsmahl seiner Jünger, als Kiddusch derer, die sich Jesu weitere Familie nennen … Die biblischen Hinweise sind mehrdeutig. Gerade in jüngerer Zeit ist strittig, ob das letzte Abendmahl Jesu ein Pessachmahl gewesen ist. Doch die Evangelien sind nicht der Polizeibericht. Sie halten Rückschau auf Jesus aus zeitlicher Distanz und auch mit unterschiedlichen theologischen Vorverständnissen. Als Tatsachenberichte sind sie also ungeeignet. Papst Benedikt XVI. selbst beklagt im ersten Band seiner Jesus-Biografie die Ergebnisse der universitären Exegese, »dass wir jedenfalls wenig Sicheres über Jesus wissen und dass der Glaube an seine Gottheit erst nachträglich sein Bild geformt« habe. Doch genau das wäre auch die Sicht des Judentums.

Die Evangelien sind uneins, an welchem Tag des jüdischen Kalenders Jesus starb

»Dies tut zu meinem Gedenken« (Lk 22,19; 1 Kor 11,24f): So eröffnet Jesus von Nazareth das Abendmahl, als eine Feier zum Gedächtnis an ihn. Damit stellt er eine Verbindung zum jüdischen Pessachfest her, das an den Auszug der Israeliten aus Ägypten und an ihre Rettung durch Gott erinnert. Damals gebot Gott den Israeliten, am 14. des Monats Nisan vor Sonnenuntergang ein Lamm zu schlachten. In dieser Nacht sollten sie das Lamm mit ungesäuertem Brot und Bitterkräutern essen. Das Schlachtblut aber sei ein Zeichen an den Toren des Hauses, damit Gott die Erstgeborenen Israels verschone, wenn er als zehnte Plage die Erstgeborenen der Ägypter tötet.

In dieser Weise sollte Pessach jedes Jahr wiederholt werden. Mit dem Bau des Jerusalemer Tempels wurde es zu einem der jüdischen Pilgerfeste, und das Schlachtopfer hatte am Nachmittag des 14. Nisan zu erfolgen. Bei Sonnenuntergang brach der folgende Tag an, der 15. Nisan, an dem das Mahl gegessen wurde. Mit der Zeit entwickelte sich das Ritual weiter, und in der rabbinischen Tradition bildete sich die Ordnung des Sedermahls heraus: ungesäuertes Brot wurde gebrochen, Wein getrunken, Lieder gesungen und die Symbolik des Mahles erörtert. Pessach ist eng verbunden mit der Hoffnung auf den Retter, der einmal kommen wird: den Messias. Durch die Verbindung des christlichen Abendmahls mit dem jüdischen Sederabend soll deutlich werden: Jesus sieht sich als dieser Messias.

Das jedenfalls scheint die Absicht der Evangelisten Markus, Lukas und Matthäus zu sein, wenn sie davon ausgehen, dass Jesu Abendmahl ein jüdisches Sedermahl gewesen ist. Die Hinrichtung unter Pontius Pilatus geschah nach allen vier Evangelien am Vortag eines Schabbats, also an einem Freitag. Für die Synoptiker Markus, Lukas und Matthäus war es der Hauptfesttag des Pessach *nach* dem Sederabend, der 15. Nisan im jüdischen Kalender. Für Johannes dagegen war es der Rüsttag zum Pessachfest, also der 14. Nisan. Diese Terminierung im Johannesevangelium hat rein theologische Bedeutung: Jesus wäre dann nämlich zur Zeit der Schlachtung der Pessach-Lämmer gestorben. Dem Evangelisten war die Parallelität wichtig: Jesus als Opferlamm.

Die frühchristlichen Evangelien gelten als die wichtigsten Quellen zum äußeren Lebensgang Jesu. Ihre je unterschiedlichen Akzente machen aber auch deutlich: Es handelt sich nicht um historische Aussagen. Vielmehr haben sie theologische Bedeutung. Nur eines können wir sicher ableiten: Jesus war Jude – und sein jüdisches Umfeld ist kein kultureller Zufall. Deshalb kam der Bruch zwischen Judentum und Christentum auch nicht in der Person Jesu. Den jüdischen Kontext Jesu darf man gegenüber seinem Heilshandeln als »Christos« der Kirche nicht vernachlässigen. Vielmehr muss man Jesus ganz und gar in seinem jüdischen Kontext verstehen, aus dem er zeitlebens nicht heraustrat.

In den synoptischen Evangelien begegnet uns Jesus, der Jude. Als Erstgeborener einer jüdischen Familie wurde er im Tempel ausgelöst; später erlernte er den Beruf seines Vaters Joseph. Doch nach Lukas beeindruckte Jesus die Jerusalemer Schriftgelehrten schon als Zwölfjähriger mit seiner guten Thorakenntnis – was auf den Besuch eines Lehrhauses hindeutet, aber auch ein fiktionaler Einschub sein kann, um ihn als herausragenden Thoralehrer zu kennzeichnen. Jesu Taufe im Jordan jedenfalls entspricht der Tewila, dem traditionellen Ganzkörpertauchbad zur rituellen Reinigung. Infolge seiner eigenen Berufungserfahrung kehrt Jesus nach Galiläa zurück und beginnt sein Wirken als charismatischer Wanderprediger. Sein Wohnsitz ist Kapernaum am See Genezareth, sein Wirkungskreis aber ist das jüdisch besiedelte Gebiet nördlich und östlich des Sees. .

Jesu Predigt- und Argumentationsstil ist im Wesentlichen rabbinisch, seine Gleichnisse (hebräisch: *meshalim)* folgen der biblischen Bildersprache, wobei die Bilder aus dem landwirtschaftlichen Alltag und der Fischerei stammen: der Sämann, das Senfkorn, der Menschenfischer. Seine ersten Jünger nannten ihn »Rabbi« (Mk 9,5; 11,21; 14,45; Joh 1,38.49; Joh 3,2; 4,31 u. a.) oder »Rabbuni« (Mk 10,51; Joh 20,16). Der Name drückte Ehrerbietung aus und gab Jesus denselben Rang wie den pharisäischen Schriftgelehrten. Genau wie der berühmte Rabbi Hillel, einer der bedeutendsten Lehrer aus der Zeit vor der Zerstörung des zweiten Tempels, räumte Jesus der Nächstenliebe den gleichen Rang wie der Gottesfurcht ein.

Aus einer christlichen Verkennung des Judentums zur Zeit Jesu wurde lange angenommen, dass Jesus eine aus dem Judentum unableitbare Auslegung des Religionsgesetzes vertreten habe. Doch ein normativ verstandenes Judentum bildete sich erst mit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem ab dem Jahr 70 nach der Zeitenwende langsam heraus. Zur Zeit Jesu war es enorm vielgestaltig, und wir haben keinerlei Problem, seine Deutung der Thora als innerjüdisch zu verstehen. Jesu Armenfürsorge, Heilungen und die Einheit von Beten und Almosengeben ähneln sehr dem späteren Auftreten des Wundercharismatikers Chanina Ben Dosa (um 40–75), eines Vertreters des galiläischen Chassidismus. Auch deswegen ordnen heutige Religionswissenschaftler Jesus von Nazareth ganz in das damalige Judentum ein.

Der Bochumer Neutestamentler Klaus Wengst bringt es auf den Punkt: »Wenn wir dem Jesus der Evangelien begegnen, begegnen wir einem Juden, der nicht isoliert von seinem Volk gelebt hat, sondern mitten in ihm und mit ihm. Wenn wir ihm begegnen, begegnen wir also Jüdischem und nur Jüdischem.« Diese Erkenntnis ist der Grund, warum viele Christen heute am Gründonnerstag ein Sedermahl abhalten in der Annahme, bei Jesu Abendmahl habe es sich um diesen jüdischen Ritus gehandelt.

Das Verhältnis des Johannesevangeliums zum jüdischen Umfeld Jesu ist allerdings zwiespältiger. Einerseits wird Jesus ausdrücklich als Jude dargestellt: »Das Heil kommt von den Juden.« Andererseits werden auch massive Auseinandersetzungen zwischen Jesus und seinem jüdischen Umfeld deutlich. Der Eindruck stellt sich ein, dass es um eine Gegnerschaft, ein Ablösen Jesu aus dem Judentum gehe. Die synoptischen Evangelien schildern dagegen lediglich einige Streitgespräche zwischen Jesus und vor allem den Pharisäern. Das Johannesevangelium gibt denjenigen Nahrung, die darauf abstellen, was das Neue der Botschaft Jesu war. Historisch-kritische Exegeten sehen darin den Niederschlag des Konflikts in der Folge des Ausschlusses der Christen aus den Synagogen nach dem Jahr 70 unserer Zeit. Jene Haltungen, die den jüdischen Grundanschauungen nicht entsprachen, wurden von der rabbinischen Elite als häretisch abgetan. Dabei hatten die negativen Darstellungen des Johannesevangeliums enorme Folgen und führten in ihrer bedrückenden Wirkungsgeschichte dazu, einen christlichen Antijudaismus grundsätzlicher Art zu stützen.

War nun Jesu letztes Abendmahl ein Sedermahl? Der evangelische Neutestamentler Joachim Jeremias hat 1935 in seinem Buch *Die Abendmahlsworte Jesu* nicht weniger als 14 Parallelen zwischen dem Abendmahl Jesu und dem jüdischen Sedermahl nachgewiesen, darunter das Brechen des Brotes und das Trinken des Weins. Auch dass diese Symbole während des Mahls erläutert werden, scheinen Abendmahl wie Sedermahl zu charakterisieren.

Kritiker werfen wieder ein, die Evangelien seien keine akkuraten historischen Quellen. Das Gleiche gelte für die rabbinischen Schriften, die ja einen späteren Entwicklungsstand des Pessachfestes beschrieben, wie es nach der Zerstörung des Tempels gefeiert wurde. Man wisse gar nicht genau, wie das Pessachritual zur Zeit Jesu genau ausgesehen habe. Deshalb meint eine Reihe von Wissenschaftlern, es könne sich auch um ein gewöhnliches jüdisches Mahl gehandelt haben, zu dem Jesus seine Chawerim, seine Schüler, zusammengerufen habe, im Rahmen einer Chawurah. Diese Lesart wird gestützt durch die Apostelgeschichte, die von der täglichen oder wöchentlichen Eucharistiefeier der frühen Kirche berichtet und von der Didache, einem alten Kirchenhandbuch, das die eucharistischen Gebete so überliefert, dass sie eine bemerkenswerte Nähe zum jüdischen Tischdank aufweisen.

Johannes erst setzt das Abendmahl in Kontrast zum Pessachfest

Wenn also der Evangelist Johannes recht hätte und Jesu letztes Abendmahl wäre kein Sedermahl im Rahmen des Pessachfestes, warum legen die drei synoptischen Evangelien dann so viel Wert auf die Verknüpfung mit Pessach? Wir befinden uns hier inmitten der Ablösungsprozesse zwischen Juden und Christen. Eine der damaligen Fragen war, ob und wie die frühen Christen, die ja in Mehrheit jüdisch waren, das Pessachfest begehen sollten. Klar ist: Auch wenn das Letzte Abendmahl kein Sedermahl gewesen ist, wird das Geschehen um Jesu Tod durch die Kirche oft und gerne im Kontext des Exodus gedeutet. Im Korintherbrief sagt Paulus: »Schafft den alten Sauerteig hinaus, damit ihr ein neuer Teig seid, wie ihr ja schon ungesäuert seid; denn auch unser Paschalamm ist geschlachtet, nämlich Christus.« Und im zweiten Jahrhundert hält Bischof Melito von Sardis eine Predigt, in der er das Leben Jesu mit der Exodusgeschichte eng verknüpft und vergleicht.

Ob Jesus Jude war, die Frage hat sich für seine Zeitgenossen nicht gestellt. Erst in den Evangelien, die vier bis sieben Jahrzehnte nach seinem Tod entstanden, wird der Bruch zwischen Judentum und Christentum Stück für Stück entfaltet. Macht das aber Jesus weniger zum Juden? Papst Johannes Paul II. hat dies 1997 verneint: »Manche Menschen betrachten die Tatsache, dass Jesus Jude und sein Milieu die jüdische Welt war, als einfachen kulturellen Zufall, der auch durch eine andere religiöse Inkulturation ersetzt und von der die Person des Herrn losgelöst werden könnte. Aber diese Leute verkennen nicht nur die Heilsgeschichte, sondern noch radikaler: Sie greifen die Wahrheit der Menschwerdung selbst an.«

Was bleibt, ist der Eindruck einer Spannung unter den Vorzeichen der Ablösung. Diese Spannung müssen wir Juden und Christen bis heute immer wieder aushalten. Und wir müssen einsehen: Der Bruch ist vor allem ein Phänomen der Wirkungsgeschichte Jesu, nicht aber die Intention des Rabbi Jesus. Denn Jesus war kein marginaler Jude. Was er als Pharisäer gelehrt und getan hat, dem gaben Menschen später einen neuen Sinn.

Der Rabbiner

Walter Homolka ist Rektor des Abraham Geiger Kollegs Potsdam. Als Vizepräsident der European Union for Progressive Judaism steht er für das liberale Judentum in Europa. Geboren 1964, studierte er Philosophie, Theologie und Finanzwissenschaft. Er ist Professor für Jüdische Studien an der Universität Potsdam und gehört zu den meinungsstärksten deutschen Gelehrten seines Faches. Der Vorsitzende der Leo Baeck Foundation ist Mitglied des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. 2008 boykottierte er den katholischen Kirchentag wegen Papst Benedikts lateinischer Neuformulierung der Karfreitagsfürbitte für die Juden. Mit Hans Küng veröffentlichte er den Band *Weltethos aus den Quellen des Judentums*. Zuletzt erschien von ihm *Jesus von Nazareth im Spiegel jüdischer Forschung* (Verlag Hentrich & Hentrich, Berlin 2010).

Hausschweine auf Big Major Cay, einer Insel der Exuma-Gruppe

Speck schwimmt oben

Auf einer Insel der Bahamas haust eine Horde herrenloser Schweine. Für eine Handvoll Futter gehen sie sogar baden VON BJØRN ERIK SASS

Über die Herkunft der Tiere kursieren etliche Theorien

Ungefähr auf halber Höhe der langen Kette von Inseln, die die Exuma-Gruppe in der Mitte der Bahamas bildet, liegt Big Major Cay. Im lauen Wasser vor dem Strand dieser Insel beißt mir die Sau Stephanie in den Hintern. Vielleicht erzähle ich aber lieber von vorn, was ich hier mache, damit man mir glaubt.

Ich las von Marlinen, die man in dieser Inselwelt beim Hochseefischen angeln kann. Von der Artenvielfalt, die den Taucher an den Riffen umschwirrt. Von sensationellen Segelrevieren, von Flamingos und Wasserschildkröten. Finde ich alles schick. Und dann las ich von schwimmenden Schweinen. Das klingt so bekloppt, dachte ich, das ist doch sicher ein Märchen für Touristenmärchen, trotz vermeintlicher Beweisfotos im Internet. Um dies aufzuklären, bin ich hier. Ich werde rausfahren und nachsehen und die Wahrheit erzählen.

Für den Bootstrip habe ich Pat angeheuert. Angeblich ist er einer der erfahrensten Pig-Watch-Skipper des Archipels. Zur Einschiffung treffe ich im Hafen von Barreterre im Nordosten der Hauptinsel Great Exuma ein. »Hafen« ist eventuell irreführend. Es gibt einen 20 Meter langen Steg, ein Willkommensschild, gestiftet von der Barreterre Development Association, eine betonierte Sliprampe und eine gezimmerte Bar ohne Seitenwände. Einmal in der Woche legt das Postschiff aus Nassau an. Dazwischen passiert nicht viel in Barreterre. Einen Skipper mit Boot sehe ich noch nicht. In meinem Diensteifer habe ich mich überpünktlich herfahren und dafür das Frühstück ausfallen lassen. Das ist mit Blick auf Seefestigkeit sicher nicht hilfreich.

Hundert Meter die Straße hoch gibt es einen Laden, Rayann's Convenience Store. Daneben sitzen zwei alte Damen in Campingstühlen. Die eine krakeelt etwas in Richtung Wohnhaus. Ein dicke Frau schiebt sich heraus und schließt den Laden auf. Ja, ich bin zum ersten Mal auf den Bahamas. »Willkommen auf der sonnigen Seite des Lebens«, sagt die Verkäuferin fröhlich und fragt, ob ich auf dem Weg zu den Schweinen sei. Gibt es die denn wirklich? Ja, sicher, draußen in den Cays. Selbst gesehen habe sie sie leider noch nicht, die Bootsfahrt sei zu teuer. Aber die meisten Touristen würden inzwischen eine Tour dorthin machen. Ob doch was dran ist an der Geschichte? Zu Hause, in Deutschland, wollte niemand glauben, dass Schweine überhaupt schwimmen können.

Mit Cola und Kokosnusscremekeksen gehe ich zurück zum Hafen. Da hocken nun zwei Männer auf der Bank im Schatten. »Du fährst heute mit Pat zu den Schweinen, oder?« Vielleicht normal, dass ich hier nicht lange verdeckt recherchieren konnte: In Barreterre leben keine 100 Menschen, auf allen 365 Exuma-Inseln zusammen sind es nur 3500. »Und, dein erstes Mal auf den Bahamas?« Ich muss unbedingt Conch essen, finden sie, diese kindskopfgroßen Meeresschnecken. Eigentlich finde ich Meeresfrüchte eklig. Conch sei anders, sagen die Männer, und wie sie die Dinger aussprechen, *konk,* mit einem nachlässigen Rachenklicken zum Abschluss, das hat etwas Anstößiges. »Conch gibt dir Kraft für die Ladys«, sagt der jüngere. »Yeah, und Ausdauer gleich dazu«, sagt der ältere. So wie Austern? Sie schauen mich angewidert an. »Du isst diesen salzigen Schleim?«

Ich will die Herren nicht ärgern und lenke darum lieber auf mein Lieblingsthema: Was ist denn mit den Schweinen, wart ihr schon mal da draußen? »Natürlich, es gibt großartige Conch-Bänke da draußen!« Und wie sind die Schweine? »Genau wie andere Schweine auch.« Das habe ich mir doch gedacht, jetzt fliegt der Schwindel auf. »Außer dass diese schwimmen.« Und die leben da ganz allein, ohne Hirten oder so was? »Die werden schon nicht abhauen, oder?« Und wovon leben die? »Von dem, was Leute wie du ihnen geben, und von dem, was da eben so wächst.«

Dann kommt endlich Pat. Wie er sein Boot vom Autoanhänger zu Wasser lässt und es mit ein paar Handgriffen startklar macht, das wirkt schon sehr professionell. Die Bestimmtheit seiner Bewegungen hat bei aller Lässigkeit nicht dieses extrem Energieschonende, das sie in anderen Inselreichen so gern betonen. Vielleicht liegt das ja daran, dass die Bahamas, nördlich von Kuba und östlich von Florida, im Atlantik liegen und zumindest geografisch nicht mehr wirklich in der Karibik.

Pat nimmt Kurs nach Norden. Die Exumas sind sauber aufgereiht von Südost nach Nordwest. Die allermeisten sind unbewohnt, auf einigen leben Bahamians in kleinen Siedlungen, und ein paar mehr sind in Privatbesitz. Wir bleiben an der Westseite der Kette. Dabei sieht Pat immer wieder so aus, als schlafe er. Würde ich mich so fläzen wie er in seinem Skippersessel, ich hätte spätestens morgen einen schlimmen Rücken. Pat verbindet aber seine massige Kraft mit so viel Entspanntheit, dass er wahrscheinlich gar nicht verkrampfen kann. Mit einem Augenblinzeln ist er dann wieder voll da. Kurvt um eine Sandbank, zeigt auf jagende Rochen, auf die Insel von David Copperfield. Auf der steht ein Wohnkomplex, groß genug für ein Feriendorf. So möchte ich nicht leben. Leaf Cay würde eher passen. 160 000 Quadratmeter, unbebaut, für nur sieben Millionen Dollar zu verkaufen. »Nicolas Cage braucht schnelles Geld, er hat Steuerprobleme«, sagt Pat.

Das glaube ich ihm natürlich alles. Bei der Schweinestory bleibe ich skeptisch. Wie sollen die denn auf die Insel gekommen sein? Pat sagt, es gebe dazu drei Theorien. Nummer eins ist, dass vor langer Zeit Menschen auf Big Major Cay lebten, die Schweine hielten und irgendwann wieder wegzogen, dabei aber mindestens ein Schweinepärchen vergaßen. Und Theorie Nummer zwei? Welche Conch-Rezepte ich bis jetzt probiert habe, will Pat wissen. Wie, noch gar kein Conch gegessen? »Hilft, wenn du ein Date hast!« Aber ich habe hier nur ein Date mit den Schweinen. Hoffentlich. »Conch ist immer gesund.« Pat hat keinen Neoprenanzug dabei, sonst würde er jetzt gleich nach den Meeresschnecken tauchen. Wir kommen an einem winzigen Boot vorbei. Das ist so überladen, dass keine 20 Zentimeter Freibord bleiben. Dutzende Conchs bedecken den Boden des Nachens, dazwischen stehen ein Mann und sieben Jungs. Der Mann lebt vom Meeresschneckenfang, und die Jungs sind nur einige seiner Kinder. »Er isst viel Conch«, sagt Pat und lässt sich zwei Schnecken zuwerfen.

Wir ankern an einer sichelförmigen Sandbank in einem Sund zwischen einigen Inseln. Hier liegen schon ein paar Boote. Die Passagiere schnorcheln oder gehen spazieren. Der Sand ist so weiß, das Wasser davor so fies türkis, dass ich mich frage, wie ich je wieder an einem Ostseestrand glücklich sein kann. Pat macht für mich Conch-Salat. Mit einem Hammer schlägt er leicht aufs Gehäuse. Vor Schreck zieht sich die Schnecke innen zusammen, Pat schiebt ein Messer hinein und bekommt durch die enge Öffnung das Tier zu fassen und zieht es heraus. Ein zwei Hände großes, zuckendes Ding liegt da. Das Fleisch ist weiß, oben hängt was dran, das aussieht wie ein nickender brauner Papageienschnabel. In einer Muskelfalte steckt eine Art Glasnudel-Makkaroni. Pat bietet mir eine an. »Salziger Gummibär!« Hilft bestimmt auch bei irgendwas.

Conch-Salat geht so: rohe Schnecke klein schneiden, Tomaten, Zwiebeln, Chili, Pfeffer, Salz, Orangensaft drauf. Und ganz ehrlich, auf so einer Sandbank knapp außerhalb der Tropen, die Beine im Badewannenwasser, schmeckt das Zeug knackig, gesund und trotz des leicht gummiartigen Bisses gut. Ob die Schnecke in Leib und Gemüt so grandios wirkt wie versprochen, kann ich leider nicht sagen. Ich mag nicht über Pat herfallen, um das zu testen. Ich will endlich die Schweine sehen. In zehn Minuten sind wir da, sagt mein Skipper. Theorie zwei zur Schwimmschweine-Genese? Ein paar Schweine könnten im Sturm vom Deck eines Frachters gespült worden sein und sich auf die Insel gerettet haben. Weil sie in der Not schwimmen gelernt hatten, blieben sie dabei.

Wir passieren ein Inselchen, das komplett hohl ist, unter der Wasseroberfläche gibt es einen Einstieg für Taucher: die Thunderball-Grotte aus dem James-Bond-Film. Dann biegen wir um eine felsige Landzunge und halten auf den Strand von Big Major Cay zu. Hier sollen sie sein. Sie kommen uns auch schon entgegen, und zwar tatsächlich: geschwommen, Ringelschwanz und Rüsselschnauze in die Höhe. Sie paddeln wie Hunde. Strampeln und schnauben und grunzen. Vom Ufer aus sieht ein halbes Dutzend Ferkel zu. Die Viecher sind nun längsseits angekommen. Drei Säue, eine in Rosa, die beiden anderen in geschmackvollem Kamelbeige mit dunkelbraunen Punkten. Keine Ahnung, was das für Rassen sind. Normale Hausschweine, sagt Pat. Der verteilt jetzt

Fortsetzung auf S. 60

Unser 88-seitiges Sonderheft in der kommenden Ausgabe widmet sich ganz den Reisen zu großen und kleinen Tieren

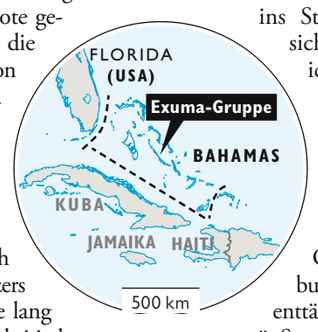
Fotos (v.l.n.r.): Catherine Ledner/Getty Images; Alamy/mauritius images (2); Titelbild Reisetabloid (u.): Luke Duggleby/OnAsia.com für DZ

Fortsetzung von S. 59

Brot und Gemüsereste. Wie geht Herkunftstheorie Nummer drei?, frage ich. »Die Schweine gehören Bewohnern von Staniel Cay nebenan, die bringen sie hierher, damit sie fressen: von dem, was sie finden, und dem, was wir ihnen geben. Und wenn sie fett genug sind, gibt es ein Grillfest.« Diese Theorie klingt für mich am unromantischsten.

Die rosa Sau knabbert ein bisschen zögerlicher an den Bissen als ihre Verwandten, und dreht auch schneller beleidigt ab, wenn die anderen mehr bekommen. So wie sie hier um Aufmerksamkeit strampelt und vornehm dabei tut, kann sie nur Stephanie mit ph heißen. Hat sie an Land einen Freund, ist der garantiert in einer schlagenden Verbindung.

Nach uns sind zwei weitere Boote gekommen, Dingis von Segelbooten, die weiter draußen ankern. In einem davon sitzt ein älterer Herr, Brite offenbar. Er hört, wie ich Pat ausfrage. Dass Schweine schwimmen können, sei doch wohlbekannt. Ob ich denn auch noch nie von Tirpitz gehört hätte. Nein? Tirpitz war ein deutsches Lebend-Verpflegungsschwein, das sich 1915 nach der Versenkung des Kreuzers *Dresden* im Südpazifik eine Stunde lang über Wasser halten konnte, bis es von britischen Einheiten gerettet wurde. Sein Kopf hängt noch heute im Imperial War Museum.



Unsere Schweine hier scheint die Geschichte nicht sehr zu beeindrucken. Die wollen fressen. Pat hat nichts mehr. Er zeigt ihnen die leere Tüte, und sie drehen ab. Blöd sind die offensichtlich nicht. Abdrehen geht so, dass sie mit den Vorderpfoten den Takt halten und hinten auf der Seite aussetzen, zu der sie hinwollen. Gleichzeitig wird durch noch mehr Strampeln der Schinken herumgewuchtet. Diese Hinterteile sehen dank der täglichen Sportroutine der drei Damen übrigens hervorragend aus: breit, fest und stark. Damit können sie noch vielen Menschen Freude machen.

Weil sie bei uns nichts mehr kriegen, versuchen sie es bei unserem Historiker-Freund. Der hat aber Angst, dass sie ihm mit ihren scharfen Pfoten das Schlauchboot kaputt machen, und fährt wieder raus. Ich kriege Lust auf ein Bad. Vor 24 Stunden im deprimierend dauerkalten Norddeutschland gestartet, liege ich in 24 Grad warmem Meerwasser und plansche mit drei Säuen. Ich schlage Pat vor, mit den Mädchen eine Synchronschwimm-Choreografie einzustudieren. Wie dann wohl erst die Urlauber kämen! Das würde ihn reich machen und mich endlich berühmt: Der mit den Schweinen schwimmt.

Ganz ungefährlich ist das wohl nicht. Denn auch wenn man es bei Damen eigentlich nicht anspricht: Die sind ja alle schwerer als ich. Wenn die mich bedrängen würden, käme ich selbst ins Strampeln. Zum Glück benimmt sich mein Badeteam tadellos. Und ich bin froh, dass meine Schweinchen keine Delfine sind. Ich will mich an Borsten schubbern und weiche Schnauzen tätscheln und keinen spirituellen Bruder im Wasser finden.

Aber dann kommt wohl das Gerücht auf, ich hätte Häppchen gebunkert. In einem Tumult aus Gier und enttäuschter Suche nach Aufmerksamkeit gerät Stephanie in meinen Rücken. Da gehört sie nicht hin, denkt sie. Sie beißt mir in den Hintern und schwimmt beleidigt ans Ufer. Pat fällt fast aus dem Boot vor Lachen: »Vielleicht hat die Conch, die du gegessen hast, sie nervös gemacht, Mann!«

Am nächsten Tag fahre ich zum Chat'n'Chill Grill gegenüber von Georgetown, der Hauptstadt der Exumas. Das Spanferkel schmeckt heute besonders gut. Ich trinke eiskaltes Kalik-Bier und blicke auf einen dieser sagenhaften Strände. Mission beendet. Ich habe Schweine schwimmen sehen. Und wenn mir einer daheim nicht glaubt, zeige ich meinen blauen Fleck.

www.zeit.de/audio

Bahamas

Anreise: Zum Beispiel von Hamburg mit British Airways (www.britishairways.com) über London-Heathrow nach Nassau oder mit British Airways und American Airlines (www.americanairlines.de) über Miami direkt nach Georgetown/Exuma

Veranstalter: Canusa Touristik (Tel. 0180-530 41 31, www.canusa.de/bahamas-reisen) bietet einen Tagesausflug zu den schwimmenden Schweinen an. Flug ab Nassau auf die Exuma-Gruppe sowie sieben Übernachtungen kosten ab 729 Euro

Restaurant: Chat'n'Chill Grill, Stocking Island, Great Exuma, Tel. 001-954/323 86 68, www.chatnchill.com. Geöffnet täglich von 11 bis 19 Uhr

Auskunft: Bahamas Tourist Office, Tel. 06174/61 90 14. www.bahamas.de

Kinder, ist das schön – auch ohne euch

Mit viel Programm für den Nachwuchs entlasten Reiseveranstalter gestresste Eltern im Urlaub

Eltern gelten meist als sparsame Reisende. Sie nehmen gern ihr Auto statt den Flieger. Brutzeln lieber Fischstäbchen im Ferienhaus, statt im Restaurant Dorade zu speisen. Wollten Veranstalter sie umwerben, setzten sie bislang vor allem auf Rabatte. »Ein Irrtum«, sagt Ulf Sonntag, der für die Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen Trends untersucht hat. »Familien heute sind gar nicht so preissensibel. Für Qualität geben sie gerne etwas aus.« Wer sein Baby im Biobaumwollstrampler in den Designerkinderwagen packt, will eben auch beim Urlaub keine Billigware.

Das haben mittlerweile auch einige Veranstalter erkannt. Für den Sommer 2011 umgarnen sie Familien mit einer Fülle neuer Angebote. Urlaub mit Kind heißt dabei immer häufiger: Urlaub vom Kind. Gerade Eltern, die das ganze Jahr über zwischen Büro und Haushalt hin- und herhetzen, freuen sich im Urlaub über Entlastung.

Selbst Babybetreuung werde verstärkt nachgefragt, sagt der TUI-Familienexperte Marco Friedrich. Vom kommenden Sommer an soll in fünf der TUI-All-inclusive-Clubs Betreuung für Kleinkinder ab einem Jahr angeboten werden; in den Dorfhotels wird der Urlaubernachwuchs schon ab acht Monaten beaufsichtigt. Auch Alltours setzt in der Sommersaison verstärkt auf die Ferienclubs, die neben geräumigen Familienzimmern auch ein Kita-Programm bieten.

»Wir waren überrascht, wie wichtig Eltern ein paar Stunden zu zweit am Abend sind«, sagt Volker Schmidtgen, Produktmanager bei Neckermann. Der Konzern hat in einer Studie 1200 Familien befragt und bietet nun separate Abendessen für Kinder an, fußend auf der Beobachtung, dass gerade hier die Wünsche von Alt und Jung auseinandergehen. Die Eltern wollen Wein und Menü genießen, die Kinder nur schnell ihre Nudeln verschlingen. Von Juni an können Eltern den Nachwuchs nicht wie bisher nur stundenweise, sondern auch ganztags in Obhut geben, etwa um in Ruhe eine Stadt zu besichtigen. Geändert hat sich auch die Form der Kinderbetreuung. In der Urlaubskita nur zu spielen gilt als nicht mehr zeitgemäß – so gibt es mittlerweile Veranstalter, die auch Englischkurse und Workshops wie »Forschen und Entdecken« im Programm haben.

Das breite Angebot kommt nicht von Ungefähr: Seit die Finanzkrise überstanden zu sein scheint, buchten Familien wieder gerne und früh ihren Urlaub, berichtet etwa Alltours. Auch belastet die demografische Entwicklung die Branche weniger als befürchtet. Zwar gebe es insgesamt weniger Kinder, aber kaum weniger reisende Familien, so Trendforscher Ulf Sonntag. Ihr Marktanteil liege recht stabil bei rund 20 Prozent.

Die Zielgruppe setzt sich allerdings anders zusammen als früher. Mehr als die Hälfte der Familien hat nur ein Kind – und das verreist öfter im Jahr: mal mit den Eltern, mal mit den Großeltern. Gerade der Oma-Opa-Enkel-Tourismus ist ein lukrativer Markt, buchen doch Senioren mit den Kleinen häufig teure organisierte Reisen.

So bemühen sich jetzt selbst solche Anbieter um Familien, die bisher auf ganz andere Zielgruppen setzten. »Wir dachten lange, dass unsere eher teuren Studienreisen für Eltern oder Großeltern mit Kind nicht infrage kommen«, sagt Frano Ilic von Studiosus. Vor fünf Jahren begann der Veranstalter jedoch, einzelne Angebote ins Programm aufzunehmen. Mittlerweile läuft das Geschäft so gut, dass für 2011 ein eigener Katalog mit 14 Familienreisen erschienen ist. Mit Rallyes und Radtouren wird das Kulturprogramm kindgerecht aufgepeppt. Bei der neuen China-Tour etwa baut der Nachwuchs Drachen und übt Schattenboxen mit den Tai-Chi-Meistern. Der erste Termin sei bereits ausgebucht, sagt Ilic. Und das trotz eines Preises – ab 1726 Euro pro Kind, 3199 Euro pro Erwachsenem –, mit dem die Eltern einige Schwarzwald-Urlaube finanzieren könnten.

Als marketingresistent erweisen sich bisher nur die Alleinerziehenden. Angebote für diese Zielgruppe seien überflüssig, hat Ulf Sonntag festgestellt. »Natürlich leben heute mehr Mütter oder Väter allein mit ihren Kindern. Aber das wirkt sich nicht auf ihre Urlaube aus.« Meist täten sie sich nämlich für die Reise mit Freunden, Verwandten oder dem neuen Lover zusammen – und verhielten sich dann auch nicht anders als eine ganz klassische Familie.

COSIMA SCHMITT

Illustration: Jan Kruse für DIE ZEIT / www.humanempire.com

Blüten wie satte Tropfen, seidig wie Perlmutt: Das Schneeglöckchenwunder von Gloucestershire manifestiert sich in Colesbourne Park und vor der kleinen Kirche St. James (Bilder unten)

Fotos: Alamy/mauritius images

Ein weißes Feld

Nirgendwo blühen Schneeglöckchen so schön und artenreich wie im englischen Colesbourne. Ein Besuch in der Heimat der Galanthophilie VON SUSANNE MAYER

Es soll Leute geben, die Schneeglöckchen für niedlich halten, etwas aus der Gattung *O wie süß*, von der Sorte 'Kindheitserinnerung', harmlos und schlicht. Solche Leute müssen einfach mal nach Colesbourne Park. Die Gärten von Colesbourne liegen im schönsten England, zwischen Gloucester und Cheltenham, im Herzen der Cotswolds, in einer Dünung aus moosgrünen Hängen und Dörfern aus sanftgelbem Stein. Die Straße windet sich entlang einem Flusslauf, das ist der Churn. Ein Herrenhaus blitzt auf, die Straße biegt ab. Ist jetzt nur noch ein Weg. Man sieht rechts die ersten weißen Blütentuffs. Schneeglöckchen. Englisch: *snowdrop.* Lateinisch: *Galanthus*. Zwiebelgewächs, Familie der Amarylidaceae.

Das ideale Prozedere wäre: Parken auf dem Feld links. Aussteigen und auf die Allee aus Ahornbäumen zuschlendern, die über die Hügel heran gewandert kommt und in Richtung Garten führt. Man geht zwischen noch kahlen, hohen Bäumen, geht weiter, und da sind sie. Weiße Felder. Man sieht irgendwo Giebel eines Hauses, auch den Zipfel eines Kirchturms, vor allem aber sieht man Abertausende von Blüten, über einen Hang unter Bäumen ausgebreitet und darüber hinaus, Schneeglöckchen wie Schnee, einen Exzess von Blüten, eine Decke aus Blumen.

Der Wind fährt über den Hang, es rauscht in den Bäumen, und unter ihnen huschelt und wuschelt es, die Glöckchen strudeln an ihren haarfeinen Stielen, dann steht alles still. Bis zum nächsten Windstoß, der einen mit scharfem Glücksgefühl durchfährt. Und mit noch etwas Glück mehr kann man einen großen alten Mann sehen, wie er in seinen Schneeglöckchen steht, umgeben von einer Gruppe Adoranten. Das wäre dann Sir Henry.

Sir Henry steht sehr aufrecht. Brust raus unter dem Tweed, den faltigen Hals ausgefahren, den Kopf mit der weißen Mähne nach hinten gereckt, die Nase ragt wie ein Bug aus dem Gesicht. Der rechte Arm ist ausgestreckt und hat einen Prügel aus knorrigem Holz auf dem Boden aufgesetzt. Sir Henry mimt ein Schneeglöckchen. Nicht irgendeins, sondern Galanthus 'Lord Lieutenant', das liegt Sir Henry besonders am Herzen. Es erinnert ihn und uns daran, dass er bis zum Dezember letzten Jahres als Lord Lieutenant gedient hat, als Vertreter Ihrer Majestät der Königin in Gloucestershire. Was man da macht? »*Quite a lot.* Würde man nicht denken, oder?« Jetzt ist er ein *Knight*, ein Ritter im Ruhestand, und hat Zeit für das Eigentliche. *Snowdrops.* Und ihre Liebhaber, die von Galanthophilie heillos Ergriffenen.

Am letzten Samstag kamen 1400 Menschen. Es ist eine Epidemie. Glöckcheninfektion! Colesbourne ist an fünf Wochenenden geöffnet und neuerdings auch dazwischen für Kleingruppen, hochspezialisierte Fans aus Japan, aus den Niederlanden oder aus Deutschland. Unser Bus darf bis auf den Hof fahren, knirschend hält er im Kies zwischen einem zweistöckigen Wohnhaus von schlichter Eleganz und etwas, was wie ein Ensemble alter Stallungen aussieht. Darin ist ein Raum hergerichtet. An den Wänden hängen Familienporträts, Männer mit Perücke, die ihre Hand galant auf ihren Schärpen ablegen, Damen in hellblauen Seidenroben beäugen die Fremden. Es empfangen: Sir Henry Elwes und Lady Carolyn.

»Falls mein Mann Ihnen später erzählt, Schneeglöckchen seien sein Ding, glauben Sie kein Wort«, sagt Lady Carolyn. Ein süßes Lächeln liegt auf dem Gesicht mit eleganter Fältelung, darunter strahlend die grün-weiß gestreifte Schürze. »Er soll sich an seine Bäume halten, Schneeglöckchen sind meins.« Einen Tee? Oder Kaffee?

Eine Schneeglöckchen-Ehe, natürlich. Die Gruppe nickt, es sind Menschen, deren Galanthophilie in die Galanthomanie hineinwuchert. Sie reisen mit einer jungen Gartenarchitektin, Iris Ney aus Hennef, die sich sogar einmal in die harte Lehre des Schneeglöckchenexperten Joe Sharman von der Monksilver Nursery in Cambridgeshire begeben hat. Topfen, bis der Arzt kommt! Aus der Monksilver Nursery stammt das Schneeglöckchen, das neulich auf eBay für 375 britische Pfund wegging, Galanthus 'EA Bowles', der vorläufige Gipfel einer weltweiten Galanthus-Zockerei. Mitglieder der Gruppe stammen aus Österreich oder aus dem Norden Schleswig-Holsteins. Man fühlt sich wie ein Ungläubiger unter Mekkapilgern.

Auf dem Programm stehen große *snowdrop*-Parks und private Gärten der exklusiven *snowdrop*-Gemeinde. Über Iris Ney erhält man Eintrittskarten zur Galanthus-Gala, dem Hochamt der Szene, wo 200 bis 300 Verzückte erst *Hardcore*-Vorträgen lauschen und sich dann um seltenste Exemplare balgen, die hier angeboten werden. Zum Schluss wird die Gruppe in London durch die Hallen der Frühlingsshow der Royal Horticultural Society wandeln, in Erwartung des Schneeglöckchens der Saison, das strenge Richter prämieren. Es ist die dritte »Galanthour« von Iris Ney, man kennt sich. »Nicht die hintere Bustür öffnen!«, schreit typischerweise Frau B. dem Fahrer zu, sobald ein Stopp erreicht ist, »Sie sehen doch!« Ihr Finger weist dann zitternd auf einen jungen Mann, der vor der hinteren Tür schon in seinen ungeschnürten Timberlands in Stellung gegangen ist, bereit zum Sprint auf die Schneeglöckchen-Verkaufstische.

Colesbourne ist die Heimat des Schneeglöckchenwunders von England. Colesbourne ist ein Herrensitz, der auf eine Schenkung von King Coenwulf an Abt Bullhun im Jahre 799 nach Christus zurückgeht. Das Schneeglöckchenentscheidende passierte 1874, als der Urgroßvater von Sir Henry, ein Henry John Elwes, kurz HJE, aus der Türkei ein Schneeglöckchen mit nach Hause brachte: Galanthus elwesii. Eine neue Art! Ein Bild in Colesbourne zeigt HJE, wie er auf Beinen wie Bäumen zwischen Schneeglöckchentuffs steht und eine Knarre in Anschlag bringt, womöglich auf konkurrierende Sammler?

Elwes war der klassische Gentleman, erst in Eton, dann in der Welt zu Hause. Er war Vogelexperte, züchtete Schafe, er trug eine Schmetterlingssammlung von 30 000 Exemplaren zusammen und schrieb ein Standardwerk über die Lilie. Seine Sammlung der Zwiebelpflanzen galt als eine der größten weltweit. Colesbourne verdankt ihm sein renommiertes Arboretum. Es passierte das Unvermeidliche. Kaum war er tot, es war das Jahr 1922, brachte sein Sohn die Zwiebelsammlung unter den Hammer. Botanik? Gähn. Das Arboretum verfiel. Als der jetzige Elwes das Erbe antrat, in den fünfziger Jahren, riss er als Erstes den viktorianischen Riesenpalast ab und stellte sein modernes Einfamilienhaus auf eine Ecke der Fundamente, die nun auch den Rasen unterfüttern. Henry Elwes' Interesse gilt dem Park. In Sir Henry ist die botanische Leidenschaft der Familie wieder erblüht. Und natürlich hatte er Carolyn geheiratet, einen Sämling aus einer alten *snowdrop*-Familie.

Carolyn, sagten ihre Kusinen, wenn sie zum Tee kamen, lass uns doch die Schneeglöckchen ansehen!

Sie sei so ahnungslos gewesen, kichert Lady Carolyn. Gärtnern kommt ja erst mit 40. Auch ihr Mann hatte keine Ahnung. Aber heute weiß der alte Herr, was in seinem Garten los ist. Seit hundertfünfzig Jahren konnten sich Schneeglöckchen aller Arten in Colesbourne ungestört vermehren. Es gibt 19 verschiedene Arten von Schneeglöckchen, vom gemeinen Galanthus nivalis über das herbstblühende Galanthus reinae-olgae bis etwa zu Aprilblühern. Schneeglöckchen ziehen nach der Blüte das Laub ein, dann sind da nur noch Zwiebelchen vom Umfang fetter englischer Erbsen unter der Erde. Aber vorher haben sie, mithilfe ihrer Freunde, der Bienen, Samen getauscht, und wenn sie wieder ausschlagen, gibt es Überraschungen ohne Ende. Neue Sorten! 1500 Sorten sind heute registriert. Abmarsch der Gruppe, Elwes voraus.

Die Wiesen glitzern. Gestern kam hier sintflutartiger Regen runter, heute rasen Wolken über gleißenden Himmel. Man eilt hinter dem alten Herrn den Hängen zu, die weiß gesprenkelt zum See hinunterstürzen. Unten tiefgrünblau leuchtendes Wasser. Sir Henrys Stock fährt aus: »'James Backhouse', von 1875, markante Glocke, unersetzlich!« Oder da: Blüten wie satte Tropfen, seidig wie Perlmutt, dazu zart gehämmert, »eine der schönsten, ein hundert Jahre altes 'S. Arnott'«, Lord Henrys Prügel zeigt in Richtung der weiten *drifts* unter den Bäumen, an guten Tagen, sagt er, trage der Wind den Duft über den Garten. Alle Nasen fahren zu Boden.

Schneeglöckchenfreunde, heißt es, könne man an zweierlei erkennen: an Hintern, die sich in die Luft recken, ein wenig später finde sich ein lehmiger Fleck in Kniehöhe. Hinzuzufügen wäre, dass Schneeglöckchenleute gerne Plastikplanen unterm Arm tragen, die ausgeworfen werden, bevor man sich bäuchlings ins Gras legt und ein Teleobjektiv in Richtung Blüte lenkt. Was man sieht? Atemberaubende Schönheit.

Drei äußere Blätter, drei innere, gehalten von einem kleinen Knoten. Der Knoten hängt an einem Faden, der wie bei einer Angel an einem Stil befestigt ist. Die äußeren Petalen leuchten wie kostbares Porzellan, die inneren bilden Krönchen, die mit Grün gesäumt sind. Oder betupft. Oder wie ein Strudel gedreht oder eng geführt sind zu einer kleinen Tröte. Galanthus 'Lady Elphstone' hat einen Petticoat, ist statt grün im zarten Gelb gezeichnet. Es gibt Schneeglöckchen von der Art eines verknautschten Narrengesichts. Blütenblätter, schmal und übermütig abgespreizt oder zusammengefaltet wie ängstliche Flügelchen. Es kommt wie ein Schock. Es ist herzklopfendes Erstaunen. Wird man jemals wieder ohne Schneeglöckchen leben können? Ist man jetzt Sammler?

Sammler sind ja bedenkenlose Menschen. Jäger! Von Herrn K. wird im Bus gemunkelt, er habe sich letztes Jahr auf einem Friedhof über ein seltenes Schneeglöckchen geworfen, um es mit bloßen Händen aus der Erde zu schaufeln. Einen deutschen Sammler tippt man an, schon erfährt man, dass er »höchstens 200 Sorten« im Garten hat! Englische Sammler murmeln etwa, »weiß nicht, was den Pilz neulich überlebt hat«. Der junge M. sammelt auch Seerosen, er hat gerade 8000 Quadratmeter Gartenland angekauft, für seine Eichen-Sammlung. Herr B. sammelt Schneeglöckchen und Honigtöpfe. Frau T. zeigt Fotos, darauf sieht man hüfthohe Beete aus Bohlen, in denen die Töpfchen eingegraben sind, in denen je ein Schneeglöckchen das Haupt erhebt, über ihnen lässt sich ein Metalldeckel runterklappen, das Beet ist dann ein Tresor, und man kann sich ohne Furcht vor Dieben auf die Pirsch nach mehr Schneeglöckchen begeben. In Colesbourne weist man gerne drauf hin, dass die natürliche Auswilderung einer schlichten Galanthus doch das Schönste sei.

Hier steht 'Colossos', 30 Zentimeter hoch, schon von Weitem erkennbar. Und da, Sir Henry hält inne: eine Blüte wie ein Tropfen Schnee, der für einen Moment lang hängenbleibt: Galanthus 'George Elwes', benannt nach seinem jüngsten Sohn, der im Alter von 22 Jahren bei einem Autounfall starb. Der Frühlingsgarten. Ein Farbenmeer aus pinkigen Alpenveilchen, fast schwarzen Helleborus, schneeweißen Glöckchen aller Art.

Der Frühlingsgarten ist eine Kreation des Botanikers John Grimshaw, Oxford-geschult, Mitverfasser der Galanthus-Bibel *Snowdrops.* Natürlich kannte man sich. Grimshaw habe sich 2003 unerwartet entschlossen, ihnen unter die Arme zu greifen, erzählt Sir Henry mit allen Anzeichen grenzenloser Dankbarkeit. Waren sie doch vorher zu zweit durch den Park gezogen mit Schubkarre, er Zwiebeln ausgrabend, Carolyn sortierend, und weiter im Gelände, die Trophäen neu aussetzend, um neue schöne *drifts* zu erzeugen. Knochenarbeit! Mit 70!

John Grimshaw ist ein Mann in besten Jahren, sein Fellwestchen hat einen hübsch aufgestellten Kragen, man könnte ihn einen Gentleman-Head-Gardener in Teilzeit nennen. Das alte Paar trifft sich mit ihm im sonnendurchfluteten Wintergarten. Grimshaw will mit Lady Carolyn ins Dorf, wo ein Witwer um Hilfe bei der Sichtung der *snowdrop*-Sammlung seiner verstorbenen Gattin ersucht hat. Noch schnell ein Käsebrot zum Lunch? Auf die Frage, ob das jetzt einer dieser gerühmten Galanthus-Lunches sei – schallendes Gelächter. »Sie können sich glücklich schätzen, meine Liebe, dass dies kein Galanthus-Lunch ist!« sagt Lady Carolyn.

Der Galanthus-Lunch ist das Herzstück jedes galantophilen Geheimzirkels. Anruf der Kusinen. Lady Carolyn spricht von »hinbefohlen«. Man hat pünktlich zu erscheinen, mit Schneeglöckchen. Erst eklige Suppe, dann sagt jemand: »Nun, Carolyn, lass uns dein Schneeglöckchen sehen! Was ist es ?«

Das Schneeglöckchen wandert von Hand zu Hand, von Kusine zu Tante, nur engste Familie ist da. Es geht um den Tisch, die Kommentare: gnadenlos. Aufmüpfig sein hieß seiner Nachbarin zuflüstern: »Kann ich mein niedergemachtes Schneeglöckchen gegen dein niedergemachtes Schneeglöckchen tauschen?« In solchen Kreisen werden Schneeglöckchen natürlich nur getauscht, nie vulgär erworben.

Heute ist Lady Carolyn eine Galanthus-Autorität. Explodierende Aufmerksamkeit erhielt sie, als vor Jahren der einzige Tuff eines hellgelb überhauchten Schneeglöckchen aus Colesbourne Park verschwunden war. Galanthus 'Lady Carolyn' – ausgerechnet! »Es ist doch, als würde man einen Monet klauen!«, ruft Lord Henry, vibrierend vor Zorn.

Himmel und Hölle wurden in Bewegung gesetzt, in diesem Fall die Royal Horticultural Society. Nie wieder sah man auch nur ein Zwiebelchen von Galanthus 'Lady Carolyn', wer hätte sich verraten wollen, »landete wohl im Müll!«, sagt Carolyn, nicht ohne Genugtuung. »Wir hatten natürlich eine Sicherheitskopie von sechs, sieben Zwiebeln«, lächelt Grimshaw. Ende der Audienz.

Ein letzter Gang. Unten am See tost das Wehr. Die Bäume fahren mit langen Schatten wie Finger über die weißen Wiesen. Ein Trecker brummt irgendwo. Morgen geht es nach Hause. Ob man Schneeglöckchen in Heathrow durch die Security kriegt? Ob die Blüten Schaden nehmen?

Großbritannien

Schneeglöckchen: Auf Schneeglöckchengärten in England stößt man über die Royal Horticultural Society (www.rhs.org.uk) oder auf der Homepage des National Trust (www.nationaltrust.org.uk/main/w-vh/w-visits/w-visits-snowdrops.htm)
Eine Sammlung von Informationen zu europäischen Schneeglöckchengärten findet sich unter www.gartenlinksammlung.de/galanthus_schneegloeckchen.html. Neues aus der Gartenwelt von John Grimshaw in Colesbourne steht bei john grimshawsgardendiary.blogspot.com

Veranstalter: Die jährliche Galanthour nach England von Iris Ney (Tel. 0176-96 60 97 69, www.iris-ney.de) wird voraussichtlich vom 9. bis 15. Februar 2012 stattfinden. Inklusive Galanthus Gala, RHS-Spring Show, Übernachtung und Halbpension ab circa 1050 Euro
Eine Schneeglöckchentour nach Schottland bietet Baur Reisen an (Tel. 07555/92 06 11, www.baur-gartenreisen.de)

Literatur: Eines der schönsten Bücher über die »Galanthomania« ist gerade auf Niederländisch/Englisch erschienen – Hanneke van Dijk porträtiert alles, was in der Schneeglöckchenwelt Rang und Namen hat (Lanoo Books 2011; 160 S., 34,75 €)

Auskunft: www.visitengland.de

Foto: Chris Sattlberger/Anzenberger

Abspülen? Unwahrscheinlich. Argentinische Gauchos in den Anden

Sind alle Latinos Machos?

Seit zwei Jahren reist der NDR-Reporter DENNIS GASTMANN um die Welt und sucht Antwort auf entwaffnend grundsätzliche Zuschauerfragen. Hier schildert er, was er in Buenos Aires erlebt hat

Ein Mann ist ein Mann. Aber zwei Männer können manchmal erstaunlich hilflos sein. Ich weiß nicht mehr, wann wir heute Nacht in Richtung Buenos Aires abgeflogen sind. Auch Thomas, mein Kameramann, kann sich nicht erinnern. Jetzt torkeln wir aus der Empfangshalle, fragen uns, wer wir sind, woher wir kommen und wohin genau wir wollen. Vielleicht sind wir einfach schon zu lange unterwegs. In solchen Momenten begegnest du deinem Schutzengel. Oder dem Teufel persönlich.

»Braucht ihr ein Taxi?« Natürlich brauchen wir eins und schlurfen dem grauen Herrn mit der Kutscherweste bereitwillig hinterher. Er ist etwa zwei Meter groß und kräftig gebaut. Außerdem zieht er das rechte Bein ein wenig nach. Der humpelnde Riese bittet um etwas Geduld und telefoniert. »Es dauert nur noch zwei Minuten«, sagt der Mann, fragt, aus welchem Land wir kommen, und fängt an, über Bayern München zu reden. Dann biegt ein silberner Mittelklassewagen älteren Baujahrs um die Ecke. »Da ist das Taxi!« – »Das ist kein Taxi!«, sage ich. Ich kann weder ein Schild auf dem Autodach noch eine Nummer an der Seite erkennen. »Das ist ein privates Taxi. Ist hier in Buenos Aires ganz normal.«

Wir vertrauen dem grauen Riesen, laden unser Gepäck in den Kofferraum und steigen ein. Der Fahrer ist ein drahtiger Kerl mit Dreitagebart und gegeltem Haar. Er sagt keinen Ton und bleibt die ganze Zeit über regungslos am Steuer sitzen. Plötzlich öffnet sich die Beifahrertür, und der graue Zweimetermann steigt ein. »Sie kommen mit uns?« – »Ja, der Fahrer ist neu. Ich bin sein Supervisor.« Ich habe ein komisches Gefühl im Magen. Thomas scheint es ähnlich zu gehen.

Dennis Gastmann: Mit 80.000 Fragen um die Welt; Rowohlt Verlag, Berlin 2011, 318 S., 16,95 €. Das Buch erscheint am 11. März. Unser Vorabdruck wurde gekürzt

Wir fahren los. Der graue Riese bemerkt unsere Sorgen, beugt sich nach hinten und verwickelt uns in ein Gespräch. Ob wir zum ersten Mal in Argentinien seien. Ob wir schon Geld gewechselt hätten und wenn ja: wie viel. Was eigentlich die Kamera gekostet hätte, die wir in den Kofferraum geladen haben. Und ob uns klar sei, dass zu dem vereinbarten Fahrpreis die Gebühren aller Mautstellen in Buenos Aires und Umgebung hinzukämen.

Die Welt ist kein Abenteuerspielplatz. Mutti holt dich nicht ab, wenn du heulst

Bei Thomas fällt der Groschen am schnellsten. An der ersten Mautstation springt er aus dem Wagen, ich hechte ihm hinterher. Das angebliche Taxi macht einen Satz nach vorn, doch glücklicherweise bleibt die Schranke der Mautstelle geschlossen. Drei bewaffnete Sicherheitsleute eilen herbei und plötzlich auch die Polizei. Sie lassen dem grauen Riesen und seinem Komplizen keine Wahl. Die beiden steigen aus dem Wagen und öffnen murrend den Kofferraum.

Was sind wir nur für Idioten: Da reisen wir monatelang um die Welt. Und ausgerechnet in Buenos Aires, der Hauptstadt der Diebe und Kidnapper, benehmen wir uns so sorglos wie eine japanische Reisegruppe auf Schloss Neuschwanstein. Wir hätten tot sein können. Die Welt ist kein Abenteuerspielplatz, und Mutti holt dich nicht ab, wenn du heulst.

Auf der Weiterfahrt zum Hotel sprechen Thomas und ich kein Wort. Die Polizei hatte uns ein offizielles Radiotaxi gerufen, und ohne weitere Zwischenfälle erreichen wir unser Ziel. Ich ärgere mich über mich selbst, werfe wutentbrannt die Tür ins Schloss und schmeiße mich auf das Hotelbett. Vielleicht sollte die Frage »Sind alle Latinos Machos?« erst mal meine letzte sein. Zitternd am ganzen Körper, blicke ich aus dem Fenster auf die Betonwüste, die manche Menschen Paris des Südens nennen.

Buenos Aires besteht offenbar nur aus Straßen, eine gigantische Carrerabahn, laut und versmogt. Da hilft es auch nicht, dass der Name so etwas wie »gute Luft« bedeutet. Auf einer Verkehrsinsel thront das Wahrzeichen von Buenos Aires: der Obelisco. Ein gigantischer Phallus – in Stein gehauener Machismo. Was will man auch von einem Land erwarten, das Diego Maradona zum Nationalhelden verklärt?

Apropos: Was weiß die Welt über argentinische Männer? Nicht viel. Man kennt sie eigentlich nur von Fußballweltmeisterschaften. Abgesehen von Maradona, ist der argentinische Mann in der Regel groß, nicht hässlich, trägt langes Haar und verliert nicht gern. Und wenn er verliert, zeigt er Nerven. Es beginnt mit kleinen, fiesen Tritten. Mit dem Frust steigt auch die Gewaltbereitschaft. Aus kleinen Fouls werden Attentate. Meistens ist ein Drittel der Nationalmannschaft schon vor Ende des Spiels unter der Dusche. Wer beim Schlusspfiff doch noch auf dem Rasen ist, wirft sich auf selbigen und beginnt, hemmungslos zu heulen. Im Anschluss folgt gerne noch eine Prügelei mit der Siegermannschaft.

Wenn diese hinterlistigen Aggro-Heulsusen den Typus des argentinischen Mannes verkörpern, dann dürfte die argentinische Frau nicht viel zu lachen haben. Oder doch? Ich besuche das Instituto Social y Político de la Mujer, ein Fraueninstitut. Argentinische Feministinnen haben nichts mit deutschen Feministinnen zu tun. Vor ein paar Tagen schon baten sie mich, unseren Termin um eine Stunde zu verschieben. Man brauche »mehr Zeit, um hübsch zu sein«. Und jetzt sitze ich tatsächlich einigen der attraktivsten Frauen gegenüber, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Acht Latinas. Sie quatschen wild durcheinander, als ich das Thema »Machismo« anspreche. »Würden Sie sich als Feministinnen bezeichnen?« – »*Si!*« – »*Si!*« – »*Siiiii!*«, schallt es aus acht Kehlen. »Und haben Sie Machos zu Hause?« Die lauteste Frau aus der Runde hebt zu einer Antwort an. Ich weiß nicht, warum, ich wünschte, sie würde mich mit Tellern bewerfen. »Hör zu! Mit meinem Mann ist das so: Ich habe ihn gezähmt! Er ist jetzt ein Feminist.« Sie nickt in die Runde, und die anderen Frauen lachen. »Weißt du«, ruft eine andere, »Frauen leiden unter dem Machismo, weil sie sich unterdrückt fühlen. Aber auch die Männer leiden. Sie werden dazu erzogen, stark zu sein und keine Emotionen zu zeigen. Und sie müssen die Familie ernähren, das ist eine große Last.«

Geschlechterkampf. Man kann ihn mit der gefrorenen Rinderkeule austragen, man kann ihn auch tanzen. Es ist spät, und ich sitze in einer offenen Bar in San Telmo, dem Tangoviertel von Buenos Aires. Die meisten der groben Holztische sind an die Seite gerückt, und in der Mitte des Raumes tanzen junge Frauen und Männer einen Tanz, der irgendwo zwischen Sex und Judo liegt. Es ist ein Spiel. Du kannst den Tango stehend tanzen, du kannst ihn aneinanderlehnend tanzen, und die Frau kann ihn auf sich zukommen lassen. Doch der Mann muss ganz Mann sein. Er muss die Frau zähmen. Ein Tanz, der einem Macho gewiss leichter fällt als mir. Ich kann nicht tanzen, ich denke zu viel.

Während ich so dasitze und mich langsam, aber sicher mit Rotwein zuschütte, lässt mich eine Tänzerin keine Sekunde aus den Augen. Ihr schwarzes Haar ist schlampig zusammengebunden, sie trägt einen grauen Schlabberpulli und kaut Kaugummi. Aber ihr Tango und vielleicht auch der Wein machen sie so sexy wie Penélope Cruz. Ihr Partner ist ein Grobian. Ein Klotz mit dunklem Pferdeschwanz und grau melierten Schläfen. Nicht so schön wie Antonio Banderas, aber deutlich größer.

Es gibt im Tango Drehungen nach links, Drehungen nach rechts und Diagonalen. Wenn du mehrere diagonale Bewegungen hintereinander machst, zeichnest du eine Acht auf die Tanzfläche. Und ganz nebenbei kommst du deinem Partner sehr nahe. Penélope und ihr Banderas malen eine Acht nach der anderen auf das Parkett, dabei sieht sie mich über seine Schulter unentwegt an. Sie tanzt nicht mit ihm, sie tanzt mit mir. Auch das ist ein Spiel. Die Argentinier haben dafür einen blumigen Namen, den ich leider vergessen habe. Du siehst einer Frau so lange in die Augen, bis du sie bezwingst. Sieht sie allerdings weg, dann hast du verloren. Aber manchmal betritt noch eine dritte Person die Spielfläche.

»Darf ich dich malen?« *Dios mio,* schon wieder ein Mädchen. Sie hat sich an den Nebentisch gesetzt und hält Zeichenblock und Kohlestifte in der Hand. Das also ist die Schönheit von Buenos Aires. Nicht die Wahrzeichen, nicht die Straßen und ganz sicher nicht die Taxifahrer. Es sind die Nächte.

Ein dicker Mann mit fettbeschmierter Schürze grillt Steaks auf offenem Feuer

Am nächsten Morgen liege ich auf der Couch eines Psychologen. Buenos Aires ist die Stadt mit der höchsten Psychologendichte der Welt.

»Wie werde ich denn ein Macho?«

»Das ist ganz leicht: ignorant sein, kein Sushi essen und nicht kochen.«

»Das ist alles?«

»Ja. Machos sind Machos, weil sie ein Problem mit ihrer Männlichkeit haben. Sie sind schlecht im Bett, können sich nur über Fußball und Frauen unterhalten, lassen sich von vorn bis hinten bedienen und wollen eigentlich zurück zu Mutti.«

»Sind denn alle Latinos Machos?«

»Nein, die meisten sind Heulsusen.«

Und so löst der Doktor innerhalb weniger Minuten alle Probleme. Endlich kann ich den Machos dieser Erde auf Augenhöhe begegnen. Aber wo begegne ich ihnen eigentlich? Nun ja, etwas fehlt noch in meiner Geschichte. Ich kann Argentinien doch nicht verlassen, ohne Gauchos gesehen zu haben.

Es ist nicht schwer, die legendären Rinderzüchter zu finden. Man trifft sie jeden Sonntag auf der Feria de Mataderos, einem Markt in einem der ärmsten Viertel von Buenos Aires. Vor einem alten Schlachthof steht eine Bühne. Sie bleibt den ganzen Tag nicht leer. Wer etwas kann, der tritt auf. Flamencogruppen, Tangotänzer, die Theaterklasse des Stadtteils. Zwei Meter daneben grillt ein dicker Mann mit fettbeschmierter Schürze Rindersteaks auf offenem Feuer. Wenn du die Männer hier fragst, ob sie Machos seien, bekommst du immer die gleichen Antworten. »Natürlich! Ich bin der größte Macho, der hier rumläuft!« und »Hey, wir sind vom Dorf. Da sind alle Machos!« Ein weißhaariger alter Mann mit Baskenmütze und Trinkernase erzählt mir, er sei nur ein halber Macho. »Ich habe nur ein Ei! Das andere hat mir der Doktor abgeschnitten.«

Ich möchte wissen, wie diese angeblichen Supermachos wirklich sind, und folge ihnen zur Bühne. Auf dem Podium steht ein bärtiger Mann mit Cowboyhut. »*Señoras y señores!*« – mit großer Geste kündigt er einen Gitarrero an: Daniel »El Negro« Ferreyra. »Das ist der Beste!«, flüstert mir der eineiige Macho zu. Es dauert keine Minute, dann betritt ein schmächtiger Kerl mit Hasenzähnen die Bühne. Er war offenbar zu oft auf der Sonnenbank. El Negro schnappt sich eine Klampfe, wackelt mit dem Kopf, grinst, und ich erwarte keine große Kunst.

Aber schon nach zwei Akkorden beginnen die ersten Leute zu klatschen. Olé! El Negro wischt schneller über die Saiten als Hendrix. Der Gitarrero spielt mit den Zähnen, dann legt er die Gitarre auf seinen Rücken und spielt weiter. Jetzt hält er sein Instrument wie ein Gewehr, schießt lachend in die Menge, und die Machos rasten aus. »Zugabe!«, rufen die Leute, und der Gitarrero spielt ein leises Lied. Dazu erzählt er eine Geschichte, und um ihr zu folgen, muss man kein Spanisch verstehen. El Negro redet von seiner Mutter, die verstorben ist. Von den Nächten, die er durchweint hat, und von der Frau, die ihn tröstete.

Während er diese Worte spricht, bekommt der eineiige Macho neben mir glasige Augen. Ich blicke mich um und sehe, dass auch der bärtige Cowboy weint. Plötzlich heulen zehn, zwanzig Machos hemmungslos im Chor. Ihre Tränen fließen in einen Bach, und dieser Bach fließt in mein Herz. Ein echter Mann darf nicht nur Gefühle zeigen. Er muss.

Fotos (v.l.n.r.): Mauritius (2); Denny Lee/The New York Times/Redux/laif; privat (u.)

Die polnische Jugend: Tagsüber hart arbeiten, abends ausgiebig feiern

»Wir sind Partyland«

Polen verschafft sich ein neues Image. Ein Gespräch mit dem Fremdenverkehrsdirektor über Clubnächte und Sonntagsshopping

DIE ZEIT: Herr Wawrzyniak, essen Sie gerne Wurst?

Jan Wawrzyniak: Sehr gerne. Unsere polnische Wurst ist ja berühmt. Das polnische Gemüse schmeckt aber auch ganz ausgezeichnet.

ZEIT: Das kommt aber doch meistens nur als Beilage zu großen Fleischportionen auf den Tisch.

Wawrzyniak: Das glauben die meisten, wenn sie an die polnische Küche denken. Es ist aber ein Vorurteil.

ZEIT: Polen ist als Reiseland für vieles berühmt: für seine Baudenkmäler. Für günstige, aber unspektakuläre Skigebiete. Für Vertriebene auf sentimentaler Reise. Als Vegetarierparadies hat sich Ihr Land dagegen bisher nicht hervorgetan.

Wawrzyniak: Stimmt. Das ändert sich allerdings gerade, wie so vieles. Was nicht heißt, dass Vegetarier bei uns früher hungern mussten: Das älteste vegetarische Restaurant, die Bar Vega neben dem Breslauer Rathaus, eröffnete 1987. Sie können aber auch in Warschau oder Krakau, Posen oder Danzig wunderbar fleischlos essen. Und bestellen Sie mal im Juni in einem polnischen Lokal auf dem Land junge Kartoffeln mit Dill und dazu ein Glas kalte Sauermilch: Etwas Besseres gibt es kaum. Die jungen Polen ernähren sich nicht mehr wie ihre Eltern früher. Sie sind sehr gesundheitsbewusst und achten auf ihre Figur. Nicht anders als in Köln oder Berlin.

ZEIT: An Berlin erinnert auch die Atmosphäre des Imagefilms, den Polen als Gastland der internationalen Tourismusmesse ITB im März zeigen wird: Junge Warschauer mit großen Sonnenbrillen sitzen mit ihren Laptops im Café oder tanzen im Abendlicht auf der Dachterrasse eines Plattenbaus. Haben Sie es satt, dass Polen vor allem als Reiseziel für Kultur- und Heimwehtouristen gilt?

Wawrzyniak: Nein, überhaupt nicht. Bei uns ist jeder willkommen. Viele Nostalgietouristen kommen ja außerdem nicht allein, sondern mit ihren Kindern und manche sogar mit ihren Enkeln. Häufig kehren die Enkel dann einige Zeit später für einen Kurztrip nach Polen zurück – allerdings nicht in das schlesische Dorf ihrer Vorfahren. Sondern nach Krakau oder Warschau.

ZEIT: Krakau kennt man als lebendige Studentenstadt. Bei Warschau denkt man eher an die schlimmen Zerstörungen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg und Willy Brandts Kniefall. Was fasziniert junge Touristen?

Wawrzyniak: Sie bekommen dort alles, was Sie auch in Berlin bekommen. Es ist nur günstiger. Clubs mit bekannten DJs, Kneipen, Pop- und Jazzkonzerte, Galerien, alternative Boutiquen, junge Modelabels: Wenn sie etwa durch den östlich der Weichsel gelegenen Stadtteil Praga spazieren, fühlen Sie sich in den Prenzlauer Berg der Nachwendejahre versetzt. In Warschau stehen die Firmenzentralen der großen Unternehmen. Die Arbeitslosigkeit lag in den letzten Jahren zeitweise bei nur zwei Prozent. In den letzten Jahren ist eine gut verdienende junge Mittelschicht entstanden, die tagsüber hart arbeitet und am späten Abend ausgiebig feiern geht. Studenten und junge Berufstätige aus ganz Europa schätzen das. Mit dem Sauftourismus der frühen easyJet-Jahre hat diese Szene nichts zu tun.

Jan Wawrzyniak, 56, ist Direktor des Polnischen Fremdenverkehrsamts

ZEIT: Sie meinen die vielen Briten, die zum Junggesellenabschied nach Osteuropa kamen?

Wawrzyniak: Genau. Denen war es völlig egal, in welchem Land sie waren. Hauptsache, das Bier war billig. Heute kommen die Leute gezielt. Sie wissen: In Warschau kann man gut ausgehen.

ZEIT: Wie passt denn aber das Bild einer europäischen Partymetropole etwa mit der extremen Schwulenfeindlichkeit zusammen, die sich immer wieder beim Christopher-Street-Day in Warschau zeigt?

Wawrzyniak: Auch hier tut sich einiges. Die Polen sind wesentlich toleranter als noch vor ein paar Jahren. Beim Euro-Pride 2010 zogen mehrere Tausend Homosexuelle durch Warschau, und viele Bürger feierten mit. Rechte Gruppen demonstrieren zwar immer noch gegen die Parade. Doch die Behörden stellen sich nicht mehr quer. Wir Touristiker geben uns große Mühe, Polen als attraktives Reiseland für Schwule und Lesben zu promoten. Mit wachsendem Erfolg.

ZEIT: Polen ist ein streng katholisches Land. Bekommt man davon bei einem Städtetrip viel mit?

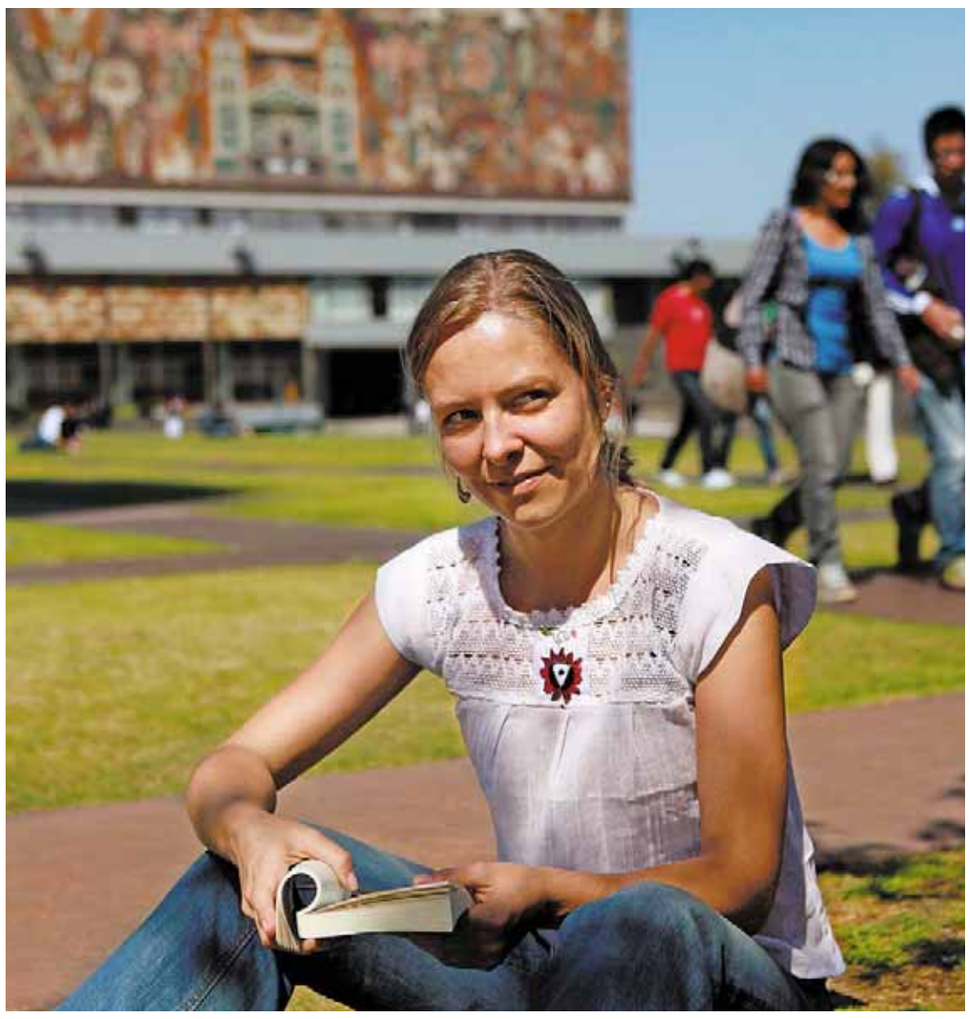
Wawrzyniak: Schon. Sie erleben zum Beispiel, wie viele Menschen noch am Sonntag in die Kirche gehen und dabei ihren besten Anzug tragen. Sie erleben allerdings auch eine zweite Eigenart, die typisch ist für das postkommunistische Polen: Man trifft sich nach der Kirche zum Shoppen. Ein Ladenschlussgesetz haben wir nicht. Die Einkaufszentren sind auch am Sonntag voll. Ich persönlich finde das ja nicht so toll. Aber die jungen Besucher lieben es. Mein Sohn zum Beispiel. Er lebt in Köln und fliegt häufig mit seiner ganzen Clique zum Shoppen nach Posen. Sie kommen mit Koffern voller günstiger Markenkleidung und Designerware zurück.

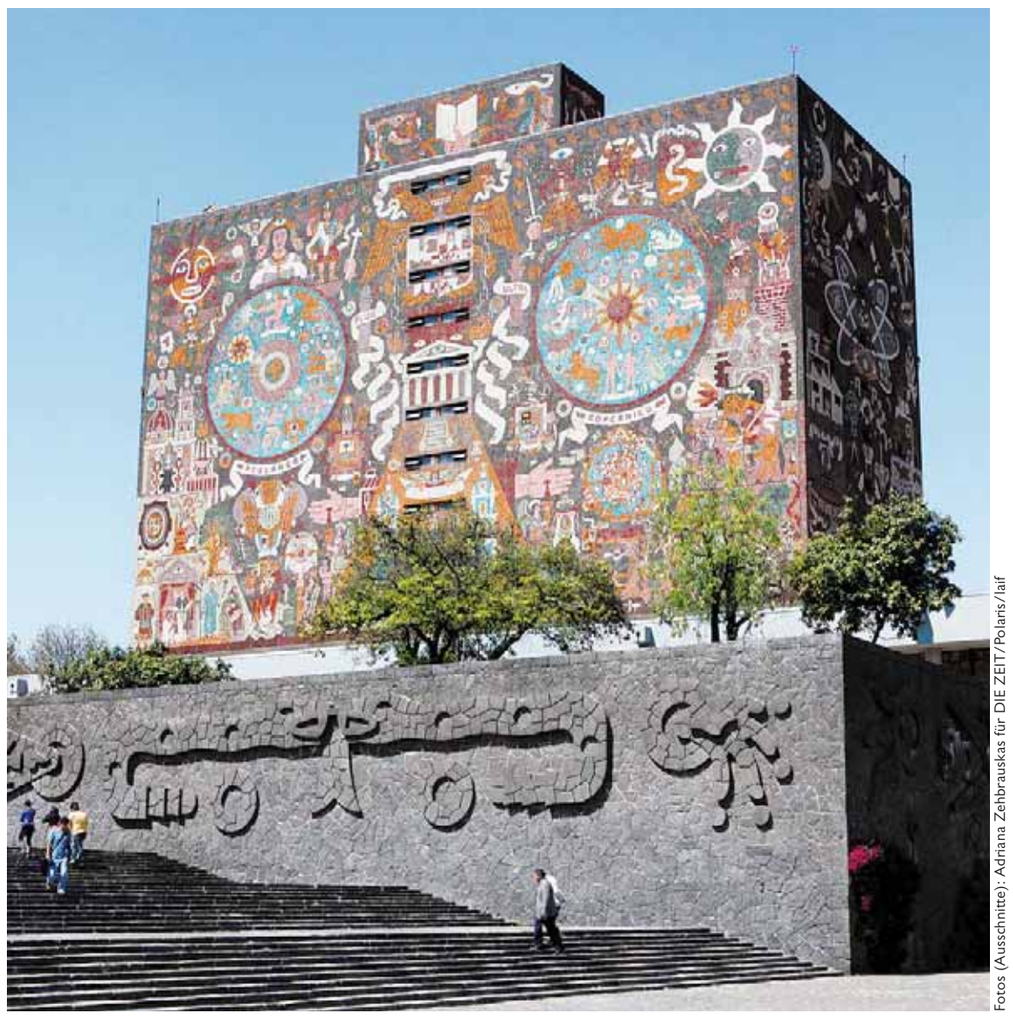
Interview: ANNE LEMHÖFER

SPEZIAL

Studieren im Ausland

»Packt die Koffer!«, bekommen Studenten von allen Seiten zu hören. Und trotz straffer Lehrpläne tun das auch viele – sie gehen vor allem nach Frankreich, nach Großbritannien oder in die USA. Aber warum eigentlich nur dorthin? In diesem Spezial zeigen wir, dass es noch andere Ziele gibt. Die sogar spannender sein können – auch wenn sie mehr Mut erfordern





Fotos (Ausschnitte): Adriana Zehbrauskas für DIE ZEIT/Polaris/laif

Nina Lienenkämper liest gerne vor der Bibliothek der UNAM-Universität in Mexico City

»Wir müssen uns nicht verstecken«

Kleine Kurse, gute Dozenten und eine offene Atmosphäre. Warum es sich lohnt, in Mexiko zu studieren VON JAN-MARTIN WIARDA

Wenn Carlos Medina durch die Gänge seines Forschungsinstituts spaziert, kommt es ihm so vor, als habe sich nichts verändert in seiner Stadt. Als sei Monterrey immer noch die aufstrebende Metropole im Nordosten Mexikos, mit Universitäten, die im Monatsrhythmus neue Gebäude und Labore einweihen, und Wissenschaftlern, die aus allen Teilen der Welt hierherkommen. Wenn sich der 51 Jahre alte Immunologe aber in sein Auto setzt und auf der Stadtautobahn von zahllosen Polizei-Pick-ups überholt wird, auf deren Ladeflächen vermummte Gestalten mit Maschinenpistolen sitzen, weiß er wieder: Das ist die neue Wirklichkeit von Monterrey. Drogenkrieg. Erst gestern haben sie einen Polizeichef in seinem Auto erschossen, und in der Altstadt bleiben abends die Gassen leer, weil die Leute Angst vor Raubüberfällen haben. Seit eineinhalb Jahren geht das so.

Kann man da noch guten Gewissens Ausländer in die Stadt einladen? »Man kann«, sagt Medina, einst Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), St.-Pauli-Fan und bis vor Kurzem Direktor für internationale Beziehungen an der Universidad Autónoma de Nuevo León. Er sagt es auf Deutsch, er hat seinen Doktor am Hamburger Tropeninstitut gemacht. Dann fügt er, fast flehentlich, hinzu: »Wir passen gut auf unsere internationalen Studenten auf.« Rund 150 von ihnen kommen normalerweise pro Jahr an die UANL. Diesen Herbst werden es deutlich weniger sein.

Da gilt das Land, was viele überraschen mag, unter internationalen Forschern endlich als Geheimtipp, hat Milliarden in seine Hochschulen und Forschungszentren investiert und sich zu einer der führenden Wissenschaftsnationen Lateinamerikas aufgeschwungen. Doch anstatt dafür Anerkennung zu ernten, schreien die Schlagzeilen rund um den Globus abwechselnd »Gewalt!« oder »Schweinegrippe!«. Und eine Reisewarnung des Außenministeriums empfiehlt den US-Bürgern, gleich ganz Mexiko zu meiden, woraufhin viele amerikanische Unis ihre Austauschprogramme komplett eingestellt haben.

Manche schreckt der Straßenverkehr mehr als die Bandenkriege

Wer dann mit den verbliebenen ausländischen Studenten ins Gespräch kommt, erlebt eine Überraschung: Sie sind begeistert von dem Land, das sie aufgenommen hat, sie wollen nirgendwo anders sein. Der Drogenkrieg schreckt sie weniger als der Straßenverkehr. »Das machen die Mafiabanden unter sich aus«, sagt Mira Pohlke, 22, die an der Bochumer Ruhr-Universität Spanisch und Germanistik studiert. Mira trifft man im Tres Lunas, einer Kneipe ausgerechnet in Monterreys Altstadt, mit Sitzecken zum Herumlümmeln und Kritzeleien an den Wänden. Mira gegenüber hocken Lisa Rosenbusch, 21, ebenfalls aus Bochum, und Dorte Jansen, 26, die seit ihrem Abschluss in Marburg an der UANL Deutsch unterrichtet. Dorte widerspricht: »Das war früher so. Heute nehmen die Banden weniger Rücksicht auf Zivilisten, wenn die im Weg stehen.« Wobei auch Dortes gefährlichstes Erlebnis bislang mit mexikanischen Autofahrern zu tun hatte. Es hat sie auf dem Fahrrad erwischt, der Unfall ging noch glimpflich aus. Die Mexikaner seien keine Radfahrer gewöhnt. Dorte fährt jetzt Rollerblades.

Lisa und Mira hoffen, dass sie ihre Kurse an der UANL anerkannt bekommen. Aber selbst wenn nicht, sagt Lisa, die Zeit hier sei es definitiv wert: Wer nach Spanien gehe, der bleibe im Grunde zu Hause. »Ich wollte hinaus in die Welt. Mexiko ist wirklich anders. So offen und spontan. Eine Mischung aus europäischer und indianischer Kultur.« Natürlich gehen sie auch hier feiern, sie verlassen sich dabei auf das Gespür ihrer mexikanischen Freunde. »Wenn die sagen, ein Club ist nicht sicher, gehen wir nicht hin.« Ansonsten trifft man sich jetzt öfter mal zu Hause. Bei Facebook lesen sie manchmal Berichte von Mitstudenten, die Schüsse gehört haben.

Selbst an großen Unis kennen die Professoren die Namen der Studenten

Dass bislang nicht so viele Ausländer die Universitäten des Landes bevölkern, hat eine Menge Vorteile: Die typischen Erasmus-Enklaven europäischer Hochschulen gibt es hier nicht. Man muss sich auf die Einheimischen einlassen. Umso mehr, weil es an mexikanischen Universitäten kaum Wohnheime gibt und die Ausländer meist in Gastfamilien untergebracht werden. Was übrigens typisch ist für das Land: Auch die meisten mexikanischen Studenten wohnen noch zu Hause.

Rund 400 Deutsche fördert der DAAD derzeit in Mexiko. Eine im Vergleich etwa zu Brasilien geringe Zahl, doch sie steigt, wenn auch langsam – trotz aller schlechten Schlagzeilen. Der Zuwachs verteilt sich allerdings ausschließlich auf die anderen Regionen des Landes. »Das, was da im Norden derzeit passiert, ist traurig«, sagt denn auch Martha Navarro Albo. »Aber es trifft uns nicht.« Navarro Albo hat die neu geschaffene Stelle der Vizepräsidentin Internationales an der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) inne, in Mexico City, 800 Kilometer südlich von Monterrey. Vom Rektoratsturm aus geht ihr Blick auf die Ciudad Universitaria zehn Stockwerke unter ihr. 2007 hat die Unesco den in den fünfziger Jahren errichteten Campus als »Ikone der Moderne Lateinamerikas« zum Weltkulturerbe erklärt, inklusive des grandiosen Olympiastadions und der Uni-Bibliothek, deren Mosaikfassade die Geschichte Mexikos erzählt. Auch sonst ist die UNAM eine Uni der Superlative mit 35 000 Wissenschaftlern, die geschätzte 40 Prozent der nationalen Forschungsleistung erbringen, und sage und schreibe 305 000 Studenten. Wobei man davon 100 000 abziehen muss, die in Wirklichkeit Gymnasiasten sind: Die wichtigsten Unis übernehmen in Mexiko nämlich einen Teil der Schulausbildung – eine sehr effektive Strategie, um den eigenen Nachwuchs heranzuziehen.

Auf 10 000 ausländische Studenten will Navarro Albo eines Tages an der UNAM kommen, und auch die eher reisefaulen Mexikaner sollen anfangen, zumindest ein Semester lang ins Ausland zu gehen. Im ersten Jahr hat die Stanford-Absolventin dafür schon etliche Millionen Dollar an Stipendien eingeworben. »Die Botschaft an die Forscher und Studenten in aller Welt ist: Wir müssen uns hier nicht verstecken. Und wir tun es auch nicht mehr.«

Tatsächlich: Selbst an einer der größten Universitäten der Welt übersteigen die Kurse kaum 20 Teilnehmer, und wie üblich an mexikanischen Hochschulen kennen die Dozenten hier fast durchgängig die Namen ihrer Studenten. Klingt gemütlich, ist aber auch Ausdruck der sogar für deutsche Bologna-Verhältnisse extremen Verschulung: Kaum Wahlfreiheit, jede Woche schriftliche Hausarbeiten und drei Klausuren im Semester sind die Regel. Und von der Abschaffung der Anwesenheitspflicht redet hier keiner. Dennoch sagt Nina Lienenkämper: »Man muss nur etwas Glück haben, dann kriegt man Weltklasse geboten.« Die 28-Jährige studiert an der Berliner Humboldt-Universität und schreibt an der UNAM ihre Masterarbeit über lateinamerikanische Literatur. Sie schwärmt vom hohen Niveau der Masterkurse, in denen viele Studenten Berufserfahrung haben und älter sind, als Nina es von zu Hause gewöhnt ist. Wahr ist aber auch: Wie jede Hochschule ihrer Größe vereint die UNAM die besten und die miesesten Dozenten. Ganz im Gegenteil etwa zum exklusiven Colegio de México, das für die Verhältnisse der 20-Millionen-Megacity um die Ecke liegt. Geforscht wird hier ausschließlich in den Geistes- und Sozialwissenschaften, auf 300 handverlesene Wissenschaftler kommen 300 Master- und Promotionsstudenten, darunter auch einige Deutsche. Das Colegio koordiniert das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Internationale Graduiertenkolleg »Zwischen Räumen/Entre Espacios«, das deutsche und mexikanische Wissenschaftstraditionen einander näherbringen soll. Angesichts der UNAM und des ebenfalls staatlichen Colegios erscheint ein von Teilen der mexikanischen Mittelschicht gepflegtes Klischee absurd: dass die öffentlichen Unis im Land wenig taugten, dass echte Studienqualität nur bei den Privaten zu haben sei. Mittlerweile ist mehr als die Hälfte der Hochschulen in nicht staatlicher Trägerschaft, auch wenn die große Mehrheit der Studenten die staatlichen Unis besucht. 10 000 Euro Gebühren im Jahr sind bei den Privaten keine Seltenheit, dafür bekommen die Studenten nicht

Fortsetzung auf S. 66

TIPPS UND TERMINE

Deutsch-Polnisch
Im Oktober startet an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Mannheim der binationale, deutsch-polnische Studiengang »International Business«. Jeweils 15 Studierende aus Deutschland und Polen studieren drei Jahre lang gemeinsam und beenden ihr Studium mit zwei Abschlüssen: dem Bachelor of Arts und dem Bachelor of Business Administration. Informationen unter: www.ib.dhbw-mannheim.de/international-business-binational

Management Master
Die Kühne Logistics University in Hamburg startet zum 1. September mit einem Management-Masterstudium. Es soll sich vor allem durch problembasiertes und Interdisziplinäres Lernen von anderen Managementprogrammen unterscheiden. Neben einem Auslandssemester an einer der Partnerhochschulen in Europa, Asien, Südamerika oder den USA wird auch ein zweimonatiges Praktikum absolviert. Die Bewerbungsfrist endet am 30. Juni.
www.kuehne-stiftung.org

Deutsch-Französisch
Am 4. Oktober startet an der École Nationale d'Administration (ENA) in Paris der siebte Jahrgang des deutsch-französischen Programms »Master of European Governance and Administration« (MEGA). Es richtet sich an angehende Führungskräfte der öffentlichen Verwaltung auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene in Deutschland, in Frankreich sowie anderer EU-Mitgliedsstaaten. Bewerbungen können bis 14. Mai eingereicht werden. Weitere Informationen gibt es im Internet unter: www.mega-master.eu

Sport und Frieden
Die private International University of Monaco bietet von September an den MBA-Studiengang »Sustainable Peace through Sport« an. Die Idee: Wer Sport gegen Armut und Konflikte und für Solidarität einsetzt, schafft nachhaltigen Frieden. Zielgruppe sind Führungskräfte aus Wirtschaft und Verbänden sowie Diplomaten. Ein sechsmonatiges Praktikum ergänzt das Studium. Weitere Informationen unter: www.monaco.edu/masters/master-sustainable-peace-through-sport.cfm

Internationales Stipendienprogramm
Die Gerda Henkel Stiftung startet ein neues internationales Stipendienprogramm. Die Förderinitiative richtet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die im Bereich der Historischen Geisteswissenschaften oder zu einem Thema des Förderschwerpunkts »Islam, moderner Nationalstaat und transnationale Bewegungen« arbeiten und einen längeren Forschungsaufenthalt im Ausland planen. Ziel des neuen Programms mit dem Namen »M4HUMAN« (»Mobility for experienced researchers in historical humanities including Islamic studies«) ist es, den länderübergreifenden akademischen Austausch zu intensivieren und die Forschungslandschaft der Herkunfts- und Zielländer positiv zu beeinflussen. Die Europäische Kommission unterstützt das Programm. Die Bewerbungsfrist endet am 30. Juni 2011. Weitere Informationen unter: www.gerda-henkel-stiftung.de

Fotos (Ausschnitte): Philipp Wente für DIE ZEIT/www.philippwente.com

Das habe ich mitgebracht: Kathrin Vinnepand, Esther Offenberg, Nadja Lindner und Katharina Rothehüser nach ihrem Auslandssemester

Meine Schule in Afrika

Wie die Universität Münster angehenden Lehrern interkulturelle Kompetenz beibringt VON NORA GANTENBRINK

In einer Schulhütte im tansanischen Busch stand Elisa Wessels verschwitzt und verzweifelt und sehnte sich nach einem Kopierer. Der hätte ihre Arbeit erleichtert. Doch der tansanische Lehrer drückte ihr nur einen Rohrstock in die Hand. An der Schule fehlten Kopierer, Arbeitsblätter, eine Tafel und Strom. Da sollte es zumindest Disziplin geben. »No«, sagte Wessels und gab den Rohrstock zurück. Der Lehrer wunderte sich, Schläge in Schulen gehören zum Alltag in seinem Land. Wessels aber war nach Tansania gekommen, um etwas über sich und die Fremde zu lernen. Schüler schlagen wollte sie nicht.

Elisa Wessels ist eine von 224 Lehramtsstudentinnen, die die Westfälische Wilhelms-Universität Münster bislang ins Ausland geschickt hat. Der Hintergrund: Die Zahlen der Schüler mit Migrationshintergrund steigen, doch die wenigsten Lehramtsstudenten gehen während des Studiums an Schulen ins Ausland. Ein Missverhältnis. »Praxisphasen im Ausland« heißt das Projekt, kurz: PiA. Die Studenten sollen erfahren, wie es sich anfühlt, fremd zu sein. So landen junge Lehramtsanwärter, egal, mit welcher Fächerkombination, in Ländern wie Bosnien, Costa Rica, Tschechien, Tansania, Mexiko oder der Türkei. Länder, in denen Schule anders funktioniert als in Westfalen. Zuerst sitzen die Studenten in Klassen und sehen zu, später dürfen sie selbst unterrichten, meist Deutsch als Fremdsprache.

Wenn die PiA-Teilnehmer in ihrem Austauschland ankommen, kennen sie oft nur die Begrüßungsformeln in der Landessprache. »Hallo«, »Wie geht's?« Sie sollen nachempfinden, wie es ist, wenn man eine Sprache kaum versteht, die andere Kultur einem seltsam erscheint.

Rafael Buschmann, der das PiA-Projekt mitentwickelt hat, war während seines Studiums ein Dutzend Mal im Ausland. Irgendwann begann er sich zu wundern, warum er nie auf deutsche Lehramtsstudenten traf. Nur wenige, sagt Buschmann, gingen eine Zeit lang ins Ausland, um dort zu unterrichten. Nach dem Abi in der Nähe studieren, Referendariat, Festanstellung, so sehen viele Lehrerkarrieren aus. Themen wie Globalisierung und Migration kämen in der Lehrerausbildung zu kurz, sagt er. Dabei wirbt die Politik gerne mit der Worthülse »Interkulturelle Kompetenz«. Seit dem Lehrerausbildungsgesetz von 2009 ist der »Umgang mit Vielfalt« eine Forderung des nordrhein-westfälischen Schulministeriums. Und schon 2007 verlangte der Nationale Integrationsplan der Bundesregierung, »die interkulturelle Kompetenz und damit die Unterrichtsqualität in Schulen mit hohem Migrantenanteil« zu verbessern.

Wie man »interkulturelle Kompetenz« erwirbt oder lehrt, steht nirgends. Bedeutet interkulturelle Kompetenz ein Auslandsaufenthalt? Eine tolerante Geste? Einen Sprachkurs zu besuchen? Oder alles zusammen? Die Kultusministerien sagen: Interkulturelle Kompetenz zu lernen ist gut. Sie sagen den Unis nicht, wie das geht. Für die Umsetzung ist jede Hochschule selbst zuständig. »Was an den Unis gelehrt wird, ist völlig heterogen«, sagt Viola Georgi, Professorin für Interkulturelle Erziehungswissenschaft an der FU Berlin. Wer an der FU Erziehungswissenschaft studiert, muss im ersten Semester in die Vorlesung »Individuelle und kulturelle Diversität« gehen. Georgi hält die Auseinandersetzung mit dem Thema in der Lehrerausbildung für ausbaubar. Praxis und Theorie sollten besser verknüpft werden. Das muss ihrer Meinung nach aber nicht zwangläufig in Afrika geschehen. »Für manche Studierenden reicht es schon, wenn sie mal an Schulen nach Kreuzberg oder Neukölln gehen.«

An der Uni Münster ist der Auslandsaufenthalt in ein einsemestriges Seminar mit Reflexionsübungen eingebunden. Den Lehrplan des Seminars hat das Zentrum für Lehrerbildung selbst erstellt. In den jeweiligen Ländern gibt es immer einen Mentor. Bettina Küppers besuchte zwei Monate lang die Cağaloğlu Anadolu Lisesi, eine Schule in Istanbul, sie kannte die Stadt nicht, die Kultur war ihr fremd. *»Günaydin hocam!«,* schrien ihr die Kinder auf dem Pausenhof entgegen: »Guten Morgen, Lehrerin!« Küppers lernte, dass Lehrer in der Türkei Respektpersonen sind. Sie lernte, dass man sich als Lehrer schick anzieht, und tauschte Chucks gegen Halbschuhe. Jeden Montag und Freitag ging sie mit ihren Schülern zum Fahnenmarsch, alle sangen die türkische Nationalhymne. Küppers stand mitten im Trubel und kannte den Text nicht. Nach der Zeremonie gab es Kontrollen: Ist die Schuluniform in Ordnung? Sind die Fingernägel sauber? Sind die Mädchen ungeschminkt? War dem nicht so, wurden die Schüler verwarnt und mussten Strafarbeiten schreiben. Bettina Küppers sagt, sie werde künftig toleranter mit Einwandererkindern umgehen.

Jutta Walke ist Abteilungsleiterin der Praxisphase im Ausland. »Ein Kulturschock ist erwünscht«, sagt sie. In den ersten Wochen bekomme sie oft E-Mails voller Frust. Auch Elisa Wessels schrieb so eine Mail, nachdem sie Dutzende Deutschtests per Hand schreiben musste. Einmal hatte sie versucht, mit ihren Schülern eine Diskussion zu führen, aber die waren nur Frontalunterricht gewöhnt. Ähnliches erzählt Julia Egbers von ihrer Zeit in Burkina Faso. Gruppenarbeit scheiterte dort schon daran, dass man die Tische nicht verschieben konnte. Zurück in Deutschland, möchte aber keiner der Teilnehmer seinen Auslandsaufenthalt missen, erzählt Jutta Walke.

Für das neue Semester stapeln sich schon etwa hundert neue Motivationsschreiben auf Buschmanns Schreibtisch. Elisa Wessels überlegt auch, noch mal wegzugehen. Sie vergleicht ihre Zeit im Ausland mit dem Lehrer-Seepferdchen. In der Uni habe sie gelernt, wie man theoretisch ein guter Lehrer wird. Jahrelang habe sie Trockenübungen gemacht. Angefangen zu schwimmen habe sie in Tansania.

Fortsetzung von S. 65

immer den höheren wissenschaftlichen Anspruch, aber Campus, die in Sachen Weitläufigkeit und Eleganz US-Spitzen-Unis in nichts nachstehen.

Die größte Privathochschule des Landes mit über 90 000 Studenten ist das Tecnológico de Monterrey, gegründet vor über 70 Jahren von wohlhabenden Geschäftsleuten. Praxisbezug und die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse unter dem Gesichtspunkt der Anwendbarkeit ist ihr Credo, und es ist kein Zufall, dass das an deutsche Fachhochschulen erinnert. Die gehören zu den beliebtesten Partnern des »Tec«, das in Rankings in die Top Five der mexikanischen Hochschulen aufgestiegen ist. Mittlerweile unterhält das Tec über das ganze Land verstreut 29 Niederlassungen, eine davon in Santa Fe, auf einem der Bergrücken, die Mexico City umschließen. Katharina Fuß, 26, liebt es, hier oben auf der Terrasse vor ihrem Institut zu sitzen, mit einem Orangensaft vom Coffeeshop nebenan. Von hier, sagt sie, könne man sogar erkennen, dass das 2300 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Plateau, auf dem die Stadt steht, vor 500 Jahren noch ein See war. »Die Stadt«, sagt sie, »das ist für mich einfach nur *el monstro.*« Sie sagt es zärtlich, als sei es das größte Lob, das man sich vorstellen kann, und streckt den Arm aus in Richtung der nach allen Seiten wuchernden Ansammlung von Häusern und Straßen, über der sich die ewige Dunstglocke schlechter Luft wölbt. Sie liebt die Rastlosigkeit da unten, den Stress, die Kreativität und den Optimismus. Nein, Katharina will nicht mehr weg aus Mexiko. Besser gesagt: Sie kommt immer wieder her, schon zum fünften Mal. Und diesmal hat sie es besonders geschickt angestellt: Sie hat sich für den Master in International Business an der Fachhochschule Mainz eingeschrieben, zusammen mit ihrem Dekan ein neues Austauschprogramm mit der Tec eingefädelt und sich als erste Teilnehmerin hersenden lassen. Ein Semester lang hat sie nach Lust und Laune Kurse belegt, jetzt verbringt sie die meiste Zeit in der Filiale eines deutschen Automobilzulieferers und forscht, wie stark dessen Marke in Mexiko verankert ist. Die Zeit ist günstig, sich für ein Stipendium zu bewerben, sei es vom DAAD oder vom mexikanischen Wissenschaftsrat Conacyt, der Doktorandenplätze an einem seiner 27 exzellenten Forschungszentren auch für Ausländer fördert. Denn die mexikanischen Universitäten basteln voll Ehrgeiz an ihrer Internationalisierung, die Partnerschaften mit deutschen Hochschulen nehmen zu. Gleichzeitig ist der deutsche Ansturm auf die Stipendien noch nicht groß.

Carlos Medina hofft derweil, dass sich auch in Monterrey die Lage wieder zum Besseren wendet. »Früher haben sogar Besucher aus Skandinavien gesagt, dass sie sich bei uns noch sicherer fühlen als zu Hause«, beteuert er. Diese Woche kommt eine Delegation bayerischer Hochschulrektoren, inklusive Wissenschaftsminister. Sie wollen schauen, was sich in Mexiko wissenschaftlich so getan hat. Erst werden sie ein bisschen zittern, wenn sie draußen am Flughafen stehen. Und dann überrascht sein. Positiv.

Geht in den Osten!

Nur wenige deutsche Studenten machen ein Auslandssemester in Polen. Die anderen verpassen etwas VON STEFAN KESSELHUT

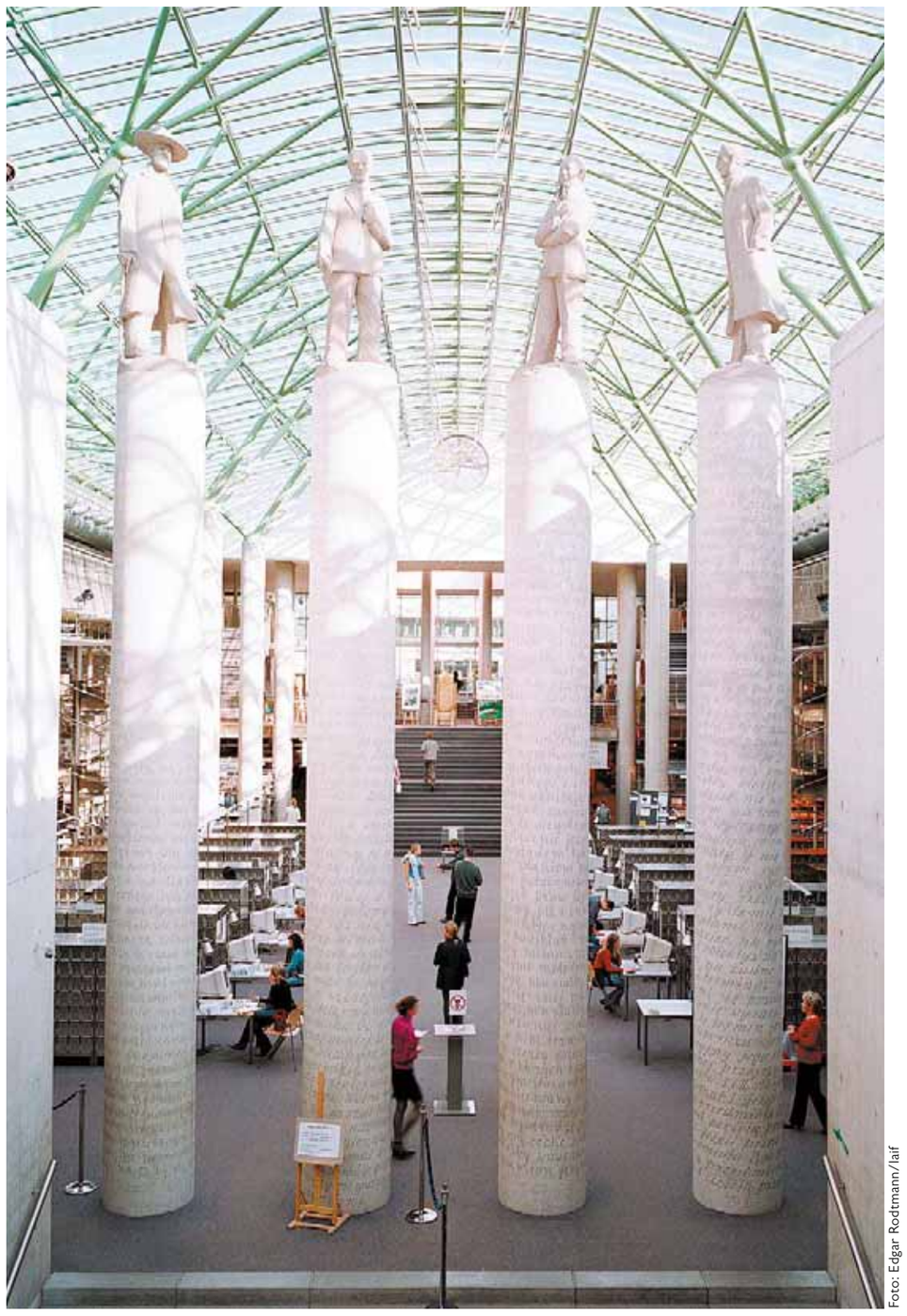


Foto: Edgar Rodtmann/laif

Mit Säulenheiligen: Die Bibliothek der Universität Warschau

Oliver Krüger ist eine Ausnahmeerscheinung. Er studiert Regie an der Staatlichen Filmhochschule in Łodź, einer ehemaligen Industriemetropole zweieinhalb Autostunden entfernt von Warschau. Die Filmhochschule ist weltweit anerkannt, Roman Polanski und Krzysztof Kieślowski haben hier studiert, die Absolventen haben viele internationale Preise gewonnen. Das zieht Studenten aus der ganzen Welt an. Nur Deutsche trifft man selten. Das gilt nicht nur für Łodź, das gilt für ganz Polen. Nur jeder vierzigste deutsche Student, der ein Erasmus-Semester im Ausland macht, geht nach Polen. Noch weniger absolvieren dort ein ganzes Studium. Warum eigentlich?

Randolf Oberschmidt müsste es wissen, er leitet das Warschauer Büro des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. »Die Sprachbarriere ist für viele ein Problem«, sagt er. Eines, das Oberschmidt nicht recht gelten lassen will. Auch Polnisch könne man lernen, wie jede andere Sprache. Zudem gebe es inzwischen unzählige Studienprogramme auf Englisch. Wer als Erasmus-Student nach Polen geht, kann von der EU einen mehrwöchigen Polnisch-Intensivkurs bezuschussen lassen, der in Polen stattfindet.

Entscheidend, meint Oberschmidt, sei nicht die Sprache, sondern etwas anderes. »Die mentale Entfernung zwischen Deutschland und Polen ist viel größer als die geografische.« Für die meisten Studenten sei es normal, in Frankreich, England oder Amerika zu studieren. In den Osten zu gehen gelte aber immer noch als ungewöhnlich.

Die Filmhochschule in Łodź steht einsam zwischen aufgegebenen Industriegebäuden und verfallenden Häusern. Nachts ist das makellos sanierte Gebäude von außen beleuchtet – schließlich ist es für Łodź eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Wer an der Filmhochschule als Ausländer die harte mehrtägige Aufnahmeprüfung auf Englisch besteht, aber keine guten Polnischkenntnisse hat, muss einen einjährigen Sprachkurs besuchen, bevor er mit dem eigentlichen Studium beginnen kann, das fünf Jahre dauert.

Oliver Krüger ist in Hamburg geboren und aufgewachsen. Seine Eltern sind vor dreißig Jahren aus Polen nach Deutschland ausgewandert. Jetzt ist der Sohn, der Polnisch mit deutschem Akzent spricht, wieder im Land der Eltern, um zu studieren, und vielleicht auch, um dieses Land besser kennenzulernen und zu verstehen.

Die Geschichte von Polen und Łodź, die Krüger erzählt, klingt exotisch und nach großem Abenteuer. »Viele sagen, dass sich alles angleicht, dass Polen dem Westen immer ähnlicher wird. Aber Łodź hat mit dem Westen nichts zu tun! Das ist Wilder Osten. Selbst wenn es einmal optisch dasselbe sein sollte, kulturelle Unterschiede werden bleiben«, sagt er. Zwar hat sich in den vergangenen Jahren die wirtschaftliche Situation verbessert, im Vergleich zu Warschau, Krakau, Posen und Breslau schneidet die Stadt jedoch immer noch schlecht ab. Das Wohlstandsgefälle zwischen starken und schwachen Regionen ist noch groß in Polen.

Zumindest für Krüger hat das nicht nur Nachteile. »Als Regisseur sitze ich hier an der Quelle. Das Licht in den Straßen, die Gesichter, so etwas findet man im Westen nicht mehr«, sagt der Dreißigjährige. Die Wohnungen in Łodź sind für Studenten bezahlbar, Krüger wohnt mit einem anderen Filmstudenten in einer 120-Quadratmeter-Wohnung im Zentrum und zahlt 180 Euro Miete.

Eine Insel sei die Hochschule in dieser tristen Stadt, sagt Krüger, auf der sich Menschen aus aller Welt treffen, um zu lernen, wie man Filme macht. Hört man ihm zu, wirken die Filmstudenten wie auf einer Expedition in einem exotischen Land. »Wer sich auf die andere Kultur hier nicht einlässt, kommt nicht weiter«, sagt Krüger. Diese andere Kultur zeige sich zum Beispiel daran, dass Polen selten exakte Antworten auf eine Frage gäben, sondern eher versuchten zu diskutieren, auszuhandeln, zu improvisieren.

Leona Hellwig studiert Psychologie in Saarbrücken und hat gerade ihr Erasmus-Semester an der Universität Warschau beendet. Sie kam gut zurecht. »Viele finden es mutig, nach Polen zu gehen. Das ist Quatsch, zumindest in den großen Städten hat Polen mit den alten Vorurteilen vom Ostblock nichts mehr zu tun«, sagt Hellwig. In einigen Gegenden im Warschauer Stadtteil Praga etwa komme in kürzester Zeit eine Art »Berlin-Gefühl« auf. Auch der Rest des Warschauer Stadtbilds entspricht nicht unbedingt dem Plattenbau- und Betonburgen-Image. Neben der nach dem Krieg wieder aufgebauten Altstadt und dem über zweihundert Meter hohen Kulturpalast, den die Sowjets einst mitten in die polnische Hauptstadt setzten, stehen mittlerweile Dutzende Hochhäuser, ähnlich wie in Frankfurt am Main. Warschau boomt, die Arbeitslosigkeit ist niedrig. Laut Statistik studieren mehr als 200 000 Studenten an den Hochschulen der Stadt. Diese profitieren von dem EU-Beitritt und den damit verbundenen Fördergeldern, die zu einem guten Teil in das Bildungssystem investiert werden.

Vor einigen Jahren hatte Hellwig ein Austauschjahr an einer polnischen Schule gemacht und die Sprache gelernt. »Dadurch hatte ich es leichter. Als Ausländer in Polen ist es schwer, sich zurechtzufinden, wenn man die Sprache nicht kann«, sagt sie. Doch selbst mit guten Polnischkenntnissen sei es schwierig, mit einheimischen Studenten in Kontakt zu kommen. Erasmus-Studenten sind in Warschau meist nicht in den Wohnheimen für Polen untergebracht, in denen sich zwei bis drei Studenten ein Zimmer teilen. Hellwig kam stattdessen in einem Haus unter, das eigentlich für wissenschaftliches Personal vorgesehen ist, in dem jeder ein Zimmer für sich hat.

Anders als in Łodź sind viele Studenten in Warschau auf solche Angebote angewiesen. Wohnraum ist knapp in der Stadt, selbst kleine WG-Zimmer sind kaum unter 250 Euro zu bekommen. Mit Studentenjobs verdient man hier umgerechnet nur zwei bis drei Euro pro Stunde.

Neben diesen alltäglichen Problemen müsse man sich gerade als Student aus Deutschland aber auch auf grundsätzliche politische und historische Diskussionen einlassen, erzählt Leona Hellwig. Die deutsch-polnische Vergangenheit spiele immer noch eine große Rolle. Als Student aus dem Westen müsse man außerdem vorsichtig sein, wenn man zum Beispiel die polnischen Straßen kritisiere. Solche Kritik nähmen nicht wenige Polen persönlich, zusätzlich stehe man oft als arroganter »Westler« da. »Das würde sich ändern, wenn Polen mehr über Deutsche und Deutsche mehr über Polen wüssten, öfter miteinander in Kontakt kämen. Das geht aber nur mit mehr Austausch.« An deutschen Hochschulen müsse endlich bekannter werden, dass Polen ein genauso gutes Austauschland ist wie Spanien oder England.

Keine Angst vor Tirana

Ungewöhnlich und ein bisschen abenteuerlich - Albanien ist etwas für neugierige Erasmusstudenten

VON SARAH ELSING

Tiranas Jugend ist offen und gastfreundlich

Foto: Bevis Fusha für DIE ZEIT / Agentur Anzenberger

Seinen Platz an der Universität Angers in Frankreich hatte Christopher Wenzel schon sicher. Doch als er hörte, wie viele seiner Bamberger Studienfreunde ähnliche Ziele hatten, verging ihm die Lust auf Frankreich. Warum in einer Erasmus-WG wohnen und genau die gleichen Erfahrungen machen, die Tausende Kommilitonen vor ihm auch gemacht hatten? Der Wirtschaftsstudent wollte etwas Ungewöhnliches, etwas Abenteuerliches – Albanien. Die Vorzüge der Hauptstadt Tirana hatte er schon während eines vierwöchigen Praktikums im albanischen Wirtschaftsministerium kennengelernt. »Tirana hat ein pulsierendes Nachtleben, es gibt hervorragendes Essen, die Menschen sind sehr offen und gastfreundlich. Das Umland ist traumhaft schön, und Berge und Strand sind gleich um die Ecke«, erzählt der heute 29-Jährige.

Trotzdem kommen kaum deutsche Studenten nach Albanien. Nur sechs Kurzstipendien hat der DAAD in den letzten fünf Jahren für Albanien vergeben. Immerhin 28 Studenten konnte der Akademische Austauschdienst 2007 und 2008 für Sommer- und Sprachkurse ins Land schicken. Die meisten Studierenden hierzulande denken an Armut, Korruption und Mafia, wenn sie Albanien hören. Wenn sie denn überhaupt eine Vorstellung von dem Land haben. »Mich erstaunt immer wieder, wie exotisch Albanien für Deutsche ist, obwohl es doch mitten in Europa liegt«, sagt Jürgen Röhling, der seit vier Jahren als DAAD-Lektor in Tirana lebt. Neben dem fast italienischen Flair der Hauptstadt begeistert ihn die Aufbruchsstimmung im Land. »Die überwiegend junge Bevölkerung hat große Lust auf Veränderung. Ich habe selten so ein Interesse an Europa und an Fremdsprachen erlebt«, sagt er. Besonders für Geologen und Historiker habe Albanien einiges zu bieten. Es gibt vielfältige Gebirgslandschaften, das Meer und eine Vielzahl an archäologischen Stätten, die nur darauf warten, endlich ausgegraben und erforscht zu werden. »Aber an den Hochschulen gibt es noch viel zu tun«, gesteht Röhling.

Christopher Wenzel saß mit dem Wintermantel in der Vorlesung

Auch für Christopher Wenzel lief an der Universität in Tirana nicht alles reibungslos. Und das, obwohl seine Heimathochschule mit Mitteln des DAAD dort gerade den englischsprachigen Masterstudiengang European Economics Studies aufgebaut hatte. Das System war damals, im Wintersemester 2004, noch nicht auf ausländische Studenten vorbereitet. Von der Einschreibung bis zur Anmeldung bei den einzelnen Lektoren musste Christopher Wenzel alles selbst organisieren. »Aber die Hilfsbereitschaft der Professoren war unglaublich«, erzählt er. »Geht nicht gibt's nicht! Was an deutschen Unis über einen zentralen Netzwerkzugang läuft, wird in Albanien über den persönlichen Kontakt geregelt.«

Beeindruckt hat Christopher besonders die Leidensfähigkeit der albanischen Studenten. Kaum jemand hat einen Computer, geschweige denn Internetanschluss zu Hause, und wenn doch, ist alles wegen der regelmäßigen Stromausfälle meistens unbrauchbar. »Das interessanteste Erlebnis hatte ich im Winter«, erzählt Wenzel. Weil es damals noch keine Zentralheizung in der Fakultät gab, saßen wir drei Monate lang mit Mänteln in den Kursen. »Aber niemand kam auf die Idee, sich zu beschweren. Wir haben trotzdem gelernt und unseren Spaß gehabt.« Deutsche Studenten hätten das keine Sekunde lang ausgehalten, meint Wenzel. »Das ›Rundum-sorglos-Paket‹, das viele von ihrem Auslandsjahr erwarten, gibt es in Albanien eben nicht.«

Besondere Leidensfähigkeit hat auch Annika Katzmarzik während ihres Aufenthalts in Albanien bewiesen. Die 27-jährige Sozialpädagogin aus Heidelberg hat vier Monate in einer Kleinstadt in den Bergen verbracht. Für ihre Diplomarbeit erforschte sie, wie Roma-Kinder und Kinder mit geistigen und körperlichen Behinderungen in die Grundschulen integriert werden. Allein schon die Einreise war ein Abenteuer. Obwohl die albanische Botschaft Katzmarzik versichert hatte, sie dürfe ohne Probleme so lange bleiben, wie sie wolle, verlangte das Polizeipräsidium nach drei Monaten, ein Visum zu sehen. Es begann eine nervenaufreibende Odyssee durch die Hierarchien der albanischen Administration. Ohne die Hilfe von albanischen Bekannten ihrer Gastfamilie hätte sie die Papiere wohl nie zusammenbekommen, sagt Annika Katzmarzik.

Ähnlich erging es ihr mit den Schulen, an denen sie forschen wollte. In dem Wirrwarr von namenlosen Straßen hat sie die Gebäude erst gefunden, als Passanten ihr den Weg zeigten. Mit ihren Studien beginnen durfte sie erst, als ein im Dorf angesehener Albaner sie allen vorgestellt hatte. »Aber wenn man einmal akzeptiert ist, fühlt man sich wie ein Fisch im Wasser – auch wenn man Ausländerin ist und schlecht Albanisch spricht. Mit so einer Offenheit hätte ich nicht gerechnet«, sagt sie. Katzmarzik hat dieses Gemeinschaftsgefühl sehr genossen. Auch die Stromausfälle störten sie irgendwann nicht mehr. Einmal saß sie mitten im Winter drei Tage ohne Strom, Telefon, Internet und Heizung im Haus ihrer Gastfamilie fest. »Aber das Schöne ist, dass man auch so etwas überlebt und ich so mit den Menschen noch enger zusammengekommen bin.«

Die Dozenten versuchen, eine neue Lehr- und Lernkultur zu schaffen

Allerdings ist die politische Lage in Albanien zurzeit angespannt. Seit anderthalb Jahren schwelt ein Streit um die Parlamentswahlen, die die Konservativen mit hauchdünnem Vorsprung gewonnen haben. Aus Protest boykottierten die Sozialisten damals monatelang die Sitzungen des Parlaments, einige Abgeordnete traten sogar in den Hungerstreik. Immer wieder gibt es Massenproteste gegen die Regierung. Bei einer Kundgebung im Januar wurden sogar drei Demonstranten erschossen. Das Auswärtige Amt rät, sich vor Ort genau zu informieren und die Demonstrationen weiträumig zu meiden.

Aber gefährlich sei Albanien für Ausländer nicht, sagt der DAAD-Lektor Röhling. Studenten, die ins Land kommen wollen, empfiehlt er, sich vorher gut zu informieren, welche Universität auf welches Fach spezialisiert ist. »Die traditionellen Studiengänge sind vom Curriculum her noch nicht auf westlichem Standard.« Auch die Lehr- und Prüfungsmethoden würden sich häufig noch am alten System orientieren: »Mehr als Auswendiglernen und Abfragen darf man nicht erwarten«, bedauert Röhling. Damit sich das ändert, fördert der DAAD mit dem Programm »Akademischer Neuaufbau Südosteuropa« den Austausch zwischen deutschen und albanischen Professoren.

In der Stadt Elbasan unterrichtet im Rahmen des DAAD-Herderprogramms sogar dauerhaft ein deutscher emeritierter Professor. Hilfreich ist auch, dass landesweit nach dem Bachelor- und Mastersystem unterrichtet wird. Langsam werden die Curricula angepasst, engagierte Lehrende versuchen eine neue Lernkultur in den Unis zu etablieren. Gerade in technischen Fächern habe sich viel getan, berichtet Jürgen Röhling. Auch für den Aufbau des Economics-Masterstudiengangs, den Christopher Wenzel gemacht hat, unterstützten anfangs Dozenten aus Bamberg die Tiraner Professoren. Mittlerweile ist eine solide Partnerschaft daraus geworden, die Studenten in Tirana haben sogar vollen Zugriff auf das Bamberger Hochschulnetzwerk.

Frieren muss in der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät längst keiner mehr.

CHANCEN KOMPAKT

Früh vorbereiten

So wird das Auslandsstudium zum Erfolg VON SABRINA EBITSCH

Wie lässt sich im straffen Bachelorstudium ein Auslandsaufenthalt unterbringen?
»Man sollte darauf achten, dass das, was man studiert, zum Profil der Gast-Uni passt«, rät der Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks, Achim Meyer auf der Heyde. Wer sich passende Kurse sucht, kann Credit Points mit nach Hause nehmen und verliert keine Semester. Außerdem gibt es Studiengänge, die einen Auslandsaufenthalt im Studienplan bereits vorsehen. So werden zum Beispiel 57 Studiengänge mit dem Bachelor-Plus-Programm des Deutschen Akademischen Auslandsdiensts (DAAD) gefördert: Hier ist ein einjähriger Auslandsaufenthalt von vornherein in den achtsemestrigen Programmen eingeplant.

Wie lange dauert die Vorbereitung?
Ein Jahr sollte dafür eingeplant werden – optimal sind anderthalb, für ganz Eilige reicht mit einem Programm wie Erasmus unter Umständen auch ein halbes. Weil in einem sechssemestrigen Bachelor das zweite Studienjahr für einen Auslandsaufenthalt am geeignetsten ist, sollten sich schon Erstsemester Gedanken und einen Termin bei der Fachstudienberatung und beim Auslandsamt ihrer Hochschule machen.

Wie organisiert man einen Auslandsaufenthalt?
Hier haben es Studenten, die mit einem Programm wie Erasmus ins Ausland gehen, leichter als die sogenannten Free Mover, die das auf eigene Faust tun. Für Erstere gibt es nicht nur Betreuung im Gastland und ein kleines Stipendium von bis zu 300 Euro im Monat; weil zudem Kooperationen zwischen den Hochschulen bestehen, ist auch die Anerkennung von Studienleistungen einfacher. Free Mover müssen sich von der Hochschulbewerbung bis zur Unterkunft um alles selbst kümmern. Gerade für sie ist es sinnvoll, ein Urlaubssemester zu beantragen: Hierbei verlängert sich die Studiendauer nominell nicht, was gerade für Bafög-Empfänger wichtig ist – man kann aber trotzdem ein paar Credit Points sammeln.

Wie finanziert man die Zeit im Ausland?
Die meisten Studenten sind auf die Hilfe ihrer Eltern angewiesen. Es gibt aber mehrere andere Geldquellen wie etwa das Auslands-Bafög: Das erhalten oft auch die, die sonst keinen Bafög-Anspruch haben. Stipendien vergibt unter anderem der DAAD.

Werden Noten und Credit Points anerkannt?
Eigentlich sollte die Bologna-Reform Auslandsaufenthalte durch die Vergleichbarkeit von Studienleistungen erleichtern. Die Realität sieht anders aus: Der Anteil der Studenten, die über Probleme bei der Anerkennung von Studienleistungen klagen, hat laut dem jüngsten Internationalisierungsbericht des Studentenwerks von 24 auf 31 Prozent zugenommen. Unter denen, die bereits weg waren, hatten laut einer Studie des Hochschul-Informations-Systems 21 Prozent Schwierigkeiten, ihren Auslandsaufenthalt sinnvoll in ihren Studienplan einzubauen, 18 Prozent berichteten von Ärger mit der Anerkennung ihrer Studienleistung. Wer auf Nummer sicher gehen will, geht an eine Partnerhochschule oder schließt vorab ein Learning Agreement: Er sucht Kurse aus dem Programm der Gast-Uni und lässt sich zu Hause schriftlich bestätigen, dass diese bei erfolgreichem Abschluss angerechnet werden.

Der Bachelor sollte die Mobilität eigentlich fördern – wie sieht es tatsächlich aus?
Der Anteil der reisewilligen Studenten sinkt seit Jahren – wenn auch nur minimal (siehe Infokasten). Der Anteil der Bachelorstudenten, die im Ausland waren, ist dabei laut Internationalisierungsbericht mit sieben Prozent geringer als in traditionellen Studiengängen: In Diplom- und Magisterstudiengängen sind es 23 Prozent. Als wichtigen Grund nennen 46 Prozent der Bachelorstudenten Zeitverlust im Studium.

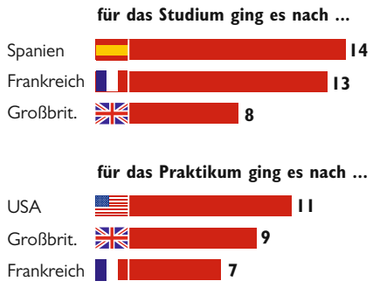
Hat sich durch die Reformen nach dem Bildungsstreik etwas verbessert?
»Die Hochschulen sind dabei, Studienprogramme zu überarbeiten, aber es gibt noch Nachholbedarf«, sagt Meyer auf der Heyde. Derzeit werden überladene Studiengänge entschlackt, um sogenannte Mobilitätsfenster einzubauen. Auch Kooperationen mit ausländischen Hochschulen und Programme werden ausgebaut.

Weitere Infos:
www.che-consult.de > Ländercheck
www.daad.de/ausland
www.ecsta.org
www.go-out.de

Illustration: Jan Kruse für DIE ZEIT / www.humanempire.de; ZEIT-Grafik/Quelle: HIS

Akademisches Fernweh

Wie viele deutsche Studenten einen Auslandsaufenthalt einlegen - und wohin sie gehen; Angaben in Prozent



Ausbilder auf Abruf

Ein Tag mit Alexander Temeschinko, der bei der Bundeswehr die letzten Wehrdienstleistenden trainiert

VON BASTIAN BERBNER

9.15

Panzerschütze Pockel hat hinter einem Mauerrest Stellung bezogen. Mit zusammengekniffenen Augen blickt er durch das Visier seines Maschinengewehrs G36 auf den Feind. Pockels Atem kondensiert gleichmäßig in der kalten Januarluft. Er drückt ab. »Feind vernichtet!«, ruft er seinem Kameraden zu, der ein paar Meter weiter links in Deckung gegangen ist. »Feind vernichtet«, antwortet der, nachdem auch er geschossen hat. Die beiden atmen durch. Kurzer Blickkontakt. Gerade wollen sie ihre Deckung verlassen und das verschneite Feld vor sich überqueren, als Oberfeldwebel Alexander Temeschinko eingreift. »Halt! Sie haben beide auf denselben geschossen. Einer ist noch übrig. Da drüben auf elf Uhr.« Sein ausgestreckter Finger zeigt auf eine Plastikfigur im Schatten einer Tanne, etwa 20 Meter entfernt. Panzerschütze Pockel legt neu an und feuert eine weitere Platzpatrone ab.

»Im Einsatz kann schlechte Abstimmung Leben kosten«, mahnt Temeschinko. Er ist 26 und Gruppenführer der Bundeswehr. Beim 8. Aufklärungsbataillon im niederbayerischen Freyung bildet er Wehrdienstleistende aus. Noch. Die zwölf Rekruten, die er momentan unter seinem Kommando hat, sind die letzten Wehrpflichtigen, die in Freyung ausgebildet werden. Zum 1. Juli soll nach den bisherigen Reformplänen die Wehrpflicht ausgesetzt werden; die Bundeswehr soll dann von derzeit rund 250 000 auf maximal 185 000 Soldatinnen und Soldaten schrumpfen. Davon sollen rund 170 000 Berufs- und Zeitsoldaten sein, bis zu 15 000 Frauen und Männer sollen einen freiwilligen Dienst von bis zu 23 Monaten leisten. Genaueres kann im Verteidigungsministerium noch niemand sagen. Klar ist nur: Am Ende wird es weniger Kasernen geben, weniger Soldaten, weniger Rekruten. Und deswegen auch weniger Ausbilder. Für Alexander Temeschinko und seine rund 3200 Kollegen, die derzeit die Grundausbildung von 60 000 bis 80 000 Wehrpflichtigen pro Jahr übernehmen, ist die Zukunft ungewiss.

10.05

Temeschinko macht erst einmal weiter wie bisher. Marschieren hat er seinen Soldaten schon beigebracht. Er hat ihnen den »Haar- und Barterlass« der Bundeswehr erklärt und angeordnet, dass sie sich nass und nicht trocken rasieren, weil das gründlicher ist. Und mittlerweile greift das Prinzip von Befehl und Gehorsam auch, wenn er sie morgens um 5.30 Uhr mit der Trillerpfeife weckt. Heute lernen sie, den Feind »mit dem Gewehr zu vernichten«. Dienstvorschrift 3/136. Noch stehen sie etwas schüchtern vor dem Parcours. Auf einer Wiese der Freyunger Kaserne Am Goldenen Steig wird der Krieg geprobt. Die Soldaten tragen Tarnfleckanzüge mit Schwarz-Rot-Gold auf der Schulter und runde Helme. Die nächsten beiden Panzerschützen sind an der Reihe. Drei Anschläge für jeden, einmal stehend, zweimal liegend. Drei Feinde. Drei Schüsse. Wenn die Absprachen stimmen.

Die Panzerschützen werfen sich nebeneinander hinter zwei Sandsäcken in den Schnee. Zwei Gegner aus Plastik haben sie »aufgeklärt«, was bei der Bundeswehr so viel heißt wie »entdeckt«. Der eine Schütze blickt den anderen fragend an. Der brummt: »Ich nehm den links, du den rechts.« Klick. Klick. »Feind vernichtet.« – »Feind vernichtet.« Temeschinko nickt und will sich schon den nächsten beiden zuwenden, als er seinen Vorgesetzten mit festem Schritt auf sich zulaufen sieht. Hauptfeldwebel Reichmeier stand etwas abseits und hat die Übung beobachtet, die Hände in die Hüften gestemmt und die Mütze tief ins Gesicht gezogen, um seine Augen vor der Sonne zu schützen. Er nimmt Temeschinko beiseite. »Das ist zu verhalten. Versuch, sie ein bisschen mehr zu motivieren. Wir spielen hier Krieg.« Temeschinko nickt. Er tritt vor die Rekruten. »Das Kampfgespräch muss laut und deutlich sein. Im Gefecht muss man sich auf Absprachen verlassen können.«

11.30

Raucherpause. Temeschinko steht in einem mit rotweißem Band abgesperrten Bereich in zehn Meter Sicherheitsabstand zur Munition. Er zieht seine grünen Handschuhe aus und zündet sich eine Zigarette an. Ob die letzten Wehrdienstleistenden wirklich ins Gefecht ziehen wollen oder doch lieber in einem Büro, einer Werkstatt oder einem Labor arbeiten wollen, ist Temeschinko egal. Auch ihre »Befähigung zum Kampf« wird er »herstellen«, wie das bei der Bundeswehr heißt. Von der Reform habe er gehört, so richtig Gedanken darüber gemacht habe er sich aber noch nicht, sagt er. Eigentlich finde er die Wehrpflicht gut. »Die Wehrdienstleistenden nehmen uns viel Arbeit ab, man kann sie überall einsetzen. Und es ist ein positives Erlebnis für alle, mal zu sehen, wie die Bundeswehr ist.« Aber er kann sich auch vorstellen, dass es mit Freiwilligen, die länger bleiben als sechs Monate, einfacher wird. Vielleicht werden sie mehr Engagement zeigen, hofft Temeschinko. »Wir warten ab, was kommt. Dann müssen wir damit leben«, sagt er, lässt seine Zigarette fallen und drückt sie mit seinem Stiefel aus, dass sich der Schnee schwarz färbt.

15.00

»Jetzt führen wir das Hinlegen und das Gleiten mit Gewehr durch«, sagt Temeschinko. »Durchführen« ist das Allzweckverb der Bundeswehrsprache. Er steht vor einem Tarnnetz, das über den Schnee gespannt ist, der so hart gefroren ist, dass nicht einmal seine schweren Soldatenstiefel Abdrücke hinterlassen. Er zeigt, wie man sich sicher und schnell zu Boden wirft. Gewehr in die linke Hand, die rechte Hand auf den Boden, dann das linke Knie, der linke Ellenbogen und das rechte Knie. Eine Sekunde dauert das, dann robbt er unter das Netz. Auf dem eisigen Boden findet er kaum Halt. Eine halbe Minute später liegt er auf der anderen Seite in Stellung. »Jetzt führen wir die Bekämpfung des Feindes durch«, sagt er und zeigt auf zwei Attrappen vor ihm. Er soll nicht mehr »vernichten« sagen, hat ihm vorhin sein Chef zugeraunt, lieber »bekämpfen«. Er hat jetzt also die beiden Gegner bekämpft und sagt: »Jetzt führen wir das Aufstehen durch, korrigiere: das Aufstehen durch Sprung.« Mit einem kräftigen Satz ist er wieder auf den Beinen, die Waffe im Anschlag.

Temeschinko ist seit neun Jahren bei der Armee. Nach seinem Hauptschulabschluss hat er Maurer gelernt. Aber eigentlich wollte er schon immer zum Bund. Als Kind hat er gerne mit Panzern gespielt. Er verpflichtete sich für zwölf Jahre. Zweimal war er in Afghanistan, bevor er sich für den ruhigeren Posten als Gruppenführer in Freyung bewarb. Welche Auswirkungen die Reform auf seine eigene Position hat, will er erst mal abwarten. »Denen da oben« werde schon etwas für ihn einfallen. Drei Jahre hat er noch. Er würde gerne länger bleiben, weiter ausbilden, jedenfalls Berufssoldat werden. Beworben hat er sich, jetzt wartet er auf eine Antwort und hofft, dass auch eine verkleinerte Truppe Platz für ihn hat. Er könnte sich in einer Schreibstube wiederfinden oder in der Dienstpostenausbildung, die Rekruten nach der Grundausbildung für eine bestimmte Funktion innerhalb der Armee qualifiziert. Zur Not ginge er auch in den Einsatz, nach Afghanistan oder in den Kosovo.

ALEXANDER TEMESCHINKO

Foto: Bastian Berbner

Einer von 3200 Grund-Ausbildern: Der 26-Jährige ist seit neun Jahren bei der Bundeswehr. Im niederbayerischen Freyung bildet er Rekruten aus. Was nach der Bundeswehrreform aus seiner Stelle wird, weiß er noch nicht

17.10

Die Sonne verschwindet langsam hinter den Baumkronen. Der Lkw, der hinter dem Kasernenzaun auf der B12 vorbeifährt, hat schon das Licht eingeschaltet. Temeschinko kontrolliert, ob die Duschen sauber und die Spiegel poliert sind, die Seifenspender aufgefüllt wurden und die Spinde ordnungsgemäß eingeräumt sind. Alles hat seinen Platz, nachzulesen in der Stubenordnung auf Seite 32, gleich nach der Anleitung zum Krawattenbinden und dem Text des Panzerlieds *Ob's stürmt oder schneit.* An diesem Montag hat Temeschinko früh Feierabend, um 18.30 Uhr. Heute wird jemand anderes kontrollieren, ob die Soldaten ihre Waffen richtig reinigen und ob um 23 Uhr das Licht auf den Stuben ausgeht. Er fährt nach Hause, 50 Kilometer nach Schöllnach im südlichen Bayerischen Wald, um seine Freundin zu sehen und ein bisschen Playstation zu spielen. *Call of Duty* heißt das Spiel, das hier in der Kaserne fast jeder spielt. Der Spieler ist ein Elitesoldat. Eine seiner Waffen: das G36. Eines seiner Einsatzgebiete: Afghanistan.

www.zeit.de/audio

DAS ZITAT

Hermann Hesse sagt:

Der Machtmensch geht an der Macht zugrunde, der Geldmensch am Geld, der Unterwürfige am Dienen, der Lustsucher an der Lust

Der Coach erklärt:

Die Probezeit endete mit einem Knall: Der mittlere Manager musste seinen Hut nehmen. Derselbe Autozulieferer, der ihn aus seiner alten Firma abgeworben hatte, gab ihm nun den Laufpass. Begründung: »Sie passen nicht zu unserer Kultur!«

Worüber war der Manager gestolpert? Ausgerechnet über jene Eigenschaft, die er als seine größte Stärke sah: sein Durchsetzungsvermögen. Projekte gegen Widerstand durchzuboxen, Meinungen zu drehen, Märkte umzukrempeln und Konkurrenten zu übertrumpfen, das war ihm im Laufe seiner Karriere mehrfach gelungen. Er war ein Draufgänger, eine Kämpfernatur, ein Überzeugungstäter.

Seine letzten Firmen, zwei Autokonzerne, hatten ihn für diese Rambo-Mentalität befördert. Bei seinem neuen Arbeitgeber, einem mittelständischen Zulieferer, warf er sich daher wie gewohnt in die Schlacht. Es wurde eine Probezeit mit Power. Mit sehr viel Power. Er hörte nicht hin, sondern kommandierte. Schob eigenmächtig Projekte an, überschritt seinen Handlungsrahmen, brandmarkte die Bedenken anderer schnell als Hasenfüßigkeit. Die Kollegen rebellierten. Zwei kritische Mitarbeitergespräche, in denen sein Chef »mehr Diplomatie« anmahnte, liefen ins Leere.

Mit den Stärken eines Menschen verhält es sich wie mit einer Medizin: Ob sie als Heilmittel taugen oder zu einem Gift werden, hängt allein von der Dosis ab. Gerade die dribbelstärksten Fußballstürmer neigen dazu, am Ende einen Haken zu viel zu schlagen – anstatt den Ball einfach ins Tor zu schieben.

Jede Stärke, die man übertreibt, wird zur Schwäche. Viele Machtmenschen, sagt Hermann Hesse, gehen an der Macht zugrunde. Wer es mit der Diplomatie übertreibt, verkommt zum Weichei. Wer zu kontaktfreudig ist, endet als »Schwätzer«. Und ein »brillanter Rechner«, der allzu viel rechnet, wird als »herzloser Zahlenanbeter« abgeschrieben – erst recht in einem neuen Umfeld, wo andere Werte gelten.

Welches sind Ihre Stärken? In welcher Dosis dienen sie Ihrer Aufgabe? In welchen Situationen können Sie damit auftrumpfen? Und wann schlagen dieselben Stärken – aus der Sicht anderer – in Schwächen um? Solche Fragen hätte der Automanager sich stellen müssen und sein Durchsetzungsvermögen danach dosieren. Dann wäre er vorwärtsgekommen – und nicht unter die Räder seiner eigenen Stärke. MARTIN WEHRLE

Unser Autor ist Coach. Sein neues Buch heißt »Ich arbeite in einem Irrenhaus« (Econ)

LESERBRIEFE

DIE ZEIT

Aus N°:

8

17. Februar 2011

Höchste Zeit

Florian Illies: »Die Show ist aus« ZEIT NR. 8

Dem Dauerjugendlichen Gottschalk wird zu viel der Ehre zuteil. Ihm zu unterstellen, er hätte das Unglück als Zeichen verstanden, unterstellt dem selbst- und medienernannten Entertainer eine gewisse Sensibilität und Reflexion, die Gottschalk schlicht nicht eigen ist.
Es wird höchste Zeit, dass dieser eitle, mittelmäßige Schwätzer die Sendung verlässt. Schaurig genug, dass diese Zäsur erst nach 24 Jahren stattfindet.
Gisa Bührer-Lucke
Osterholz-Scharmbeck

Schade – nun verabschiedet sich auch Thomas Gottschalk und zieht damit die Konsequenzen aus dem Unfall eines Wettkandidaten. Er war einer der letzten Showmaster, die der sonst so tristen, bildungsfernen Fernsehunterhaltung nicht nur Glanz und Frische verliehen, sondern auch Denkanstöße gegeben haben. Seichte Fernsehkost haben wir zur Genüge, deshalb kann man nur hoffen, dass *Wetten, dass ..?* entweder ganz eingestellt oder Thomas Gottschalk zum Weitermachen aufgefordert wird!
Thomas Henschke
Berlin-Waidmannslust

Männerwelt

J. Lüttringhaus: »Die Schattenseiten der Quote« ZEIT NR. 8

Für die Zusammenarbeit von Kollegen mit neuen Kolleginnen in Leitungsgremien sind meines Erachtens noch unbehagliche Hindernisse zu überwinden: Wer verzichtet schon gern auf vermeintliche, über Jahrzehnte unhinterfragte Rechte und auf die eingeübte Verständigung unter Männern, die sich in ihrem Weltbild eingerichtet haben? Das ist nicht gerade bequem. In unserer Gesellschaft gibt kaum jemand aus freien Stücken Rechte ab. Nicht umsonst redet man von der »Männerwelt« in den oberen Etagen, in welcher – wie auch in der »Welt der Frauen« – bestimmte »Symbol-Sets« die Definition der Wirklichkeit beeinflussen. Das sind kulturell geprägte, unbewusste Vor-Einstellungen gegenüber dem anderen Geschlecht.
In der Sozialpsychologie ist schon seit Jahrzehnten bekannt, dass solche Programmierungen unseres Unbewussten nicht durch die Ratio, sondern nur durch neue Erfahrungen zu überwinden sind. Hier scheinen mir die wahren Gründe zu liegen, die eine Quote auf Zeit dringend nötig erscheinen lassen, um eben diese notwendigen Erfahrungen nachholen zu können. Ein zukunftsorientiertes Unternehmen müsste dieser Herausforderung freiwillig eine Chance geben, weil hier Entwicklungspotenziale schlummern, die zum Beispiel für die Effektivität einer Unternehmensleitung von hohem Wert sind.
Wie lange will es sich unsere Gesellschaft noch leisten, auf die Hälfte der vorhandenen Kompetenz, nämlich die der Frauen, zu verzichten? Die Tatsache, dass die hohen Finanzmittel, die in der Ausbildung der Frauen stecken, ohne Quote auch weiterhin verschleudert werden, scheint leider kaum eine hinreichende Begründung zu liefern.
Hildegard Düll, Frankfurt/Main

So smart

Matthias Naß: »Von wegen unsolide« ZEIT NR. 8

Mario Draghi ist auf jeden Fall »smart«. Der Einzige, der ihm im Wege stand auf dem Weg an die Spitze der EZB, war Axel Weber. Weber war verhasst bei all den Mitgliedern im Rat der EZB, die gegen die »rigorose deutsche Stabilitätspolitik« sind. Auch bei Trichet, dem er den Nimbus des »Stabilitätswahrers« genommen hat. Draghi hatte eigentlich die Mehrheit auf seiner Seite.
Doch da gab es noch die stabilitätsorientierten Nordländer, die Weber wollten. Also machte Draghi den Weber. War für Stabilität und gegen Aufkauf von Junkbonds. Bei den Südländern konnte ihm das nicht schaden. Die wissen, er ist einer von ihnen. Es gehört nicht viel dazu, solider zu sein als Berlusconi.
Dr. Odo Götzmann, Philippsburg

ICH WILL KEIN GELD. ICH WILL NUR DAS RISIKO STREUEN, BEREITS BEI LEBENDIGEM LEIBE VERGESSEN ZU WERDEN.
MEIN POKAL
PLANCK 2011
RATTELSCHNECK

Zum Beitrag »Die Überlebenskünstler«, ZEIT Nr. 8

AKTUELL ZUR ZEIT NR. 9

Nein, so geht es nicht!

Giovanni di Lorenzo: »Dr. a. D.«

Scheitern an sich ist nicht verwerflich, da kein Mensch frei von Fehlern ist, doch die Art und Weise, wie Herr Guttenberg damit umgegangen ist, ist für einen Minister in keinster Weise tragbar. Ein Verteidigungsminister, der immer nur dann mit Wahrheiten herausrückt, wenn diese schon bekannt sind, ist weder glaub- noch vertrauenswürdig. Auch die Bundeskanzlerin hat sich bei dieser Affäre geschadet, indem sie ihrem Minister blind den Rücken stärkt.
Ich habe Herrn zu Guttenberg bisher sehr geschätzt, daher ist die Enttäuschung über den bisherigen Verlauf umso größer.
Sacha Castells, per E-Mail

Der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer ist nun einen lästigen Konkurrenten für seine Wiederwahl als CSU-Parteivorsitzender los, und solange Herr zu Guttenberg noch in der Gunst der Wähler so hoch gehandelt wird, ist er für die CDU/CSU eine unverzichtbare Figur in den anstehenden Landtagswahlkämpfen. Dies gilt besonders für Bayern, wo die CSU erneut mit einem Rückgang ihrer Wähler rechnen muss. Wer seine Bürger für so dumm hält, muss sich nicht wundern, dass immer weniger zur Wahl gehen.
Hannelore Sánchez Penzo
Ratingen

Natürlich, da haben Sie recht, dürfen wir für die Besetzung von öffentlichen Ämtern keine überzogenen Kriterien ansetzen. Wenn wir Heilige wollen, bleibt jeder Arbeitsplatz frei. Aber hier ist die Grenze, die man setzen muss, weit überschritten.
Ulrich Mentgen, per E-Mail

Es darf hier nicht die Frage sein, ob jemand zu Guttenberg mag oder auch nicht, hier geht es einzig um Glaubwürdigkeit. Und diese Glaubwürdigkeit hat er gründlich verspielt.
Friedrich Grimm, Weinsberg

Würde der Verteidigungsminister auch ein Verschulden seiner Behörde vertuschen, das Menschenleben gekostet hat? Indem die Koalition den Diebstahl geistigen Eigentums zur entschuldbaren Lappalie erklärt, tritt sie Verfassungsrecht (siehe Artikel 5 und 14 des Grundgesetzes) mit Füßen und verrät einen parteiübergreifenden Wertekanon. Sie heiligt das Motto »Macht vor Recht«.
Dr. Roman Guski
Heidelberg

Ein Lügner und Fälscher ist in Ihren Augen weiter ministrabel. Der Umgang des Herrn zu Guttenberg mit den Vorwürfen zeigt, dass dieser Mann kein Vorbild ist und war. Ein Rücktritt des Ministers zum jetzigen Zeitpunkt hätte ja nicht bedeutet, dass die politische Karriere auf ewige Zeiten vorbei sein muss. Kein Mensch ist unersetzbar, auch ein Herr zu Guttenberg nicht. Die Bundeswehrreform kann auch von anderen umgesetzt werden.
Dr. Harald Poth, Kandel

Ich halte die Trennung des Menschen zu Guttenberg vom Politiker für willkürlich und schizophren. Eine solche Einstellung heißt doch, Politiker sind frei von jeder moralischen Beurteilung, sie sollen nur nach ihren Leistungen gemessen werden. Wo bleibt da der Bezug zu den Werten unserer Gesellschaft? Hier entsteht der verheerende Eindruck, dass Betrügen und Schummeln in unserer Gesellschaft zum »guten Ton« gehören. Wie soll man da beispielsweise die Bürger noch zur Steuerehrlichkeit auffordern, oder was soll man einem Studierenden sagen, wenn er wegen weitaus geringeren Verfehlungen von der Uni fliegt?
Günter Heidt
Frankfurt am Main

Ihre Ansicht in Ehren, aber wenn Herr zu Guttenberg den Maßstab, den er bei anderen anlegte – Schneiderhan, *Gorch Fock*-Kapitän –, bei sich anlegen würde, müsste er von sich aus »ehrenhalber« zurücktreten.
Hans Unfried, Aalen

Ich bin sehr froh über Ihren fairen Artikel. Die Macht der Medien wird leider immer öfter missbraucht. Die Medien bilden Meinungen! Eine große Aufgabe und Herausforderung. Jeder Mensch hat, und das ist sogar im Grundgesetz verankert, das Recht auf Menschenwürde. Das gilt auch für Politiker.
Karin Schiller, per E-Mail

Nein, so geht es nicht! Wer sich hinstellt und arrogant behauptet, nur er als Autor könne die Feststellung treffen, dass die nachgewiesenen Plagiatsanteile ohne Täuschungsabsicht den Weg in den Text gefunden haben, der hat nicht nur einmal geklaut und betrogen, was schon schlimm genug wäre, er lügt und betrügt alle weiter.
Herr zu Guttenberg hat nach den Affären, »Kundus«, *»Gorch Fock«* und »Briefskandal bei der Bundeswehr«, nun seine Glaubwürdigkeit endgültig verloren. Er wird somit den Ansprüchen, die mit einem so verantwortungsvollen Amt eines Ministers der Bundesrepublik Deutschland verbunden sind, keinesfalls mehr gerecht und muss entlassen werden.
Walter Müller, Köln

»Waldis« sind keine Wunderkinder

Martin Spiewak: »Eine Schmiede guter Menschen«, Iris Radisch: »Der letzte Prophet« u.a. ZEIT NR. 8

Ihr Artikel summiert wahllose Schlaglichter zu einem plakativen, ironischen Bild der Waldorfschule. Das kann und will ich als ehemalige Waldorfschülerin und zweifache Waldorfmutter so nicht stehen lassen.
Der rhythmische Teil des Epochenunterrichts dient nicht dazu, »die Kinder in die Waldorfwelt zu entführen«, sondern, alle Sinne einbeziehend, auf den gedanklichen Unterricht vorzubereiten, weil der Mensch nun mal nicht nur aus Intellekt besteht, sondern sich dem jeweiligen Thema auch von Fühlen und Wollen her annähern soll. Rudolf Steiner wollte ausdrücklich keine Weltanschauungsschule gründen, deshalb ist Anthroposophie kein Unterrichtsfach.
Wie und zu was erziehe ich die Kinder? Wenn ich diese Frage auch nur annähernd ernst nehme, gelange ich unabwendbar zu den weit größeren Fragen nach dem Sinn des Menschseins! Oder möchten wir tatsächlich einfach bestmöglich funktionierende Staatsbürger erziehen, die versuchen, in maximalem Wohlstand zu leben? Mir reicht das nicht. Die Anthroposophie ist eine Möglichkeit, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, und ist dem Lehrer ein Werkzeug.
Ursula Heller, Offenburg

Dass die Waldorfschule so gefragt sein soll wie nie, ist ja schon ein Zeichen dafür, dass mehr dahinterstecken muss als das, was Martin Spiewak äußert. Alte Gemeinplätze und Vorurteile sollte man über Bord werfen, denn sie greifen nicht mehr.

Es hat sich gerade in der Medienwelt das Vorurteil eingeschlichen, dass »Esoterik«, »Müsli«, »Eurythmie« etwas mit Sektierertum und »Unwissenschaftlichkeit« zu tun hat. Es gibt aber auch eine andere Wissenschaft, die nicht durch Behörden und Universitätsfakultäten nachzuweisen ist. Die wirklich ganzheitlich ausgerichteten Disziplinen müssen neu belebt werden.
Rudolf Steiner hatte auf Grund seiner Erfahrungen und Lebenshaltung den großen Durchbruch und setzte auf nachhaltige Weise das um, was notwendig war, um der Menschheit einen Anstoß zu geben, wie man zum Geistigen durchdringen kann.
Gabrielle Spaeth, 71, Bad Münder

Meine Tochter wird 14 und besucht die achten Klasse einer Rudolf-Steiner-Schule. Der Schulalltag besteht aus acht Stunden Unterricht täglich, zusätzlich zwei bis drei Stunden Hausaufgaben. Hinzu kommen eine Jahresarbeit mit einer erwarteten Arbeitsleistung von vier Stunden pro Woche sowie das Proben eines Theaterstücks.
Die Klasse umfasst 38 Kinder – für den einzelnen Menschen bleibt da verständlicherweise wenig Zeit. Kritik ist nicht erwünscht.
Stephan Carstens, Winsen (Luhe)

Für den Beitrag von Iris Radisch über Rudolf Steiner als den »einzige[n] deutsche[n] Idealist[en], der den Praxistest überlebt hat«, möchte ich ganz herzlich danken: Denn in der Tat ist die anthroposophische Bewegung die wohl einzige geistige Bewegung der Moderne, deren Praxis zu funktionieren scheint, während deren Theorie kaum irgendwo ohne Schaden einen Fuß auf den Boden bekommt – bei allen anderen Bewegungen ist das genau umgekehrt.
Wäre es nicht möglich, dass unser »modernes Wissen« nur den ersten Schritt in die Moderne kennzeichnet, nämlich das illusionslose Eingeständnis, dass wir uns als individuell bewusst werdende Menschen vor dem Abgrund einer sinnlosen Materiewelt wiederfinden, aus der heraus kein Geistiges mehr zu uns spricht – während Rudolf Steiner bereits den nächsten Schritt zu unternehmen gewagt hat, nämlich eine Brücke über diesen Abgrund zu bauen?
Jens Göken, per E-Mail

Ich war 13 Jahre lang auf einer Waldorfschule, bin also quasi von klein auf beeinflusst. Trotzdem studiere ich jetzt BWL an einer ganz »normalen« Uni. Wunderkinder sind wir sicher alle nicht geworden. Aber eben auch keine weltfremden, naiven Esoteriker, die denken, Ecken seien böse. Die Waldorfschule und die Waldorfpädagogik hat meiner Meinung nach Stärken und Schwächen wie jede andere Schulform und Pädagogik auch. Das eigentlich Wichtige an Schule ist doch (abgesehen von der Bildung, die vermittelt wird), wie man sie am Ende verlässt. Mit welchen Erinnerungen, Erfahrungen, Einstellungen und Erwartungen an die Welt.
Annika Homberg, per E-Mail

Es ist wohl nicht zu verachten, dass die Waldorfpädagogik persönlichkeitsfördernd wirkt.

Seit Jahren klagt man über die Generation der uninteressierten, hyperaktiven Kinder ohne Perspektive. Aber ist es natürlich, energiegeladene Kinder dazu zu zwingen, sechs bis neun Stunden pro Tag in einem Klassensaal zu sitzen und sich trockenen Schulstoff von Büchern und Lehrern reinschieben zu lassen? Eher nicht.
Es geht dort nur ums Verstehen, kaum ums Erleben. Das ist doch die Stärke der Waldorfschule: Durch ihre vielseitigen Aktivitäten zeigt sie den Kindern die Welt als einen Ort, in dem es etwas zu entdecken, zu fühlen gibt! Das macht Lust auf mehr und regt dazu an, *selbst* zu forschen, zu erfahren, was man *selbst* will!
Mir tun die Kinder leid, denen diese Erziehung versagt wird.
Johannes Dorn, per E-Mail

Liest man von Kindern, die täglich »Gott und die Sonne« anrufen, von »schummrigem Licht«, zwölf Sternen an der Tafel und offenem Haar, das als »Wildheit und Ungehorsam« identifiziert wird, fragt man sich, ob man dieses Bild für alle anderen Waldorfschulen verallgemeinern kann? Nach zwölf Jahren auf einer Waldorfschule ist mir von oben Genanntem keinerlei begegnet. Kein Vorwurf, sondern eher eine Anregung, dem assoziativen Bild von einer Waldorfschule kritisch zu begegnen.
Schlussendlich stellt sich die Frage, ob der Unterricht der Waldorflehrer »ohne wissenschaftlich anerkannte Ausbildung« womöglich minderwertiger als der Unterricht der staatlichen Schulen ist?
Tadeusz Aurel Herrmann, Göppingen

Zur Probe

Carolin Pirich: »Das Vorspiel« ZEIT NR. 8

Der Beitrag ist einfühlsam geschrieben und offenbart die existenzielle Situation vieler Musiker.
Allerdings ist der Kontrabass keineswegs eine Sackgasseninstrument, was durchaus an zahlreichen Beispielen aus der Musikwelt festzumachen ist. So hält der Siegeszug des chinesischen Kontrabass-Trios schon seit Mitte des 20. Jahrhunderts an. Fleiß, Disziplin und Abhängigkeit sind hier keinesfalls zwingende Voraussetzungen für den musikalischen Durchbruch.
Frederik Leikop, Paderborn

Vielen Dank für Ihren einfühlsamen Artikel über das Kontrabass-Probespiel in Berlin.
Selbst gegenüber engen Freunden oder Familienangehörigen fällt es mir als Orchestermusiker schwer, die besondere Belastung, die ein Probespiel erzeugt, darzustellen. In Zukunft kann ich auf Ihren Artikel verweisen.
Florian Gmelin, per E-Mail

Scheinheilig

F. Drieschner: »Herr Röttgen versucht zu reden …« NR. 8

Die WendländerInnen sind die bestinformierten über Atomenergie und Endlagerung, schlau gemacht in Hunderten von Veranstaltungen mit vielfach hochkarätigen Referenten. Um auf ihre Augenhöhe zu kommen, müsste der Minister einiges an Nachhilfe in Anspruch nehmen. Auf keinerlei geologische Fakten konnte und wollte er eingehen. Auf der Basis einer fachlich nicht begründbaren, manipulierten Standortentscheidung von 1977 und fadenscheinigem, undemokratischem Verfahrensrecht hat er Tatsachen geschaffen und baut munter weiter ein Endlager im Salz.
Dass er, während er so vorgeht und Fakten schafft, ein scheinheiliges »Dialogangebot« macht, empfinden die meisten Menschen im Wendland als Hohn.
Kurt Herzog, Dannenberg
Mitglied im Kreistag Lüchow-Dannenberg, Umweltpolitischer Sprecher der Linksfraktion im Niedersächsischen Landtag und Mitglied im Asse-Untersuchungsausschuss

Der Letzte

Mark Schieritz: »Ein Falke fliegt davon« ZEIT NR. 8

Es scheint noch ein paar Persönlichkeiten zu geben, die sich nicht von fragwürdigen Machenschaften der Politik vereinnahmen lassen (siehe auch Ex-Bundespräsident Köhler).
Die Bundeskanzlerin schart ihr genehme Personen um sich. Das ist zwar verständlich, aber ist das auch noch Demokratie?
Die letzte unabhängige Bastion Bundesbank fällt jetzt auch noch.
Renate Schuhmacher, Frankfurt/Main

Ihre Zuschriften erreichen uns am schnellsten unter der Mail-Adresse:
leserbriefe@zeit.de

Beilagenhinweis

Die heutige Ausgabe enthält in Teilauflagen Prospekte folgender Unternehmen: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, 60394 Frankfurt/Main; Internationales Musikfestival Heidelberger Frühling eGmbH, 69117 Heidelberg; Möbel-Krieger GmbH & Co. KG, 12529 Schönefeld; Pro Idee GmbH & Co. KG, 52053 Aachen; Süddeutsche Zeitung GmbH, 80331 München

DIE ZEIT DER LESER

Liebe ZEIT-Leser, wieder einmal spiegelt sich auf dieser Seite eine Kontroverse wider, die einer Ihrer Beiträge ausgelöst hat. Michael Swienty (siehe »Schöne Grüße«) war auch nicht der einzige Leser, der den Ägyptern zutraut, selbst auf ihre Kunstschätze achtzugeben. Wir haben seine Nachricht an Nofretete gern ausgewählt. Denn was kann eine Zeitung sich Besseres wünschen als so meinungsstarke Leser? WL

Zeitsprung

1974

2010

Seit Anfang der siebziger Jahre treibe ich mich mit meiner Kamera im Ruhrgebiet herum und fotografiere, wie es sich verändert. So sind auch diese beiden Aufnahmen der Kokerei Zollverein in Essen-Stoppenberg entstanden. Aufgenommen habe ich sie beide quasi vom selben Standort aus.
Auf dem ersten Bild aus dem Jahr 1974 ist die Kokerei noch in vollem Betrieb, aber kulturell total unauffällig. 2010 ist sie Bestandteil des Weltkulturerbes; eine Kultur-Disneyworld sozusagen.

Ferdinand Geue, Essen

Was mein LEBEN reicher macht

Nach zwölf Jahren wilder Ehe und beinahe fünf Jahren Verheiratetsein: mein Ehemann. Jeden Tag auf's Neue.

Stephanie Tiefenthäler,
Weilheim an der Teck

In der Buchhandlung an der Kasse: Der ältere Herr, der *Deutschland schafft sich ab* gegen die Kafka-Gesamtausgabe umtauscht.

Boris Ruf, Berlin

Ein ganz normaler Dienstagabend. Eigentlich müsste ich früh ins Bett. Doch eine Freundin hat mich überredet, mit ihr zu einem Konzert der Gruppe Triosence zu gehen. Und jetzt sitze ich da, und wohlig durchflutet es meinen Körper. So viel Gefühl in dieser Stimme, so viel Ausdruck im Spiel! Ich kann meiner Freundin nur zustimmen: toll! Danke, Julia.

Silke Magens,
Dänischenhagen bei Kiel

Dass der FC St. Pauli nach über 33 Jahren mal wieder im Stadtderby gegen den HSV gewonnen hat.

Klaus Marke, Lippstadt

In einem ambulanten Hospizdienst begleite ich Menschen und deren Angehörige auf ihrem letzten Weg. Die Wegstrecken sind unterschiedlich lang, es wird gesprochen, geschwiegen, geweint und auch gelacht. Ein junger Mensch nimmt mit beeindruckender Gefasstheit Abschied, und beim Sterben einer Mutter mit kleinen Kindern bleibt tiefe Trauer im Raum. All die Dinge, die ein Menschenleben ausmachen, können geschehen. Daran Anteil nehmen zu dürfen, das macht mein Leben reicher.

Anne Stoess, Karlsruhe

Wenn ich morgens aufwache und aus dem Bett neben mir eine warme Hand nach meiner Hand sucht und sie hält und drückt.

Antje Meyer, Oldenburg

Endlich wieder einen Sport gefunden zu haben, der mir Spass macht und den ich in einem Verein praktizieren kann: Boxen. Noch bin ich Anfängerin, aber ich laufe schon boxend durch die Wohnung, weil es so viel Spass macht und ich schnell gut werden will. Wahnsinn, wie viel Konzentration das Training erfordert. Und schön, wie schnell sich Fortschritte zeigen. Den Alltag vergesse ich bei jedem Training für zwei Stunden völlig.

Christine Barwick, Berlin

Im Hochatlas Marokkos haben wir vor fast zwei Jahren einen Kindergarten für rund 25 Berber-Kinder errichtet. Die sechsjährige Naima sagte kürzlich: »Ich möchte, dass ihr bei mir bleibt, bis ich alt bin!« Das hat uns sehr gerührt und gab uns Kraft für die weitere Arbeit. Wir sind nämlich beide schon 72.

Helga und Jürgen Münstermann,
Marrakesch

Dat gift nix Schöneres as op den Diek langlopen un de Wind inne Rüch.

Claus Heitmann, St. Peter-Ording

Das unverwechselbare Trompeten der Kraniche zu hören und sie oben am Himmel in der Formation einer Eins nach Norden fliegen zu sehen. Das weckt jedes Jahr aufs Neue die Vorfreude auf den Frühling.

Almut Ebeling, Berlin

An einem strahlend schönen Sonnentag 70 Jahre eines reichen, ausgefüllten Lebens mit Frau, drei Kindern und sieben Enkeln gemeinsam auf Skiern im Schnee zu feiern. In die fröhlichen, glücklichen Gesichter zu schauen und zu spüren: Das Leben ist so schön.

Sieghart Sautter, Kressbronn

Die Entdeckung des Reichtums im Wort Lebenserwartung.

Sebastian Holler,
Mühldorf am Inn

EIN GEDICHT!

Klassische Lyrik, neu verfasst

Winterspaziergang

(nach Johann Wolfgang von Goethe, Faust I, »Osterspaziergang«)

Noch längst nicht befreit sind Strom und Bäche

Vom Eise durch holden Frühlingsblick;

Denn Kälte trübt das Hoffnungsglück.

Noch zeigt der Winter keine Schwäche,

Zieht sich auch nicht aus der Heide zurück.

Noch glänzt es weiß auf den Feldern nur,

Noch sind die Wege voll glatten Eises

Und nichts ist zu sehen von grünender Flur.

All unsre Bildung, all unser Streben

Lässt sich noch nicht mit Farben beleben.

Ich zieh mich zurück in mein Revier

Und mache diese Parodie dafür.

Horst Mantzel, Suhlendorf, Lüneburger Heide

SCHÖNE GRÜSSE

Liebe Nofretete,

Foto: Werner Forman/akg-images

vor zwei Wochen fragte an dieser Stelle ein Leser den ägyptischen Minister für die Altertümer, ob er nicht froh sei, dass Ihr wunderbares Abbild noch immer in Berlin sei. Hinter Panzerglas! Ich aber meine, dass es nach Ägypten gehört, und ich wünsche den Rückgabeforderungen des Ministers Hawass viel Erfolg. Ich bin sicher, dass er und das ägyptische Volk wissen, wo sie Sie am besten ausstellen werden. Wer einen Diktator friedlich in die Knie zwingt, weiß auch, wie man eine schöne Königin schützt!

Michael Swienty, Velbert

Wiedergefunden: Die Mann-Novellen

Als ich zwölf Jahre alt war, 1949, schenkte mir mein Großvater das Büchlein Abrechnungen – sieben Novellen von Heinrich Mann. Wenige Jahre später floh ich mit meinen Eltern aus der DDR. Unser Hausstand blieb in Markkleeberg bei Leipzig und fiel dem Staat anheim. 1993 – ich war längst verheiratet – bat meine Schwester meinen Mann, ihr bei der Suche nach einem ländlichen Anwesen zu helfen. Im Angebot war unter anderem ein Bauernhof in Bellings, Hessen. Beim Gespräch mit dem Eigentümer entdeckte mein Mann einen Berg alter Bücher, die verbrannt werden sollten. Mein Mann fand das unmöglich und erbat sich die Bücher. Wieder gingen einige Jahre ins Land, bis wir dazu kamen, die neuen alten Bücher einzusortieren. Und da fand ich jenes grün gebundene Bändchen, das mich an meine Kindheit erinnerte. Was für eine Überraschung, als ich sogar meinen handschriftlichen Eintrag fand, der das Büchlein als mein Eigentum auswies. Es ist ein Rätsel geblieben, wie das Buch von Markkleeberg auf diesen hessischen Bauernhof gelangen konnte.

Christel Breustedt, Neuberg, Hessen

Eine kleine Weltreise ...

... aus traurigem Anlass« unternimmt Sabine Kröner, 55: Im vergangenen Jahr ist ihr Mann in den Freitod gegangen, jetzt will sie durch neue Eindrücke Abstand gewinnen. Sie ist nach Buenos Aires geflogen und per Schiff um die Südspitze Amerikas gefahren. Jetzt geht es durch die Südsee nach Australien, Indonesien, Südostasien, Indien und später durch den Sueskanal bis nach Venedig.

Vor der Osterinsel lagen wir auf Reede. Und wegen des Wellengangs benötigte mancher Passagier die Hilfe von gleich drei kräftigen philippinischen Matrosen, um ins Tenderboot zu kommen. Aber es ist alles gut gegangen, wir haben Vulkane besucht, die Moais, jene kolossalen Steinfiguren, und die Felsbilder vom Vogelmann. Zur Belohnung gab es am Abend ein Barbecue auf dem Pooldeck und danach eine Modenschau für Problemfiguren, vorgeführt von Crewmitgliedern beiderlei Geschlechtes. Ich hätte ja Bademoden erwartet, aber das kommt vielleicht noch.
Zwei Seetage später erspähen wir vor uns die wild aufragenden, mit üppigem Wald bedeckten Klippen der Insel Pitcairn, auf die sich einst die Meuterer von der *Bounty* geflüchtet haben. Der Versuch, mit Booten der Einheimischen an Land zu gelangen, scheitert trotz großen Bemühens an der heftigen Dünung. So kommen die Nachfahren von Fletcher Christian zu uns an Bord, versorgen uns Passagiere mit Souvenirs und die Küche mit fangfrischem Seegetier.
Am Abend bin ich an den Tisch des Kapitäns geladen und komme in den Genuss eines leckeren Bärenkrebses, eines eigenartigen Verwandten der Languste.
Tahiti ist die letzte Station dieser Passage. Mehrere Jeeps bringen uns ins Landesinnere mit Badestopp an einem kühlen Fluss. Unsere gut gebauten Fahrer verbreiten Acapulco-Feeling und springen von einem Felsen ins Wasser. *Merci beaucoup* (wir sind schließlich in Französisch-Polynesien) für diese Vorstellung!
Und last, not least: Ein ganz herzliches Dankeschön nach Wuppertal für die neue Kamera!

Sabine Kröner, zzt. Nuku'alofa, Tonga

ALLTAGSKUNST

Die Kritzelei der Woche

Diese Kritzelei entstand während einer Englischstunde am Gymnasium Untergriesbach, als wir gerade Oscar Wildes *The Picture of Dorian Gray* durchnahmen. Wie man sieht, fesselte mich die Besprechung der einzelnen Kapitel nicht sonderlich. Aber mich faszinierte der Charakter des Dorian Gray auf eine seltsame Art und Weise: Er verkörpert für mich das oberflächliche Streben vieler Menschen nach Erfolg und Ruhm. *»I didn't say I liked it, Henry, I said it fascinated me. There's a great difference.«*

Barbara Schuster, Wegscheid, Bayerischer Wald

65 DIE ZEIT DAS JUBILÄUM

Am 21. Februar wurde die ZEIT 65 Jahre alt und hatte sich zur Feier ihres Geburtstags vorgenommen, zu ihren Leserinnen und Lesern zu reisen. Über einige besonders ausgefallene und interessante Einladungen haben wir in den vergangenen Ausgaben an dieser Stelle berichtet. Heute geht es um den ersten Besuch, der genau zwei Tage nach dem Geburtstag stattfand.

Ulrich Schnabel, Redakteur im Ressort Wissen, besuchte das TuWaS!-Projekt an der Freien Universität Berlin (»Technik und Naturwissenschaften an Schulen«). TuWaS! will das Lernen im Sachunterricht und in den naturwissenschaftlichen Schulfächern fördern, indem Kinder selbstständig experimentieren können.
Thorsten Grospietsch, der die *ZEIT* eingeladen hatte, zeigte unserem Kollegen Beispiele für das erarbeitete Lehrmaterial. Etwa eine Kiste, die alles für die Experimentiereinheit »Lebenszyklus eines Schmetterlings« enthält: Die Kinder erleben, wie sich eine Raupe über das Puppenstadium bis zu einem erwachsenen Schmetterling entwickelt, sie können die Verwandlung beobachten und ihre Entdeckungen in einem Lerntagebuch dokumentieren.
Bei Kaffee und dem *ZEIT*-Geburtstagskuchen diskutierten Petra Skiebe-Corrette, die Leiterin des Projekts, Thorsten Grospietsch und Ulrich Schnabel anschließend über die Breitenwirkung und Nachhaltigkeit der Arbeit. Und warum es trotz der nachgewiesenen Erfolge so schwer ist, Unterstützung für das Projekt zu erhalten.

Fotos von unserem ersten Besuch finden Sie im Internet unter www.zeit.de/zeit-der-leser. Und unter www.zeit.de/65Jahre/Anmeldung erfahren Sie, welche weiteren ZEIT-Leser welchen ZEIT-Mitarbeitern wo begegnen werden

Schicken Sie Ihre Beiträge für »Die ZEIT der Leser« bitte an:

leser@zeit.de
oder an
Redaktion DIE ZEIT,
»Die ZEIT der Leser«,
20079 Hamburg

Die Redaktion behält sich die Auswahl, eine Kürzung und die übliche redaktionelle Bearbeitung der Beiträge vor. Die Beiträge können auch im Internet unter www.zeit.de/zeit-der-leser erscheinen

DIE ZEIT

PREIS ÖSTERREICH 4,10 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

3. März 2011 DIE ZEIT N° 10

Und nun?

Der Rücktritt des beliebtesten deutschen Politikers hinterlässt ein gespaltenes Land. Karl-Theodor zu Guttenberg wird uns noch lange beschäftigen

POLITIK SEITE 2–5
WISSEN SEITE 33/34
FEUILLETON SEITE 47

www.zeit.de/guttenberg-affaere

Illustration: Smetek für DIE ZEIT/www.smetek.de

Die Besten unserer ZEIT

Der zweite Teil unserer Festbeilage zum 65. Geburtstag der ZEIT: Updike, Mitscherlich, Warhol, Gorbatschow, Miller und viele andere. Die Jahre 1980 bis 2011.

48 Seiten Beilage

Tränen lügen doch

Fischer, Kohl, Sarrazin, Beck: Durch die Affäre Guttenberg wird Deutschland zum moralischen Spiegelkabinett VON BERND ULRICH

Was mag sich Joschka Fischer gedacht haben in diesen Tagen? In seiner Außenministerzeit tauchten plötzlich Fotos auf, auf denen er einen Polizisten verprügelte. Danach machte er falsch, was falsch zu machen war, er leugnete, bagatellisierte, greinte. Und blieb, weil Rot-Grün hinter ihm stand. Denkt er nun, dass Prügeln unter Linken eben nicht ganz so schlimm ist wie Plagiieren unter Rechten?

Was wird in Helmut Kohl vorgegangen sein, der die bürgerlich-konservative FAZ noch hinter sich wusste, als er sich für sein Ehrenwort und gegen das Gesetz entschied? Jetzt polemisierte die Zeitung wie kaum eine andere gegen die größte Zukunftshoffnung des konservativen Lagers, im Namen der bürgerlichen Werte. Lacht er da, der Helmut Kohl, homerisch?

Was wird sich Norbert Röttgen gedacht haben in diesen 14 Tagen des Guttenbergismo? Hat er hektisch in seiner eigenen Dissertation geblättert, um sie dann mit einem Stoßseufzer wieder wegzulegen: Alles in Ordnung!? Ist er froh, einen Konkurrenten um die übernächste Kanzlerschaft los zu sein, oder tut ihm der gefallene Kandidatenkamerad leid?

Empfindet Franz-Josef Jung, KTs grauer Vorgänger, Genugtuung, dass der Mann, in dessen Schatten er selbst verschwunden ist, nun seinerseits verschwindet? Oder stößt es ihm bitter auf, dass noch der strauchelnde Karl-Theodor zu Guttenberg von mehr Menschen geliebt wurde, als Jung je Menschen kannten?

Erstmals seit 1968 sind die Akademiker wieder politisch

Und Thilo Sarrazin? Beschäftigt ihn die Frage, warum die Causa Guttenberg von noch mehr Menschen noch viel heißer diskutiert worden ist als sein Buch? Spürt er die sarrazinesken Kräfte, die im Streit um Guttenberg auch wirken, die stille Wut auf die stinknormale Politik?

Hat sich Gaston Salvatore, der einst beste Freund von Rudi Dutschke, in seinem fernen, schönen Venedig eine Extraflasche Rotwein genehmigt, um ausgiebig auf die deutschen Akademiker anzustoßen, die zum ersten Mal seit 1968 wieder politisch wurden, in eigener Sache zwar, aber immerhin?

Horst Seehofer sah so übernächtigt aus am Dienstag. Was rauschte ihm bloß durch den Kopf, als er nicht schlafen konnte? Warum außerehelicher Nachwuchs die Menschen weniger aufregt als eine verlogene Doktorarbeit? Oder zehrt an ihm der Widerspruch, den gefährlichsten Konkurrenten zugleich mit seinem besten Zugpferd verloren zu haben? Guttenbergs Abgang hält Seehofer sicher im Amt, aber die CSU unter fünfzig Prozent, lachen oder weinen?

Ja, und Angela Merkel? Nach fünf Jahren nüchterner und, jedenfalls öffentlich, gefühlsarmer Kanzlerschaft, wundert sie sich da etwa noch über die Sehnsucht, ja Gier der Deutschen nach politischer Emotion? Sei es nun in der dunklen Variante, wie bei Sarrazin, sei es in der schillernden, wie bei zu Guttenberg? Weiß sie schon, was sie künftig mit dem Bedürfnis der Union nach Klarheit und Zackigkeit anfangen will?

Schließlich Guttenberg selbst. Vielleicht lebt er derzeit in einer Art unsichtbarem Privatbunker, wo er alles abwehrt, was von außen kommt. Oder fragt er sich schon selbst, was er sich dabei gedacht hat, weiß er schon, was ihn in die fortgesetzte Angeberei trieb? Oder sitzt das ererbte Gefühl vom Sonderrecht des Adels so tief? Denkt er an Rache, an Rückkehr oder an Einkehr?

Und Kurt Beck? Der Mann wurde nicht zuletzt wegen seiner ostentativen Provinzialität aus dem Berliner Politikbetrieb vertrieben, so wie jetzt Guttenberg wegen seiner Abgehobenheit, zwei ungleiche Abweichler. Lächelt Kurt Beck darüber, dass einer wegen einer Doktorarbeit stürzt, während ihm, dem Elektriker, daheim in Rheinland-Pfalz keine Affäre etwas anhaben kann?

Oder Dietmar Bartsch, was schoss ihm durch den Kopf, als er Karl-Theodor zu Guttenberg, nahelegte, sich in den Kopf zu schießen? Bartsch weiß, dass seine Partei wegen all ihrer unbearbeiteten Sünden schwere Neurosen mit sich herumschleppt, kollektive und persönliche – und dann diese Gewaltfantasie, befreit so was, für den Moment?

Man könnte diese Reihe ewig fortsetzen, einfach weil die Affäre Guttenberg das Land in ein moralisch-politisches Spiegelkabinett geführt hat. Die Akademiker verteidigen ihre Ehre – und ihren Dünkel. Journalisten beschimpfen den Mann, den sie eben noch verherrlichten. Und überall wälzen sich die Krokodile, in Tränen aufgelöst.

Gewiss ist nun wenig. Nur dass der Mann vor Jahren schwer gefehlt und nun schwer gepatzt hat. Und dass er eine Lücke hinterlässt, die größer ist als er selbst. Und dass alle, die sich jetzt ganz stark im Recht fühlen, noch einmal ganz kurz nachdenken sollten.

Norbert Lammert, der Bundestagspräsident zum Beispiel. Er hat gesagt, der Nicht-Rücktritt des Ministers sei der letzte »Sargnagel« für das Vertrauen in die Demokratie. Das ist verantwortungsloser Moralismus. Eigentlich müsste ein Parlamentspräsident und damit amtlicher Paradedemokrat sagen, dass kein Einzelfall, auch nicht dieser, das Vertrauen in die Demokratie zerstören kann. Und falsch ist es auch, genauso falsch im Übrigen wie das Gegenteil: Denn auch der Rücktritt gefährdet die Demokratie nicht.

Zu viele Fragen gefährden die Demokratie sowieso nicht. Nur zu viele Antworten.

www.zeit.de/audio

Abgang

In Österreich veranlasst ein Skandal Politiker nur sehr selten, ihren Rücktritt zu erklären

Österreich Seite 13

Der neue Süden

Europa feiert die Revolutionen im Maghreb, fürchtet sich aber leider vor den Konsequenzen VON ANDREA BÖHM

Der Deal ist geplatzt. Egal, wer nach Muammar al-Gadhafi in Libyen die Macht übernimmt, egal, wie die Revolutionen in Tunesien und Ägypten enden und wo sie noch bevorstehen: Die alte Geschäftsgrundlage – Europas Geld für Arabiens Diktatoren, ihr Öl, ihre Armeen und ihre Flüchtlingsabwehr – existiert nicht mehr. Die neue Ära wird für Europa teurer, sehr viel teurer. Und damit sind nicht die steigenden Benzinpreise an den Tankstellen gemeint. Es geht um nicht weniger als einen »New Deal« mit den Nachbarn im Süden.

Nicht, dass man das Gefühl hätte, in Brüssel, Berlin, Paris oder Rom sei man sich dessen bewusst. Gut zwei Monate nach Beginn der Jasmin-Revolution in Tunesien und trotz des anschwellenden Erschreckens über Gadhafis Kriegserklärung ans eigene Volk wirkt die EU immer noch, als sehe sie in der arabischen Diktatorendämmerung eine unwillkommene Ruhestörung durch Halbwüchsige im Hinterhof. Dabei bietet sie Europa auch eine riesige Chance.

Revolutionen passen selten in irgendjemandes Terminkalender. Weder die Osteuropäer 1989 noch die Araber 2011 haben bei ihrem politischen Aufbruch Rücksicht auf die westliche Befindlichkeit und Tagesordnung genommen. Aber 1989 lautete die Parole: Unsere Freiheit ist eure Freiheit, von eurem Wohlergehen profitieren auch wir. Genau diesen Geist braucht es auch jetzt.

Irgendwelche Einwände? Osteuropa war uns damals näher als heute der Maghreb? Die EU finanziell und politisch besser beisammen? Stimmt. Ändert aber nichts. Entweder wagt Europa jetzt das große Projekt »Aufbau Süd«, oder es handelt sich tatsächlich eine massive Flüchtlingskrise sowie eine Welle der Feindseligkeit der arabischen Gesellschaften ein. Die erste Option dürfte sich langfristig auch für die EU rechnen. Die zweite erscheint nur auf den ersten Blick billiger.

Fangen wir mit dem Dringenden und Naheliegenden an: humanitäre Hilfe für die Menschen, die nun aus Libyen fliehen. Bei den meisten handelt es sich um Gastarbeiter aus den Nachbarländern Tunesien und Ägypten, die Notversorgung und dann Transportmöglichkeiten nach Hause brauchen. Einige Tausend sind Flüchtlinge aus afrikanischen Kriegsgebieten, die in Libyen gestrandet sind. Sie müssen evakuiert und aufgenommen werden. Und bevor europäische Innenminister gleich wieder »biblische Fluten« beschwören und nach dem Riechfläschchen oder verstärktem Grenzschutz schreien: Es handelt sich hier um ein Gebot der Menschlichkeit. Und um eine vergleichsweise billige Investition in Europas Reputation als Garant von Menschenrechten. Um die ist es derzeit bekanntermaßen schlecht bestellt.

Das reicht natürlich nicht: Die EU wird dem »neuen Süden« Handelserleichterungen für dessen Produkte, Kredite und kurzfristig auch Subventionen für Grundnahrungsmittel bieten müssen, außerdem Direktinvestitionen und Ausbildungshilfen. All das natürlich gekoppelt an Reformen und die Achtung bürgerlicher Rechte, wobei es sich allerdings empfiehlt, auf diesen nicht nur in Kairo oder Tunis, sondern auch in Budapest oder Paris zu insistieren.

Und noch ein Tabuthema muss auf den Tisch: Migration. Einwanderung. Die 5000 tunesischen Migranten, die es im nachrevolutionären Chaos nach Lampedusa geschafft haben, werden nicht die letzten gewesen sein. Inmitten der Wirren der neuen Freiheit haben sie sich das Recht genommen, im Norden nach einer wirtschaftlichen Perspektive zu suchen – wie nach dem Fall der Mauer übrigens auch viele Ostdeutsche im Westen.

Greencard-Programme für Nordafrika – die EU braucht eine Migrationspolitik

Niemand bestreitet die Notwendigkeit von Grenzkontrollen gegen illegale Migration. Aber es wird endlich eine europäische Migrationspolitik geben müssen – und zwar zugeschnitten auf den »neuen« Süden: Arbeitsvisa für tunesische Ingenieure, Stipendien für ägyptische Studenten, Greencard-Programme für Nordafrika. Solche Maßnahmen schaffen weder die Armut in den betreffenden Ländern noch die illegale Migration ab. Aber sie können beides mildern. Und sie sind ein politischer wie symbolischer Kernpunkt für den New Deal rund ums Mittelmeer. Denn sie signalisieren: Ja, wir wollen euch! Wir sehen euch nicht mehr nur als Hinterhof mit Ölleitung, sondern als zukünftigen Kultur- und Wirtschaftsraum.

Irgendwelche Einwände? Das sei nicht zu vermitteln in den Zeiten von Le Pen, Sarrazin, Wilders und der Lega Nord? Richtig ist, dass der europäische Rechtspopulismus mit den Schlagworten »Islamisierung« und »Integrationsverweigerung« salonfähig geworden ist, er hat Denkverbote geschaffen, die kaum ein Politiker zu durchbrechen wagt. Und wenn man nach Frankreich, Italien oder Deutschland blickt, hat man auch nicht das Gefühl, dass sie irgendein Politiker durchbrechen will.

Aber wo sich Regierungen nicht aus der Deckung wagen, können Wirtschaftsverbände, altgediente Prominente aus Kultur und Politik, Stiftungen und Thinktanks Anstöße geben. Und wenn dann jemand behauptet, hier handele es sich um naive Ideen, dann gibt es nur eine Entgegnung: Dies ist Europas neue Realpolitik.

www.zeit.de/audio

Wem gehört das Abendmahl?

Papst Benedikt schreibt über das Heilsgeschehen am Abend vor der Kreuzigung Jesu. Ein Vorabdruck

Glauben & Zweifeln S. 56

PROMINENT IGNORIERT

Promovieren tut gut

Eine 1948 begonnene amerikanische Langzeitstudie an 5200 untersuchten Personen ist jetzt zu dem Schluss gekommen, dass der Blutdruck umso niedriger ist, je höher das Bildungsniveau, und da hoher Blutdruck als Ursache zahlreicher Herz- und Kreislauf-Erkrankungen gilt, kann man sagen, dass Akademiker generell gesünder sind. Promovieren ist also keineswegs schädlich. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. GRN.

kleine Abb.: Smetek für DZ; OR/Picciarella/ROPI-REA/laif; Corbis (v.o.n.u.)

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnement Österreich,
Schweiz, restliches Ausland

DIE ZEIT Leserservice,
20080 Hamburg, Deutschland
Telefon: +49-1805-861 00 09
Fax: +49-1805-25 29 08
E-Mail: abo@zeit.de

AUSGABE:
10
66. JAHRGANG
AC 7451 C

4 190745 104005 10

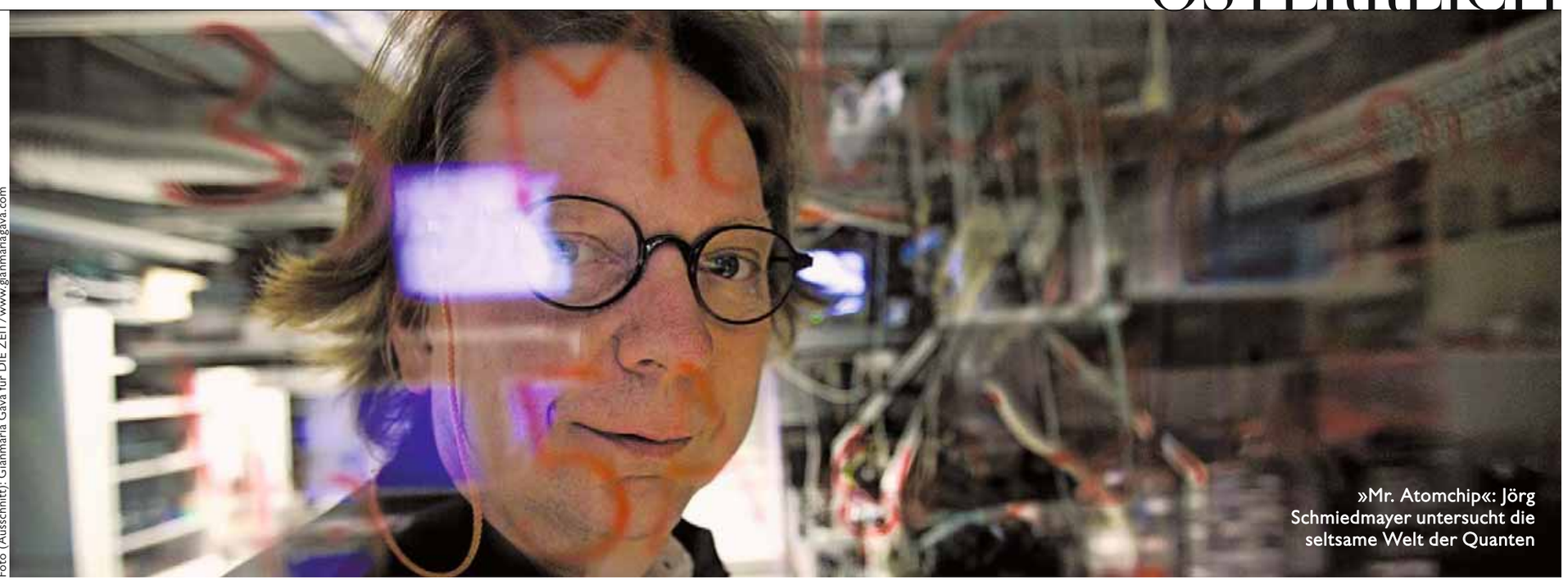


Foto (Ausschnitt): Gianmaria Gava für DIE ZEIT / www.gianmariagava.com

»Mr. Atomchip«: Jörg Schmiedmayer untersucht die seltsame Welt der Quanten

DONNERSTALK

Tingeltangel

Demnächst wird das Parlament saniert, natürlich nur die Bausubstanz. 295 Millionen soll das kosten, inklusive der Übersiedlung in ein Ausweichquartier. Vielleicht wäre es aber am besten, wenn es gar keinen fixen Versammlungsort für die Volksvertreter mehr gäbe. Das Hohe Haus könnte als eine Art Wanderzirkus durch das Land ziehen. Eine Tournee durch die Bundesländer würde, nach entsprechender Verfassungsänderung, den föderalen Gedanken ungemein stärken. Bei dem demokratischen Tingeltangel würden die Sitzungen jedes Mal am Hauptplatz einer anderen Marktgemeinde abgehalten werden. Angelehnt an die griechische Tragödie, findet zu Sitzungsbeginn der Einzug der Darsteller statt. Unter dem Gejohle der Wahlberechtigten tritt anschließend

Foto: Ingo Pertramer

Alfred Dorfer möchte die Politik näher zum Volk bringen und schickt die Parlamentarier auf Tournee

der Chor der Ahnungslosen mit einer wortreichen, aber unverständlichen Suada auf. Dann ist Pause. Es wird ausgiebig Speis und Trank gereicht, um die Plebs bei Laune zu halten. Im zweiten Teil – die klassische Fünf-Akt-Dramaturgie wäre inhaltlich zu aufwendig – folgt endlich der Höhepunkt: Zwei Redner, die für ihre bodenständige Rhetorik berühmt sind, steigen gegeneinander in den Ring. Das ist Volksbildung in ihrer reinsten Form, da das verwendete Vokabular in seiner ganzen Tiefe selbst einfachen Menschen bis dahin unbekannt war. Der Verlierer des Rededuells wird rituell geopfert: Er muss eine Woche Sozialdienst leisten. Statt eines Dacapos erscheint nun, wie herbeigebeamt, der Bundespräsident mit großer Eskorte und eröffnet feierlich eine örtliche Pizzeria.

AUSSERDEM

Volk begehrt, na und?

Angenommen, zwei Millionen Österreicher unterstützten die weitgehend nebulösen Forderungen, die von der Privatinitiative Bildungsvolksbegehren erhoben werden, eine Million verlangte den Austritt aus dem Euratom-Vertrag (der die Entwicklung der Nukleartechnik in der EU bündelt) und immerhin noch eine halbe Million verlangte, die Privilegien der Kirche abzuschaffen. Selbst solch ein massiver Ansturm auf die Eintragungsstellen, der realistisch nicht anzunehmen ist, bliebe natürlich folgenlos. Eine mehr oder weniger launische Plenardebatte ist die einzige Konsequenz, welche das Gesetz fordert. Das Volk begehrt, na und? Parlamentarisches Desinteresse ist gewiss. Denn sowohl Volksbegehren als auch Volksbefragung sind stumpfe Waffen, nicht mehr als mit gehörigem Aufwand betriebener demokratischer Aktionismus. Entweder, wie in den meisten Fällen, benutzt ihn eine politische Partei dazu, mit einem öffentlichkeitswirksamen Thema die eigene Anhängerschaft zu mobilisieren, oder er soll gesellschaftlichen *pressure groups* das Gefühl vermitteln, sie könnten tatsächlich etwas bewegen. In beiden Fällen sind diese Instrumente der direkten Demokratie, so wie sie in Österreich verankert sind, Augenauswischerei. Das Bildungsvolksbegehren etwa, das von sozialdemokratischen Sympathisanten ins Leben gerufen wurde, dient einzig dazu, mit einer möglichst großen Anzahl an Unterschriften die Volkspartei zu beeindrucken und sie durch diesen Kraftakt dazu zu veranlassen, ihre Blockade einer sinnvollen Schulreform aufzugeben. Vielleicht kontern dann die Konservativen, so sie keine Minderheitenfeststellung scheuen, den durchsichtigen Plan mit einer eigenen Volksbegehrensinitiative »Pro Gymnasium«. JR

Alles sehr rätselhaft

In Wien wollen einige Physiker die Welt auf den Kopf stellen. Sie erforschen das Universum der Quanten und feiern dabei weltweit Erfolge

VON STEFAN MÜLLER

Der gesunde Menschenverstand zählt hier wenig. Jörg Schmiedmayer lotet täglich die Grenzen dessen aus, was das Gehirn verstehen kann – oder eben nicht mehr. Gerade ist der 50-jährige Quantenphysiker von einem Workshop an der Harvard University zurückgekommen. Jetzt sitzt der Vorstand des Atominstituts der Technischen Universität Wien wieder in seinem Labor im Prater, wo er täglich die Welt, wie man sie gemeinhin zu kennen glaubt, auf den Kopf stellt.

In der Praxis sieht das recht unspektakulär aus. Hinter den Türen eines langen Ganges tummelt sich auf Versuchstischen allerhand Gewirr: Kabel, Optiken, Leitungen und Linsen stehen unter schwarzen Abdeckplatten. Nur die Laser und die Kühlzylinder, in denen die Atome frieren, erinnern ein wenig an *Star Trek*. Am Gang riecht es nach Kaffee, drinnen surren Rechner. Doch was in diesen Labors geschieht, ist Weltklasse. Über Jahrzehnte ist es österreichischen Quantenphysikern gelungen, in Innsbruck und Wien Oasen der Exzellenz aufzubauen. Inmitten der Uni-Misere. Was ist vom Vienna Center of Quantum Science and Technology, kurz VCQ, zu erwarten, wo seit Jahresbeginn die Kräfte der Wiener Physiker gebündelt werden?

Sechs Arbeitsgruppen mit mehr als 100 Wissenschaftlern von TU, Universität Wien und Akademie der Wissenschaften bilden das VCQ. Budget gibt es noch keines, jedoch bereits die ersten Publikationen. Die 100 000 Euro, die das Ministerium zur Verfügung stellt, reichen gerade zur Finanzierung von einer der drei Postdoc-Stellen, die jährlich ausgeschrieben werden sollen. Aber Geldbeschaffung ist das täglich Brot des Wissenschaftlers. »Es war eine bewusste Entscheidung, klein anzufangen«, sagt Schmiedmayer. Langfristig soll das VCQ Spitzenleute aus aller Welt anziehen.

Ein Quantencomputer ist noch lange nicht in Sicht

Dass aller Anfang schwer ist, zeigt die Geschichte von Helmut Rauch. Der Kernphysiker wurde von allen Seiten belächelt, als er in den sechziger Jahren mit seiner Arbeit am Forschungsreaktor im Prater begann. Mit diesem Maschinchen könne man doch nicht vernünftig Physik betreiben, hieß es. Nach ersten Experimenten mit Quanten legte sein Schüler Anton Zeilinger, heute Gründungsmitglied des VCQ, den Grundstein für die Quantenphysik in Innsbruck. Mitte der neunziger Jahre gelang es, den späteren Nobelpreisanwärter Peter Zoller aus den USA an den Inn zu locken, nach dem Umzug nach Wien folgten weitere Koryphäen. Darunter auch Schmiedmayer, Spitzname Mr. Atomchip, dem es als Erstem gelungen war, ultrakalte Atome auf einem Chip einzufangen. Nach Stationen in Harvard, Heidelberg, Boston und Peking kam er 2006 nach Wien. Die Stadt und Siemens finanzierten sein Labor mit einer Million Euro.

Worum sich die hoch spezialisierte Forschung dreht, ist nur schwer zu fassen, obwohl es doch nur um die kleinsten Energieteilchen geht: Quanten, die sich durch ihre Ladung und ihren Drall charakterisieren. Auf einen bestimmten Zustand lassen sie sich allerdings nicht festlegen – weil sie ihn ständig wechseln. Eine Katze – das Tier, das der Physiker Erwin Schrödinger für sein berühmtes Gedankenexperiment benutzte – existiert entweder tot oder lebendig: Für sie gibt es nur zwei Zustände. In der Quantenwelt aber lassen sich Aufenthaltsort und Impuls der Teilchen nicht vorhersagen, ihr Zustand ist beliebig – und entsteht überhaupt erst durch eine Messung. Auf das Beispiel der Katze übertragen, könnte sie also gleichzeitig tot und lebendig sein, oder irgendwo dazwischen. Erst durch unsere Beobachtung nimmt sie einen Zustand an. Klingt verrückt, aber ab einer gewissen Größe verhalten sich Teilchensysteme genau so.

Das verändert den Blick darauf, wie die Informationsgesellschaft funktioniert, komplett. In herkömmlichen Computern werden Informationen in Form von Bits elektromagnetisch in zwei Zuständen gespeichert: Sie entsprechen dem Wert 1 oder 0. Was aber, wenn ein Bit quantenmechanisch funktionierte und verschiedene Werte besitzen könnte? Bereits ein System zweier Quantenbits (Qubits) könnte die Zustände 00, 01, 10 und 11 gleichzeitig annehmen und eine Rechenoperation in allen Varianten ablaufen. Eine Ansammlung von 300 Atomen, die je ein Quantenbit speichern, könnte mehr Werte enthalten, als es Teilchen im Universum gibt. Die Rechenleistung so eines Computers wäre unvorstellbar. »Das Missverständnis liegt nur darin, dass Konzept mit Anwendung verwechselt wird«, bremst Schmiedmayer. Eine Art von Informatikgerät sei nirgends in Sicht. »Das könnte auch so schwierig zu implementieren sein, dass man es erst in 1000 Jahren schafft, aber beschäftigen muss man sich trotzdem damit.«

Erste Etappensiege aber gibt es. Durch Tiefkühlen im Vakuum lassen sich Teilchen in denselben Grundzustand versetzen und mit Magnetfeldern einfangen. Durch Anregung, etwa mit einem Laser, gehen sie alle in ein neues System mit einem gemeinsamen Zustand über: Sie verschränken sich. Durch solcherart verschränkte Ionen gelang es Innsbrucker Forschern um Rainer Blatt, Systeme mit bis zu 14 Qubits zu schaffen und damit simple Quanten-Algorithmen auszuführen. Für Geheimagenten wäre ein Quantenrechner allerdings der ultimative Albtraum: Damit könnte man alle Codes, die auf dem Faktorieren von Primzahlen beruhen, in Sekundenschnelle knacken.

Mit verschränkten Teilchen lassen sich zudem bestimmte Quantenzustände nachbauen. So ein Simulator könnte mehr über das Funktionieren von Supraleitern preisgeben. Warum etwa keramisches Material bei niedrigen Temperaturen Strom ohne Widerstand leitet, weiß niemand, obwohl es in Kernspintomografen bereits gute Dienste leistet. Das ultimative Ziel wäre es, Supraleiter zu bauen, die auch bei Zimmertemperatur funktionieren.

Die spektakulärste Anwendung hat aber Anton Zeilinger geliefert, indem er das »Beamen« erfunden hat. Nicht von Menschen; er hat die Zustände von Quanten teleportiert. Wenn man zwei verschränkte Lichtteilchen voneinander entfernt und an einem eine Messung vornimmt, wird der Zustand beim zweiten Teilchen derselbe sein – wie bei zwei Würfeln, welche die gleiche Zahl anzeigen. Über optische Satelliten können mithilfe dieser spukhaften Fernwirkung Quanteninformationen ausgetauscht werden. Derzeit entwickeln die Wiener Forscher mit einigen ihrer zwölf Industriepartner neue Photonenquellen und passende Hardware.

»Am Atominstitut arbeiten wir in Richtung Quantensimulation und Quantenspeicher«, erklärt Schmiedmayer. Wer mit Quanten rechnen will, muss ihren Zustand irgendwo sichern. In einem der Labors basteln junge Köpfe daran, die Rechenergebnisse eines supraleitenden Schaltkreises, die nur eine Millionstelsekunde existieren, in einer Atomwolke zu speichern.

Wann woraus etwas wird, diese Frage hört Schmiedmayer nicht allzu gerne. Forschung sei eben Forschung: »Es gibt eine Menge an Beispielen für Dinge, die lange Zeit für absolut nutzlos gehalten wurden, aber heute zu den Grundpfeilern der Gesellschaft gehören. Der Laser zum Beispiel.«

Ein weiterer Pionier am Atominstitut ist Arno Rauschenbeutel. Im Juli 2010 kam er als Professor nach Wien. Sein Spezialgebiet sind ultradünne Glasfasern, an die man einzelne Lichtteilchen koppeln kann, um sie in der Quantenforschung einzusetzen. Derzeit werden solche Fasern auf die Atomchips von Schmiedmayer montiert, in der Hoffnung, dass sich Zustände der Lichtteilchen in atomaren Ensembles speichern lassen. Warum der 39-jährige Düsseldorfer gerade nach Wien gekommen ist? »Die Kombination von wissenschaftlicher Exzellenz und einer lebenswerten Stadt, das gibt's nicht oft.« Auch die Förderung junger Wissenschaftler, etwa durch den mit 1,2 Millionen Euro dotierten START-Preis, der einmal jährlich an Spitzenforscher unter 35 Jahren vergeben wird, könne sich sehen lassen. Bei der Einrichtung von Sonderforschungsbereichen habe man die richtige Wahl getroffen, irgendwann trage sich Exzellenz dann von selbst.

Diese Woche hält mit Markus Aspelmeyer ein weiterer Spitzenforscher seine Antrittsvorlesung. Er hat eine Professur in Wien dem Ruf nach Oxford vorgezogen. Doch mit der Exzellenz-Oase, warnen alle, könnte es schnell wieder vorbei sein: Nichts sei so flüchtig wie Spitzenwissenschaftler in einem rauen Klima. Und das habe sich in Österreich verschlechtert, ärgert sich Schmiedmayer: »Die einzige Möglichkeit, wie wir unseren Lebensstandard halten können, besteht in *human capital,* Kreativität. Aber das geht in die Köpfe der Politiker nicht hinein. Manchmal hat man schon das Gefühl, als ob das nur unser Hobby wäre.«

Trotz Spitzenforschung kämpfen die Wissenschaftler um ihr Budget

Als Schmiedmayer nach Österreich kam, war dem Forschungsförderungsfonds FWF eine jährliche Budgetsteigerung von neun bis zwölf Prozent zugesagt worden. Tatsächlich wurden 2009 genauso viele Drittmittel vergeben wie 2006 – nämlich 148 Millionen Euro. Erst 2010 gab es eine leichte Steigerung. Im freien Wettbewerb um die Gelder tun sich die Physiker als etablierte Größen allerdings leichter als andere Disziplinen. Auf europäischer Ebene sind die Wissenschaftler des VCQ an 22 EU-Projekten beteiligt – darunter werden vier vom Europäischen Forschungsrat finanziert, was einem Viertel aller in der EU für Quantenphysik vergebenen Gelder entspricht. Dennoch hält Schmiedmayer zu hohe Drittmittelquoten für »ungesund«. Vor allem fehle die Manövriermasse, um kurzfristig neue Ideen zu fördern. Im Falle des Atominstituts kommen nur ein bis zwei Prozent des Budgets aus Universitätsmitteln, nach Abzug der Fixkosten bleiben 50 000 Euro für die Forschung übrig. Dem stehen etwa vier Millionen Euro gegenüber, die 2011 von außen eingeworben werden.

Wenn Jörg Schmiedmayer über Österreich spricht, wird aus dem wissenschaftlichen Schwärmen ein Schnauben, trotz allen Lobs für das intellektuelle Klima. Was ihm aufstößt, ist, dass Verkehrsprojekte und die Rettung von Banken wichtiger sind als die Forschung: »Eine vernünftige Basisförderung für das VCQ wären ein paar Meter Koralmtunnel. Schreiben Sie das hinein in das Ding!«

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Der Rücktritt** Der Fall des Verteidigungsministers – und die Verantwortung der Kanzlerin

4 Guttenberg – ein Dorf trauert/Was wird aus der Wehrreform?

5 Wie die Netzgemeinde über Guttenberg denkt

6 **Arabien** Ist die Revolution eine Folge der kolonialen Geschichte?

7 **Tunesien** Der Kater nach dem Rausch

8 **Nahost** Ein Gespräch mit dem palästinensischen Intellektuellen Sari Nusseibeh

10 **China** Die Angst der KP

11 **USA** Das letzte Gefecht der Gewerkschaften

ÖSTERREICH

12 **Wissenschaft** Österreichs Quantenphysiker sind weltweit führend VON STEFAN MÜLLER

Donnerstalk ALFRED DORFER über das Parlament als Wanderzirkus

13 **Politik** Die mangelnde Rücktrittskultur österreichischer Politiker VON JOACHIM RIEDL

Armut Der Mittelstand ist immer betroffen VON FLORIAN GASSER

14 **Kultur** Alexander Pereira übernimmt die Salzburger Festspiele VON CHRISTIAN BERZINS

DOSSIER

15 **Libyen** Bengasi feiert die Befreiung und fürchtet den Rückschlag

18 WOCHENSCHAU
Rettungsdienst Mehr und mehr Notärzte kommen per Hubschrauber

GESCHICHTE

19 **Prozess** Ein Diplomat zieht wegen des Buches »Das Amt« vor Gericht

20 **Medizingeschichte** Der Kampf gegen den Krebs

WIRTSCHAFT

21 **Inflation** Wird die Zentralbank früh genug gegenhalten?

22 **Öl** Die Benzinpreisentwicklung

Leiharbeit Ein Urteil könnte den Boom der Branche beenden

23 **De Benedetti** Der Verleger über die Zukunft Italiens

24 **Bau** Neue Erkenntnisse zum Kölner U-Bahn-Unglück

25 **Kirch-Prozess** Die Widersprüche des Rolf-Ernst Breuer

Tobias Huch Der Unternehmer, der zu Guttenberg auf Facebook retten wollte

26 **Erdgas** Umweltschützer protestieren gegen neue Bohrungen

27 **HP** Angriff auf Apple und Google

29 **Staatsfinanzen** Schäuble befiehlt

30 **Gold** Der Höhenflug geht weiter

31 **Standpunkt Auto** Es gibt zu viele Innovationen

Streik Klamme Bundesländer bitten um Verzicht

Indien Verlockend für Unternehmer

32 **Was bewegt …** Gründungsfinanzierer Lars Hinrichs?

WISSEN

33 **Plagiat** Der Protest der Doktoranden

34 Was ist ein Doktortitel noch wert?

35 **Bildung** Studie über Analphabeten

36 **Primaten** Gesichtserkennung

37 **Infografik** Nistkästen

38 **Cebit** Neue 3-D-Monitore

41 KINDERZEIT
Fragen der Ehre Müssen Politiker die Wahrheit sagen?

FEUILLETON

43 **Wie wollen wir wohnen?** Die Vorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt

47 **Politisches Buch** Eckart Lohse/Markus Wehner »Guttenberg«

Buchmarkt Der Berlin Verlag verliert seine Verlegerin

48 **Roman** Silke Scheuermann »Shanghai Performance«/Mircea Cărtărescu »Travestie«

49 KrimiZEIT-Bestenliste

49 **Sachbuch** Manès Sperber »Kultur ist Mittel, kein Zweck«

50 **Revolution** Der Theoretiker Gene Sharp wird überall gebraucht, wo ein Umsturz stattfindet

Theater Brechts »Antigone«

51 **Winter in Berlin** Drei Texte aus der Kälte VON DURS GRÜNBEIN

52 **Kino** »Wer wenn nicht wir«

»Mein Kampf« von Urs Odermatt

53 **Museumsführer (94)/Kunstmarkt**

54 **Musik** Zugfahrt mit dem famosen Pianisten Francesco Tristano

Integration Das »Manifest der Vielen« VON IJOMA MANGOLD

56 GLAUBEN & ZWEIFELN
Abendmahl Christus ist das Neue. Aus dem jüngsten Buch VON PAPST BENEDIKT XVI.

57 Jesus war ein Jude

REISEN

59 **Bahamas** Die Insel der schwimmenden Schweine

60 **Familienreisen** Neue Angebote

61 **England** Wo die Schneeglöckchen am schönsten blühen

63 **Argentinien** Sind alle Latinos Machos?

64 **Tourismus-Messe** Das Gastland verschafft sich ein jüngeres Image

CHANCEN

65 **Mexiko** Deutsche Studenten trotzen dem Drogenkrieg

66 **Kulturschock** Lehramtsstudenten in Tansania, Istanbul oder Costa Rica

67 **Polen** Erasmus-Austausch

68 **Albanien** Auslandssemester

69 **Chancen kompakt**

71 **Beruf** Ein Bundeswehrausbilder wartet auf das Ende der Wehrpflicht

86 ZEIT DER LESER

48 Impressum

85 LESERBRIEFE

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« von ZEIT ONLINE **unter www.zeit.de/audio**

Steherqualitäten

In Deutschland treten Minister zurück, in Österreich sitzen sie Skandale aus VON JOACHIM RIEDL

Zuletzt konnte den ertappten Mogel-Doktor weder die Rückendeckung durch die Regierungschefin noch der massive Flankenschutz durch die Boulevardpresse schützen. Keine zwei Wochen dauerte das Rückzugsgefecht des deutschen Bundesverteidigungsministers. Am Dienstag zog Karl-Theodor zu Guttenberg schließlich die Konsequenzen aus der Affäre um seine in zahlreichen Passagen abgekupferte Dissertation. In gewohnt freiherrlicher Pose kapitulierte der heftig attackierte Politiker. Er wolle nicht als »Selbstverteidigungsminister« enden: »Ich war immer bereit zu kämpfen, aber ich habe die Grenzen meiner Kräfte erreicht.«

Nach dem selbstbewussten Auftritt scheint der Aristokrat, der bis vor Kurzem noch zur politischen Lichtgestalt hochgejubelt worden war, beinahe als moralischer Sieger aus der hässlichen Auseinandersetzung hervorzugehen. Kaum hatte er seinen Rücktritt erklärt, wurde im Berliner Regierungsviertel bereits über ein baldiges Comeback des populären Politikers spekuliert.

Der aufrechte Rückzug aus seinem Amt hat dem Ansehen des stilsicheren Oberfranken jedenfalls nicht geschadet. In der deutschen Rücktrittskultur entspricht der freiwillige Amtsverzicht einer Katharsis. Ein Politiker, der nach einem offenkundigen Fehlverhalten rechtzeitig den Hut nimmt, kann damit rechnen, dass ihm Respekt gezollt wird.

Im Gegensatz dazu zählen im politischen Alltag Österreichs Tugenden, die der Boxersprache entlehnt sind: Steherqualitäten. Kaum jemals, dass ein sichtlich angeschlagener und bereits angezählter Politiker das Handtuch wirft. Er klammert sich vielmehr so lange an die Seile, bis sich seine Gegner müde geschlagen haben und sich entkräftet in die Unschuldsvermutung fügen.

»Das hat wohl mit dem Katholizismus zu tun, die Protestanten sind strenger«, vermutete der deutsche Satiriker Dirk Stermann kürzlich in einem Interview mit der *Wiener Zeitung*. Als die evangelische Bischöfin Margot Käßmann vor einem Jahr auf einer nächtlichen Alkoholfahrt von der Polizei gestoppt wurde, trat sie unverzüglich von allen kirchlichen Ämtern zurück und bewahrte dadurch ihre moralische Autorität. »Der Dompfarrer von Wien wäre doch gar nicht auf die Idee gekommen«, meint Stermann, das Lästermaul aus Duisburg: »Als Katholik kannst du dir mehr erlauben, weil du beichten kannst.«

Nicht verbürgt ist, ob vor drei Jahren der damalige Wissenschaftsminister Johannes Hahn geistlichen Beistand suchte, als in seiner Doktorarbeit auffällige Textparallelen zu den Werken von Alexander Mitscherlich, Leopold Kohr oder Lewis Mumford bekannt wurden. Die öffentliche Diskussion verstummte jedoch bald wieder, nachdem die Universität Wien, Hahns Alma Mater, ein rasch erstelltes Entlastungsgutachten eingeholt hatte. Auf ein formelles Plagiatsverfahren gegen den Minister wurde verzichtet.

Erst die Debatte über die freilich ungleich dreistere Selbstbedienung des deutschen Ministers hauchte der alten Geschichte neues Leben ein. Nun beauftragten die Grünen den freischaffenden Plagiatsjäger Stefan Weber, der seinerzeit bei einer recht oberflächlichen Prüfung in der akademischen Abschlussarbeit fündig geworden war, die 282 Seiten zu den *Perspektiven der Philosophie heute* systematisch auf ungekennzeichnete Zitierungen zu durchforsten. Doch selbst wenn es ihm gelingen sollte bei einer genauen Analyse der Dissertation des nunmehrigen EU-Kommissars in Guttenbergsche Dimensionen vorzustoßen, bleibt der von missionarischem Eifer beseelte Zitatenschnüffler skeptisch: Die Universität werde wohl neuerlich alle Ungereimtheiten glattbügeln.

Auf Rückendeckung durch Institutionen in ihrem Einflussbereich können sich österreichische Politiker in aller Regel verlassen, wenn sie plötzlich im Zentrum von Vorwürfen stehen, die Zweifel an ihrer Amtsführung aufkommen lassen. Als der Industrielle und ÖVP-Abgeordnete Leopold Helbich 1975 versuchte, einen Journalisten mit einem dicken Geldkuvert zu kaufen, legte er zwar sein Nationalratsmandat nieder und wechselte in die Länderkammer. Endgültig beendete er seine politische Karriere allerdings erst 16 Jahre später, nachdem bekannt geworden war, dass er ein Vermittlungshonorar von 43 Millionen Schilling steuerschonend am Finanzamt vorbei in die Schweiz verschoben hatte. Und bis die beiden SPÖ-Minister Leopold Gratz und Karl Blecha, die gleich in zwei Skandale verstrickt waren, aus dem Amt schieden, bedurfte es mehrerer Untersuchungsausschüsse und Gerichtsverfahren. Dem freiheitlichen Volkstribunen Jörg Haider hingegen gereichte es kein bisschen zum Nachteil, dass er vor einer Versammlung von SS-Veteranen zu schwärmerischen Lobesworten griff.

Vorzeigeduo: Ex-Kanzler Schüssel mit seinem Lieblingsschüler Grasser

Wohl weil sie so selten Konsequenzen zeitigen, hagelt es so häufig Rücktrittsaufforderungen in Österreich. Ein tatsächlicher Rücktritt wird erst dann unausweichlich, wenn ein Amtsträger das Vertrauen in den eigenen Reihen verloren hat. Das demonstrierte vor allem der hohe Verschleiß an Ministern, welche die chronisch zerstrittenen Parteien von Jörg Haider in der Regierungskoalition mit der Volkspartei stellten. Kurzzeitrekord: 25 Tage von Michael Krüger im Justizressort. Da kamen die Amtsdiener oft kaum mit dem Auswechseln der Namensschilder nach.

Unter Heinz-Christian Strache ist bei den Freiheitlichen jedoch wieder Nibelungentreue eingezogen. Dem dritten Nationalratspräsidenten und Burschenschafter Martin Graf kann sein rechtsradikales Umfeld nicht den geringsten Schaden zufügen. Auch Volkspartei und Sozialdemokraten blocken alle Neonazi-Anschuldigungen konsequent ab.

Vorbildlich waren auch die Steherqualitäten des Vorzeigeduos der schwarz-blauen Wenderegierung von 2000. Sowohl Kanzler Wolfgang Schüssel als auch sein Lieblingsschüler, Finanzminister Karl-Heinz Grasser, hörten nur mit halbem Ohr hin, wenn sie dazu gedrängt wurden, den Rücktritt anzutreten.

Bereits drei Jahre vor seinem Kanzler-Coup hatte Schüssel, damals Außenminister, seine eigene »Frühstücksaffäre« erfolgreich ausgesessen. Auf einer Dienstreise hatte der Freund kecker Worte vor Journalisten den deutschen Bundesbankpräsidenten als »richtige Sau« tituliert. Später leugnete er schlichtweg, seiner Zunge freien Lauf gelassen zu haben, selbst noch als eidesstattliche Erklärungen der Ohrenzeugen vorlagen. Lieber ließ er sich in den *Salzburger Nachrichten* der Lüge bezichtigen – wohlweislich, ohne zu klagen. Ein Ehrenbeleidigungsprozess hätte ihn die Karriere gekostet.

Die eiskalte Beharrlichkeit seines Mentors war dem Vorzugsschüler Grasser in dessen sechs Ministerjahren derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass ihn keine seiner zahlreichen Affären je ernsthaft in Bedrängnis brachten. In einem Fall – die Industriellenvereinigung hatte dem politischen Liebling der Nation eine eitel-kitschige Plattform im Internet finanziert, der Minister allerdings vergessen, die Zuwendung zu versteuern – musste das eigene Ministerium den Ressortchef mit einem Gutachten reinwaschen. Grassers Staatssekretär, der die Finanzexpertise zu präsentieren hatte, erntete das schallende Gelächter der Medienvertreter, als er sich um klare Antworten wand. Statt ihn möglichst rasch aus seinem Kabinett zu feuern, hielt Kanzler Schüssel die schützende Hand über seinen Goldjungen und versuchte sogar, ihn zu seinem Nachfolger küren zu lassen.

»Österreich ist ein Paradebeispiel für ein Gemeinwesen, das im Politikbetrieb nahezu keine Konsequenzen kennt«, meinte unlängst die langjährige Wiener *Spiegel*-Korrespondentin Marion Kraske in einem *Loblied auf den Rücktritt,* das sie im Zug der Guttenberg-Debatte für das deutsche Monatsmagazin *Cicero* verfasste: Hier könnten sich Politiker »bis über die Schmerzgrenze alles erlauben, der Amtserhalt ist ihnen sicher. Zu sehr ist die öffentliche Meinung an Unterirdisches, an Wertverletzungen gewöhnt.« Nicht einmal den »korrigierenden Aufschrei einer wertorientierten Öffentlichkeit« vermag die Beobachterin aus dem Nachbarland zu vernehmen.

Fotos: www.ernstschmiederer.com (u.l.); Robert Jaeger/APA/picturedesk.com (o.)

Mittelloser Mittelstand

Armut betrifft alle. Gute Ausbildung ist kein Garant mehr für ein Einkommen, das zum Leben reicht VON FLORIAN GASSER

Jung, gebildet und fast mittellos. Armut betrifft inzwischen Schichten, die früher nicht im Traum daran dachten, je davon betroffen zu sein: den Mittelstand. Leistungsträger wie David R., der eigentlich alles richtig gemacht hat. Er studierte Architektur in Wien, schloss mit Bestnoten ab, und sein Abschlussprojekt wird in Kürze in einer Ausstellung präsentiert. Als Student arbeitete er bei Projekten an der Universität und in Architekturbüros mit. Seit zwei Jahren ist er promovierter Diplomingenieur. Doch von dem, was er in seinem Beruf verdient, kommt er nur knapp über die Runden. Der 31-Jährige ist ein *working poor*.

Kein Sonderfall, wie eine neue Studie aus Wien zeigt: Die Armutsproblematik ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Facharbeiter werden durch schlecht bezahlte Leiharbeiter ersetzt und Akademiker verdingen sich in prekären Anstellungsverhältnissen.

»Armut ist zur Hälfte ein Migrantenproblem, das lässt sich nicht wegleugnen«, sagt der Soziologe Andreas Riesenfelder, der im Auftrag der Stadt Wien die Studie erstellte. »Aber hinzu gekommen ist eine neue Schicht: Akademiker. Und die werden immer mehr.« Waren es früher die Absolventen vereinzelter Orchideenfächer, die oft große Probleme hatten, am Arbeitsmarkt unterzukommen, so sind inzwischen auch andere betroffen: Juristen, Betriebswirte, Biologen. Niemand ist mehr davor gefeit, sich in prekären Anstellungsverhältnissen verdingen zu müssen und als freier Dienstnehmer oder in der Scheinselbstständigkeit zu wenig zu verdienen, um über die Runden zu kommen. Acht Prozent aller *working poor* in Österreich, die Sozialhilfe beziehen, haben einen Lehrabschluss, 14 Prozent sind Akademiker.

Schon eine defekte Therme kann in den finanziellen Abgrund führen

So wie David R., der im vergangenen Jahr nur Arbeit für sechs Monate fand. »Wenn ich arbeite, verdiene ich nicht schlecht. Auf das ganze Jahr verteilt, bleiben mir monatlich rund tausend Euro«, erzählt er. Nach Abzug von Versicherung und Steuern, fällt er weit unter die Armutsgrenze von 991 Euro. An den Aufbau einer Zukunft ist nicht zu denken. »Ich sehe keine Linie, wo das hinführen soll. Ich bin 31 und stehe noch am Anfang«, sagt er. Seine Wohnung kann er sich nur leisten, weil er den Mietvertrag von seiner Großmutter geerbt hat. Eine hartnäckige Krankheit würde ihn zur Mittellosigkeit verdammen.

Seit einigen Jahren hätten sich bestimmte Segmente des Arbeitsmarktes völlig verändert, sagt Markus Schenk von der Diakonie Österreich. Die Zahl der Personen, die durch Scheinselbstständigkeit oder Leiharbeit in einem ständigen Prekariat gefangen sind, nimmt laufend zu. Ihre Zukunftsperspektiven sind trübe: Während jeder Schweizer im Schnitt 400 Euro monatlich sparen kann, sind es in Österreich nur knapp über hundert Euro. Schon eine defekte Heizungstherme hat oft verheerende finanzielle Folgen. »Betroffen sind davon einerseits Beschäftigte im Niedriglohnsektor, etwa im Handel, und Leute mit sehr guter Ausbildung«, sagt Schenk. Seit 2004 beobachtet er, dass ganze Familien in Sozialeinrichtungen kommen, um dort gratis ihren Hunger zu stillen. Das habe es zuvor nicht gegeben. »Früher war klar, wer gute Ausbildung, einen Lehr- oder Universitätsabschluss hat, war vor Erwerbsarmut relativ sicher. Heute ist das kein Garant mehr für ein komfortables Einkommen.«

Eine Standesvertretung für prekär Beschäftigte fehlt

Seine hohe Ausbildung war für Philipp G. nicht selten sogar ein Hindernis. Zwei Hochschulabschlüsse hat der 32-Jährige: einen Doktor in Philosophie und einen Master in Mediation. Während der Ausbildung veröffentlichte er wissenschaftliche Aufsätze und Bücher. In den vergangenen zwei Jahren schickte er über 170 Bewerbungen an Universitäten und Forschungseinrichtungen. Später sanken die Ansprüche. »Ich habe mich dann für alles beworben, vom Sekretär bis zum Kellner. Den einen oder anderen Titel habe ich auf dem Lebenslauf weggelassen. Die glauben sonst, ich würde gleich wieder kündigen, wenn ich etwas Besseres finde – was auch stimmt«, erzählt er.

Eineinhalb Jahre stand er hinter der Theke einer Kaffeehauskette, um seine wissenschaftliche Forschung finanzieren zu können. Er arbeitete an Projekten, die meist schlecht, manchmal auch unbezahlt waren. Inzwischen ist er selbstständig und bietet Kommunikationstraining und Mediationen an. Leben kann er davon nicht. Nebenbei programmiert er Internetseiten. »Aber wenigstens arbeite ich in dem Beruf, in dem ich ausgebildet wurde.«

Eine »schleichende Atypisierung« der Erwerbsarbeit beobachtet Andreas Riesenfelder seit Mitte der 1990er Jahre: »Die Gewerkschaften haben das nur zögerlich aufgegriffen, sahen etwa Leiharbeiter sogar als Konkurrenten. Für die fehlt bis heute eine Standesvertretung. Doch diese atypischen Beschäftigten müssen geschützt werden, sonst zerbröselt irgendwann die Gesellschaft. Die Armutsproblematik an den Rändern kann auch allen anderen schaden.« Gerade wenn es darum gehe, eine Zukunft aufzubauen, eine Familie zu gründen oder die eigene Karriere voranzubringen, wechseln viele in vermeintlich sichere Berufe, lassen das, wofür sie ausgebildet worden sind, hinter sich und müssen noch einmal von vorne anfangen.

Auch Daniel R. hat sich schon oft überlegt, den Beruf zu wechseln, doch in welche Richtung, das weiß er nicht. »Architektur ist scheiße, aber es ist das Beste, was ich mir vorstellen kann. Ich habe das studiert, ich bin dafür ausgebildet. Aber wenn ich etwas anderes finde, dann bin ich weg.«

DRINNEN

Pflege nach Maß

Ein Rumäne in Wien: Claudiu Suditu, 40, Heimleiter

Nach der Revolution von 1989 reifte in mir der Wunsch, im Ausland meine Chance zu ergreifen. Im September 1991 schickte ich Bewerbungen nach Amerika und Australien, in die Schweiz und nach Italien, nach Deutschland und Österreich. Aus den englischsprachigen Ländern kamen bis heute keine Antworten. Die Schweizer und die Deutschen wollten vorab jede Menge Dokumente sehen. Aus Österreich trafen bereits im nächsten Monat positive Nachrichten ein: Ich könnte im Wiener Allgemeinen Krankenhaus sofort zu arbeiten beginnen. So kam ich vor zwanzig Jahren als diplomierter Gesundheits- und Krankenpfleger nach Wien.

Claudiu Suditu stammt aus Temeswar. Er leitet in Schönbrunn ein Senioren- und Pflegeheim der Caritas

Es dauerte Jahre, bis mein rumänisches Diplom hier anerkannt wurde. Lange Zeit arbeitete ich 60 bis 70 Stunden in der Woche als Pflegehelfer. Im AKH lernte ich meine Frau Tijana kennen, eine serbische Physiotherapeutin aus Vojvodina. Unsere Tochter ist inzwischen 15 Jahre alt und will Kinderpädagogin werden. Unser Sohn ist fünf. Im Sommer bekommen wir unser drittes Kind. Wir sind also längst hier zu Hause. Aber wohl nur, weil uns der Mangel an ausgebildetem Personal hier eine Chance eröffnet hatte. Dass ich in den ersten Jahren meine rumänische Staatsbürgerschaft um keinen Preis aufgeben wollte, kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen. Nach diversen Terminen bei der Fremdenpolizei wurde ich allerdings mürbe und bin längst österreichischer Staatsbürger.

Seit fünf Jahren leite ich das Haus Schönbrunn, ein Senioren- und Pflegehaus der Caritas. Wir betreuen 76 Menschen. Das Durchschnittsalter liegt bei 93 Jahren, acht Bewohnerinnen sind über 100 Jahre alt. Entsprechend hoch ist der Anteil an Demenzerkrankungen. Jeder bekommt eine Bezugspflegeperson. Sie kennt die jeweiligen Vorlieben beim Essen, sorgt dafür, dass das Besteck an der richtigen Stelle liegt und kümmert sich um die Hobbys. Eine 95-jährige Dame ist Fußballfan, und gelegentlich führen wir sie auch ins Stadion.

Ermöglicht wird diese intensive Betreuung durch einen vorbildlichen Personalschlüssel. In keinem westeuropäischen Land kommt so viel Personal auf einen Bewohner wie hier. Zudem haben wir ein sehr engagiertes Team. Unter unseren 72 Mitarbeitern finden sich 18 Nationalitäten. Indem wir flexibel mit Teilzeitbeschäftigungen sind, haben auch Mütter und Studierende bei uns fixe Jobs. Dazu kommen 30 ehrenamtliche Mitarbeiter.

Die heute 88-jährige Frau Höllriegel etwa kommt jeden Tag für zehn Stunden ins Haus und hilft, wo sie kann. Traurig war sie nur, als das Marktamt verfügte, dass nur Küchenmitarbeiter Zugang zur Küche haben dürfen. Frau Höllriegel war gekränkt, weil sie abends oft noch den Abwasch erledigte. Sie möchte unbedingt hier arbeiten und drohte sogar, sich offiziell als Küchenhilfe zu bewerben. Zum Glück haben wir eine andere Lösung gefunden.

Aufgezeichnet von ERNST SCHMIEDERER

ZEITGEIST

Nietzsche und KT

JOSEF JOFFE: Nicht »alles ist erlaubt«, wie der Prophet der Postmoderne wähnte

Zur klassischen Tragödie gehören drei: Held, Chor, Publikum. Heute: Guttenberg, Medien, Wahlvolk. Und die Moral von der Geschicht? Sie wird den Gefallenen überdauern. Wer das 21. Jahrhundert verstehen will, muss im 19. graben. Niemand hat die Postmoderne, mithin das Guttenberg-Drama, besser beschrieben als Friedrich Nietzsche.

1. »Umwertung aller Werte«: Von der spricht Nietzsche im *Antichrist;* in der *Genealogie der Moral* schreibt er: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Das Publikum heute: Das mit dem Plagiat darf man nicht so »eng« sehen. Nietzsche rät in *Jenseits von Gut und Böse,* die »Froschperspektive« einzunehmen. Dann könne dem »Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde« ein »höherer und grundsätzlicherer Wert zugeschrieben werden«. Dann gilt auch:

2. Können schlägt Charakter: So etwa hat es die Kanzlerin ausgedrückt: Sie habe keinen wissenschaftlichen Assistenten, sondern einen Minister eingestellt. Das meinte auch das Publikum: Vox pop und »Bildungsnahe«. So einfach ist es nicht. Bei einem Politiker schlägt die Wahrhaftigkeit das Wissen, denn wir haben ihn gewählt, weil wir ihm vertrauen. Bei einem falschen Dr. med., dem wir unser Leben anvertrauen, wäre das Wahlvolk nicht ganz so gnädig, und die Standesorganisation noch weniger. »Wie einer ist«, ließe sich bei einem Tischler vom »Was er kann« trennen. Hauptsache, Nut und Feder sitzen. Bei der Rechnung geht's dann doch wieder um seine Moral, leider.

3. Die Verfolgung ist übler als der Vertrauensbruch: Das »Kreuziget ihn!« war in der Tat ein hässlich Ding, umso mehr, als dieselben Medien, die Guttenberg vorher hoch-, ihn dann niedergeschrieben haben. Es tröstet freilich, dass der Chor nicht gleichgeschaltet war. Die Meute bellte mit vielen Stimmen; der mächtige Boulevard, zum Beispiel, stand in Treue fest zum Minister. Aber wie auch immer: *Two wrongs don't make a right,* lautet das geflügelte englische Wort. Die Hatz mag heuchlerisch gewesen sein, hob aber das ursprüngliche Vergehen nicht auf. »Es hat angefangen, als er zurückgeschlagen hat« funktionierte schon auf dem Schulhof nicht.

4. Haltet den Dieb! Keiner schimpfte lauter als die Universität Bayreuth. Der Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater prangerte die »Dreistigkeit« an, mit der KT »honorige Personen der Universität hintergangen hat«. Der Ex-Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft forderte die Höchststrafe: »für immer an den Pranger«. Es gilt aber auch: Gelegenheit macht Diebe. Deshalb darf die Uni Bayreuth sich selber ebenfalls Reue & Buße auferlegen. Wer in der Diss blättert, möchte die Uni fragen: Wieso war die einen »Dr.« wert – gar ein »summa«? Und wieso haben die Gutachter nichts gerochen? Natürlich macht auch diese Fahrlässigkeit den »Willen zur Täuschung« nicht wett. Bloß: Etwas mehr Demut, gefolgt von der schonungslosen Überprüfung der Promotionsstandards, wäre jetzt das Gebot der Stunde – in Bayreuth wie in der ganzen Republik.

Die Moral von der Geschicht? Etwas weniger Nietzsche (»alles ist erlaubt«) und mehr Kant (etwa: »eben nicht!«). Ringsum.

Foto: Mathias Bothor/photoselection

Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Intendant Alexander Pereira schlürft seine Suppe

Foto: Noë Flum und Christian Grund

Wo die Goldkehle den Goldesel trifft

Salzburg wartet. Doch der künftige Festspielintendant Alexander Pereira hat Probleme an seiner Oper in Zürich VON CHRISTIAN BERZINS

Ihm eilt der Ruf des mythischen Königs der Phrygier voraus. Was Alexander Pereira, dieser Midas der Opernwelt, anfasst, das verwandle sich zu Gold. Als das Kuratorium der Salzburger Festspiele vor nicht ganz zwei Jahren den damals 61-jährigen Wiener, den Ältesten unter den Kandidaten, zum neuen Intendanten bestellte, gaben weniger seine kühne Programmideen den Ausschlag, sondern vor allem das wirtschaftliche Talent des erfolgsverwöhnten Mannes. Vor dem Büro des umtriebigen Kulturmanagers, erhofften sich die Königsmacher, würden bald die Gönner Schlange stehen und sich darum balgen, wer sein Füllhorn über der Mozartstadt entleeren dürfe.

Doch nun ist an Pereiras gegenwärtiger Wirkungsstätte, dem Zürcher Opernhaus, das luxuriöse System aus Goldkehlen und Goldeseln in Verruf geraten: Das ehrgeizige Musiktheater erwirtschaftete Verluste. Der Hochglanzlack des Impresarios hat Schrammen bekommen.

Am 21. September 1991 herrscht an der Zürcher Oper eine nie erlebte Aufregung. Die erste Premiere des neuen Intendanten Alexander Pereira steht an. Unter den Studenten, die an der Kasse auf Restkarten warten, klingt es, als habe der Messias den Weg nach Zürich gefunden. Der werde nun täglich Stars aufbieten, die es bisher nur an Gala-Abenden zu hören gab.

Nur den ersten zwei Studenten gibt Pereira an diesem 21. September eine *Lohengrin*-Karte – zwar persönlich, aber zum Normalpreis. Das traditionsreiche Studenten-Kontingent für Premieren ist Geschichte. Jetzt zählt jeder Franken. Kein Wunder: Pereira will seine Vision von einem neuen Opernsystem verwirklichen. Seine Maxime: »Wenn du zehn Prozent mehr Geld aufbringst, dann überschreitest du die Schwelle von gut und wirst erstklassig.« Er ahnt, dass mit Sponsoring ein Haufen Geld zu machen ist.

Wenn er sich verhaspelt, gesteht er: »Ich bin ein bisschen verblödet«

Mit dem Verwaltungsrat des Opernhauses handelt Pereira einen Vertrag aus, der ihm zu seinem Grundlohn von etwa 234 000 Euro jährlich zusätzlich rund 5,4 Prozent Provision bringt. Keiner glaubt, dass er bald 11 Sponsorenmillionen einholen und sein Gehalt so um 470 000 Euro verbessern wird. Damals sagt man ihm: »Verdienen Sie überproportional, dann geht es uns gut!«

Erst jetzt, 2011, wo bekannt ist, dass die Saison 2009/10 mit 4 Millionen Euro Verlust schließt, wird daran herumgemäkelt. Pereira verzichtet auf 55 000 Euro. Die Künstler bittet er gar um einen Gagenrabatt von zehn Prozent.

Die sanfte Bescheidenheit seines Vorgängers Christoph Groszer ermöglichte erst die Großtaten des Tausendsassas Pereira. Als 1992 Koloraturwunder Edita Gruberova in einer Donizetti-Rolle kurzfristig absagt, tritt Pereira strahlend vor den Vorhang und zaubert zwei neue Trümpfe aus dem Ärmel: »Stattdessen hören Sie heute Rossinis *L'Italiana in Algeri* mit der großen Agnes Baltsa!« Jubel. Pereira holt nicht nur Sängerstars, sondern schafft es auch, große Dirigenten an sein Haus zu binden. Nun reisen Opernfreunde aus Wien und München an.

Er bleibt über all die Jahre unberechenbar – künstlerisch wie menschlich. Verstolpert er sich verbal mitten in einer Galavorstellung, sagt er: »Ich bin ein bisschen verblödet.« Und dann folgt eine tiefe Wahrheit: »Ich bin ein Kasper, immer schon gewesen.« Pereira ist tatsächlich halb der Wiener Kasper, den niemand ernst nehmen muss, und halb der bewundernswerte Alleskönner mit einer 39 Jahre jüngeren Frau. Tritt er beim Weltwirtschaftsforum in Davos auf, redet er frei stotternd über seinen Opernladen. Man belächelt ihn. Er ist der Vogelfänger Papageno unter den harten Männern, ein Verkäufer der Gefühle. »Ich bin überzeugt, wenn man's richtig rüberbringt, kann man alles verkaufen«, sagt er. Er ist sich für nichts zu schade. Nach jedem Liederabend erscheint er mit riesigem Blumenstrauß und wirft sich der Primadonna zu Füßen. Das Ziel des Schwarmgeistes können aber auch Politiker sein. Pereira erniedrigt sich – dann bittet er um Geld.

Der Intendant begreift die Zürcher, er nimmt sie und deren Meinungsführer im Sturm. Nicht nur das junge Zürich erwacht in den neunziger Jahren, jetzt hat auch der Zürichberg seine *location*. Waren die Premierenfeiern einst ein netter Ausklang des Abends im kleinen Kreis, werden sie in der Ära Pereira zu großzügigen Feten für Gesellschaftslöwen.

Pereira weiß: Dieses Geld ist gut investiert. Er macht seinen Gefühlsladen zu einem Zentrum für die Society der Stadt. Wer kein Premieren-Abo hat, gehört nicht zum Zürcher Schick. In der Pause treffen sich die Verleger mit den CEOs. Banken kommen regelmäßig mit 300 Gästen ins Haus. Sein Opernball, ganz nach Wiener Vorbild, wird ein gesellschaftliches, vor allem aber ein lukratives Ereignis. 2008 meint ein Münchner Unternehmensberatungsbüro, dass der Erfolg des Hauses auch ein Fluch sei: Das Haus werde vor allem als Wirtschafts-, nicht aber als Kulturwunder wahrgenommen.

Die Auslastung steigt alsbald auf 90 Prozent. Pereira erhöht die Anzahl der Premieren auf 15 pro Saison. Das Haus ächzt. Doch man muss produzieren, weil die Zürcher immer Neues sehen wollen und die Sponsoren keine Wiederaufnahmen bezahlen. Und auch als die Auslastung sich später wieder auf 80 Prozent einpendelt, steht das Opernhaus im Ruf, stets ausverkauft zu sein. Für angehende Stars gehört es dazu, in Zürich gesungen zu haben. Weltstars benutzen Zürich auch als Probefeld, Pereira ermöglicht ihnen Rollendebüts in unkritischem Umfeld.

Abend für Abend sitzt der Intendant in der Parkett-Loge Nummer 3. Oft kommt das erste »Bravo« aus der Direktionsloge. Pereira ist ein Opernfanatiker, einer dieser heiligen Idioten, die sich allabendlich die Lunge aus dem Leib schreien. Manchmal kommt auch ein »Buh«. Doch Kritik mag dieser Künstlermanager nicht. Bei schlechten Zeitungskritiken meldet er sich nicht beim Chefredaktor, sondern steigt gleich oben ein, beim Verleger. Pereira beherrscht sein Haus, keiner wagt es, ihm intern zu widersprechen. Bezeichnenderweise sagte der ehemalige Chefdirigent Franz Welser-Möst vor zwei Jahren: »Ich habe keine Angst vor Pereira.« Und er fügte an: »Das Opernhaus trägt einen Namen, und dahinter verschwindet sehr viel. Ich sage das nicht neidisch, aber: Nicht alles, was nach außen gut scheint, ist tatsächlich gut.«

»Sparen ist falsch. Es gibt nur die Chance, mehr Geld reinzuholen«

Das System Pereira spielt nicht nur viel Geld ein, sondern es braucht vor allem viel Geld: Alles im Haus ist vom Feinsten, der Chor und das Ensemble wachsen. Wenn jemand von sparen spricht, kontert er: »Natürlich kann man irgendwo ein Holzstück sparen. Aber im Prinzip ist sparen falsch. Substanziell gibt es keine Einsparungsmöglichkeiten, über die es Sinn macht, auch nur nachzudenken. Es gibt nur die Chance, mehr Geld reinzuholen.«

Sein Traum ist es, dass der Kanton Zürich wie einst 1978 die gesamten Fixkosten bezahlt – also alle Festangestellten, darunter auch das mittlerweile riesige Ensemble. Er selbst kann mit den Karteneinkünften und dem Sponsoring die variablen Kosten decken und die Gagen der Gäste bezahlen. Pereira hat seine Geldpredigt so sehr verinnerlicht, dass sie auf Politiker von links bis rechts unheimlichen Eindruck macht. Es leuchtet ein: Sobald ein Parameter wegfällt, schreibt das Haus Verlust. Werden die Subventionen nicht erhöht, muss das Personal aus Kantonsangestellten leiden. Als im Jahr 2008 das Münchner Unternehmensberatungsbüro bestätigte, dass man im Zürcher Opernhaus kaum sparen könne, wurde das System Pereira amtlich beglaubigt.

Das Opernhaus Zürich ist völlig von Pereira abhängig. Als ihm 2005 ein Angebot der Mailänder Scala vorliegt, nutzt er es, um die drohende Budgetkürzung von zwei Millionen abzuwehren. »Ich bleibe, aber ihr dürft mir kein Geld wegnehmen«, lautet die opernreife Erpressung. Die Zürcher Regierung geht darauf ein. Später heißt es, Pereira sei für die Scala ohnehin zu teuer gewesen. Für seinen Traumjob als Intendant der Salzburger Festspiele nimmt er eine hohe Lohneinbuße in Kauf. Er plant ein fünfjähriges Feuerwerk.

In Zürich aber hat Pereira seinen Kreis schon seit Jahren ausgeschritten. Heute zieht sogar das Markenzeichen »Stars im Abo« nicht mehr. Schuld an allem soll die Baugrube vor dem Haus sein. Dass der künstlerische und gesellschaftliche Hype verblasst ist, will man nicht hören.

Im *Opernhausmagazin* schrieb Pereira 1992, Zürich habe vor seiner Zeit mit 79 Prozent eine unter dem internationalen Schnitt liegende Auslastung gehabt. Das sei unhaltbar. 2010 liegt die Auslastung bei 77 Prozent. Immerhin: Selbst bei Premieren erhalten Studenten wieder Restkarten.

Der Autor ist Musikkritiker der »Aargauer Zeitung«

DIE ZEIT

PREIS SCHWEIZ 7.30 CHF

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

3. März 2011 DIE ZEIT N° 10

Und nun?

Der Rücktritt des beliebtesten deutschen Politikers hinterlässt ein gespaltenes Land. Karl-Theodor zu Guttenberg wird uns noch lange beschäftigen

POLITIK SEITE 2–5
WISSEN SEITE 33/34
FEUILLETON SEITE 47

www.zeit.de/guttenberg-affaere

Illustration: Smetek für DIE ZEIT/www.smetek.de

Die Besten unserer ZEIT

Der zweite Teil unserer Festbeilage zum 65. Geburtstag der ZEIT: Updike, Mitscherlich, Warhol, Gorbatschow, Miller und viele andere. Die Jahre 1980 bis 2011.

48 Seiten Beilage

Tränen lügen doch

Fischer, Kohl, Sarrazin, Beck: Durch die Affäre Guttenberg wird Deutschland zum moralischen Spiegelkabinett VON BERND ULRICH

Was mag sich Joschka Fischer gedacht haben in diesen Tagen? In seiner Außenministerzeit tauchten plötzlich Fotos auf, auf denen er einen Polizisten verprügelte. Danach machte er falsch, was falsch zu machen war, er leugnete, bagatellisierte, greinte. Und blieb, weil Rot-Grün hinter ihm stand. Denkt er nun, dass Prügeln unter Linken eben nicht ganz so schlimm ist wie Plagiieren unter Rechten?

Was wird in Helmut Kohl vorgegangen sein, der die bürgerlich-konservative FAZ noch hinter sich wusste, als er sich für sein Ehrenwort und gegen das Gesetz entschied? Jetzt polemisierte die Zeitung wie kaum eine andere gegen die größte Zukunftshoffnung des konservativen Lagers, im Namen der bürgerlichen Werte. Lacht er da, der Helmut Kohl, homerisch?

Was wird sich Norbert Röttgen gedacht haben in diesen 14 Tagen des Guttenbergismo? Hat er hektisch in seiner eigenen Dissertation geblättert, um sie dann mit einem Stoßseufzer wieder wegzulegen: Alles in Ordnung!? Ist er froh, einen Konkurrenten um die übernächste Kanzlerschaft los zu sein, oder tut ihm der gefallene Kandidatenkamerad leid?

Empfindet Franz-Josef Jung, KTs grauer Vorgänger, Genugtuung, dass der Mann, in dessen Schatten er selbst verschwunden ist, nun seinerseits verschwindet? Oder stößt es ihm bitter auf, dass noch der strauchelnde Karl-Theodor zu Guttenberg von mehr Menschen geliebt wurde, als Jung je Menschen kannten?

Erstmals seit 1968 sind die Akademiker wieder politisch

Und Thilo Sarrazin? Beschäftigt ihn die Frage, warum die Causa Guttenberg von noch mehr Menschen noch viel heißer diskutiert worden ist als sein Buch? Spürt er die sarrazinesken Kräfte, die im Streit um Guttenberg auch wirken, die stille Wut auf die stinknormale Politik?

Hat sich Gaston Salvatore, der einst beste Freund von Rudi Dutschke, in seinem fernen, schönen Venedig eine Extraflasche Rotwein genehmigt, um ausgiebig auf die deutschen Akademiker anzustoßen, die zum ersten Mal seit 1968 wieder politisch wurden, in eigener Sache zwar, aber immerhin?

Horst Seehofer sah so übernächtigt aus am Dienstag. Was rauschte ihm bloß durch den Kopf, als er nicht schlafen konnte? Warum außerehelicher Nachwuchs die Menschen weniger aufregt als eine verlogene Doktorarbeit? Oder zehrt an ihm der Widerspruch, den gefährlichsten Konkurrenten zugleich mit seinem besten Zugpferd verloren zu haben? Guttenbergs Abgang hält Seehofer sicher im Amt, aber die CSU unter fünfzig Prozent, lachen oder weinen?

Ja, und Angela Merkel? Nach fünf Jahren nüchterner und, jedenfalls öffentlich, gefühlsarmer Kanzlerschaft, wundert sie sich da etwa noch über die Sehnsucht, ja Gier der Deutschen nach politischer Emotion? Sei es nun in der dunklen Variante, wie bei Sarrazin, sei es in der schillernden, wie bei zu Guttenberg? Weiß sie schon, was sie künftig mit dem Bedürfnis der Union nach Klarheit und Zackigkeit anfangen will?

Schließlich Guttenberg selbst. Vielleicht lebt er derzeit in einer Art unsichtbarem Privatbunker, wo er alles abwehrt, was von außen kommt. Oder fragt er sich schon selbst, was er sich dabei gedacht hat, weiß er schon, was ihn in die fortgesetzte Angeberei trieb? Oder sitzt das ererbte Gefühl vom Sonderrecht des Adels so tief? Denkt er an Rache, an Rückkehr oder an Einkehr?

Und Kurt Beck? Der Mann wurde nicht zuletzt wegen seiner ostentativen Provinzialität aus dem Berliner Politikbetrieb vertrieben, so wie jetzt Guttenberg wegen seiner Abgehobenheit, zwei ungleiche Abweichler. Lächelt Kurt Beck darüber, dass einer wegen einer Doktorarbeit stürzt, während ihm, dem Elektriker, daheim in Rheinland-Pfalz keine Affäre etwas anhaben kann?

Oder Dietmar Bartsch, was schoss ihm durch den Kopf, als er Karl-Theodor zu Guttenberg, nahelegte, sich in den Kopf zu schießen? Bartsch weiß, dass seine Partei wegen all ihrer unbearbeiteten Sünden schwere Neurosen mit sich herumschleppt, kollektive und persönliche – und dann diese Gewaltfantasie, befreit so was, für den Moment?

Man könnte diese Reihe ewig fortsetzen, einfach weil die Affäre Guttenberg das Land in ein moralisch-politisches Spiegelkabinett geführt hat. Die Akademiker verteidigen ihre Ehre – und ihren Dünkel. Journalisten beschimpfen den Mann, den sie eben noch verherrlichten. Und überall wälzen sich die Krokodile, in Tränen aufgelöst.

Gewiss ist nun wenig. Nur dass der Mann vor Jahren schwer gefehlt und nun schwer gepatzt hat. Und dass er eine Lücke hinterlässt, die größer ist als er selbst. Und dass alle, die sich jetzt ganz stark im Recht fühlen, noch einmal ganz kurz nachdenken sollten.

Norbert Lammert, der Bundestagspräsident zum Beispiel. Er hat gesagt, der Nicht-Rücktritt des Ministers sei der letzte »Sargnagel« für das Vertrauen in die Demokratie. Das ist verantwortungsloser Moralismus. Eigentlich müsste ein Parlamentspräsident und damit amtlicher Paradedemokrat sagen, dass kein Einzelfall, auch nicht dieser, das Vertrauen in die Demokratie zerstören kann. Und falsch ist es auch, genauso falsch im Übrigen wie das Gegenteil: Denn auch der Rücktritt gefährdet die Demokratie nicht.

Zu viele Fragen gefährden die Demokratie sowieso nicht. Nur zu viele Antworten.

www.zeit.de/audio

Der neue Süden

Europa feiert die Revolutionen im Maghreb, fürchtet sich aber leider vor den Konsequenzen VON ANDREA BÖHM

Der Deal ist geplatzt. Egal, wer nach Muammar al-Gadhafi in Libyen die Macht übernimmt, egal, wie die Revolutionen in Tunesien und Ägypten enden und wo sie noch bevorstehen: Die alte Geschäftsgrundlage – Europas Geld für Arabiens Diktatoren, ihr Öl, ihre Armeen und ihre Flüchtlingsabwehr – existiert nicht mehr. Die neue Ära wird für Europa teurer, sehr viel teurer. Und damit sind nicht die steigenden Benzinpreise an den Tankstellen gemeint. Es geht um nicht weniger als einen »New Deal« mit den Nachbarn im Süden.

Nicht, dass man das Gefühl hätte, in Brüssel, Berlin, Paris oder Rom sei man sich dessen bewusst. Gut zwei Monate nach Beginn der Jasmin-Revolution in Tunesien und trotz des anschwellenden Erschreckens über Gadhafis Kriegserklärung ans eigene Volk wirkt die EU immer noch, als sehe sie in der arabischen Diktatorendämmerung eine unwillkommene Ruhestörung durch Halbwüchsige im Hinterhof. Dabei bietet sie Europa auch eine riesige Chance.

Revolutionen passen selten in irgendjemandes Terminkalender. Weder die Osteuropäer 1989 noch die Araber 2011 haben bei ihrem politischen Aufbruch Rücksicht auf die westliche Befindlichkeit und Tagesordnung genommen. Aber 1989 lautete die Parole: Unsere Freiheit ist eure Freiheit, von eurem Wohlergehen profitieren auch wir. Genau diesen Geist braucht es auch jetzt.

Irgendwelche Einwände? Osteuropa war uns damals näher als heute der Maghreb? Die EU finanziell und politisch besser beisammen? Stimmt. Ändert aber nichts. Entweder wagt Europa jetzt das große Projekt »Aufbau Süd«, oder es handelt sich tatsächlich eine massive Flüchtlingskrise sowie eine Welle der Feindseligkeit der arabischen Gesellschaften ein. Die erste Option dürfte sich langfristig auch für die EU rechnen. Die zweite erscheint nur auf den ersten Blick billiger.

Fangen wir mit dem Dringenden und Naheliegenden an: humanitäre Hilfe für die Menschen, die nun aus Libyen fliehen. Bei den meisten handelt es sich um Gastarbeiter aus den Nachbarländern Tunesien und Ägypten, die Notversorgung und dann Transportmöglichkeiten nach Hause brauchen. Einige Tausend sind Flüchtlinge aus afrikanischen Kriegsgebieten, die in Libyen gestrandet sind. Sie müssen evakuiert und aufgenommen werden. Und bevor europäische Innenminister gleich wieder »biblische Fluten« beschwören und nach dem Riechfläschchen oder verstärktem Grenzschutz schreien: Es handelt sich hier um ein Gebot der Menschlichkeit. Und um eine vergleichsweise billige Investition in Europas Reputation als Garant von Menschenrechten. Um die ist es derzeit bekanntermaßen schlecht bestellt.

Das reicht natürlich nicht: Die EU wird dem »neuen Süden« Handelserleichterungen für dessen Produkte, Kredite und kurzfristig auch Subventionen für Grundnahrungsmittel bieten müssen, außerdem Direktinvestitionen und Ausbildungshilfen. All das natürlich gekoppelt an Reformen und die Achtung bürgerlicher Rechte, wobei es sich allerdings empfiehlt, auf diesen nicht nur in Kairo oder Tunis, sondern auch in Budapest oder Paris zu insistieren.

Und noch ein Tabuthema muss auf den Tisch: Migration. Einwanderung. Die 5000 tunesischen Migranten, die es im nachrevolutionären Chaos nach Lampedusa geschafft haben, werden nicht die letzten gewesen sein. Inmitten der Wirren der neuen Freiheit haben sie sich das Recht genommen, im Norden nach einer wirtschaftlichen Perspektive zu suchen – wie nach dem Fall der Mauer übrigens auch viele Ostdeutsche im Westen.

Greencard-Programme für Nordafrika – die EU braucht eine Migrationspolitik

Niemand bestreitet die Notwendigkeit von Grenzkontrollen gegen illegale Migration. Aber es wird endlich eine europäische Migrationspolitik geben müssen – und zwar zugeschnitten auf den »neuen« Süden: Arbeitsvisa für tunesische Ingenieure, Stipendien für ägyptische Studenten, Greencard-Programme für Nordafrika. Solche Maßnahmen schaffen weder die Armut in den betreffenden Ländern noch die illegale Migration ab. Aber sie können beides mildern. Und sie sind ein politischer wie symbolischer Kernpunkt für den New Deal rund ums Mittelmeer. Denn sie signalisieren: Ja, wir wollen euch! Wir sehen euch nicht mehr nur als Hinterhof mit Ölleitung, sondern als zukünftigen Kultur- und Wirtschaftsraum.

Irgendwelche Einwände? Das sei nicht zu vermitteln in den Zeiten von Le Pen, Sarrazin, Wilders und der Lega Nord? Richtig ist, dass der europäische Rechtspopulismus mit den Schlagworten »Islamisierung« und »Integrationsverweigerung« salonfähig geworden ist, er hat Denkverbote geschaffen, die kaum ein Politiker zu durchbrechen wagt. Und wenn man nach Frankreich, Italien oder Deutschland blickt, hat man auch nicht das Gefühl, dass sie irgendein Politiker durchbrechen will.

Aber wo sich Regierungen nicht aus der Deckung wagen, können Wirtschaftsverbände, altgediente Prominente aus Kultur und Politik, Stiftungen und Thinktanks Anstöße geben. Und wenn dann jemand behauptet, hier handele es sich um naive Ideen, dann gibt es nur eine Entgegnung: Dies ist Europas neue Realpolitik.

www.zeit.de/audio

Liebe Leserinnen und Leser,

steigende Papier- und Vertriebspreise erfordern leider eine moderate Preiserhöhung: Von dieser Ausgabe an kostet die ZEIT 7.30 CHF. Unseren Abonnenten bieten wir wie bisher einen Rabatt von über 10 Prozent, Studenten sparen mehr als 40 Prozent.

Wem gehört das Abendmahl?

Papst Benedikt schreibt über das Heilsgeschehen am Abend vor der Kreuzigung Jesu. Ein Vorabdruck

Glauben & Zweifeln S. 56

PROMINENT IGNORIERT

Promovieren tut gut

Eine 1948 begonnene amerikanische Langzeitstudie an 5200 untersuchten Personen ist jetzt zu dem Schluss gekommen, dass der Blutdruck umso niedriger ist, je höher das Bildungsniveau, und da hoher Blutdruck als Ursache zahlreicher Herz- und Kreislauf-Erkrankungen gilt, kann man sagen, dass Akademiker generell gesünder sind. Promovieren ist also keineswegs schädlich. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. GRN.

kleine Abb.: Smetek für DZ; OR/Picciarella/ROPI-REA/laif; Corbis (v.o.n.u.)

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnement Österreich,
Schweiz, restliches Ausland

DIE ZEIT Leserservice,
20080 Hamburg, Deutschland
Telefon: +49-1805-861 00 09
Fax: +49-1805-25 29 08
E-Mail: abo@zeit.de

AUSGABE:

10

66. JAHRGANG

CH C 7451 C

4 190745 104005 10

STEUERSTREIT

Das ist deren Problem

Die Politik muss sich aus der US-Klage gegen die Schweizer Banker raushalten

Gutes Timing, präzise Pointen, etwas Mystik und immer dick auftragen: Die Amerikaner sind bekanntlich Meister des Show-Effekts. In den letzten Tagen konnte man es wieder schön beobachten, erstens an der Oscar-Gala in Los Angeles, zweitens in einem trockenen Communiqué aus dem Justizministerium in Washington. Es verkündete, dass vier Banker aus der Schweiz angeklagt werden – wegen einer »Verschwörung« gegen die United States of America. Sie sollen Steuerzahlern geholfen haben, Geld zu verstecken.

Es war eine gut gesetzte Knallbombe. Wenige Tage zuvor, am 8. Februar, hatte die Bundessteuerbehörde IRS ihren Bürgern ein neues Amnestieprogramm schmackhaft gemacht. Es soll reiche Menschen dazu bewegen, bis August ihre versteckten Auslandskonti nach Washington zu melden: Nachschub für die trockenen Bundeskassen.

Der Angriff auf die Swiss Banker erschien da wie eine konzertierte Aktion. Alle vier Angeklagten arbeiten oder arbeiteten für Credit Suisse (CS) – womit Steuersünder mit Konti bei der zweitgrößten Schweizer Bank wirksam aufgescheucht wurden. Drei der Banker waren später für kleinere Häuser tätig, die keine Geschäftsbeziehungen in den USA pflegen – was wiederum Kunden all jener Institute verunsichern muss, die sonst kaum greifbar sind für Washingtons Arm. Und ganz allgemein wurden Mr. und Mrs. Taxpayer daran erinnert, dass ihre Steuerfahnder noch manche Bresche in den größten Geldhafen der Welt schlagen können. Auch nach dem Staatsvertrag, welcher den Streit mit der UBS beigelegt hatte.

Natürlich: In der Schweiz muss man die Sache ebenfalls ernst nehmen. Bis das Amnestieprogramm ausläuft, kann sich die helvetische Finanzbranche auf eine Serie weiterer Stiche gefasst machen. Über dem zweitgrößten Geldhaus im Land – *too big to fail* wie eh und je – hängt das Damoklesschwert einer Zivilklage. Diese wiederum könnte in einer neuen Forderung nach Kundendaten gipfeln – ein frischer Fischzug gegen das Bankgeheimnis. Und insgesamt hat das Swiss Banking ein weiteres Reputationsproblem am Hals.

Doch soll sich die Regierung einmischen? So lautete jedenfalls eine Forderung, die in den letzten Tagen mehrfach gestellt wurde. Sie führt zur Folgefrage: Hat die Schweiz ihre Lektion aus dem Beinahe-Debakel im Steuerstreit USA vs. UBS gelernt? Immerhin ähneln sich die Fälle in ihrem Setting, und immerhin war der UBS-Streit, wir erinnern uns, eine der peinlichsten Episoden der jüngeren Schweizer Geschichte. Vor lauter Sorge um den angezählten Bankriesen – *too big to fail* – stürmten Regierung und Verwaltung in ein Minenfeld; gestützt vom Bundesrat veranlasste die Aufsichtsbehörde Finma die UBS in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, Hunderte Kunden zu verraten, und am Ende unterschrieb die Schweiz einen Staatsvertrag, der ihre Verfassung ritzt. Andererseits blieb das strategische Problem des sogenannten Altgeldes bestehen – Milliardenvermögen mit unklarer Herkunft und langer Vergangenheit auf Schweizer Banken.

In der Deutung waren sich damals viele linke und bürgerliche Politiker einig: Das Land saß in Geiselhaft der UBS. Dies wurde seither zwar oft angezweifelt: Hätte es Washington wirklich gewagt, einen globalen Bankriesen über die Klippe zu stürzen? Aber egal, entscheidend ist nun, wie sehr das Land in Geiselhaft der CS sitzt.

Es gibt Hinweise, die zu einer gewissen Gelassenheit verleiten. Erstens ist die Credit Suisse heute in einem besseren Zustand als die UBS im Jahre 2009, zweitens sind die Finanzmärkte stabiler, drittens lässt die Anklageschrift von Bundesstaatsanwalt Neil H. MacBride vermuten, dass der aktuelle Casus eine Liga kleiner ist – im finanziellen Ausmaß, im kriminellen Engagement, in der Systematik. Und wenn es denn stimmt, dass die US-Justizbehörden schon seit dreieinhalb Jahren über Fehltritte der jetzt verfolgten Banker informiert waren (wie World Radio Switzerland erfuhr), so würde auch dieses Timing den Anfangsverdacht erhärten: Im Zentrum der Aktion steht nicht die Maßregelung einer Bank oder einiger Kundenberater, sondern die Botschaft an die heimischen Steuerflüchtlinge. Die gute, die nützliche Show.

Damit aber bliebe der Berner Politik und Wirtschaftsdiplomatie vor allem das Grundsatzproblem überlassen: die Altlasten. Diese Angelegenheit, so wurde in den letzten Tagen erneut klar, drängt gewaltig. Die Schweiz muss mit Hochdruck – und mit möglichst vielen Staaten – eine vertragliche Lösung finden, um angejahrte Schwarzgelder ans Licht zu bringen und wieder zu regularisieren.

Die aktuelle US-Klage ist da nur ein Nebenschauplatz. Zwar sieht der UBS-Staatsvertrag vor, dass die Schweiz in einem analogen Fall analog reagieren muss; das heißt, sie kann zu einem ähnlichen Abkommen wie 2010 verpflichtet werden. Aber dass sich die »Umstände und Handlungsmuster« ähneln, darf nach heutigem Wissensstand bezweifelt werden, und solange das US-Justizministerium nicht auf diesen Punkt pocht, haben wir es zuerst einmal mit einer privaten Angelegenheit zu tun: Die Anklagen sind ein betriebswirtschaftliches Problem für eine Bank – sowie für eine Branche, die bis heute von den Sünden der Vergangenheit zehrt. Doch noch bildet der Fall CS keine volkswirtschaftliche Gefahr.

Und da die Vereinigten Staaten ein anerkannter Rechtsstaat sind, wäre der Fall eigentlich klar. Sollte etwas dran sein an den Vorwürfen, müssen die betroffenen Banken und die angeklagten Individuen geradestehen. Nicht die Schweiz. RALPH PÖHNER

Zug heißt jetzt Luzern

Seit Anfang des Jahres hat Luzern paradiesisch niedrige Steuern. Damit will der Kanton dem Nachbarn Zug Konkurrenz machen. Wer aber wird das am Ende bezahlen?

VON MICHAEL SOUKUP

Der Achtzigjährige steht auf seiner Terrasse und blickt vorsichtig auf die Stadt hinunter. »Himmel, schon wieder fünf neue Baukräne.« Nebenan, auf einer früheren Kuhweide, werden 30 Parzellen planiert. Jede kostet eine Million Franken – ohne Haus. »Da wird es einem schon etwas komisch im Bauch«, sagt Georg Stucky in die Kamera des Schweizer Fernsehens. Der frühere Finanzdirektor und Nationalrat gilt als Architekt der Zuger Niedrigsteuerstrategie. Allein während seiner Amtszeit von 1975 bis 1990 wurden die Steuern neunmal gesenkt. »Das ist wahrscheinlich *Guinness Buch*-verdächtig«, sagt der Freisinnige sichtlich stolz.

Mit dem Alter kommt das schlechte Gewissen. Vielleicht ist er auch nur irritiert, dass seine grüne Oase oberhalb Baars allmählich zubetoniert wird. So wünscht sich der Alt-Regierungsrat, dass die Freigabe von Bauland und damit das Bevölkerungswachstum in Zug gebremst wird. Zu spät und falsch dazu, findet Jo Lang. »Nicht das Bevölkerungswachstum, sondern die Verdrängung von Mittelstandsfamilien durch reiche Neuzuzüger und Handelsfirmen ist das Problem«, sagt der Zuger Nationalrat der Grünen.

Foto: © Ferit Kuyas

Ein Kanton wird luxussaniert: Seepromenade von Luzern mit Vierwaldstättersee

Marcel Schwerzmann ist Finanzdirektor des Kantons Luzerns. Er wird wohl einmal als Architekt der Luzerner Niedrigsteuerstrategie in die Geschichte eingehen. Als am 27. September 2009 das Luzerner Stimmvolk der Steuergesetzrevision 2011 mit großem Mehr zustimmte, sah man einen zufriedenen Schwerzmann im Luzerner Regierungsgebäude. Hinter ihm prangte ein riesiges Transparent mit der Aufschrift »Tiefste Unternehmenssteuer«.

Der frühere kantonale Steuerchef sitzt seit 2007 im Regierungsrat. Er ist zwar parteilos, hat aber einen guten Draht zur FDP. Schwerzmann hat in wenigen Jahren aus der Steuerhölle Luzern ein Steuerparadies gemacht. Seit Anfang des Jahres weist die Stadt Luzern tiefere Spitzensteuersätze auf als die steuergünstigste Zürcher Gemeinde Zumikon. Von 2012 an kommt die niedrigste Unternehmensgewinnsteuer der Schweiz dazu.

Mit rund 77 000 Einwohnern ist Luzern die siebtgrößte Stadt der Schweiz. Kommt die Fusion mit den Vororten diesen Herbst an der Urne durch, wird Luzern bald auf Platz vier vorrücken – vor Lausanne und Bern. Damit läuft in Luzern ein interessantes, wenn nicht gefährliches Experiment ab. Denn bisher traute sich keine so große Stadt, ihre Steuern so drastisch zu senken. Als zu groß wird allgemein das Risiko eingeschätzt, dass sich die Zentrumslasten nicht mehr finanzieren lassen.

Doch Luzerns Bürgerliche vertrauen ganz auf die Zauberkräfte ihres Finanzdirektors. »Der Sinn einer Steuersenkung ist es schließlich, dass man im Endeffekt mehr Geld einnimmt«, sagte Marcel Schwerzmann damals. Als *voodoo economics* wurde Reagans Wirtschaftspolitik in den achtziger Jahren verspottet. Die Langzeitfolgen sind hinlänglich bekannt: ein tiefer Graben zwischen Arm und Reich. Und ein hoch verschuldetes Land.

Und wie es im Lehrbuch steht, ließen die Sparübungen nicht lange auf sich warten. Keine zwei Wochen nach dem Ja zur Steuergesetzrevision beschloss der Kantonsrat das erste Entlastungspaket, danach folgte die Stadt mit Sparpaketen. Seitdem wird eisern gespart: Stellenabbau beim Schulunterricht, Zusammenlegung von Schulklassen oder Aufschiebung von Schulhaussanierungen.

Dabei gab es genug Warnzeichen. Einerseits steht die Stadt vor einer Hochinvestitionsphase. Allein bis 2013 plant Luzern rund 300 Millionen Franken zu investieren. Man hat 70 Millionen Franken an den Bau der neuen Sportarena Allmend versprochen. Andererseits muss von diesem Jahr an die Beamtenpensionskasse jährlich mit sieben Millionen Franken saniert werden, zudem wird die Neuordnung der Pflegefinanzierung das städtische Budget jährlich mit Mehrkosten von 15 Millionen Franken belasten.

Abgesehen davon, scheint sich die Innerschweizer Metropole langsam, aber sicher mit ihren kulturpolitischen Ambitionen zu übernehmen. Jean Nouvels Kultur- und Kongresszentrum (KKL) ist grandios, aber notorisch defizitär. Kostenpunkt für die Stadt: 4,2 Millionen Franken jährlich. Bald muss die Stadt mit fast 20 Millionen Franken für die Sanierung des KKL-Daches aufkommen. Dennoch halten die Behörden unbeirrt auch an ihrem Luftschloss Salle Modulable fest – obwohl die 120-Millionen-Spende des Milliardärs Christof Engelhorn zurückgezogen wurde. »Es ist eine einzigartige Chance, die wir ergreifen müssen«, sagte Marcel Schwerzmann Ende des Jahres. Inklusive Musikhochschule geht die Machbarkeitsstudie von 250 Millionen Franken Baukosten aus. Zurzeit ist vorgesehen, dass die öffentliche Hand den Betrieb jährlich mit 25 Millionen finanziert und sich mit rund 150 Millionen am Bau beteiligt.

Zum einsamen Rufer im bürgerlichen Lager avancierte deshalb Franz Müller. Nicht dass der städtische Finanzdirektor grundsätzlich gegen tiefere Steuern gewesen wäre. Die kantonale Steuerreform würde aber der Stadt das Genick brechen, so viel war dem Freisinnigen klar. Bereits im Juni 2008 warnte Franz Müller in der *Neuen Luzerner Zeitung:* »Die Steuergesetzrevision verursacht zu hohe Steuerausfälle. Für die Stadt ist das nicht verkraftbar.« Auch ohne die jährlichen Steuerausfälle von 27 Millionen Franken würden die Schulden der Stadt explodieren, von 20 auf 276 Millionen Franken.

Müller schlug deshalb vor, die Reduktion der bereits sehr niedrigen Gewinnsteuern zu verschieben und diese nur um 20 statt 50 Prozent zu senken. Doch Schwerzmann hatte kein Verständnis dafür. Im Gegenteil, er wies darauf hin, dass die FDP die Steuersenkung zeitlich vorziehen wolle – auch wenn der Kanton bis 2013 von einer Neuverschuldung von 475 Millionen Franken ausging.

Heute betont Marcel Schwerzmann: »Der Stadt wurde die Steuergesetzrevision nicht aufgezwungen. Sie wurde durch das Volk kantonsweit mit 67 Prozent und in der Stadt mit 62 Prozent gutgeheißen.« Sicherlich nicht geschadet hat die publizistische Schützenhilfe der *NZZ*-Tochter *Neue Luzerner Zeitung*. Die Redaktion des stramm rechtsliberalen Monopolblattes hat sich im jahrhundertealten Konflikt zwischen Stadt und Land auf die Seite des Kantons geschlagen. So fehlt der Stadt seit der Fusion der linksliberalen *LNN* mit dem katholischen *Vaterland* und dem liberalen *Luzerner Tagblatt* in den neunziger Jahren eine gewichtige Stimme. Entsprechend hart fällt das Urteil von Hans Stutz aus, Journalist und parteiloser Stadtparlamentarier in der grünen Fraktion: NLZ – »Nicht Lesenswerte Zeitung«.

Luxuriöse Villen und Appartements schießen aus dem Boden

Regionale Zeitungsmonopole gibt es auch in anderen Städten. Eine Luzerner Spezialität ist aber Martin Merki. Er ist nicht nur langjähriger Zentralschweiz-Korrespondent der *NZZ,* sondern auch städtischer FDP-Fraktionschef. Ende 2010 stellte der Presserat im Zusammenhang einer Beschwerde der Luzerner Jusos grundsätzlich fest: »Die Ausübung des Berufs des Journalisten ist nicht mit der Ausübung einer öffentlichen Funktion vereinbar. Wird eine politische Tätigkeit aufgrund besonderer Umstände ausnahmsweise wahrgenommen, ist auf eine strikte Trennung der Funktionen zu achten.« Tatsächlich hat Merki aufgehört, über seine politischen Geschäfte zu berichten. Aber die *NLZ* dient ihm als willkommenes Sprachrohr. Dass der FDP-Politiker auf der Lohnliste desselben Medienkonzerns steht, wird nicht offengelegt.

Nach der »Zugisierung« folgt die »Seefeldisierung« Luzerns: Platz schaffen für neue, gute Steuerzahler. »Eine Prognos-Studie ergab, dass es in Luzern zu wenige Wohnungen im gehobenen Standard gibt«, sagt Jean-Pierre Deville, bis Ende 2010 Leiter der Abteilung Städtebau. Dabei verweist er als Beispiel auf »The New Tivoli«. Wunderschön am See gelegen, hat das Atelier Hans Kollhoff das ehemalige Grandhotel zu Luxuswohnungen umgebaut. Das benachbarte Grand Hotel Europe steht kurz davor, ebenfalls abgerissen zu werden, um exklusiven Stadtwohnungen zu weichen. Oberhalb, im mondänen Quartier Wesemlin-Dreilinden, schießen luxuriöse Stadtvillen und Appartements aus dem Boden. Die Mietpreise bewegen sich zwischen 7000 und 10 000 Franken monatlich. »Das ist wahnsinnig, wohin wird das führen?«, fragt Deville.

Die Gentrifizierung beschränkt sich nicht auf die Toplagen. »Mit der im vergangenen Jahr eröffneten durchgehenden Autobahn zwischen Luzern und Zürich spüren wir eine Zunahme von Luxussanierungen«, sagt Beat Wicki, Geschäftsleiter des Mieterverbands. Ein Verdoppelung oder Verdreifachung der Miete sei keine Seltenheit mehr. Unter Druck geraten die Quartiere außerhalb der sauber geleckten, kaum bewohnten Altstadt. Die Hirschmatt-, Neustadt- und Bruchquartiere bestehen hauptsächlich aus stattlichen Wohnhäusern aus der Jahrhundertwende. Hier wirkt Luzern großstädtisch und lebendig, lange Zeit konnte man hier problemlos eine bezahlbare Altbauwohnung finden. Doch wegen der Verdichtungen und Sanierungen sind die Tage des mittelständischen Reservats wohl gezählt.

Aber nicht nur deswegen. Wer A sagt, muss auch B sagen. Zur Niedrigsteuerstrategie gesellt sich die sogenannte Headquarter-Strategie. Deshalb fordert Martin Merki: »Die Zeit für Firmenansiedlungen ist dank niedriger Steuern günstig: Die Stadt schafft mit Privaten große zusammenhängende Büroflächen.« Dafür sind in definierten Schlüsselarealen Bürohochhäuser vorgesehen. Sie kommen bei der Bevölkerung nicht gut an. Archicultura, die Stiftung für Ortsbildpflege, verweist zudem auf die schlechten Erfahrungen im Nachbarkanton: »Zug ist heute, abgesehen von der Altstadt, eine Ausgeburt der baulichen Hässlichkeit.«

Bis 2015 sollen insgesamt 30 000 Quadratmeter neue Büroflächen entstehen. Flankiert wird die Offensive von einer höchst umstrittenen Bau- und Zonenrevision. So ist eine Verwässerung des bestehenden Wohnschutzanteils in die Wege geleitet worden. Mit Ausnahme des doppelstöckigen Dachgeschosses könnte künftig das ganze Haus für Dienstleistungen genutzt werden. »Im Zentrum kann es als Folge des reduzierten Wohnanteils tatsächlich zu einer Verdrängung kommen«, sagt Deville und denkt an Neuzuzüger wie Wirtschaftskanzleien, Treuhänder oder Rohstoffhandelsfirmen. Selbst Peter Krummenacher von der Luzerner Immobilienfirma Contrust Finance, der eigentlich vom Erfolg der neuen Steuerstrategie überzeugt ist, warnt: »Die Stadt darf durch die Erweiterung der Büroflächen nicht entvölkert werden, so dass am Abend keine ›toten‹ Stadtteile entstehen können.«

Kurz gesagt: Die Rechnung wird nicht für alle aufgehen.

Von Goldkehlen und Goldeseln

Nur das Beste war gut genug. Wie Alexander Pereira das Zürcher Opernhaus von sich abhängig machte VON CHRISTIAN BERZINS

Auch vor 1991 wurde in Zürich Oper gespielt. Dennoch herrscht am 21. September 1991 eine nie erlebte Aufregung. Die erste Premiere von Intendant Alexander Pereira steht an. Unter den Studenten, die an der Opernhauskasse auf Restkarten warten, klingt es, als habe der Messias den Weg nach Zürich gefunden. Dieser 1947 geborene Wiener bietet nun täglich Stars, die es bisher nur an Galaabenden zu hören gab: sechs Mal *Tosca* mit Neil Shicoff, drei Mal hintereinander *Fedora* mit José Carreras! Der Multimillionär und Mäzen Bruno Franzen sagt: »Früher musste ich nach Mailand fahren, heute kann ich die Stars in Zürich hören.«

Nur den ersten zwei Studenten gibt Pereira an diesem 21. September eine *Lohengrin*-Karte – zwar persönlich, aber zum Normalpreis. Das heimlich gehütete Premieren-Kontingent für Studenten ist Geschichte. Jetzt zählt jeder Franken. Kein Wunder: Pereira will seine Vision von einem neuen Opernsystem verwirklichen. Seine Maxime: »Wenn du zehn Prozent mehr Geld aufbringst, dann überschreitest du die Schwelle von gut und wirst erstklassig.« Er ahnt, dass mit Sponsoring ein Haufen Geld zu machen ist. Auch seine Tochter liebt diese Materie und arbeitet bald bei der Sponsorabteilung der Crédit Suisse.

Mit dem Verwaltungsrat des Opernhauses handelt Pereira einen Vertrag aus, der ihm zum Grundlohn von etwa 300 000 Franken zusätzlich rund 5,4 Prozent Provision bringt. Keiner glaubt, dass er bald 14 Millionen Sponsorenfranken einholen und sein Gehalt um 600 000 Franken verbessern würde. Damals sagt man ihm: »Verdienen Sie überproportional, dann geht es uns gut!«

Erst jetzt, 2011, wo bekannt ist, dass die Saison 2009/2010 mit fünf Millionen Franken Verlust schließt, wird daran herumgemäkelt. Pereira gibt 70 000 Franken zurück. Die Künstler bittet er gar, auf zehn Prozent der Gage zu verzichten. Und generös verlangt er, dass sein Nachfolger Andreas Homoki nach 2012 mehr Subventionen erhalten soll, hofft aber, dass auch er selbst nochmals mehr Geld erhält – über 75 Millionen Franken.

Die sanfte Bescheidenheit seines Vorgängers Christoph Groszer ermöglichte den Exploit des Tausendsassas Pereira. Als 1992 Koloraturwunder Edita Gruberova in einer Donizetti-Rolle kurzfristig absagt, tritt Pereira strahlend vor den Vorhang und zaubert zwei neue Trümpfe aus dem Ärmel: »Stattdessen hören Sie heute Rossinis *L'Italiana in Algeri* mit der großen Agnes Baltsa!« Jubel! Pereira holt nicht nur Sängerstars, sondern schafft es, große Dirigenten ans Haus zu binden. Nun reisen Opernfreunde gar aus Wien und München an.

Er bleibt über all die Jahre unberechenbar – künstlerisch wie menschlich. Verstolpert er sich verbal mitten in einer Galavorstellung, sagt er: »Ich bin ein bisschen verblödet.« Und dann folgt eine tiefe Wahrheit: »Ich bin ein Kaspar, immer schon gewesen.« Pereira ist halb der Wiener Kaspar, den niemand ernst nehmen muss, und halb der bewundernswerte Alleskönner mit einer 39 Jahre jüngeren Frau. Tritt er vor die Rotarier oder beim WEF in Davos auf, redet er, frei stotternd, über seinen Opernladen. Man belächelt ihn. Er ist der Vogelfänger Papageno unter den harten Männern, ein Verkäufer der Gefühle, der sagt: »Ich bin überzeugt, wenn man's richtig rüberbringt, kann man alles verkaufen.« Er ist sich für nichts zu schade. Nach jedem Liederabend erscheint er mit riesigem Blumenstrauß und wirft sich der Primadonna zu Füßen. Die Zielobjekte können auch Politiker sein. Pereira erniedrigt sich – dann bittet er um Geld.

Der Intendant begreift die Zürcher, er nimmt sie und deren Meinungsführer im Sturm. Nicht nur das junge Zürich erwacht in den neunziger Jahren, jetzt hat auch der Zürichberg seine *Location.* Waren die Premierenfeiern einst ein netter Ausklang des Abends im kleinen Kreis, werden sie in der Ära Pereira zur Party. In Basel oder Luzern kosten entweder Getränke oder das Essen – in Zürich labt man sich am langen Buffet gratis. Pereira weiß: Dieses Geld ist gut investiert. Er macht seinen Gefühlsladen zu einem gesellschaftlichen Zentrum der Stadt. Wer kein Premieren-Abo hat, gehört nicht zum Zürcher Schick. In der Pause treffen sich die Verleger mit den CEOs. Banken kommen regelmäßig mit 300 Gästen ins Haus. Pereira marschiert beim Sechseläuten mit und spannt einen Wirtschaftsführer nach dem anderen ein. Bundesrat Moritz Leuenberger wird Stammgast und der Opernball ein gesellschaftliches, lukratives Ereignis. 2008 erkennt ein Münchner Unternehmensberatungsbüro, dass der Erfolg des Hauses auch (s)ein Fluch sei: Das Haus werde vor allem als Wirtschafts-, nicht aber als Kulturwunder wahrgenommen.

»Sparen ist falsch. Es gibt nur die Chance, mehr Geld reinzuholen«

Die Auslastung steigt in den Neunzigern auf 90 Prozent. Pereira erhöht die Anzahl der Premieren auf 15 pro Saison. Das Haus ächzt. Doch man muss produzieren, weil die Zürcher immer Neues sehen wollen und die Sponsoren keine Wiederaufnahmen bezahlen. Und auch als die Auslastung sich in den nuller Jahren wieder auf 80 Prozent einpendelt, hat das Opernhaus den Ruf, immer ausverkauft zu sein. Es wird in einem Atemzug mit München und London genannt. Für angehende Stars gehört es dazu, in Zürich gesungen zu haben. Und so tauchen denn sehr viele zumindest für eine Produktion auf. Weltstars benutzen Zürich auch als Probefeld, Pereira ermöglicht ihnen Rollendebüts im unkritischen Umfeld: eine Win-Win-Situation.

Abend für Abend sitzt der Intendant in der dritten Parkettloge. In Talkshows erzählt er, wie er nach einer gescheiterten Ehe seine Gefühlswelt in der Oper auslebt. Oft kommt das erste »Bravo« aus der Direktionsloge. Pereira ist ein Opernfanatiker, einer dieser heiligen Idioten, die sich allabendlich die Lunge aus dem Leib schreien. Manchmal kommt auch ein »Buh«. Doch Kritik mag dieser Künstlermanager nicht. Bei schlechten Zeitungskritiken meldet er sich nicht beim Chefredaktor, sondern steigt gleich oben ein, beim Verleger. Pereira beherrscht sein Haus, keiner wagt es, ihm intern zu widersprechen. Bezeichnenderweise sagte der ehemalige Chefdirigent Franz Welser-Möst vor zwei Jahren: »Ich habe keine Angst vor Pereira.« Und er fügte an: »Das Opernhaus trägt einen Namen, und dahinter verschwindet sehr viel. Ich sage das nicht neidisch, aber: Nicht alles, was nach außen gut scheint, ist tatsächlich gut.«

Foto: Noë Flum und Christian Grund

Alexander Pereira inszeniert sich als bescheidener Narr

Das »System Pereira« spielt nicht nur viel Geld ein, sondern vor allem braucht es viel Geld: Alles im Haus ist vom Feinsten, der Chor und das Ensemble wachsen. Wenn jemand das Wort sparen ausspricht, kontert Pereira: »Natürlich kann man irgendwo ein Holzstück sparen. Aber im Prinzip ist sparen falsch. Substanziell gibt es keine Einsparungsmöglichkeiten, über die es Sinn macht, auch nur nachzudenken. Es gibt nur die Chance, mehr Geld reinzuholen. Wenn bei einem Haus die Fixkosten nicht gedeckt sind, können Sie über kein Sparprogramm nachdenken.«

Auf die Politiker von links bis rechts macht er unheimlichen Eindruck

Sein Traum ist es, dass der Kanton wie einst 1978 die gesamten Fixkosten bezahlt – also alle Festangestellten, darunter auch das mittlerweile riesige Ensemble. Er selbst kann mit den Karteneinkünften und dem Sponsoring die variablen Kosten decken und die Gagen der Gäste bezahlen. Nie erwähnt er, dass die Fixkosten einst viel niedriger waren. Pereira hat seine Geldpredigt so sehr verinnerlicht, dass sie auf Politiker von links bis rechts unheimlichen Eindruck macht. Es leuchtet ein: Sobald ein Parameter wegfällt, schreibt das Haus Verlust. Werden die Subventionen nicht erhöht, müssen Kantonsangestellte leiden. Als im Jahre 2008 das erwähnte Münchner Unternehmensberatungsbüro auch noch bestätigte, dass man im Zürcher Opernhaus kaum sparen könne, ist das »System Pereira« amtlich beglaubigt.

Das Opernhaus Zürich ist völlig von Pereira abhängig. Als ihm 2005 ein Angebot der Mailänder Scala vorliegt, nutzt er es, um die drohende Budgetkürzung von zwei Millionen abzuwehren. »Ich bleibe, aber ihr dürft mir kein Geld wegnehmen«, lautet die opernreife Erpressung. Die Zürcher Regierung geht darauf ein. Später heißt es – Ironie des Schicksals? –, Pereira sei für die Scala sowieso zu teuer gewesen. Für seinen Traumjob als Intendant der Salzburger Festspiele, den er nächstes Jahr antreten wird, nimmt er eine hohe Lohneinbuße in Kauf. Er plant ein fünfjähriges Feuerwerk.

In Zürich aber hat Pereira seinen Kreis schon seit Jahren ausgeschritten. Heute zieht sogar das Markenzeichen »Stars im Abo« nicht mehr. Schuld an allem soll die Baugrube vor dem Haus sein. Dass der künstlerische und gesellschaftliche Hype verblasst ist, will man nicht hören.

1992 schrieb Pereira im *Opernhausmagazin,* dass Zürich 1990, vor seiner Zeit, mit 79 Prozent eine unter dem internationalen Durchschnitt liegende Auslastung gehabt habe. Das sei unhaltbar. 2010 liegt die Auslastung bei 77 Prozent. Immerhin: Selbst bei Premieren erhalten Studenten wieder Restkarten.

Der Autor ist Musikkritiker der »Aargauer Zeitung«

SCHWEIZERSPIEGEL

»Aber doch nicht so«

Wie der Zürcher Künstler Fredi Fischli in die Berliner Politik geriet

Es ging schnell für Fredi. Im Oktober erhielt der Zürcher Bachelorstudent der Kunstgeschichte eine Einladung, sich als Mitglied des Kuratorenteams einer hoch dotierten Kunstausstellung vorzustellen. Im November kam Fredi, Sohn des bekannten Künstlers Peter Fischli, in die größte Schlacht Berliner Kulturschaffender seit der Jahrtausendwende. Und jetzt steht der 23-Jährige zwischen den Fronten.

Der Konflikt dreht sich um eine zu Beginn als »Leistungsschau« bezeichnete temporäre Kunsthalle; es ist eine 1,7 Millionen Euro schwere Ausstellung, die vom 8. Juni bis 24. Juli das aktuelle Berliner Kunstschaffen reflektieren soll. Dass Berlin, das jährlich 4 Millionen Euro für die Kunstförderung aufbringt, im Wahlkampfsommer so viel lockermachen kann, stieß Kritikern sauer auf. Flugs baute sich ein Zweifrontenkampf auf. Tausende Künstler unterzeichneten einen offenen Brief an Bürgermeister Klaus Wowereit, in dem auch der Auswahlprozess der Jungkuratoren mit Fredi Fischli kritisiert wird.

Die Kritiker schießen scharf. Fischli sei als unerfahrener Kurator von außen in ein Kulturpolitik-Schlachtfeld hineingeraten, dem er nicht gewachsen sei, meint Ellen Blumenstein, Mitinitiatorin des Briefes. Nicht, was auf der Leistungsschau am Ende ausgestellt werde, sei wichtig, sondern die Debatte über das Wie, über Freiräume und Arbeitsbedingungen.

Dass die Berliner Kulturlandschaft politisiert sei, habe er gewusst, stöhnt Fischli, »aber doch nicht so«. Er sehe sich gar nicht als Goliath im David-gegen-Goliath-Paradigma. Die Jungkuratoren wurden von einem dreiköpfigen, renommierten Gremium erlesen. Während auch die vier anderen – Angélique Campens, Scott Weaver, Magdalena Magiera, Jakob Schillinger – wie das Gros der Berliner Künstler nicht aus Berlin stammen, bringen sie doch, anders als Fischli, einen internationalen Leistungsausweis mit.

Doch Fischli ist gradlinig. Er absolvierte Praktika bei der Matthew Marks Gallery New York und im Migros Museum für Gegenwartskunst, veranstaltete temporäre Ausstellungen in Zürich; an der Universität Zürich hielt er ein Tutorat übers Kuratieren. »Zudem lernte ich durch meinen Hintergrund schon früh, was und wie die Kunstwelt verhandelt«, sagt er.

Als Fischli mit Partnern letzten Sommer in Zürich für kurze Zeit im Darsa Comfort Projekt einen Überblick über das Zürcher Kunstschaffen kuratierte, bemerkte ihn Hans-Ulrich Obrist, Teil des Gremiums der Leistungsschau. Obrist, 42, Schweizer, einer der visibelsten Kuratoren weltweit, erlangte als 23-jähriger Student Weltruhm, weil er unter anderem Werke von Fredis Vater bei einer Privatvernissage zeigen konnte.

Diesen Zusammenhang tut Fischli jr. ab: »Ich trat gegen vierzig Kandidaten an und kam als letztes Teammitglied hinzu. Gewählt haben mich alle drei Berater, neben Obrist auch Christine Macel und Klaus Biesenbach.«

Aktuell versuchen die Jungkuratoren, sich in die Debatte einzubringen. Mehrfach verkündeten sie vor der Presse ihre Position, benannten die Leistungsschau um in »Based in Berlin« und integrierten unter anderem den Ausstellungsort KunstWerke ins Konzept: Das Team positioniert sich als Vermittler. Ob das klappt, liegt am Geschick der Jungkuratoren. Based in Berlin wird zur Leistungsschau für Fredi Fischli. HANNES GRASSEGGER

ZEITGEIST

Nietzsche und KT

JOSEF JOFFE: Nicht »alles ist erlaubt«, wie der Prophet der Postmoderne wähnte

Zur klassischen Tragödie gehören drei: Held, Chor, Publikum. Heute: Guttenberg, Medien, Wahlvolk. Und die Moral von der Geschicht? Sie wird den Gefallenen überdauern. Wer das 21. Jahrhundert verstehen will, muss im 19. graben. Niemand hat die Postmoderne, mithin das Guttenberg-Drama, besser beschrieben als Friedrich Nietzsche.

1. »Umwertung aller Werte«: Von der spricht Nietzsche im *Antichrist;* in der *Genealogie der Moral* schreibt er: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Das Publikum heute: Das mit dem Plagiat darf man nicht so »eng« sehen. Nietzsche rät in *Jenseits von Gut und Böse,* die »Froschperspektive« einzunehmen. Dann könne dem »Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde« ein »höherer und grundsätzlicherer Wert zugeschrieben werden«. Dann gilt auch:

2. Können schlägt Charakter: So etwa hat es die Kanzlerin ausgedrückt: Sie habe keinen wissenschaftlichen Assistenten, sondern einen Minister eingestellt. Das meinte auch das Publikum: Vox pop und »Bildungsnahe«. So einfach ist es nicht. Bei einem Politiker schlägt die Wahrhaftigkeit das Wissen, denn wir haben ihn gewählt, weil wir ihm vertrauen. Bei einem falschen Dr. med., dem wir unser Leben anvertrauen, wäre das Wahlvolk nicht ganz so gnädig, und die Standesorganisation noch weniger. »Wie einer ist«, ließe sich bei einem Tischler vom »Was er kann« trennen. Hauptsache, Nut und Feder sitzen. Bei der Rechnung geht's dann doch wieder um seine Moral, leider.

3. Die Verfolgung ist übler als der Vertrauensbruch: Das »Kreuziget ihn!« war in der Tat ein hässlich Ding, umso mehr, als dieselben Medien, die Guttenberg vorher hoch-, ihn dann niedergeschrieben haben. Es tröstet freilich, dass der Chor nicht gleichgeschaltet war. Die Meute bellte mit vielen Stimmen; der mächtige Boulevard, zum Beispiel, stand in Treue fest zum Minister. Aber wie auch immer: *Two wrongs don't make a right,* lautet das geflügelte englische Wort. Die Hatz mag heuchlerisch gewesen sein, hob aber das ursprüngliche Vergehen nicht auf. »Es hat angefangen, als er zurückgeschlagen hat« funktionierte schon auf dem Schulhof nicht.

4. Haltet den Dieb! Keiner schimpfte lauter als die Universität Bayreuth. Der Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater prangerte die »Dreistigkeit« an, mit der KT »honorige Personen der Universität hintergangen hat«. Der Ex-Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft forderte die Höchststrafe: »für immer an den Pranger«. Es gilt aber auch: Gelegenheit macht Diebe. Deshalb darf die Uni Bayreuth sich selber ebenfalls Reue & Buße auferlegen. Wer in der Diss blättert, möchte die Uni fragen: Wieso war die einen »Dr.« wert – gar ein »summa«? Und wieso haben die Gutachter nichts gerochen? Natürlich macht auch diese Fahrlässigkeit den »Willen zur Täuschung« nicht wett. Bloß: Etwas mehr Demut, gefolgt von der schonungslosen Überprüfung der Promotionsstandards, wäre jetzt das Gebot der Stunde – in Bayreuth wie in der ganzen Republik.

Die Moral von der Geschicht? Etwas weniger Nietzsche (»alles ist erlaubt«) und mehr Kant (etwa: »eben nicht!«). Ringsum.

Foto: Mathias Bothor/photoselection

Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Illustration: Arifé Aksoy für DIE ZEIT

Welches Land wollen wir? Der Rütli-Schwur, modern interpretiert

Hat die Zukunft eine Schweiz?

Die Eidgenossenschaft muss sich wieder als politisches Projekt begreifen, schreibt ETH-Professor **DAVID GUGERLI**

Ich bin der dezidierten Meinung, dass die Frage nach dem Wesen der Schweiz so unfruchtbar ist wie jene nach ihrer Natur. Der Schweiz wird man nur gerecht, wenn man sie als Prozess, als Produkt von Debatten, als Entwurf versteht. Bei Brecht gibt es dazu eine Ultrakurzgeschichte, an die ich mich in diesem Zusammenhang gern erinnere. »Was tun Sie«, wurde Herr K. gefragt, »wenn Sie einen Menschen lieben?« – »Ich mache einen Entwurf von ihm«, sagte Herr K., »und sorge, dass er ihm ähnlich wird.« – »Wer? Der Entwurf?« – »Nein«, sagte Herr K., »der Mensch.«

Man soll dafür sorgen, dass sich die Verhältnisse dem Entwurf, der seinerseits immer revidiert werden kann, anpassen. Für die hier anstehende Beantwortung der doppelten Frage, ob die Zukunft eine Schweiz und die Schweiz eine Zukunft hat, ist der Projektcharakter der Schweiz also ein besonders guter Ausgangspunkt, weil auch die Zukunft immer das Produkt von gegenwärtigen Entwürfen und Einschätzungen, Projekten und Debatten ist.

Es gäbe drei Prozeduren, die uns da weiterbringen könnten. Als Erstes brauchen wir eine schonungslose Gegenwartsanalyse. Es hat keinen Sinn, die bisherigen Entwürfe der Schweiz aus Gründen der Nostalgie oder auch nur des Respekts vor der Vergangenheit perpetuieren zu wollen. Sie waren, wenn sie erfolgreich waren, in der ihnen zustehenden Zeit richtig und erfolgreich. Wo das nicht der Fall war, erübrigt sich auch die Nostalgie. Gewiss braucht es keine Selbstzerfleischung in dieser Analyse, und es braucht keine Abrechnungen. Jedoch sollte alles auf den Tisch gelegt werden, was die Nöte der Gegenwart und die Unsicherheit gegenüber der Zukunft beinhaltet. Manches, was die gegenwärtigen Schwierigkeiten ausmacht, ist auch schon einmal da gewesen, anderes ist erst in jüngster Vergangenheit entstanden. Der Verlust des Vertrauens in die Gestaltbarkeit der Verhältnisse etwa ist aus anderen Krisenzeiten bekannt und ist wohl immer gekoppelt an einen Verlust des Vertrauens in die Beurteilbarkeit der Verhältnisse. Beides führt zur Delegation von Verantwortung und zur Immobilität. Neu sind die Folgen, welche dieser doppelte Vertrauensverlust hat. Er führt zu einer steigenden Bedeutung von Prothesen, welche den scheinbaren Verlust an Beurteilbarkeit und Gestaltbarkeit kompensieren sollen. Bei den Medien sind dies Einschaltquoten, in der Politik die Umfrageergebnisse, an den Hochschulen die Rankings und in der Forschung die Indizes, welche den *impact* von Publikationen anhand der Häufigkeit messen wollen, mit der diese zitiert werden. Nicht mehr neu, aber historisch besonders auffällig ist die Konjunktur, welche das politische Geschäft mit der Angst seit Anfang der 1990er Jahre hat, ein Geschäft, das Umfragewerte und Einschaltquoten fast ausschließlich im populistischen Sektor in die Höhe treibt.

Wie man den großen Ballast des Populismus abwerfen könnte

Zu einer sorgfältigen Gegenwartsanalyse gehört schließlich auch, jene erfolgreichen Strukturbereinigungen der jüngeren Vergangenheit, die sich bewährt haben, nicht durch einen unnötigen Reformeifer in eine übertriebene Differenzierung hineinzutreiben. Die Strukturbereinigung der Wirtschaft in den 1990er Jahren ist Rezepten der Deregulierung und der Flexibilisierung gefolgt, die zwei Jahrzehnte später nicht mehr notwendigerweise gleich erfolgreich oder gleich sinnvoll sein müssen.

Zweitens müssen wir uns mit der Frage nach dem Entsorgungsbedarf historischer Ballaststoffe beschäftigen. Was hat offensichtlich ausgedient, und was könnte nun an seine Stelle treten? In vielen Bereichen sind wir an den Grenzen der Leistungsfähigkeit angelangt. Auf bundesstaatlicher Ebene zeichnen sich solche Grenzen beim Milizsystem ab, und man muss sich fragen, wie eine Professionalisierung des politischen Personals erreicht werden kann, die nicht zur Bildung einer Politikerkaste führt. Dass die Gemeindeautonomie unter dem Druck zunehmender Aufgaben an die Grenzen der Leistungsfähigkeit stößt, ist ebenfalls kein Geheimnis. Die Tendenz zur Fusion von Gemeinden zeigt an, in welche Richtung sich die lokale politische und administrative Landschaft der Schweiz verschieben könnte. Manche Ballaststoffe werden sich von allein entsorgen: Die große Privatisierungseuphorie der 1990er Jahre hat seit der Finanzkrise deutlich an Attraktivität verloren. Koordinationsleistungen in Märkten werden nicht mehr automatisch daraufhin befragt, ob sie von privater oder von staatlicher Seite erbracht werden. Ein ganz großer Ballast, der Populismus, wird sich spätestens dann ganz von allein entsorgen, wenn sich die Schweiz wieder mit ernsthaften Problemen auf ernsthafte Weise beschäftigt. Es wird dann kein politisches Erfolgsrezept mehr sein, über die Erzeugung von Angst jene Probleme zu evozieren, die es nicht gibt, um nach dem mirakulösen, plebiszitär erzeugten Verschwinden der erfundenen Probleme zu behaupten, man hätte etwas politisch Notwendiges geleistet.

Drittens glaube ich, dass wir Gedankenexperimente besser nutzen sollten und kreative Fragen stellen müssen. Wir könnten uns einen Entwurf einer Schweiz als EU-Mitglied machen und als Kontrollexperiment überlegen, was eine Schweiz unter den zukünftigen Bedingungen des Bilateralismus sein könnte. Und schließlich wäre es nützlich, ganz genau zu überlegen, welche Schweiz wir in Zukunft für uns selber (und nicht nur zum Ärger der jeweiligen politischen Gegner) haben möchten. Eine Schweiz der Kuh- und Käseglocken, in der sich der Weltuntergang wie im Réduit der Weltkriege überdauern lässt? Eine Schweiz als Freizeitpark und Schlafland für die globale Wirtschaft? Als europäisches Altenheim und Steuerparadies? Als Ort der polizeilichen Vermeidung multikultureller Herausforderungen? Oder doch eine Schweiz der positiven Kombinationseffekte von Sorgfalt mit Rücksicht auf und Vertrauen in politische Prozesse?

Die Schweiz war immer dann gut, wenn sie Lebensräume geschaffen hat

Das alles sind Fragen, auf die es viele billige, aber nur wenige tragfähige Antworten gibt. Für die notwendige Strukturbereinigung im politischen und gesellschaftlichen System braucht es Fantasie, Energie und Engagement. Und vielleicht auch die Einsicht, dass die Schweiz als Bundesstaat immer dann besonders stark war, wenn sie Lebensräume geschaffen, Gestaltungsspielräume gewährt, Stabilität garantiert und kulturelle Vielfalt respektiert hat. Ich denke, es wäre gut für den Aushandlungsprozess über die Zukunft, sich daran zu erinnern. Und es wäre ein guter Grund, auch der Zukunft eine Schweiz zu wünschen.

Dieser Text ist, in stark gekürzter Form, dem Buch »Wohin treibt die Schweiz? Zehn Ideen für eine bessere Zukunft« entnommen. Es erscheint am 7. März bei Nagel & Kimche und versammelt u. a. Beiträge von Micheline Calmy-Rey, Roger de Weck, Jakob Tanner, Jacques Herzog und Remo Largo

DIE ZEIT

PREIS DEUTSCHLAND 4,00 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

3. März 2011 DIE ZEIT N° 10

Und nun?

Der Rücktritt des beliebtesten deutschen Politikers hinterlässt ein gespaltenes Land. Karl-Theodor zu Guttenberg wird uns noch lange beschäftigen

POLITIK SEITE 2–5
WISSEN SEITE 33/34
FEUILLETON SEITE 47

www.zeit.de/guttenberg-affaere

Illustration: Smetek für DIE ZEIT/www.smetek.de

Die Besten unserer ZEIT

Der zweite Teil unserer Festbeilage zum 65. Geburtstag der ZEIT: Updike, Mitscherlich, Warhol, Gorbatschow, Miller und viele andere. Die Jahre 1980 bis 2011.

48 Seiten Beilage

Tränen lügen doch

Fischer, Kohl, Sarrazin, Beck: Durch die Affäre Guttenberg wird Deutschland zum moralischen Spiegelkabinett VON BERND ULRICH

Was mag sich Joschka Fischer gedacht haben in diesen Tagen? In seiner Außenministerzeit tauchten plötzlich Fotos auf, auf denen er einen Polizisten verprügelte. Danach machte er falsch, was falsch zu machen war, er leugnete, bagatellisierte, greinte. Und blieb, weil Rot-Grün hinter ihm stand. Denkt er nun, dass Prügeln unter Linken eben nicht ganz so schlimm ist wie Plagiieren unter Rechten?

Was wird in Helmut Kohl vorgegangen sein, der die bürgerlich-konservative FAZ noch hinter sich wusste, als er sich für sein Ehrenwort und gegen das Gesetz entschied? Jetzt polemisierte die Zeitung wie kaum eine andere gegen die größte Zukunftshoffnung des konservativen Lagers, im Namen der bürgerlichen Werte. Lacht er da, der Helmut Kohl, homerisch?

Was wird sich Norbert Röttgen gedacht haben in diesen 14 Tagen des Guttenbergismo? Hat er hektisch in seiner eigenen Dissertation geblättert, um sie dann mit einem Stoßseufzer wieder wegzulegen: Alles in Ordnung!? Ist er froh, einen Konkurrenten um die übernächste Kanzlerschaft los zu sein, oder tut ihm der gefallene Kandidatenkamerad leid?

Empfindet Franz-Josef Jung, KTs grauer Vorgänger, Genugtuung, dass der Mann, in dessen Schatten er selbst verschwunden ist, nun seinerseits verschwindet? Oder stößt es ihm bitter auf, dass noch der strauchelnde Karl-Theodor zu Guttenberg von mehr Menschen geliebt wurde, als Jung je Menschen kannten?

Erstmals seit 1968 sind die Akademiker wieder politisch

Und Thilo Sarrazin? Beschäftigt ihn die Frage, warum die Causa Guttenberg von noch mehr Menschen noch viel heißer diskutiert worden ist als sein Buch? Spürt er die sarrazinesken Kräfte, die im Streit um Guttenberg auch wirken, die stille Wut auf die stinknormale Politik?

Hat sich Gaston Salvatore, der einst beste Freund von Rudi Dutschke, in seinem fernen, schönen Venedig eine Extraflasche Rotwein genehmigt, um ausgiebig auf die deutschen Akademiker anzustoßen, die zum ersten Mal seit 1968 wieder politisch wurden, in eigener Sache zwar, aber immerhin?

Horst Seehofer sah so übernächtigt aus am Dienstag. Was rauschte ihm bloß durch den Kopf, als er nicht schlafen konnte? Warum außerehelicher Nachwuchs die Menschen weniger aufregt als eine verlogene Doktorarbeit? Oder zehrt an ihm der Widerspruch, den gefährlichsten Konkurrenten zugleich mit seinem besten Zugpferd verloren zu haben? Guttenbergs Abgang hält Seehofer sicher im Amt, aber die CSU unter fünfzig Prozent, lachen oder weinen?

Ja, und Angela Merkel? Nach fünf Jahren nüchterner und, jedenfalls öffentlich, gefühlsarmer Kanzlerschaft, wundert sie sich da etwa noch über die Sehnsucht, ja Gier der Deutschen nach politischer Emotion? Sei es nun in der dunklen Variante, wie bei Sarrazin, sei es in der schillernden, wie bei zu Guttenberg? Weiß sie schon, was sie künftig mit dem Bedürfnis der Union nach Klarheit und Zackigkeit anfangen will?

Schließlich Guttenberg selbst. Vielleicht lebt er derzeit in einer Art unsichtbarem Privatbunker, wo er alles abwehrt, was von außen kommt. Oder fragt er sich schon selbst, was er sich dabei gedacht hat, weiß er schon, was ihn in die fortgesetzte Angeberei trieb? Oder sitzt das ererbte Gefühl vom Sonderrecht des Adels so tief? Denkt er an Rache, an Rückkehr oder an Einkehr?

Und Kurt Beck? Der Mann wurde nicht zuletzt wegen seiner ostentativen Provinzialität aus dem Berliner Politikbetrieb vertrieben, so wie jetzt Guttenberg wegen seiner Abgehobenheit, zwei ungleiche Abweichler. Lächelt Kurt Beck darüber, dass einer wegen einer Doktorarbeit stürzt, während ihm, dem Elektriker, daheim in Rheinland-Pfalz keine Affäre etwas anhaben kann?

Oder Dietmar Bartsch, was schoss ihm durch den Kopf, als er Karl-Theodor zu Guttenberg, nahelegte, sich in den Kopf zu schießen? Bartsch weiß, dass seine Partei wegen all ihrer unbearbeiteten Sünden schwere Neurosen mit sich herumschleppt, kollektive und persönliche – und dann diese Gewaltfantasie, befreit so was, für den Moment?

Man könnte diese Reihe ewig fortsetzen, einfach weil die Affäre Guttenberg das Land in ein moralisch-politisches Spiegelkabinett geführt hat. Die Akademiker verteidigen ihre Ehre – und ihren Dünkel. Journalisten beschimpfen den Mann, den sie eben noch verherrlichten. Und überall wälzen sich die Krokodile, in Tränen aufgelöst.

Gewiss ist nun wenig. Nur dass der Mann vor Jahren schwer gefehlt und nun schwer gepatzt hat. Und dass er eine Lücke hinterlässt, die größer ist als er selbst. Und dass alle, die sich jetzt ganz stark im Recht fühlen, noch einmal ganz kurz nachdenken sollten.

Norbert Lammert, der Bundestagspräsident zum Beispiel. Er hat gesagt, der Nicht-Rücktritt des Ministers sei der letzte »Sargnagel« für das Vertrauen in die Demokratie. Das ist verantwortungsloser Moralismus. Eigentlich müsste ein Parlamentspräsident und damit amtlicher Parademokrat sagen, dass kein Einzelfall, auch nicht dieser, das Vertrauen in die Demokratie zerstören kann. Und falsch ist es auch, genauso falsch im Übrigen wie das Gegenteil: Denn auch der Rücktritt gefährdet die Demokratie nicht.

Zu viele Fragen gefährden die Demokratie sowieso nicht. Nur zu viele Antworten.

www.zeit.de/audio

Der neue Süden

Europa feiert die Revolutionen im Maghreb, fürchtet sich aber leider vor den Konsequenzen VON ANDREA BÖHM

Der Deal ist geplatzt. Egal, wer nach Muammar al-Gadhafi in Libyen die Macht übernimmt, egal, wie die Revolutionen in Tunesien und Ägypten enden und wo sie noch bevorstehen: Die alte Geschäftsgrundlage – Europas Geld für Arabiens Diktatoren, ihr Öl, ihre Armeen und ihre Flüchtlingsabwehr – existiert nicht mehr. Die neue Ära wird für Europa teurer, sehr viel teurer. Und damit sind nicht die steigenden Benzinpreise an den Tankstellen gemeint. Es geht um nicht weniger als einen »New Deal« mit den Nachbarn im Süden.

Nicht, dass man das Gefühl hätte, in Brüssel, Berlin, Paris oder Rom sei man sich dessen bewusst. Gut zwei Monate nach Beginn der Jasmin-Revolution in Tunesien und trotz des anschwellenden Erschreckens über Gadhafis Kriegserklärung ans eigene Volk wirkt die EU immer noch, als sehe sie in der arabischen Diktatorendämmerung eine unwillkommene Ruhestörung durch Halbwüchsige im Hinterhof. Dabei bietet sie Europa auch eine riesige Chance.

Revolutionen passen selten in irgendjemandes Terminkalender. Weder die Osteuropäer 1989 noch die Araber 2011 haben bei ihrem politischen Aufbruch Rücksicht auf die westliche Befindlichkeit und Tagesordnung genommen. Aber 1989 lautete die Parole: Unsere Freiheit ist eure Freiheit, von eurem Wohlergehen profitieren auch wir. Genau diesen Geist braucht es auch jetzt.

Irgendwelche Einwände? Osteuropa war uns damals näher als heute der Maghreb? Die EU finanziell und politisch besser beisammen? Stimmt. Ändert aber nichts. Entweder wagt Europa jetzt das große Projekt »Aufbau Süd«, oder es handelt sich tatsächlich eine massive Flüchtlingskrise sowie eine Welle der Feindseligkeit der arabischen Gesellschaften ein. Die erste Option dürfte sich langfristig auch für die EU rechnen. Die zweite erscheint nur auf den ersten Blick billiger.

Fangen wir mit dem Dringenden und Naheliegenden an: humanitäre Hilfe für die Menschen, die nun aus Libyen fliehen. Bei den meisten handelt es sich um Gastarbeiter aus den Nachbarländern Tunesien und Ägypten, die Notversorgung und dann Transportmöglichkeiten nach Hause brauchen. Einige Tausend sind Flüchtlinge aus afrikanischen Kriegsgebieten, die in Libyen gestrandet sind. Sie müssen evakuiert und aufgenommen werden. Und bevor europäische Innenminister gleich wieder »biblische Fluten« beschwören und nach dem Riechfläschchen oder verstärktem Grenzschutz schreien: Es handelt sich hier um ein Gebot der Menschlichkeit. Und um eine vergleichsweise billige Investition in Europas Reputation als Garant von Menschenrechten. Um die ist es derzeit bekanntermaßen schlecht bestellt.

Das reicht natürlich nicht: Die EU wird dem »neuen Süden« Handelserleichterungen für dessen Produkte, Kredite und kurzfristig auch Subventionen für Grundnahrungsmittel bieten müssen, außerdem Direktinvestitionen und Ausbildungshilfen. All das natürlich gekoppelt an Reformen und die Achtung bürgerlicher Rechte, wobei es sich allerdings empfiehlt, auf diesen nicht nur in Kairo oder Tunis, sondern auch in Budapest oder Paris zu insistieren.

Und noch ein Tabuthema muss auf den Tisch: Migration. Einwanderung. Die 5000 tunesischen Migranten, die es im nachrevolutionären Chaos nach Lampedusa geschafft haben, werden nicht die letzten gewesen sein. Inmitten der Wirren der neuen Freiheit haben sie sich das Recht genommen, im Norden nach einer wirtschaftlichen Perspektive zu suchen – wie nach dem Fall der Mauer übrigens auch viele Ostdeutsche im Westen.

Greencard-Programme für Nordafrika – die EU braucht eine Migrationspolitik

Niemand bestreitet die Notwendigkeit von Grenzkontrollen gegen illegale Migration. Aber es wird endlich eine europäische Migrationspolitik geben müssen – und zwar zugeschnitten auf den »neuen« Süden: Arbeitsvisa für tunesische Ingenieure, Stipendien für ägyptische Studenten, Greencard-Programme für Nordafrika. Solche Maßnahmen schaffen weder die Armut in den betreffenden Ländern noch die illegale Migration ab. Aber sie können beides mildern. Und sie sind ein politischer wie symbolischer Kernpunkt für den New Deal rund ums Mittelmeer. Denn sie signalisieren: Ja, wir wollen euch! Wir sehen euch nicht mehr nur als Hinterhof mit Ölleitung, sondern als zukünftigen Kultur- und Wirtschaftsraum.

Irgendwelche Einwände? Das sei nicht zu vermitteln in den Zeiten von Le Pen, Sarrazin, Wilders und der Lega Nord? Richtig ist, dass der europäische Rechtspopulismus mit den Schlagworten »Islamisierung« und »Integrationsverweigerung« salonfähig geworden ist, er hat Denkverbote geschaffen, die kaum ein Politiker zu durchbrechen wagt. Und wenn man nach Frankreich, Italien oder Deutschland blickt, hat man auch nicht das Gefühl, dass sie irgendein Politiker durchbrechen will.

Aber wo sich Regierungen nicht aus der Deckung wagen, können Wirtschaftsverbände, altgediente Prominente aus Kultur und Politik, Stiftungen und Thinktanks Anstöße geben. Und wenn dann jemand behauptet, hier handele es sich um naive Ideen, dann gibt es nur eine Entgegnung: Dies ist Europas neue Realpolitik.

www.zeit.de/audio

Liebe Leserinnen und Leser,

steigende Papier- und Vertriebspreise erfordern leider eine moderate Preiserhöhung: Von dieser Ausgabe an kostet die ZEIT 4 Euro. Unseren Abonnenten bieten wir wie bisher einen Rabatt von über 10 Prozent, Studenten sparen mehr als 40 Prozent.

Wem gehört das Abendmahl?

Papst Benedikt schreibt über das Heilsgeschehen am Abend vor der Kreuzigung Jesu. Ein Vorabdruck

Glauben & Zweifeln S. 56

PROMINENT IGNORIERT

Promovieren tut gut

Eine 1948 begonnene amerikanische Langzeitstudie an 5200 untersuchten Personen ist jetzt zu dem Schluss gekommen, dass der Blutdruck umso niedriger ist, je höher das Bildungsniveau, und da hoher Blutdruck als Ursache zahlreicher Herz- und Kreislauf-Erkrankungen gilt, kann man sagen, dass Akademiker generell gesünder sind. Promovieren ist also keineswegs schädlich. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. GRN.

kleine Abb.: Smetek für DZ; OR/Picciarella/ROPI-REA/laif; Corbis (v.o.n.u.)

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*,
Fax 0180 - 52 52 908*,
E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem deutschen Mobilfunknetz

PREISE IM AUSLAND:
DKR 43,00/NOR 60,00/FIN 6,70/E 5,20/Kanaren 5,40/F 5,20/NL 4,50/A 4,10/CHF 7.30/I 5,20/GR 5,70/B 4,50/P 5,20/L 4,50/HUF 1605,00

AUSGABE:
10
66. JAHRGANG
C 7451 C

4 190745 104005 01410

ZEITGEIST

Nietzsche und KT

JOSEF JOFFE: Nicht »alles ist erlaubt«, wie der Prophet der Postmoderne wähnte

Zur klassischen Tragödie gehören drei: Held, Chor, Publikum. Heute: Guttenberg, Medien, Wahlvolk. Und die Moral von der Geschicht? Sie wird den Gefallenen überdauern. Wer das 21. Jahrhundert verstehen will, muss im 19. graben. Niemand hat die Postmoderne, mithin das Guttenberg-Drama, besser beschrieben als Friedrich Nietzsche.

1. »Umwertung aller Werte«: Von der spricht Nietzsche im *Antichrist;* in der *Genealogie der Moral* schreibt er: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Das Publikum heute: Das mit dem Plagiat darf man nicht so »eng« sehen. Nietzsche rät in *Jenseits von Gut und Böse,* die »Froschperspektive« einzunehmen. Dann könne dem »Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde« ein »höherer und grundsätzlicherer Wert zugeschrieben werden«. Dann gilt auch:

2. Können schlägt Charakter: So etwa hat es die Kanzlerin ausgedrückt: Sie habe keinen wissenschaftlichen Assistenten, sondern einen Minister eingestellt. Das meinte auch das Publikum: Vox pop und »Bildungsnahe«. So einfach ist es nicht. Bei einem Politiker schlägt die Wahrhaftigkeit das Wissen, denn wir haben ihn gewählt, weil wir ihm vertrauen. Bei einem falschen Dr. med., dem wir unser Leben anvertrauen, wäre das Wahlvolk nicht ganz so gnädig, und die Standesorganisation noch weniger. »Wie einer ist«, ließe sich bei einem Tischler vom »Was er kann« trennen. Hauptsache, Nut und Feder sitzen. Bei der Rechnung geht's dann doch wieder um seine Moral, leider.

3. Die Verfolgung ist übler als der Vertrauensbruch: Das »Kreuziget ihn!« war in der Tat ein hässlich Ding, umso mehr, als dieselben Medien, die Guttenberg vorher hoch-, ihn dann niedergeschrieben haben. Es tröstet freilich, dass der Chor nicht gleichgeschaltet war. Die Meute bellte mit vielen Stimmen; der mächtige Boulevard, zum Beispiel, stand in Treue fest zum Minister. Aber wie auch immer: *Two wrongs don't make a right,* lautet das geflügelte englische Wort. Die Hatz mag heuchlerisch gewesen sein, hob aber das ursprüngliche Vergehen nicht auf. »Es hat angefangen, als er zurückgeschlagen hat« funktionierte schon auf dem Schulhof nicht.

4. Haltet den Dieb! Keiner schimpfte lauter als die Universität Bayreuth. Der Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater prangerte die »Dreistigkeit« an, mit der KT »honorige Personen der Universität hintergangen hat«. Der Ex-Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft forderte die Höchststrafe: »für immer an den Pranger«. Es gilt aber auch: Gelegenheit macht Diebe. Deshalb darf die Uni Bayreuth sich selber ebenfalls Reue & Buße auferlegen. Wer in der Diss blättert, möchte die Uni fragen: Wieso war die einen »Dr.« wert – gar ein »summa«? Und wieso haben die Gutachter nichts gerochen? Natürlich macht auch diese Fahrlässigkeit den »Willen zur Täuschung« nicht wett. Bloß: Etwas mehr Demut, gefolgt von der schonungslosen Überprüfung der Promotionsstandards, wäre jetzt das Gebot der Stunde – in Bayreuth wie in der ganzen Republik.

Die Moral von der Geschicht? Etwas weniger Nietzsche (»alles ist erlaubt«) und mehr Kant (etwa: »eben nicht!«). Ringsum.

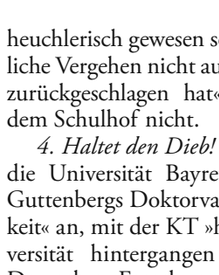


Foto: Mathias Bothor/photoselection

Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Foto: Wolfgang Kumm/picture alliance/dpa

HEUTE: 27.02.2011

Schleier

Es gibt ja derzeit nicht so viele Länder in der arabischen Welt, in die das Ehepaar Wulff noch unbeschwert auf Staatsbesuch fahren könnte. In vielen Gegenden hat sich das Volk schon gegen seine Tyrannen erhoben, und wo die Gewaltherrscher noch unangefochten gewaltherrschen, da möchte man als Bundespräsidentengattin im Augenblick eher nicht gesehen werden. Bleiben nur Kuwait und Katar, leidlich regierte Staaten, dem Westen freundlich gesinnt. Fast meint man in Bettina Wulffs Gesicht etwas von der Erleichterung zu lesen, dass sie mit ihrem Mann ausgerechnet in Doha gelandet ist und nicht in Bahrain oder im Jemen. Mit geschlossenen Augen, so entspannt wie elegant, legt sie beim Besuch einer Moschee einen Schleier an, lächelnd, eher Filmstar als First-Kopftuch-Lady. Ein Bild, das innen- und außenpolitisch gleichermaßen funktioniert: Dialog der Religionen in seiner anmutigsten Form. WFG

Glücklich, wer ein Türke ist?

Die Düsseldorfer Rede des türkischen Ministerpräsidenten schadet der Integration VON FELIX DACHSEL

Recep Tayyip Erdoğan, der türkische Ministerpräsident, ist ein Mann der klaren Worte: Er trennt Freund und Feind, er hat Lust an Provokationen und sieht Gefahren, wohin er auch blickt. Manchmal mag das hilfreich sein. Wenn er aber in Deutschland vor seinen Anhängern spricht, dann schadet er mit seiner Haltung der Integration in diesem Land. Weil er nicht versteht oder weil er nicht verstehen will, was das Wesen der Integration hierzulande ist: die Uneindeutigkeit.

Dieses Unverständnis bewies Erdoğan, als er 2008 in Köln eine heftig diskutierte Rede hielt. »Assimilation ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, sagte er damals. Ein Satz, der hängen blieb. Der provozierte. Suggerierte er doch, es gebe in Deutschland einen Anpassungszwang bis hin zur Selbstaufgabe. Den gibt es nicht, den gab es nicht. Sollte der türkische Ministerpräsident das Gegenteil behaupten, dann stiftet er Angst unter den türkischstämmigen Migranten, bewusst oder unbewusst.

Am Sonntag in Düsseldorf sagte er wieder einen seiner Erdoğan-Sätze. »Niemand wird in der Lage sein, uns von unserer Kultur loszureißen!« Aber wer will das überhaupt? Und wer ist »wir«?

Erdoğan sprach diesen Satz in einer Multifunktionshalle am Stadtrand der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt, vor 10 000 Zuhörern. Jubel brandete auf, türkische Fahnen flatterten. Dem Publikum gefiel offenkundig die Eindeutigkeit seiner Sätze, der klare Frontverlauf, waren doch Männer und Frauen gekommen, die in Deutschland als Türken gelten und in der Türkei als Deutsche. Erdoğans Nationalismus tat ihnen gut. Zwei Stunden lang. Dann ließ er sie allein mit ihren Gefühlen, mit ihrer Zerrissenheit zwischen hier und dort, mit ihrer Sehnsucht nach Heimat.

Dass Erdoğan solche Sätze sagt, hat auch damit zu tun, dass in der Türkei am 12. Juni gewählt wird. Erdoğan hofft auf die Stimmen der 1,2 Millionen Auslandstürken in Deutschland. Auch deshalb war er in Düsseldorf. Rechtzeitig vor der Wahl präsentierte er seine Pläne, in Deutschland Wahlkabinen einrichten zu lassen. Hier lebende Auslandstürken könnten ihre Stimme dann im nächstgelegenen Konsulat abgeben. Das wäre eine Anerkennung ihrer schwierigen Situation zwischen zwei Nationen, eine richtige Geste.

Außerdem versprach Erdoğan ein neues Konzept der doppelten Staatsbürgerschaft, die »Mavi Kart«. Sie wäre einem türkischen Pass gleichgestellt, ermöglicht aber gleichzeitig, einen deutschen Pass anzunehmen. Die Mavi Kart wäre hilfreich, weil sie türkischstämmigen Migranten erlaubt, neben einem deutschen Pass einen türkischen Ausweis zu besitzen. Das Problem an Erdoğans Vorschlägen: Sie sind nicht neu. Sowohl die Wahlkabinen als auch die Mavi Kart verspricht er nicht zum ersten Mal. Der türkische Ministerpräsident muss endlich durchsetzen, was er verspricht.

Wenig überzeugend ist auch die Reaktion mancher deutscher Politiker auf Erdoğans Auftritt. Sie hat etwas Reflexhaftes. Wenn der Generalsekretär der CSU, Alexander Dobrindt, davon spricht, die Rede des türkischen Ministerpräsidenten habe die Integrationsbemühungen in Deutschland um Jahre zurückgeworfen, dann ist das nicht weniger überzogen als Erdoğans Rede selbst. Statt auf Erdoğan zu schimpfen, müsste sich die deutsche Politik einmal selbstkritisch fragen, warum sie die Sehnsüchte nach Anerkennung und Bedeutung seit Jahren unerfüllt lässt, die der türkische Ministerpräsident jetzt bespielt.

In Düsseldorf spielte Erdoğan mit den Gefühlen seines Publikums, er schuf eine Insel der Klarheit, sorgte für nationale Wallung, er warf Rosen in die Menge, schüttelte Hände. Das alles hieß: Wer, wenn nicht ich, kümmert sich um euch? Dann fuhr er weg und hinterließ im rot-weißen Konfettiregen eine Zerrissenheit, die wohl größer war als zuvor.

Was bei Erdoğans Auftritten fehlt, ist eine angemessene Würdigung des Rollenkonflikts, in dem sich ein Großteil jener Frauen und Männer befindet, die ihm frenetisch zujubeln – der Zwiespalt zwischen neuer und alter Heimat, zwischen dunkelblauem und bordeauxrotem Pass. Erdoğan ging, bis auf die genannten Vorschläge, nicht auf die sensible Frage ein, wie sich dieser Zwiespalt erträglicher machen ließe. Im Gegenteil: Er umarmte sein Publikum in großer, nationalistischer Geste.

Diese Umarmung ist Erdoğan anzulasten, nicht seinem Publikum. Seine Rede war die wortreiche Variation des türkischen Staatsmottos, jenes Glaubenssatzes, den Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, einst geprägt hat: *»Ne mutlu türküm diyene.«* Glücklich, wer sich ein Türke nennt. Für Menschen, die sich mühsam in zwei Ländern, zwei Kulturen, zwei Staaten eingerichtet haben, taugt solcher Nationalismus nicht.

BERLINER BÜHNE

Touris raus

Berlin will kein Freizeitpark mehr sein. Aber was denn dann?

In der seltsamsten Stadt Deutschlands schnappen sie nun nach der Hand, die sie füttert. Ja, es stimmt schon, jeden Tag kippen Billigflieger in Schönefeld Bataillone von jungen Leuten aus aller Herren Länder aus, Gepiercte, Bekiffte, kaum Bekleidete – und diese jungen Leute benehmen sich in Berlin noch schlechter als zu Hause. Aber gegen ihr Taschengeld hatte bisher niemand etwas einzuwenden. Ohne die Durstigen und die Tanzwütigen gäbe es gar keine S-Bahn mehr in der Hauptstadt, und der Oranienplatz wäre unter den Biomülltüten überhaupt nicht zu finden. In Wien raunzt man zwar auch über angereiste Piefkes, aber gedämpft und erst dann, wenn der Piefke seine Karte fürs Sissi-Museum schon gekauft hat. In Berlin jedoch plakatieren jetzt die Grünen: »Hilfe, die Touris kommen!« und »Kreuzberg ist kein Freizeitpark!« Seit vierzig Jahren ist Kreuzberg ein Freizeitpark! Was denn sonst? Ein kreativindustrieller Cluster? Ein pharmazeutischer Großhandel? Der Berliner CDU-Chef Frank Henkel plädiert unterdessen für eine freiwillige uniformierte Hilfspolizei. Die gab es ähnlich unter Ulbricht auch schon mal. Die neue freiwillige uniformierte Hilfspolizei Berlins könnte natürlich auch das Tourismusproblem lösen. Der Altpunk steht dann auf seinem Balkon und brüllt »Ruhe, da unten!« Und unten stürmen Frank Henkels Bausoldaten herbei und prügeln die angesäuselten Briten vom Platz. Man kann nicht sagen, dass Berlin fremdenfeindlich wäre. Berlin ist eher selbstfeindlich und teilt es den anderen mit. THOMAS E. SCHMIDT

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Der Rücktritt** Der Fall des Verteidigungsministers – und die Verantwortung der Kanzlerin

4 Guttenberg – ein Dorf trauert/Was wird aus der Wehrreform?

5 Wie die Netzgemeinde über Guttenberg denkt

6 **Arabien** Ist die Revolution eine Folge der kolonialen Geschichte?

7 **Tunesien** Nach dem Rausch

8 **Nahost** Ein Gespräch mit dem palästinensischen Intellektuellen Sari Nusseibeh

10 **China** Die Angst der KP

11 **USA** Das letzte Gefecht der Gewerkschaften

12 **Zeitgeist**

Integration Der türkische Premier schadet Landsleuten in Deutschland

SACHSEN

13 **Autoindustrie** Der Freistaat will Musterland für Elektromobilität werden VON RALF GEISSLER

Ostkurve VON JANA HENSEL

Sachsen-Lexikon Sächsische Demokratie

14 **Kindererziehung** Eltern aus Ost und West unterscheiden sich noch deutlich VON SUSANNE KAILITZ

DOSSIER

15 **Libyen** Bengasi feiert die Befreiung und fürchtet den Rückschlag

18 WOCHENSCHAU

Rettungsdienst Mehr und mehr Notärzte kommen per Hubschrauber

GESCHICHTE

19 **Prozess** Ein Diplomat zieht wegen des Buches »Das Amt« vor Gericht

20 **Medizingeschichte** Der Kampf gegen den Krebs

WIRTSCHAFT

21 **Inflation** Wird die Zentralbank früh genug gegenhalten?

Supercomputer Die Welt hängt an wenigen Riesenmaschinen

22 **Öl** Die Benzinpreisentwicklung

Leiharbeit Ein Urteil könnte den Boom der Branche beenden

23 **De Benedetti** Der Verleger über die Zukunft Italiens

24 **Bau** Neue Erkenntnisse zum Kölner U-Bahn-Unglück

25 **Kirch-Prozess** Die Widersprüche des Rolf-Ernst Breuer

Tobias Huch Der Unternehmer, der zu Guttenberg auf Facebook retten wollte

26 **Erdgas** Umweltschützer protestieren gegen neue Bohrungen

27 **HP** Angriff auf Apple und Google

29 **Staatsfinanzen** Schäuble befiehlt

30 **Gold** Der Höhenflug geht weiter

31 **Standpunkt Auto** Es gibt zu viele Innovationen

Streik Klamme Bundesländer bitten um Verzicht

Indien Verlockend für Unternehmer

32 **Was bewegt ...** Gründungsfinanzierer Lars Hinrichs?

WISSEN

33 **Plagiat** Der Protest der Doktoranden

34 Was ist ein Doktortitel noch wert?

35 **Bildung** Studie über Analphabeten

36 **Primaten** Gesichtserkennung

37 **Infografik** Nistkästen

38 **Cebit** Neue 3-D-Monitore

41 KINDERZEIT

Fragen der Ehre Müssen Politiker die Wahrheit sagen?

FEUILLETON

43 **Wie wollen wir wohnen?** Die Vorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt

47 **Politisches Buch** Eckart Lohse/Markus Wehner »Guttenberg«

Buchmarkt Der Berlin Verlag verliert seine Verlegerin

48 **Roman** Silke Scheuermann »Shanghai Performance«/Mircea Cărtărescu »Travestie«

49 KrimiZEIT-Bestenliste

49 **Sachbuch** Manès Sperber »Kultur ist Mittel, kein Zweck«

50 **Revolution** Der Theoretiker Gene Sharp wird überall gebraucht, wo ein Umsturz stattfindet

Theater Brechts »Antigone«

51 **Winter in Berlin** Drei Texte aus der Kälte VON DURS GRÜNBEIN

52 **Kino** »Wer wenn nicht wir«

»Mein Kampf« von Urs Odermatt

53 **Museumsführer (94)/Kunstmarkt**

54 **Musik** Zugfahrt mit dem famosen Pianisten Francesco Tristano

Integration Das »Manifest der Vielen« VON IJOMA MANGOLD

56 GLAUBEN & ZWEIFELN

Abendmahl Christus ist das Neue. Aus dem jüngsten Buch VON PAPST BENEDIKT XVI.

57 Jesus war ein Jude

REISEN

59 **Bahamas** Die Insel der schwimmenden Schweine

60 **Familienreisen** Neue Angebote

61 **England** Wo die Schneeglöckchen am schönsten blühen

63 **Argentinien** Sind alle Latinos Machos?

64 **Tourismus-Messe** Das Gastland verschafft sich ein jüngeres Image

CHANCEN

65 **Mexiko** Deutsche Studenten trotzen dem Drogenkrieg

66 **Kulturschock** Lehramtsstudenten in Tansania, Istanbul oder Costa Rica

67 **Polen** Erasmus-Austausch

68 **Albanien** Auslandssemester

69 **Chancen kompakt**

71 **Beruf** Ein Bundeswehrausbilder wartet auf das Ende der Wehrpflicht

86 ZEIT DER LESER

48 Impressum

85 LESERBRIEFE

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« von ZEIT ONLINE **unter www.zeit.de/audio**

Foto: Sven Doering/Agentur Focus; BMW AG (u.); Dominik Butzmann (r.)

Die Spannung steigt: Wer erfindet die Auto-Antriebsbatterie der Zukunft? In Kamenz forscht Henrik Hahn danach

Unter Strom

Sachsen will zum Musterland für Elektroautos werden. Private Tüftler und Großkonzerne bereiten eine technische Revolution vor VON RALF GEISSLER

Matthias Bähr war schneller als Opel, wendiger als Volkswagen und flinker als Toyota. Die Frage ist nur, ob er seinen Vorsprung halten kann. »Das hier ist unser Prototyp«, sagt Bähr in seiner Werkstatt im Dresdner Norden. Er zeigt auf einen gelben Kleinwagen. Die Beschriftung weist das Auto als Chevrolet Matiz aus. Doch im Inneren steckt ein Elektroantrieb – konstruiert von Bähr. »Mit einer Akkuladung kommen Sie 120 Kilometer weit«, sagt er. »Auf Asphalt ist der Wagen flüsterleise.« Nur beim Beschleunigen klinge der Motor ein bisschen nach Straßenbahn.

Bähr ist ein Pionier. Zwar hatte Werner Siemens schon 1882 den elektrisch betriebenen Kutschenwagen präsentiert, doch das Fahren mit Strom setzte sich nie durch. 2005 erklärten selbst jene Autohersteller den Markt für tot, die noch Elektroautos bauten. Angeblich fanden sich keine Käufer. Bähr aber sah die Chancen. Seit einigen Jahren betreibt der 53-Jährige eine Firma für Gebäudereinigung, in der es auf niedrige Betriebskosten ankommt. »Ein Elektroauto fährt billiger als ein Benziner«, sagt Bähr. »Ich habe damals für weniger als 10 000 Euro den kleinen Chevrolet gekauft und drei Jahre an der Umrüstung getüftelt.«

Heute beschäftigt der gelernte Flugzeugmechaniker drei Angestellte, die routiniert in den Chevrolets Benzinmotoren durch Elektroantriebe ersetzen. Mehr als 20 Fahrzeuge ließ Bähr schon umbauen und verkaufte sie unter dem Namen CitySax. Stückpreis: 39 000 Euro. »Unser zwanzigster Wagen wird auf Sylt an Urlauber vermietet«, sagt er. Vermutlich war Bähr der Erste in Deutschland, der mit Elektroautos für den Straßenverkehr Geld verdiente. Doch sein Vorsprung schrumpft. Besonders viel Konkurrenz erwächst ihm in Sachsen.

Elektromobilität sei Chefsache, verkündet Regierungschef Tillich

In kaum einer anderen Region Deutschlands wird zur Elektromobilität derzeit so viel getestet und geforscht. So suchen Wissenschaftler der TU Dresden nach Verkehrskonzepten der Zukunft, aus Kamenz soll bald die beste Batteriezelle der Welt kommen, und bei Leipzig investiert BMW 400 Millionen Euro in eine mobile Zukunft mit Strom. Ministerpräsident Stanislaw Tillich (CDU) hat das Thema gerade zur Chefsache erklärt. »Wir haben drei große Automobilhersteller bei uns und entsprechend mehr als 70 000 Leute in der Zulieferindustrie«, sagt er. »Die sollen nicht in die Röhre gucken, wenn der Boom urplötzlich losgeht.«

Wann die meisten Menschen elektrisch fahren werden, können alle nur schätzen. Gewiss ist: Irgendwann geht das Erdöl zur Neige und damit das Benzin. Renault und Nissan wollen in den nächsten Monaten Elektrofahrzeuge auf den Markt bringen. Opel stellte kürzlich ein Hybridauto mit einer Kombination aus Benzin- und Elektroantrieb vor, den Ampera. VW und Audi wollen nachziehen.

Auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos Ende Januar hat sich Stanislaw Tillich über die Entwicklungen in Asien informiert. Besonders China nehme das Thema sehr ernst, sagt er. Man müsse sich anstrengen, auch wenn die Ausgangsbedingungen in Sachsen gut seien. »Nach Einschätzung nationaler und internationaler Experten sind wir das einzige Bundesland, das über die gesamte Wertschöpfungskette beim Elektroauto verfügt«, sagt Tillich. Und die Wertschöpfungskette beginnt bei der Batterie.

Fast alle Batteriezellen kommen aus Asien – die besten bald aus Kamenz?

Über kein anderes Bauteil haben sich Forscher derart den Kopf zerbrochen. Die Batterie ersetzt im Elektroauto den Tank – braucht aber deutlich mehr Platz. 50 Liter Benzin reichen heute für bis zu 1000 Kilometer. Um die gleiche Strecke mit Strom zu bewältigen, müsste man einen Anhänger voller Akkus mitnehmen: Die meisten Elektroautos kommen höchstens 150 Kilometer weit.

Im sächsischen Kamenz beschäftigt sich der Verfahrensingenieur Henrik Hahn mit diesem Problem, er hat mit seinem Team ein Meisterwerk deutscher Ingenieurskunst entwickelt. Es wirkt auf den ersten Blick unscheinbar – ein Material, das anmutet wie Toilettenpapier: weiß, weich und federleicht. Hahn lächelt über den Vergleich. »Das ist Keramik«, sagt er, »in Gestalt einer hauchdünnen, flexiblen Folie.« Er reißt einen Streifen von der Rolle; ein Hauch feinen Staubes wirbelt um seine Finger.

Hahn ist Geschäftsführer von Evonik Litarion in Kamenz. Das Unternehmen arbeitet mit daran, die beste Batteriezelle der Welt zu bauen. Die keramische Folie soll in den Akkus Plus- und Minuspol trennen und die Ionen passieren lassen. Mehr als ein Jahrzehnt lang hat Hahns Team daran geforscht. Die chemische Formel kennen nur er und einige enge Mitarbeiter. »Das Material ist extrem hitzebeständig und belastbar«, sagt Hahn. Batteriezellen, in denen dieser sogenannte Separator eingesetzt werde, könnten viele tausend Mal ohne Leistungseinbußen geladen werden. Damit eigne sich die Erfindung hervorragend für Elektrofahrzeuge. Beschleunigen sie, wird sehr viel Strom abgenommen. Beim Bremsen könnte ein Teil der frei werdenden Energie in den Akku zurückfließen. Hahns robuste Folie erlaubt zudem den Einsatz von noch leistungsfähigeren Elektrolytlösungen und Elektroden als bisher.

Doch werden die Sachsen den deutschen Rückstand auf dem weltweiten Markt für Energiespeicher jemals aufholen? Rund 97 Prozent aller Lithium-Ionen-Akkus kommen derzeit aus Asien. Die Produkte sind in ihrer Qualität vielleicht nicht überragend, aber preiswert. Hahn glaubt trotzdem, dass die deutsche Batterie eine Zukunft hat. Man dürfe den Akku nicht isoliert vom Gerät betrachten, sagt er. Die Asiaten hätten gute Mobiltelefone und Notebooks entwickelt und parallel dazu die Lithium-Ionen-Batterie. Deutschland sei schon immer exzellent in der Autoindustrie. Deswegen könnten hier auch die besten Antriebsbatterien für Autos entstehen. Leistungsstark, ausdauernd, sicher. »Natürlich können Sie auch mit Wok-Chemie einen Akku für Elektroautos bauen«, frotzelt Hahn. »Aber damit werden Sie bestimmte Standards nicht erreichen, die im Straßenverkehr wichtig sind.«

Auf Hahns Standards setzt derzeit der Autohersteller Daimler. Der will Batterien mit keramischem Separator in seine neuen Elektro-Smarts einbauen. Vor Hahns Bürofenster wächst derzeit eine Fabrik in die Höhe. Ein grauer, fensterloser Betonklotz mit hochsensiblen Maschinen sowie Laboren für die weitere Forschung. Hier könnten noch in diesem Jahr bis zu 300 000 Batteriezellen hergestellt werden. Im Jahr 2013 soll die Kapazität schon zehnmal so groß sein. Das würde für rund 25 000 Autos reichen. Ein ambitioniertes Ziel. Und doch warnt Bernhard Bäker, Professor für Fahrzeugmechatronik, die Sachsen vor zu hohen Erwartungen. »Elektromobilität ist ein alter Menschheitstraum«, sagt er. »Doch der Hype darum könnte Erwartungen wecken, die nicht umsetzbar sind.« Bislang seien die Fortschritte in der Akkutechnik eher gering. »Für kleinere Fahrzeuge ist ein kleiner Dieselmotor heute noch immer der effektivste und energieeffizienteste Antrieb – und das wird vielleicht noch länger so bleiben.« Bäker forscht und lehrt am Institut für Automobiltechnik der TU Dresden, das zu den renommiertesten seiner Art in Deutschland gehört. Für Juni hat er Experten aus aller Welt zu einer Tagung zum Thema energieeffiziente Fahrzeuge geladen. Bis auf den Straßen überwiegend Elektroautos fahren, seien noch viel Geduld und vor allem kluge Gesamtkonzepte nötig – von der Ladestation auf Parkplätzen über belastbare Stromnetze bis hin zu dynamischen Ampelsteuerungen. Bäker kritisiert, dass Elektroautos schon als besonders umweltfreundlich vermarktet würden. Dabei würden Emissionen nur verlagert: »Um den Strom herzustellen, wird an anderer Stelle CO_2 produziert.«

Trotzdem hoffen viele Hersteller auf einen Elektro-Boom. Und ganz besonders rechnet damit BMW. Nördlich von Leipzig, wo die Dörfer Merkwitz, Plaußig und Hohenheida heißen, graben sich derzeit Bagger ins Erdreich. Hier verbaut der Autokonzern rund 400 Millionen Euro. Eine Fertigungshalle mit 800 Arbeitsplätzen soll entstehen. In zwei Jahren wird in Leipzig der erste rein elektrisch an-

Fortsetzung auf S. 14

Seine Elektromodelle i3 (links) und i8 baut BMW von 2013 an in Leipzig

OSTKURVE

Klare Worte

Es war Wolfgang Böhmer, der noch wenige Wochen amtierende Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt, der als erstes prominentes CDU-Mitglied Karl-Theodor zu Guttenberg in der Plagiatsaffäre kritisierte. Er fand drei Tage vor Guttenbergs Rücktritt dessen Verhalten »schwer nachvollziehbar«, hielt es »weder für legitim noch für ehrenhaft«.

Dass diese Kritik ausgerechnet von Böhmer kam, verwundert nicht. Erstens steht er am Ende seiner politischen Laufbahn. Zweitens war er immer ein Mann der klaren Worte, Unabhängigkeit und eine liebenswürdige Schnoddrigkeit sind seine Markenzeichen. Drittens kennt er sich in der akademischen Welt gut aus. Ostdeutsche Nachwendepolitiker kamen ja oft aus der Nische der Kirche oder der Naturwissenschaften. Das Amt als Ministerpräsident, sagt einer, der Böhmer aus der Nähe beobachtete, hat der promovierte Gynäkologe stets wie ein Chefarzt ausgeführt; buchstäblich mit wehendem weißen Kittel und einer Schar von Assistenzärzten an der Seite. Vielleicht gehen ihm die Schummeleien seines CSU-Kollegen gerade deshalb gegen den Strich.

Aber auch in seiner Heimat Sachsen-Anhalt schießt Böhmer im Moment quer. Zwar hat er den

Jana Hensel, 1976 in Leipzig geboren, Autorin des Bestsellers »Zonenkinder«, schreibt hier im Wechsel mit ZEIT-Autor Christoph Dieckmann

bisherigen Wirtschaftsminister Reiner Haseloff (CDU) als Kandidaten für seine Nachfolge installiert, im Wahlkampf aber unterstützt er den etwas unbeholfen auftretenden Mann so gut wie gar nicht – obwohl Haseloff ausweislich seiner Umfragewerte diese Hilfe gebrauchen könnte. Böhmer aber macht auch hier keinen Hehl daraus, dass er keine Lust hat, sich allzu sehr in den Dienst seiner Partei zu stellen. Stattdessen zeigt er sich lieber mit Jens Bullerjahn, dem SPD-Spitzenkandidaten und Konkurrenten Haseloffs, den er wohl wie eine Art geistigen Ziehsohn ins Herz geschlossen hat.

Keine Frage, in der CDU dürfte das vielen gehörig auf die Nerven gehen. Andererseits endet mit der Amtszeit Böhmers auch eine Ära: nämlich die des kantigen, mitunter sturen Ossis in der Politik. Kaum einer der übrigen ostdeutschen Ministerpräsidenten macht den Eindruck, Böhmer darin beerben zu wollen. Stanislaw Tillich, Erwin Sellering oder Christine Lieberknecht verhalten sich eher ruhig. Sie scheinen nur ungern aufzufallen. Warum eigentlich?

SACHSEN-LEXIKON

Sächsische Demokratie, die. Sonderweg der Volksherrschaft. Neologismus von Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse (SPD), der nach den Dresdner Nazi-Demos am 19. Februar schimpfte: »Die Polizei ist vollauf damit beschäftigt, die Neonazis zu schützen. Das ist Sächsische Demokratie!« Beleidigung!, wetterte ein ranghoher Polizist und zeigte Thierse an. Auch Innenminister Markus Ulbig, ein Christdemokrat, soll schockiert sein und will mit S. D. nichts zu tun haben. Experten raten, Thierse zur Strafe den »Sächsischen Demokratiepreis« zu verleihen. MAC

Fortsetzung von S. 13

getriebene i3 vom Band laufen. Der Modellname erinnert nicht zufällig an Produkte der Marke Apple. Das »i« soll auch bei BMW Innovation und Dynamik vermitteln.

»Wir wollen nicht nur das Auto neu erfinden, sondern auch die Art, wie man Autos baut«, sagt Projektleiter Jürgen Laube unbescheiden. Der 46-Jährige sitzt in einem Besprechungsraum vor einem Material, das an graues Leinentuch erinnert. Es ist Karbon, ein um Kohlenstofffasern verstärkter Kunststoff. Während die meisten Hersteller ihre Elektroautos aus Metall und Plastik planen, entwickelt BMW in Leipzig eine völlig neuartige Karosserie. »Die Herstellung gleicht im ersten Schritt der Textilverarbeitung«, sagt Laube. Der neue BMW wird gewebt. Erst in Verbindung mit Harz wird Karbon so hart wie Metall, wiegt aber deutlich weniger. »Selbst im Vergleich zu Aluminium sparen wir noch 30 Prozent an Gewicht«, sagt Laube. So erhöht sich die Reichweite. Derzeit wird Karbon vor allem in der Flugzeugindustrie und der Formel 1 eingesetzt. Es ist rostfrei, fast unendlich haltbar – und teuer.

BMW bezieht die Fasern im US-Bundesstaat Washington bei einer Fabrik, die ausschließlich Ökostrom nutzt. »Wir werden bei der Produktion des i3 rund 50 Prozent weniger Energie und 70 Prozent weniger Wasser verbrauchen als bei unseren klassischen Modellen«, sagt Laube. Man wolle der nachhaltigste Automobilhersteller der Welt sein. Was das den Kunden kosten soll, verrät Laube nicht. Auch zu den geplanten Absatzzahlen macht BMW keine Angaben. Doch die Investitionen sprechen nicht für eine Kleinserie.

Die elektrische Revolution in der Autoindustrie ließ Jahre auf sich warten. Nun sind viele Hersteller am Start, und es könnte passieren, dass ausgerechnet Matthias Bähr nichts davon hat. Der Pionier aus Dresden wird seine umgerüsteten Chevrolets wohl kaum noch verkaufen können, wenn die großen Konzerne eigene Modelle bauen. Bähr sieht es gelassen. »Wir haben so viele Erfahrungen gesammelt, dass wir in Zukunft Speziallösungen anbieten können.« Vergangenen Sommer kaufte die Lufthansa zwei seiner CitySax, um Mitarbeiter auf Flughäfen zu transportieren. Das Unternehmen fand die Autos zu leise, auf dem Rollfeld konnten sie überhört werden. Bähr rüstete Klangmodule nach, die Motorengeräusche imitieren.

Ein Problem allerdings muss der Tüftler noch lösen: Mit jedem Umbau blieb in seiner Werkstatt ein weiterer Verbrennungsmotor übrig. Bähr überlegt, sie zu einem kleinen Blockheizkraftwerk zusammenzuschließen, das für ein Haus Wärme und Strom produziert. Wenn er den Autokonzernen nichts mehr vormachen kann – dann vielleicht den großen Energieversorgern.

Mitarbeit: JULIANE SCHIEMENZ

Foto: Rudi Meisel/Visum; kl. Fotos: Cinetext (o.); Internet; akg-images (u.)

Aufgewachsen unter Honecker: Ganztags-Kindergärten sind im Osten nichts Neues. Es gibt sie auch heute, im Zeitalter von Prinzessin Lillifee (oben rechts)

Wenn Mutti früh zur Arbeit geht

Bei der Kindererziehung unterscheiden sich Ost und West noch deutlich – längst nicht alle Eltern finden DDR-Relikte schlecht

VON SUSANNE KAILITZ

Es gibt Momente bei den Treffen mit der Familie meines Mannes, in denen man glauben könnte, die Mauer stünde wieder – und zwar mitten im Wohnzimmer. »Ach«, sagt dann eine der Frauen gegenüber und blickt mitleidig, »gibst du ihn doch schon so früh ab?« Er, das ist mein fast zweijähriger Sohn. Und »früh abgeben« heißt: Das Kind geht in eine Krippe, seit es 15 Monate alt ist.

»Da muss er ja bestimmt immer aufs Töpfchen, was?« – das ist die Frage, die sich ganz sicher anschließt. Und eines steht den rheinland-pfälzischen Müttern, mit denen ich mich unterhalte, ins entsetzte Gesicht geschrieben: Das arme Kind!

Zu den Fakten: Ich bin eine Mutter, die ihre eigene Kindheit in der DDR verbracht hat; die dort in Krippe, Kindergarten und Hort gegangen ist, weil ihre Eltern beide Vollzeit arbeiteten. Und die es unter anderem auch deshalb für vollkommen normal hält, ein kleines Kind für einige Stunden am Tag in die Hände zweier professioneller Erzieherinnen zu geben, um während dieser Zeit selbst zu arbeiten.

Ist das ostig? Eine der Betreuerinnen meines Sohnes hat schon zu DDR-Zeiten in ihrem Beruf gearbeitet, die Kita-Leiterin auch. Ist das wichtig? Ist da immer noch etwas übrig vom Sozialismus, das ich und alle anderen, die sich um meinen Sohn kümmern, mehr oder minder unbewusst in die Erziehung einfließen lassen – auch wenn, wie ich der westdeutschen Familienhälfte unermüdlich erkläre, die Zeit des kollektiven Töpfchentrainings definitiv vorbei ist?

Mir ist klar, wie nah am Klischee Begriffe wie »Ostmutter« und »Westmutter« liegen – trotzdem will ich sie in diesem Text verwenden. Es geht darum, wo diese Frauen aufgewachsen sind. Tatsächlich haben alle Ostmütter, die ich kenne und die so alt sind wie ich, ihre Kinder in einer Krippe oder bei einer Tagesmutter untergebracht, um wieder in ihrem Beruf zu arbeiten. Das ist einerseits auch bei den Akademikerpaaren finanzielle Notwendigkeit, andererseits ein dringender Wunsch: Ich wäre schlicht verrückt geworden, wenn ich noch länger hätte zu Hause bleiben müssten. Ich wollte wieder mehr tun, als auf dem Fußboden zu kriechen, Tiergeräusche zu imitieren oder meinen Sohn auf dem Spielplatz auf der Rutsche anzufeuern. Auch für Kerstin, eine Bekannte von mir, Politikwissenschaftlerin aus Berlin, war klar, dass ihre Zeit als Vollzeitmutter begrenzt sein würde: »Gerade beim ersten Kind ist es mir sehr schwergefallen, mich damit zu arrangieren, dass mein kompletter Tagesablauf fremdbestimmt war. Da war es gut, zu wissen, dass diese Zeit überschaubar sein würde.«

Alte Leier? Wer mit Pittiplatsch groß geworden ist, erzieht seine Kinder anders

Das wird in den alten Ländern häufig noch anders gesehen. Seit mehr als zehn Jahren lebt die Sächsin Susanne, ebenfalls eine Bekannte, in Bayern. Sie ist die einzige Frau in ihrem dortigen Freundeskreis, die mit einem – inzwischen fünfjährigen – Kind in Vollzeit arbeitet. »Ich bin schräg angeschaut worden, als ich nach zwei Jahren daheim nach einer Krippe gesucht habe. So etwas macht man hier nicht. Wenn ich heute sage, dass ich voll arbeite, werde ich eher mitleidig angeblickt und gefragt, wieso ich mir das antue.« Diese regionalen Unterschiede sind nicht nur gefühlte: Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes arbeitet in den neuen Bundesländern jede zweite erwerbstätige Frau, deren jüngstes Kind noch nicht 15 Jahre alt ist, in Vollzeit. Im Westen ist dieser Anteil nur halb so hoch.

In diesen Wochen macht eine neue, wütende Streitschrift Furore, das Buch der Publizistin und früheren *taz*-Chefredakteurin Bascha Mika, die von »Komfortzonen« schreibt, in die Frauen sich zurückzögen. Diese Komfortzonen gibt es im Osten kaum. Das empörte Fauchen, mit dem der Begriff »Fremdbetreuung« von nicht wenigen Westmüttern noch immer ausgestoßen wird, ist den meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen im Osten fremd. »Diese Vergötterung der Mutter ist tatsächlich ein Westphänomen«, sagt Beate Irskens, Bildungsexpertin der Bertelsmann Stiftung. »Dort ist der Glaube, dass nur eine Mutter weiß, was einem Kind guttut, traditionell deutlich stärker verankert.« Die Gründe dafür liegen in der Geschichte: Wie die Soziologin Michaela Kuhnhenne von der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung aufzeigt, hat sich in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg das Leitbild der Hausfrau und Mutter entwickelt. Wer sein Leben nicht auf Ehe und Kindererziehung ausrichte wollte, galt tendenziell nicht als – so wörtlich – »richtige« Frau. In der DDR hingegen ging es vor allem darum, was der Planwirtschaft nützte, und das schloss weibliche Erwerbstätigkeit ein. Die flächendeckende Versorgung mit Krippen und Kindergärten sollte dabei nicht das Selbstbestimmungsrecht der Mütter stärken oder ihrem Naturell entsprechen, sondern den Nachwuchs wegorganisieren – damit die Mutter aus dem Haus konnte. So wie im Kinderlied mit dem Namen *Wenn Mutti früh zur Arbeit geht.*

Die Erfahrung, dass Frauen in den Betrieb und erst nach Feierabend an den Herd gehörten, prägt die neuen Bundesländer bis heute. Ostfrauen wie ich kennen es nicht anders. Unsere eigenen Mütter haben vorgelebt, dass die viel zitierte Doppelbelastung der Frau zwar nicht immer das Angenehmste ist – aber doch etwas, das sich stemmen lässt. Man muss jedoch einen Teil der Kinderbetreuung an andere Menschen delegieren und dem Kind zumuten, dass Mama nicht stets und ständig verfügbar ist, um es vom Kinderyoga zur musikalischen Früherziehung zu fahren.

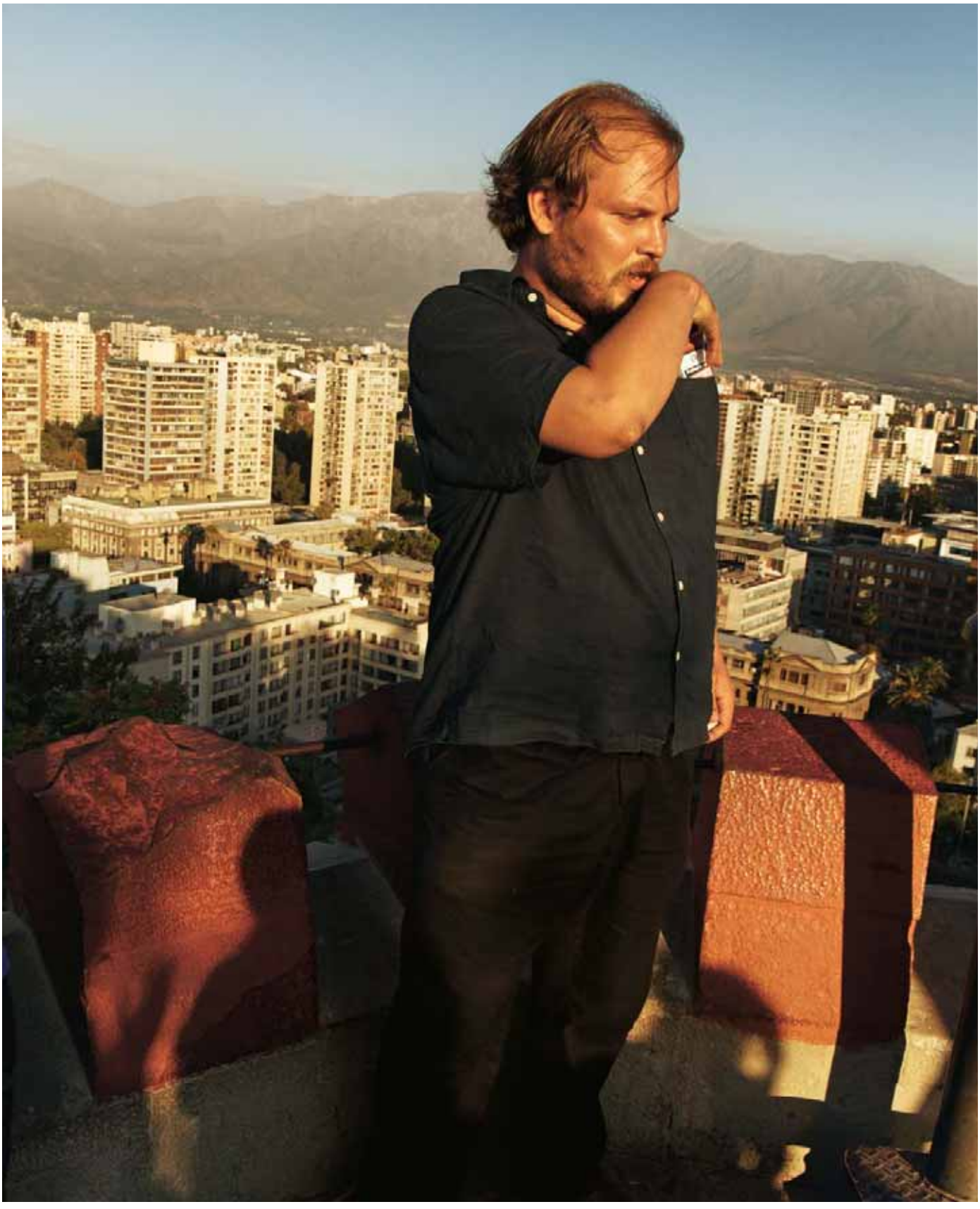
Und egal, wie unterschiedlich die Erziehungsstile von Familie zu Familie sind: In der institutionellen Betreuung von Kleinkindern gibt es DDR-Überbleibsel, die je nach Perspektive als erfreulich oder störend empfunden werden. Grundsätzlich hat Bildungsexpertin Irskens festgestellt: »Im Osten haben die Eltern eher die Haltung: Das, was in der Betreuung passiert, wird schon gut sein. Westeltern, insbesondere aus der Mittelschicht, mischen sich stärker ein und wollen sicherstellen, dass ihre Kinder optimal gefördert werden.« Westmütter wie die Biologin Marion hadern etwa damit, dass sie in der sächsischen Kita ihrer Tochter nie darüber informiert werden, ob eine Erzieherin krank ist oder Urlaub hat. »Ich will gar nicht in interne Abläufe hineinreden – ich will einfach wissen, was los ist. Aber man hört schon beim leisesten Hauch von Kritik schnell den Satz: Es steht Ihnen frei, sich eine andere Einrichtung zu suchen.«

Auch eine weitere Freundin, Michaela, eine Berliner Journalistin mit Westherkunft, empfindet sich heute noch als »Extrawurst-Mutter«, wenn sie in ihrem Potsdamer Kindergarten nachfragt, warum irgendetwas so und nicht anders gemacht werde. »Ich habe den Eindruck, dass das die Erzieherinnen stört, sie sich von jemandem wie mir nicht auf der Nase herumtanzen lassen wollen. Da ist schon noch DDR übrig.«

Dass sich die gewohnte Pädagogik nur schwer aus dem Berufsalltag tilgen ließ, weiß auch die Dresdner Kita-Leiterin Petra Winkler. »Für manche war das eine große, nicht immer ganz leichte Umstellung. Wo es früher starre Regeln gab, was jedes Kind wann können muss, arbeiten wir heute viel kindgerechter«, sagt sie. Die meisten Kolleginnen jedoch empfänden das als sehr angenehm.

Mit den DDR-Relikten können die meisten Eltern, die dieses System selbst gekannt haben, gut leben. »Unsere Tagesmutter kommt aus dem Osten und arbeitet immer noch mit ganz klaren Ansagen«, sagt eine Freundin aus Dresden, »mit mehr Regeln als viele der reformpädagogischen Ansätze, die im Westen von den 68ern kamen.« Auch Verena, eine Theatermalerin, hat sich einen Moment lang gefragt, wie sie es findet, dass ihr Sohn im Kindergarten Schneeglöckchen von der Zeichnung seiner Erzieherin abmalen muss: »Erst dachte ich, das muss doch nicht sein – dann malt er eben eine andere Blume. Andererseits: Später muss er auch genau das machen, was man von ihm verlangt. Vielleicht ist es gar nicht schlecht, wenn er diese Erfahrung schon jetzt macht. Und selbst in einem schlechten Kindergarten lernt er mehr als bei mir allein.« In der Kita, sagt Verena, erfahre ihr Sohn, dass alle Menschen verschieden sind. Dass man sich miteinander arrangieren muss. »Zu Hause«, weiß die Mutter, »gibt es nur Mama mit ihren Macken.«

ZEIT MAGAZIN



Siebecks vegetarischer Kochkurs, Seite 46

Honeckers Enkel

Nr. 10 3. 3. 2011

ZEIT MAGAZIN

Roberto Yáñez Betancourt y Honecker über seine Kindheit in der DDR – und sein Leben heute in Santiago de Chile

INHALT NR. 10

Alles, was in diesem Heft passiert

Erich Honeckers
Enkel – das Interview

Kristina Schröder,
die schwangere Ministerin

Neue Heimat L.A. –
Hedi Slimanes Bilder

6 Guttenberg I: Harald Martenstein zeigt kreative Wege zur Erlangung akademischer Weihen auf
10 Heiter und glücklich stimmt uns diese Woche das Jetlev – das Ding, mit dem jeder fliegen kann
12 Guttenberg II: Die Deutschlandkarte zeigt, was ein »summa cum laude« an welcher Uni wert ist
13 In der Gesellschaftskritik widmet sich Florian Illies der verlorenen Haarpracht des John Travolta
28 Unser Fotokolumnist Paolo Pellegrin erinnert sich an eine Begegnung mit Oberst Gadhafi
30 Guttenberg III: Leute, lasst das Promovieren sein! Warum der Doktortitel überschätzt wird
42 Der Schauspieler Henry Hübchen träumt, er spiele den Teufel nicht – er sei es wirklich
44 Stilkolumnist Tillmann Prüfer erklärt, warum der Schlauchschal nichts für Männer ist
45 Im Autotest: Der Touareg, ein familiärer Mannschaftswagen
46 Siebeck kocht jetzt vegetarisch – der Auftakt zur fleischlosen Serie
49 Liebe und andere Sorgen: Was tun, wenn ein unglückseliger Start die Beziehung überschattet?
54 Als Schüler neigte Frank Bsirske zur Selbstüberschätzung – sein Lehrer half ihm da heraus

Und so sieht unser Zeichner Ahoi Polloi die Welt

Titelfotos Werner Amann; ADN Zentralbild / Bundesbildarchiv Fotos Inhalt Werner Amann; Heji Shin; Hedi Slimane

HARALD MARTENSTEIN

Über seinen kreativen Weg zum akademischen Titel: »Ich habe niemals gelogen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort«

Warum ich, in mühevollster Kleinarbeit, ausgerechnet Romanistik studiert habe, kann ich nicht mehr nachvollziehen. Französisch war mein schlechtestes Fach in der Schule. Vielleicht habe ich damals gerne französische Literatur gelesen. Ich habe Rotwein getrunken, ich aß zum Frühstück Croissants, ich hörte gerne das Lied *Amsterdam* von Jacques Brel – habe ich etwa deswegen Romanistik studiert? Der junge Mann, der ich war, ist mir ein Rätsel. In den Proseminaren konnten alle recht gut Französisch sprechen. Bei mir war dies nicht der Fall. Man konnte für ein Jahr als Aushilfslehrer für Deutsch an eine französische Schule gehen, ich dachte, auf diese Weise lerne ich garantiert Französisch, das muss ich unbedingt machen. Dazu war allerdings die Zwischenprüfung erforderlich, die Zwischenprüfung musste man haben. Um die Zwischenprüfung erfolgreich zu bestehen, musste man aber recht gut Französisch sprechen. Das war die Ausgangsposition einer klassischen antiken Tragödie. Egal, welchen Schritt du tust, in welche Richtung auch immer, jeder Weg führt in den Untergang.

Kurz vor dem Ende der Anmeldefrist habe ich mich für den Aushilfslehrerjob gemeldet. Mit »kurz vor dem Ende« meine ich: am letzten Tag, mittags. Die Frau im Uni-Sekretariat guckte strafend, aber es ist so: Wenn du einen Fehler machst und du entschuldigst dich und du machst einen zerknirschten Eindruck, dann hilft das. Die Frau fragte erwartungsgemäß nach dem Zwischenprüfungszeugnis. Ich sagte: »Verdammt! Das Zeugnis! Liegt das Zeugnis etwa nicht bei?« Wunder gibt es immer wieder.

Ich habe nicht behauptet, dass ich das Zeugnis hätte. Ich habe lediglich gefragt, ob das Zeugnis denn nicht beiliegt, und habe einen verzweifelten Eindruck gemacht. Ich habe niemals die Unwahrheit gesagt. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Die Frau meinte, dass ich das Zeugnis dann halt bei der französischen Schule nachreichen könne, und sie schrieb etwas auf den Bewerbungsbogen. Eines habe ich vergessen zu erwähnen. Sie haben damals jeden genommen, der sich für Nordfrankreich beworben hat, denn da wollte keiner hin, Nordfrankreich ist nicht so toll. Alle wollten in die Provence oder nach Paris. Ich wollte nach Nordfrankreich. An der französischen Schule hat sich keiner für das Zeugnis interessiert. Die hatten andere Sorgen. Die waren einfach nur glücklich über den neuen Aushilfslehrer, da oben im Norden. Am Ende des Jahres konnte ich parlieren, charmieren, mich echauffieren, sautieren und filibustern, dass es eine helle Freude war. Ich habe mich nach dem Job an einer anderen deutschen Uni beworben. Variatio delectat, wie wir Lateiner sagen.

Im Sekretariat der anderen Uni fragten sie erwartungsgemäß sofort nach dem Zwischenzeugnis. Ich sagte: »Ohne das Zeugnis kriegt man den Job in Frankreich doch gar nicht, oder?« Es war nur eine Gegenfrage, ich habe niemals gelogen. Aber sie waren damit zufrieden, und meinen Magister Artium habe ich, nach allen Regeln der Kunst, mit summa cum laude abgelegt. Nicht dass ich angeben möchte. Summa cum laude kriegt jeder, der bis drei zählen kann. Ich führe den Titel aber nicht. Zumindest nicht mehr offiziell. Als Bundesminister, Landesbischof oder Vorsitzender des Zentralrats der Anthroposophen komme ich vermutlich nicht infrage, obwohl ich mir das alles zutraue. So schwierig ist das nicht. Soziale Intelligenz ist das Wichtigste. Stattdessen schreibe ich Kommentare über politisch-moralische Grundsatzfragen und höre immer noch gelegentlich das Lied *Amsterdam* von Jacques Brel.

Zu hören unter www.zeit.de/audio Illustration Fengel

HEITER BIS GLÜCKLICH

Die ZEITmagazin-Entdeckungen der Woche

Ja, sie macht dick.
Aber, mon Dieu, die
SCHOKOLADE,
die man bei »Un Dimanche
à Paris« kaufen kann,
ist jede Sünde wert!
(un-dimanche-a-paris.com)

Kein Kinderzimmer muss aussehen wie die Vorhölle zum Reich von Prinzessin Lillifee. Dieses MOBILE mit dem hübschen Namen »Jungle Friends Bamboo« weist in die richtige Richtung. Verarbeitung und Herstellung sind zudem politisch korrekt (petitcollage.com)

Wie groß der Einfluss
japanischer Designer wie Issey
Miyake oder Yohji Yamamoto
auf die Mode ist, zeigt der
BILDBAND »Future Beauty«.
Eine Reise durch die japanische
Mode der letzten 30 Jahre

Die legendäre New Yorker
Teppichmanufaktur Carini Lang
hat mit der neuen Kollektion
der Stadt ein Denkmal gesetzt:
New York City als TEPPICH

1961 startete der britische
Verlag Penguin Books
seine Reihe »MODERN
CLASSICS« – zum
50. Geburtstag erscheinen
nun 50 Bändchen mit
Geschichten u. a. von Capote,
Nabokov, Kafka, Fallada
(penguinclassics.co.uk)

»X ist das neue LG!«

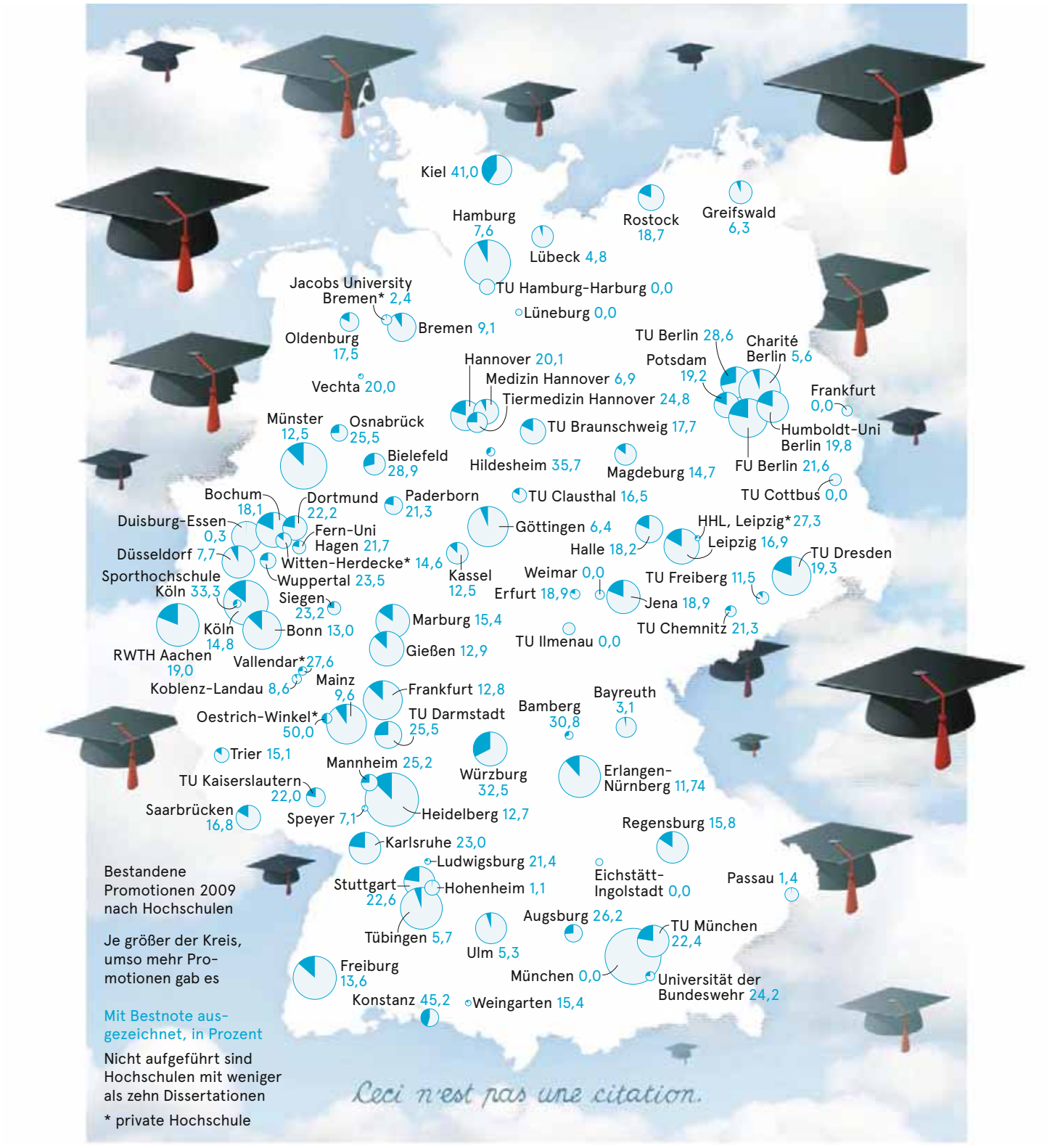
Kommentar auf Facebook über die neue deutsche
(und schon etwas ältere amerikanische)
Sitte des Grüßens am Ende von Nachrichten

Der Traum aller Jungs, die in
den achtziger Jahren »Ein Colt
für alle Fälle« geschaut haben,
wird wahr: Mit dem Jetlev
kann man FLIEGEN. Jedenfalls
ein bisschen. Ganz kurz.
Aber immerhin! (jetlev.com)

Fotos Bénédicte Maindiaux; Petit Collage; © Prestel / Random House Verlagsgruppe GmbH; © Carini Lang; MS Watersports Germany; © Penguin Group UK

Deutschlandkarte

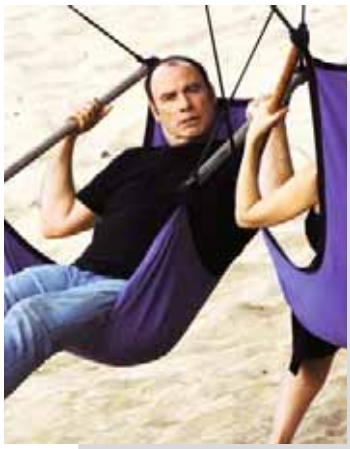
»SUMMA CUM LAUDE«



Es bedurfte nicht erst des Falles Guttenberg, um zu ahnen, dass die Note so viel dann doch nicht über die Qualität einer Doktorarbeit aussagt. War ja schon in der Schule so: Ob ein Referat in Deutsch eine Drei bekam oder eine Eins, hatte auch damit zu tun, wie streng der Lehrer war; ob er überhaupt Einsen vergab. Unsere Karte zeigt: Wer ein »summa cum laude« für seine Dissertation erhalten möchte, sollte sie nicht an der Münchner Uni einreichen; dort gab es unter 1236 Doktoranden 2009 nicht eine einzige solche Bestnote. Erstaunlich, dass Guttenberg sie an einer fast ebenso strengen Uni erhielt, in Bayreuth. In Konstanz hingegen bekamen 45 Prozent ein »summa cum laude«; diese Uni, 1966 gegründet, versteht sich als Reformuniversität. Sie ist, was die Noten anbelangt, die Gesamtschule unter den Universitäten. Ihre Milde wird nur noch von der Elitehochschule in Oestrich-Winkel übertroffen. Dort zahlt man viel Schulgeld, und siehe da, jeder Zweite kriegt die Bestnote. Elitarismus und Egalitarismus sind einander näher, als man denkt. Matthias Stolz

Illustration Jörg Block GIS Lutum+Tappert Quelle Statistisches Bundesamt und eigene Berechnungen

Gesellschaftskritik



John Travolta, 57, auf Hawaii – endlich einmal, wie er wirklich aussieht

Über Perücken

Männer mit Haarproblemen mögen sich manchmal in jene vergangenen Zeiten zurücksehnen, als jeder Mann dieselbe gepuderte Perücke tragen konnte. Auch die Könige setzten sich allmorgendlich feierlich ihre Perücke auf – so wurden alle natürlichen Haarwuchsunterschiede aufs Schönste verdeckt. Bei Amtsträgern, Richtern vor allem, symbolisierte die Perücke, dass hierunter kein Individuum mehr steckte, sondern die Rechtsprechung selbst. So war es, wie Kleist in seinem *Zerbrochnen Krug* beschrieb, ein kleiner Skandal, dass Dorfrichter Adam seine Perücke nicht finden konnte, als er zur Gerichtsverhandlung aufbrechen musste. Doch es war ein viel größerer Skandal, als die Perücke dann doch noch (am heiklen Ort) gefunden wurde.

Das mag John Travolta beruhigen, der jetzt beim Urlaub auf Hawaii in einem Freizeitpark fotografiert wurde – und zwar ohne seinen markanten Mittelscheitel. Dies geschah am Abend des historischen Wahlsieges von Olaf Scholz in Hamburg. Hatte Travolta, der große Star aus *Saturday Night Fever,* vielleicht bei der Fernsehübertragung der Hamburg-Wahl in sein Hotel auf Hawaii den Mut gefasst, endlich dazu zu stehen, wie er wirklich aussieht? Die wie immer hart recherchierenden Kollegen von der *Bild*-Zeitung haben allerdings eine andere Erklärung zutage gefördert: Demzufolge ist die Methode, die John Travolta, anders als Olaf Scholz, anwendet, »Hair Bonding«. Das bedeutet angeblich, dass ein Haarteil auf die Kopfhaut geklebt wird. Dieses Haarteil muss dann aber alle drei bis fünf Wochen im Haarstudio gereinigt und anschließend neu auf den Kopf geklebt werden.

Travolta hatte demzufolge keineswegs den mutigen Schritt zum echten Outing gewagt, sondern hatte seine Haare nur kurzzeitig in der Reinigung. Wir halten das für keine schöne Vorstellung. Wir wollen nicht, dass große Tänzer ihre Haare in die Reinigung bringen. Wir wollen, dass sie tanzen, ohne dass ihnen etwas herunterfallen kann – und notfalls mit einer der drei gängigen deutschen Methoden vom schütteren Haupthaar ablenken: indem sie konsequent alles abrasieren. Indem sie sich einen Bart wachsen lassen. Oder, um zur deutschesten Form zu kommen: indem sie immer einen Hut tragen. Diese Methode, von Heinrich Böll begründet und dann von Joseph Beuys zur Meisterschaft gebracht, wird heute erfolgreich von Udo Lindenberg fortgesetzt. Nein, es geht natürlich noch deutscher: Im Preußen der Jahre 1698 bis 1717 wurde eine Perückensteuer erhoben. Oben ohne ist leider keine preußische Tugend. Florian Illies

Foto Insight Celebrity / FLY

»Ein Rebell bin ich erst heute«

Roberto Yáñez Betancourt y Honecker, 36, verließ vor 21 Jahren mit seiner Familie Deutschland. Er lebt in Santiago de Chile

Von
MARIAN BLASBERG

Fotos
WERNER AMANN

Roberto Yáñez Betancourt y Honecker spricht über seinen Großvater Erich Honecker, den früheren DDR-Staatschef – und geht auf Distanz zu Großmutter Margot

DREI JAHRE LIEGEN zwischen der ersten Kontaktaufnahme und diesem Tag, an dem Roberto Yáñez Betancourt y Honecker zehn Minuten zu früh an der U-Bahn-Station Los Leones in Santiago de Chile wartet. Drei Jahre, in denen er nicht reden wollte, in denen er nicht reden durfte, weil Margot Honecker, seine Großmutter, bei der er lebt, nicht wollte, dass Familienmitglieder mit einer deutschen Zeitung sprechen. Roberto Yáñez ist der Sohn von deren Tochter Sonja, der Enkel von Erich Honecker. 1990, kurz nach dem Fall der Mauer, ist seine Familie nach Chile ausgereist, in das Land seines Vaters, der in den siebziger Jahren vor der Diktatur in seiner Heimat in die DDR geflohen war. Von Roberto wusste man nie viel. Man hörte manchmal, er habe Privilegien gehabt, wie sie nicht viele Kinder hatten in der DDR, später hieß es dann, er nehme Drogen, und neulich schrieb der *Berliner Kurier* über sein trauriges Leben als Straßenmusikant in Chile. Jetzt will er ein paar Dinge richtigstellen. Jetzt, mit 36, zwanzig Jahre nachdem seine Kindheit von einem Tag auf den anderen endete, ist er so weit, sich frei zu machen vom Wort der Großmutter.

»Pünktlich wie ein Deutscher«, sagt er grinsend zur Begrüßung. Er spricht ohne Akzent. Ein groß gewachsener Mann, kräftig, mit einem mächtigen Bauch, über dem ein weites, bis zur Brust offenes Hemd flattert. Ein Künstlertyp mit blondem Fusselbart.

Yáñez ist misstrauisch, stellt erst mal lieber Fragen, anstatt selbst zu reden. Er will wissen, ob es in Deutschland möglich sei, dass ehemalige Stasi-Offiziere zur besten Sendezeit im Fernsehen moderieren, so wie das Ex-Geheimdienstleute in Chile tun. Ihn interessiert, was die Deutschen heute denken über den Mauerfall. Er steckt das Terrain ab. Es ist in Ordnung, über seine Großeltern zu sprechen, aber die Eltern sind tabu. Er sagt, die Leute, die seinem Vater damals nach dem Leben trachteten, seien immer noch sehr aufmerksam. Gerne sprechen will er über seine Kunst. Als im September letzten Jahres während der Langen Nacht der Museen 100 000 Gedichte aus einem Helikopter auf den Berliner Lustgarten regneten, war auch eins von ihm dabei. Gegenüber stand einmal der Palast der Republik. Es ist die Gegend von Berlin, in der er aufgewachsen ist.

Herr Yáñez, dieses Gedicht, das im September, unweit Ihres alten Elternhauses, auf Berlin flatterte – wie kam es dazu?
Ein Freund von mir, Julio Carrasco, mit dem ich vor vielen Jahren in Santiago in der Literaturwerkstatt gewesen bin, hat die Aktion organisiert. Er gehört zu einer chilenischen Künstlergruppe namens Casagrande. Sie geben eine Zeitschrift heraus, und in unregelmäßigen Abständen bombardieren sie Städte, in denen früher Krieg gewesen ist, mit Poesie. Sozusagen als Reparationsaktion.
Was hatten Sie zu reparieren in Berlin?
Ich musste dort nichts reparieren. Es gibt keine Schuld, die ich abzutragen hätte, aber trotzdem war Berlin für mich etwas Besonderes. Es war ein Abschluss, ein Zeichen, dass es mich noch gibt nach einer Zeit, die man mit Arthur Rimbauds berühmtem Buch als eine »Saison in der Hölle« bezeichnen kann.
Wovon handelt Ihr Gedicht, das auf Berlin geregnet ist?
Es heißt *Der Springer.* Darin geht es um einen grünen Mann, dem nicht bewusst ist, dass er grün ist. Einen Mann, der springt, aber nicht weiß, wohin. Der außerhalb der Zeit lebt und an einem Ort geboren wurde, den es nicht gibt. Ein bisschen *ambiguo* das Ganze, kann man das so sagen? Ein bisschen surreal. Ohne klare Bedeutung.
Sind Sie der grüne Mann?
Kann sein. Aber ich weiß inzwischen wieder, wer ich bin.
Wie lange waren Sie nicht in Berlin?
Seit wir geflohen sind vor 21 Jahren.
Welche Erinnerungen haben Sie?
Die Hochhäuser, das Plattenbausystem der DDR, billige Brötchen. Und natürlich die Mauer, die ist meine wichtigste Erinnerung. Ich hatte Pionierappell vor der Mauer, bin nahe der Mauer in die Reinhold-Huhn-Schule gegangen. Wir wohnten in der Leipziger Straße in Mitte, eine einfache Wohnung, drei Zimmer, zwölfter Stock, Westbalkon mit Blick nach drüben. Es mag sich vielleicht komisch anhören, weil es mein Großvater gewesen ist, der sie gebaut hat, aber mir hat diese Mauer nie gefallen. Für mich bedeutete sie ein Verbot. Eine Begrenzung meiner Freiheit. Ich wäre gern mal rüber, um zu sehen, ob es stimmt, was sie uns immer erzählten von der Ausbeutung der Arbeiter, den vielen Arbeitslosen.
Hatten Sie eine glückliche Kindheit?
Ich glaube schon.
Sie hatten Privilegien.
Ich war der Enkel des Chefs.
Es gibt das Gerücht, dass Sie als einziges Kind in der DDR einen ferngesteuerten Hubschrauber gehabt hätten.
Ich hatte ein ferngesteuertes Auto, Westjeans und noch ein paar andere Dinge, die andere Kinder nicht hatten. Einmal hat mir mein Großvater aus Kuba ein kleines, totes Krokodil mitgebracht. Ein anderes Mal kam er mit einer Lederjacke an, die er von Udo Lindenberg geschenkt bekommen hatte, nach dessen Auftritt in Ost-Berlin. Heute erscheint mir meine Kindheit manchmal wie ein Film. Ich wuchs auf in einer Welt voller Spione, es gab überall Personenschützer. Und es ist seltsam für ein Kind, wenn es den eigenen Großvater dauernd im Fernsehen sieht.
Wie haben Sie ihn wahrgenommen?
Als netten, liebenswerten Menschen. Für mich war er kein Staatsmann. Jeden Samstag holten mich seine Fahrer ab und fuhren mich nach Wandlitz, wo wir mit dem Hund spazieren gingen, Rad gefahren sind, gegessen haben. Sehen Sie, mein Großvater war ein einfacher Mann, ein Bergarbeitersohn, der ein paar Leidenschaften hatte. Er ging gern zur Jagd, er hatte seine Datsche, aber er war nicht auf dem Golfplatz, während seine Arbeiter geschuftet haben. Er hat auch nicht gesagt: Heute nehmen wir meine Maschine und fliegen nach Paris, um für 20 000 Dollar bei Dior zu shoppen, wie es andere Staatschefs gerne tun. Manchmal glauben die Leute hier in Chile, dass ich in einem goldenen Käfig groß geworden bin, aber ich war kein Prinz Charles, kein Kind der Bourgeoisie. Ich war der Enkel eines Sozialisten, und da achtete man drauf, dass ich ins Bild passe.
Haben Sie dagegen aufbegehrt?
Nicht wirklich, ein Rebell bin ich erst heute. Damals richtete sich mein Aufbegehren höchstens gegen die Lehrer in der Schule. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich mehr gegeißelt haben als die Mitschüler. Enkel Honecker durfte sich nichts erlauben. Die Ansprüche waren sehr hoch an mich.
Sie waren 14, als die Mauer fiel, ein Jugendlicher mitten in der Pubertät. Wie haben Sie die Zeit erlebt?
Ich war noch ein Kind, behütet und verträumt. Ich hatte keine Ahnung, was das ist, ein Kalter Krieg, bei uns in der Familie wurde auch nicht viel drüber gesprochen. Ich weiß noch, dass es ein paar Versuche gab, den Laden zu modernisieren. In Mitte hatte eine Art McDonald's aufgemacht, es gab nun einen Jugendsender, und ich erinnere mich an einen Tag im Herbst 89, an dem ich mit der Tram durch eine Demo kam. Da bin ich dann zu meinem Großvater und hab gesagt: »Es gibt Probleme. Da braut sich was zusammen.«
Wie hat er reagiert?
Sie werden es nicht glauben, aber ich kann mich daran nicht erinnern. Ich weiß nur, dass ich zu ihm hin bin, dass er es wahrgenommen hat, aber der Rest ist ausgelöscht. Er fehlt, wie viele andere Erinnerungen an diese Zeit, auf die ich lange keinen Zugriff hatte.
Wie war der Abend, als die Mauer fiel?
Das völlige Gefühlschaos. Ich war erleichtert, dass da plötzlich Löcher in der Mauer waren. In den nächsten Tagen bin ich selber durch, ich hab mich treiben lassen, ein Mädchen aus dem Westen kennengelernt, dem ich natürlich nicht erzählte, wer ich bin. Ich habe Bier getrunken mit einem Theatermann, der mich in seine Vorstellung eingeladen hat, aber andererseits war diese Nacht ein Albtraum. Das Gefühl, als ende innerhalb von Stunden meine Kindheit. Es war, als ob du irgendwo an einer Straße stehst, es knallt, ein Attentat, zwanzig Leute sterben um dich rum, aber du kriegst nur ein paar Kratzer ab. Ich war darauf nicht vorbereitet. Die Therapeuten, die ich später hatte, haben dafür ein Wort: Sie nennen es Posttraumatisches Stresssyndrom.
Ist Ihnen damals von irgendjemandem erklärt worden, was da passiert?
Nein, nicht wirklich. Und ich glaube auch, dass in meinem Umfeld gar niemand begriff, was eigentlich gerade vor sich ging. Das ging so über uns hinweg. Es war eine Kraft da, die spülte alles weg, den Staat, eine Epoche, meine Familie, die in der Verantwortung stand. Es gab auch keine Zeit für große Erklärungen.

Margot und Erich Honecker mit ihrem Lieblingsenkel Roberto 1977 bei einem Ausflug

»Ich habe meinen Großvater als netten, liebenswerten Menschen wahrgenommen«

Wir fühlten uns bedroht, es gab genügend Leute, die uns an den Kragen wollten. Ende März haben wir dann einen Linienflug gebucht. Meine Eltern haben mich gepackt, und wir sind abgehauen. Aber das alles habe ich schon nicht mehr richtig wahrgenommen. Es waren Tage wie in Trance.

Endlich war die Mauer weg, aber dann hatten Sie nichts von der Freiheit.

Paradox, oder?

Was haben Sie mitgenommen?

Meine Kinderbücher, meinen Pionierausweis, den FDJ-Ausweis; keine Ahnung, ob ich dachte, dass ich ihn je wieder brauchen würde. Und eine Fahrkarte, die ich noch habe, für 20 Pfennige. Ich weiß nicht, wie die U-Bahn heute in Berlin ist. Damals waren die Stationen offen. Hier in Santiago gibt es eine Barriere, man muss sein Ticket reinstecken, um durchzukommen.

In Berlin sind sie noch immer offen.

Noch immer offen? Man könnte also ohne Karte auf den Bahnsteig laufen? Ohne dass es einer merkt?

Man kann.

Hätte ich nicht gedacht.

Wie war die Ankunft in der neuen Welt?

Es kam mir vor, als würde ich ein zweites Mal die Grundschule besuchen. Ich konnte zwar die Sprache, aber sonst nicht viel: Es gab in Chile plötzlich andere soziale Regeln, es gab Kriminalität, Kapitalismus. Mein ganzes sozialistisches Bewusstsein taugte hier nichts mehr. Ich brach zusammen, hatte Depressionen, Albträume, in denen ich immer wieder auf der Oberfläche eines Sees trieb, unter mir tausend tote Menschen, die versuchten, mich in die Tiefe zu zerren. Mir hat mal ein Psychiater gesagt, dass ich paranoid sei, und da habe ich gesagt: aber mit gutem Grund.

Ihr Großvater kam 1993 nach. Er sollte angeklagt werden, als Verantwortlicher für die Toten an der Mauer, aber es kam nicht zum Prozess, weil er nicht mehr verhandlungsfähig war. Was denken Sie über den Schießbefehl? Können Sie sich Umstände vorstellen, unter denen ein Befehl wie dieser gerechtfertigt erscheint?

Ich kann es nicht, auch wenn ich nicht weiß, warum genau er damals angeordnet wurde.

Gab es nach der Ankunft Ihres Großvaters ein Gespräch mit ihm darüber?

Nein, das gab es nicht. Das meiste, was ich über ihn weiß, habe ich mir angelesen.

Warum kam es nicht zu dem Gespräch?

Ich glaube, die Erklärung ist sehr einfach: Ich war damals noch sehr klein, und er war schon sehr alt. Er hat nur noch ein Jahr gelebt.

Was würden Sie ihn fragen, wenn Sie heute mit ihm reden könnten?

»Mauern sind nie gut, egal ob in Berlin, in Mexiko oder in Palästina. An Mauern sterben Leute«

Ich würde vor allem wollen, dass es ihm gut geht. Ich würde für ihn einkaufen und kochen, aber ich würde ihn nicht belehren oder ideologisch umerziehen wollen. Vielleicht würde ich ihn fragen, warum es keine Lockerung der Reisepolitik gegeben hat. Ich sehe es so: Wenn ich will, dass meine Leute glücklich werden, dann kann ich sie nicht einsperren. Das war für mich sein größter Fehler. Das Land war ein Gefängnis, und deshalb war bereits nach vierzig Jahren Schluss.

Man könnte ihn auch fragen, warum er diese Mauer überhaupt hat bauen lassen.

Aber das weiß ich ja. Dazu habe ich meine Meinung, und die würde sich nicht ändern, wenn er mir etwas erklärt. Mauern sind nie gut, egal ob in Berlin, in Mexiko oder in Palästina. An Mauern sterben Leute.

Ihr Großvater trug dafür die Verantwortung.

Glauben Sie mir, ich weiß wie alle anderen, welche Fehler er gemacht hat; wie viele in der DDR gelitten haben, weil sie bespitzelt wurden oder weil sie in politische Gefangenschaft geraten sind. Aber als Enkel habe ich noch einen anderen Blick auf ihn. Ich verteufele ihn nicht nur.

Was denken Sie heute über ihn?

Wenn er mir in einem Punkt ein Vorbild ist, dann darin, dass er wie auch meine Großmutter zu seinen Überzeugungen gestanden hat. Er war ein mutiger Mann, einer, der sich vor seinen Gegnern nicht beugte. Unter den Nazis saß er zehn Jahre im Zuchthaus. Danach hat er die DDR mit aufgebaut, die in gewisser Weise eine Diktatur geworden ist, aber ich halte ihm zugute, dass seine Ideen humanistisch waren. Er hat Castro unterstützt, die Revolution in Chile. Wenn ich das Internet durchsuche, dann finde ich unter dem Namen Erich Honecker einen deutschen Politiker, geboren 1912, gestorben 1992. Dann folgt dies und das, aber er steht nicht in einer Reihe mit den übelsten Tyrannen der Geschichte. Er hat, als es zu Ende ging, nicht auf die Demonstranten schießen lassen, wie es die Chinesen damals taten oder wie es Gadhafi heute tut. Er hat den Hut genommen. Neulich habe ich ein Lied geschrieben, das ich ihm gewidmet habe. Gott sagt darin, er verzeihe ihm, weil er kein Massaker angeordnet hat.

Wie haben Sie ihn wahrgenommen in seinem letzten Jahr in Chile? Als verbitterten, gebrochenen Mann, der vor den Scherben seines Lebens stand?

Nein, das nicht, auch wenn er nicht viel gesprochen hat. Ich will versuchen, es mal metaphorisch auszudrücken: Wenn er noch einmal jung gewesen wäre und mit dem Wissen seines Alters ein zweites Mal vor der Entscheidung gestanden hätte, einen Staat zu führen oder, sagen wir mal, einen kleinen Goldwarenladen in Venedig, ich glaube, beim zweiten Mal hätte er sich für Venedig entschieden. Ist nur ein Gefühl, eine Idee, ich kann das nicht erklären.

Wie haben Sie selbst aus Ihrer Krise wieder herausgefunden?

Es hat lange gedauert, bis ich mich wieder stark genug gefühlt habe, mir ein eigenes Leben aufzubauen, zehn Jahre, vielleicht fünfzehn. Meine Therapie ist offiziell seit drei Jahren beendet, aber ich geh auch heute noch manchmal da hin. Mindestens so wichtig wie die Therapeuten war für mich aber die Kunst. Die Kunst hat mich gerettet, genauer gesagt: der Surrealismus. Schon recht bald nach unserer Ankunft habe ich hier Freunde gefunden, Literaten, Maler, Musiker, über die ich mit Schriftstellern wie Arthur Rimbaud oder André Breton in Kontakt gekommen bin. In deren Büchern habe ich vieles wiedergefunden, was ich aus meinen Träumen kannte, Dinge, für die die Wissenschaft keine Worte hat, das Unerklärbare, Übersinnliche, parapsychologische Phänomene wie Telepathie und Hypnose. Dies alles waren Dinge, die ich in mir spürte, und im Surrealismus fanden sie einen Ausdruck. Ich fühlte mich darin sehr aufgehoben.

Wie sieht Ihr Alltag heute aus?

Ich schreibe, male, spiele Gitarre, aber ich führe kein schlimmes Leben als Straßenmusikant, wie neulich der *Berliner Kurier* behauptet hat. Ich war auch nie drogenabhängig, wie es mal hieß. Ich habe hier in Chile drei Bücher mit Gedichten herausgegeben, ich bin Mitglied einer Surrealisten-Gruppe namens Derrame, die auch international bekannt ist, und

»Meine Großmutter steht zum Kommunismus in einer Weise, die mir nicht gefällt. Sie ist sehr stur«

ich arbeite gerade an einem Roman, der etwa zur Hälfte fertig ist. Darin geht es um einen Dichter, der in einem Büro arbeitet, der fliehen muss und auf der Flucht verfolgt wird von diesem Traum vom See, den ich nach unserer Ankunft immer hatte.

Sie arbeiten Ihre Geschichte auf?

Ja, aber nicht eins zu eins. Ich verfremde sie; es kann die Geschichte von irgendjemand sein.

Können Sie von Ihrer Kunst leben?

Nein, noch nicht. Ich habe versucht, die Übersetzungen meiner Gedichte in Deutschland anzubieten, aber dort stießen sie bislang auf kein Interesse. Letztens habe ich ein Bild verkauft, an einen Deutschen, der mir 250 Euro dafür gab, aber um über die Runden zu kommen, mache ich regelmäßig Übersetzungen für eine Tourismusagentur.

Hätten Sie es leichter gehabt in der DDR?

Schwer zu sagen, was aus mir geworden wäre. Man hat es mir zwar nie direkt gesagt, aber ich spürte immer, dass man von mir erwartete, dass ich eine Karriere in der Politik hinlege. Ich weiß nicht, ob ich ohne den Mauerfall zur Kunst gefunden hätte, zum kritischen Denken, zur späten Rebellion. Und wenn, dann wäre es sehr schwer geworden, öffentlich Kritik zu üben, frei zu sagen, was man denkt. In Chile geht das. Sehr inspirierend, dieses Land, mit einem unfassbaren Licht, mit einer Wüste, die einmal im Jahr blüht, mit diesen Opferritualen der Indios, die sich mit dem Katholizismus vermischen. Sehr inspirierend, aber dafür betrachtet die Gesellschaft einen mittellosen Künstler hier wie Dreck.

Sie wohnen in Santiago in einem Haus mit Ihrer Großmutter. Wie findet sie Ihre Kunst?

Ich lese ihr manchmal etwas vor, aber sie kann mit Poesie nichts anfangen. Manchmal, wenn ich male, kommt sie runter in mein Atelier und schaut die Bilder an. Dann kommentiert sie das: Dieses da ist farblich ja ganz schön geworden. Das da ist zu dunkel. Sie hat Geschmack, wenn auch eher in einem dekorativen Sinne.

Welche Rolle spielte Kunst in Ihrer Familie?

Schon eine gewisse. Meine Großmutter kannte Leute wie Bert Brecht und Hermann Kant. Mein Vater kommt aus einer Musikerfamilie. Am wichtigsten für meine Entwicklung aber war mein Großvater, der meine Seele mit poetischen Dingen gefüttert hat. Wir waren tauchen, fischen, er erklärte mir, wie die Bäume heißen, und ich erinnere mich, wie er einmal als Weihnachtsmann verkleidet aus dem Wald herausgesprungen ist. Das alles hat meine Fantasie angeregt. Als ich ein Kind war, dachte ich, dass in den Hochhäusern in der Leipziger Straße irgendwelche Wesen leben.

Haben Sie das jemandem erzählt?

Nein, nie!

Weil es so was nicht geben durfte?

Die Dinge mussten rational erklärbar sein. Realistisch. Alles andere galt als suspekt.

Auch die Kunst.

Die Surrealisten galten in der DDR als dekadent, Bourgeoise, die Chaos stifteten und die staatliche Ordnung damit gefährdeten. Man warf ihnen vor, sich nicht in den Dienst des Klassenkampfs zu stellen. Verstehen Sie, alles in diesem Land war zubetoniert mit Ideologie. Das war das Schlimmste: Es gab kein Grau, nur Schwarz und Weiß. Kapitalismus und Kommunismus. Es gab Marx und Engels, Lenin, Luxemburg und Thälmann, interessante Leute, ohne Zweifel, aber auf die Dauer etwas eintönig, vor allem dann, wenn es nichts gibt, was die spirituellen Sehnsüchte befriedigt. Nicht einmal die Bibel haben wir gelesen in der Schule.

Das lag in den Händen Ihrer Großmutter. Die war Ministerin für Bildung.

Das stimmt.

Haben Sie ihr diesen Vorwurf mal gemacht?

Hab ich nicht, aber ich weiß, was sie entgegnen würde: Geh in die Bibliothek, wenn du sie unbedingt lesen willst. Ich spreche manchmal Dinge an, aber es ist schwierig mit ihr. Sie hat ihre Auffassungen. Sie steht zum Kommunismus in einer Weise, die mir nicht gefällt. Sie ist sehr stur.

Sagt sie immer noch, dass sie ihr Weltbild nicht auf dem Altar der Zeitgeschichte opfern will?

Nicht dass ich wüsste. Sie macht sich auch ihre Gedanken, und ich bin sicher, dass sie weiß, was falsch gelaufen ist. Aber sie spricht darüber nicht.

Weil sie zu stolz ist?

Nein, sie erkennt nur keine Notwendigkeit darin.

Wie geht es ihr zurzeit?

Es geht ihr gut. Sie schreibt Briefe, und sie liest sehr viel, Bücher, linke Zeitungen, ich habe ihr gezeigt, wie das Internet

Die Familie Honecker

Robertos Mutter Sonja Honecker (oben links) wurde 1952 geboren. In der DDR wusste man kaum etwas über sie. An der Universität in Dresden lernte sie ihren späteren Mann kennen, den Chilenen Leonardo Yáñez (oben rechts). Bei einem Besuch in Chile wurde er 1973 verhaftet. Honecker setzte sich für ihn ein, und Yáñez konnte in die DDR zurückkehren. Ein Jahr später kam Roberto zur Welt (oberes Foto in der Mitte, neben ihm seine Schwester, die mit zwei Jahren starb, auf dem zweiten Bild von oben Roberto mit Honeckers Hund Flex 1992, unten mit seinem Großvater 1993 in Chile). Erich Honecker hatte noch eine Tochter aus seiner vorherigen Ehe. Seine erste Tochter hat ebenfalls zwei Kinder

Fotos ZEITZEUGEN TV

funktioniert, und seitdem liest sie jeden Morgen *Spiegel Online.* Manchmal kommen Genossen von der kommunistischen Partei vorbei, und dann fahren sie zum Strand. Das sind Leute, die haben die DDR anders wahrgenommen als viele Deutsche. Für die war das ein Zufluchtsort, ein soziales Paradies, etwas, das sie sich für Chile auch gewünscht hätten, und viele wünschen es sich heute noch.

Haben Sie Ihre Herkunft nie als Last empfunden, als lebenslange Bürde?

Nein, nicht in dem Sinne, dass ich mir gewünscht hätte, in eine andere Familie geboren worden zu sein. Ich zehre von dem Chaos, das sie in mir angerichtet hat. Ich versuche es zu ordnen. Es ist ein Reichtum, aus dem auch jemand wie van Gogh geschöpft hat.

Es gibt in Deutschland eine Frau, die glaubt, dass Sie ihr Sohn seien. Sie sagt, die Stasi habe Sie entführt.

Ich weiß, sie hat mir geschrieben. Ihr eigener Sohn ist 1979 verschwunden, seitdem sucht sie ihn. Ich verstehe, dass sie Probleme hatte, dass sie verzweifelt ist, aber ich bin es nicht, ich kann es nicht sein. Das Foto, das sie mir geschickt hat und auf dem sie mich für ihren Sohn hält, ist von 1976, und da bin ich mit meinen Eltern abgebildet.

Sie sagt, Sie ähnelten ihrem Mann sehr, als dieser so alt war wie Sie heute, und Sie sähen überhaupt nicht aus wie ein Chilene.

Mag sein, aber die Gene spielen manchmal verrückt. Ich weiß, dass es Zwangsadoptionen gegeben hat in der DDR, aber dass mein Großvater über die Stasi die Entführung eines Kindes angeordnet hätte, halte ich für völlig aus der Luft gegriffen. Komplett absurd. Ich habe keine Zweifel an meiner Identität.

Haben Sie ein großes Lebensziel?

Wenn ich eins hätte, würde ich es Ihnen nicht verraten. Aber ich träume davon, die Grenzen meiner Sprache zu erweitern, mit ihr die unsagbaren Dinge zu ertasten. Ich wünsche mir, dass auch die Deutschen meine Bücher lesen.

Würden Sie gern mal wieder nach Deutschland zurückkehren?

Sehr gerne. Ich würde gerne all die alten Orte in Berlin aufsuchen, die Leipziger Straße, unser Haus, die Schule, aber leider habe ich kein Geld für einen Flug. Und ich habe immer noch ein bisschen Angst vorm Reisen.

Jung. Mächtig. Schwanger

Ministerin Schröder wird Mutter – und die ganze Nation schaut zu. Hält sie das aus?

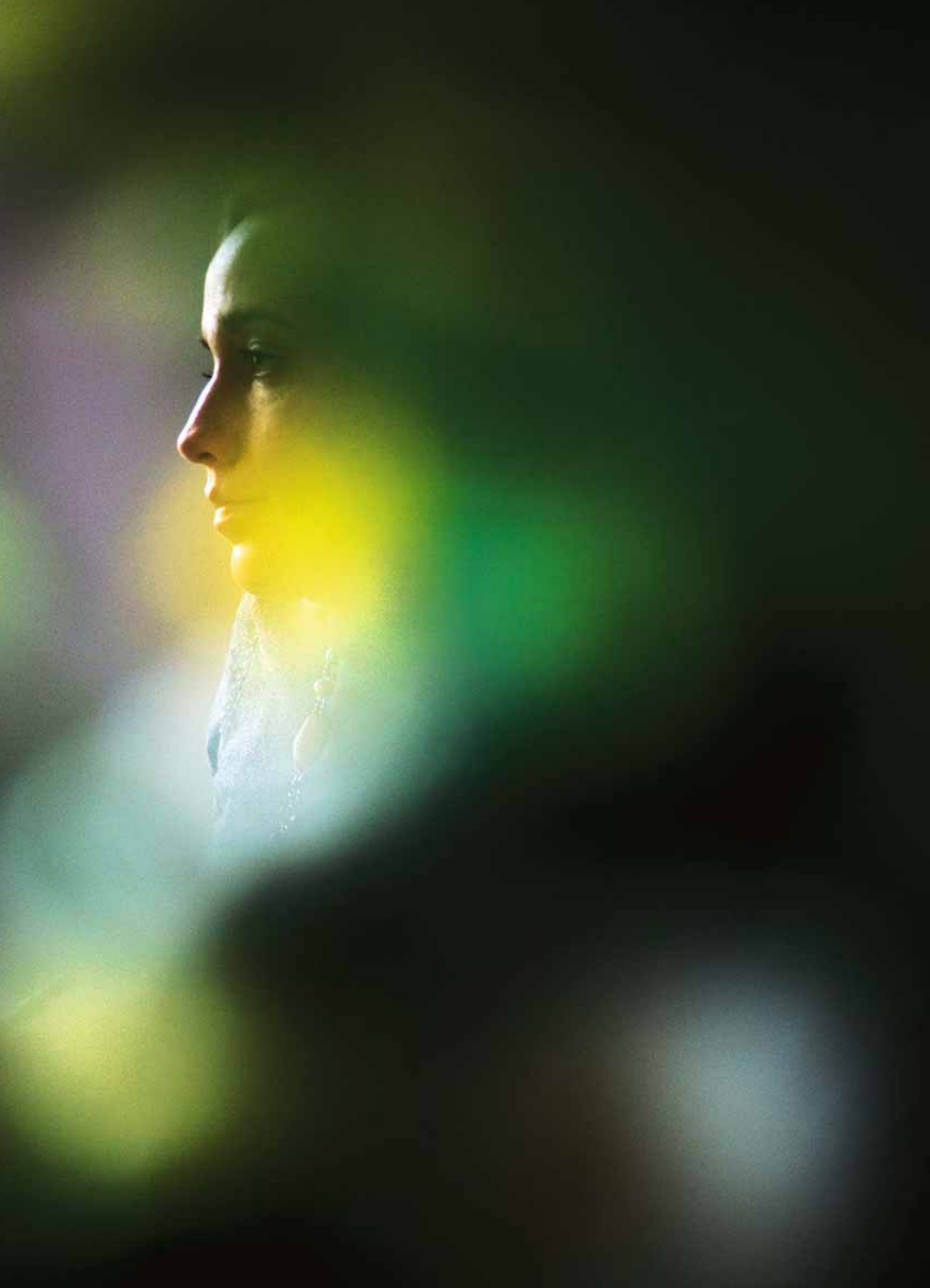
Von
TANJA STELZER

Fotos
HEJI SHIN

DER BAUCH, auf den das Land guckt, steckt unter einem eng anliegenden, grauen Strickpullover. Eine Halskette aus Glassteinen und Metallkugeln ruht darauf. Auf einer Leinwand läuft ein Video: Ein Baby, 20 Minuten alt, wird von seiner Mutter im Arm gehalten; im Handrücken der Mutter, die noch verschwitzt und erschöpft ist von der Geburt, steckt eine Kanüle. Eine lange Einstellung, ein intimer Moment. Erst wirkt das Baby ganz zufrieden, dann huscht ein Anflug von Unmut über sein Gesicht, es kneift die Augen zusammen, als wäre es geblendet, irgendwann fängt es an zu weinen, dann zu schreien. Eine Familienhebamme führt den Film vor, Anschauungsmaterial aus einem Elternkurs mit dem Titel *Das Baby verstehen*. Sie würde der Ministerin gern noch mehr Videos zeigen, aber die Zeit drängt, und irgendetwas stimmt nicht in diesem Raum. Die Ministerin, deren Bauch sich hebt und senkt, sie scheint sich nicht ganz wohlzufühlen, als ahnte sie, was kommt. Ein Lokalreporter fragt: »Frau Schröder, jetzt muss ich mal indiskret sein, weil Sie das ja auch persönlich betrifft: Würden Sie so einen Kurs in Anspruch nehmen?«

Es ist einer der wenigen Momente, in denen Kristina Schröder nicht nickt und lächelt, während ein anderer zu ihr spricht. Ob er das jetzt auch einen Mann gefragt hätte, gibt sie mit einer kleinen Dosis Gift zurück. Dann macht sie eine lange Pause (Absicht? Verlegenheit? Verzweiflung?) und sagt: »Wenn ich das Gefühl hätte, dass ich es brauche, würde ich das Angebot ergreifen.« Ein Kurs mit anderen werdenden Eltern, das wäre so ziemlich das Letzte, was sie machen würde, selbst wenn dieser hier auch Akademikereltern ansprechen soll, Frauen wie sie. Kristina Schröder aber hat beschlossen, dass das Private nicht politisch ist. Ein Rollenvorbild will sie nicht sein, keine Projektionsfläche für die Aufstiegsträume junger Frauen.

Es ist eigenartig: Quasi überall, wo sie zurzeit auftaucht, ob hier in ihrem Wahlkreis Wiesbaden beim Gespräch mit örtlichen Verantwortlichen aus dem Gesundheitssystem oder in der Hauptstadt, wo die großen Debatten gewälzt werden, Frauen und Quote und so, redet sie über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – aber gleichzeitig tut die erste schwangere Bundesministerin Deutschlands so, als hätte das nichts, aber auch gar



Kamingespräch über das Private und das Politische: Kristina Schröder auf Schloss Freudenberg bei der Wahlkreispflege

nichts mit ihr zu tun. Und jeder kann, von einem Auftritt zum nächsten, dabei zusehen, wie es jeden Tag mehr mit ihr zu tun hat. Jeder versteht ihre Schwangerschaft als Statement einer konservativen Partei, die gern auch modern sein will. Genau um das zu bedienen, hat man sie schließlich geholt.

Kristina Schröder, 33, die Jüngste aus dem »Kid's Corner« im Kabinett, befindet sich in einer kuriosen Lage. Sie ist eine der ganz wenigen deutschen Frauen, wenn nicht die einzige, für die es kein Karrierehindernis ist, ein Kind zu bekommen, eher im Gegenteil, mindestens beseitigt es einen Makel. »Der Kanzlerin ihr Kind«, heißt es spöttisch in Berlin, es komme ja auch noch praktischerweise in der Sommerpause zur Welt. Diejenigen, die es netter meinen mit ihr, sagen, sie habe ihnen unglaublich leidgetan im letzten Jahr; der Druck aus den eigenen Reihen, nun doch bitte schwanger zu werden, sei enorm gewesen, sagt eine Unionspolitikerin. Außer Ursula von der Leyen hat keine Frau im Kabinett ein Kind; für eine konservative Partei ist das ein echtes Imageproblem. Kristina Schröder wird sich also bald, endlich, nicht mehr den Vorwurf anhören müssen, sie habe ja keine Ahnung von dem Thema, für das sie zuständig ist. Gleichzeitig könnte ihr Vereinbarkeitsproblem kaum größer sein, denn die Frage, die niemand öffentlich zu stellen wagt, lautet: Wie soll das bitte schön gehen – Mutter sein und gleichzeitig Ministerin und Abgeordnete, mit zwei Wohnsitzen, in Berlin und Wiesbaden, 250 Mitarbeitern und einem Mann, der selbst auch einen zweiten Wohnsitz in seinem eigenen Wahlkreis in Schleswig-Holstein hat? Kann sie das schaffen?

Die Verwandlung von einer talentierten Nachwuchspolitikerin in eine Ministerin und jetzt auch noch in eine Mutter – die ganze Nation sieht bei dieser Bewährungsprobe zu. Das muss man erst mal aushalten.

Sie erzählt, wie »fremdbestimmt« sie ihr Leben findet

Als wir Kristina Schröder das erste Mal treffen, im Sommer 2010, steht sie auf der Dachterrasse des Berliner Radialsystems V und sagt »Is' ja irre hier.« Das Radialsystem V ist ein altes Pumpwerk, das in einen Veranstaltungsort umgewandelt wurde; der Blick geht über die Spree, »weil ich ja gerade eine Wohnung suche, gucke ich immer«, sagt sie, während um sie herum Kameras aufgebaut werden. Gerade hat sie ein paar Etagen tiefer das Politcamp besucht, ein von ihrem Ministerium gesponsertes Treffen von Netzaktivisten und Politikern, bei dem darüber diskutiert wird, wie Politik und Internetcommunity zueinanderfinden könnten. Sie trägt Jeans und ein weißes Top unterm Jackett, dazu Ballerinas, hat so was von gar keinen Bauch, und auf dem Podium hat der Moderator ihr das Kompliment gemacht: »Sie sind die erste Politikerin, bei der ich denke: Die hat wenigstens das Vokabular mal drauf.« Auf einer Leinwand in ihrem Rücken wurden derweil aufgeregte Twitter-Kommentare von Besuchern der Veranstaltung eingeblendet: »Die Familienministerin hat ›beknackt‹ gesagt!«

Kristina Schröder formuliert nicht geschliffen, sie duzt die Tagungsteilnehmer mit einem kollektiven »Ihr«, und manchmal sagt sie »mies«. Ein bisschen unprofessionell und unbeholfen wirkt das, als würde sie die Rolle der Ministerin auch nach einem halben Jahr noch immer spielen. Vielleicht, denkt man, ist das ja ihre Chance, eine andere Sprache für Politik zu finden? Mit auf dem Podium sitzt Burkhard Müller-Sönksen von der FDP und macht neben ihr den Eindruck, als kenne er mit Not den Unterschied zwischen einer E-Mail- und einer Internetadresse.

Kurz darauf, beim persönlichen Gespräch in ihrem Ministerium, das gerade umgezogen ist in einen sterilen Neubau, erzählt sie, wie sehr ihr die erste Zeit im Amt zu schaffen gemacht hat. Wie »fremdbestimmt« sie ihr Leben finde, wie hart für sie in den ersten Monaten die mediale Beobachtung gewesen sei. Wie sehr sie der Vorwurf verletzt habe, ach ja, kaum sei sie Ministerin, schon heirate sie; dabei seien die Einladungen doch längst verschickt gewesen, als der Anruf von

Angela Merkel kam, ob sie den Job machen wolle. Wie sie und ihr damals noch zukünftiger Mann sich in der einen Stunde, die sie zum Überlegen Zeit hatten, gefragt hätten: »Stehen wir das beide durch? Ich habe mir die Entscheidung nicht leicht gemacht.« Und jetzt? »Ich habe es nie bereut.« Nach Begeisterung klingt das nicht, wie sie das sagt in ihrem Büro, in dem noch nicht mal ein Bild an der Wand hängt. Hat sie sich die Macht und deren Begleiterscheinungen so vorgestellt?

Oft hat man über sie gehört, sie habe schon immer den Ehrgeiz spüren lassen, Ministerin werden zu wollen. Besuch bei einem Mann, der sie seit jenem Tag kennt, an dem sie in die Welt der Politik eingetreten ist, und der sich selbst nicht nur als politischer, sondern auch als persönlicher Freund sieht. Bernhard Lorenz, 41, ist heute Chef der Wiesbadener Rathausfraktion und Rechtsanwalt. Er empfängt in seiner Kanzlei in Wiesbaden-Klarenthal: eine Erdgeschosswohnung mit gelber Raufasertapete, er sitzt zurückgelehnt im Schreibtischstuhl, dunkelblauer Nadelstreif, dunkelblaue Krawatte mit rosa Punkten, passendes Einstecktuch. Er erinnert sich noch gut an jenen Abend, an dem diese erwachsen gekleidete 14-Jährige in der CDU-Kreisgeschäftsstelle auftauchte und verlangte, in die Junge Union aufgenommen zu werden. Kristina Köhler, wie sie da noch hieß, stammte aus einem typisch kleinbürgerlichen Haushalt, der Vater arbeitete im gehobenen Justizdienst, die Mutter als Immobilienmaklerin von daheim aus. Kristina hatte alle Bundesminister auswendig gelernt und war sehr enttäuscht, dass das in der Runde keinen interessierte, eine oft und gern erzählte Geschichte. Das Kabinett in Bonn – von der damals etwas ramschigen Villa der Kreisgeschäftsstelle aus gesehen, war das ein anderer Planet. Lorenz hatte ein Papier vorgelegt über die kapitalgedeckte Pflegeversicherung. Subsidiarität, Solidarität, das Mädchen verstand kein Wort. »Es war ein extrem hochkarätig intellektueller JU-Kreisverband«, sagt Lorenz und beginnt zu dozieren über Habermas als konservativen Denker, über Adorno, Luhmann, Transzendentalpragmatik, Verantwortungsethik. Er erzählt seinen akademischen Lebenslauf runter, vier Hauptfächer zu Ende studiert. Eigentlich soll es um Kristina Schröder gehen, aber ihm geht es erst einmal darum, wie gut er selbst ist.

Er und der Kreisvorsitzende Horst Klee haben Kristina Schröder entdeckt, sie haben sie als Kreisvorsitzende der Jungen Union installiert und dann, auf der Suche nach einer jungen Frau, mit der sie Chancen auf einen guten Listenplatz hatten, als Kandidatin für den Bundestag. Da war sie 24, frisch diplomierte Soziologin und von Zweifeln geplagt, »ich bin noch nicht so weit«, sagte sie zu Lorenz – eines von jenen Erlebnissen, aus denen er gelernt hat: »Mit Frauen machen Sie Frusterfahrungen, die Sie mit Männern nicht machen.« Die Frauen erzählen nicht von sich aus, wie gut sie sind, sie müssen erst mal davon überzeugt werden.

Überzeugen können Lorenz und Klee gut, und so kam es, dass Kristina Köhler, die mit Lorenz oft über das Quorum gestritten hatte, in den Bundestag einzog, weil sie jung und eine Frau war. Das Quorum, die sanfte CDU-Variante der Quote: Für alle Posten müssen 30 Prozent weibliche Bewerber aufgestellt werden – Kristina Köhler, die nie eine Feministin sein wollte, war dagegen. Heute findet sie das Quorum in Ordnung, aber eine Quote für Posten in der Wirtschaft lehnt sie ab, sie setzt ganz auf Selbstverpflichtung. In Frauendingen hat man von ihr eher das Gefühl, dass man sie zum Jagen tragen muss.

Immer wieder lässt sie sich drängen, den einmal eingeschlagenen Weg noch weiter zu gehen. Als sieben Jahre später der Posten der Familienministerin zu besetzen ist, wählt die Kanzlerin die Nummer der jungen Abgeordneten, die als außergewöhnlich tough aufgefallen war, unter anderem weil sie im BND-Untersuchungsausschuss Frank-Walter Steinmeier und Joschka Fischer auseinandergenommen hatte. (Die Herren waren überrascht, sie sagt heute: »Ich habe halt einfach anders gefragt als die Juristen.«) Wieder zweifelt Kristina Schröder. Eigentlich hat sie sich

Ihr großer Bruder sagte: »Wer, wenn nicht du?«

gerade von der ganz großen politischen Karriere verabschiedet. Nach der Wahl 2009 hat sie keinen wichtigen Posten bekommen, sie ist enttäuscht, aber als Frau mit einem konservativen Bild davon, was zu einem gelungenen Leben dazugehört, hat man da eine Exit-Option. Dann eben erst mal Kinder, sie ist nicht unglücklich. In dieser Situation tritt der Verteidigungsminister Jung zurück, Merkel muss ihr Kabinett umbilden und braucht für das Familienministerium jemand Frisches, eine Frau, aus Hessen soll sie auch noch sein.

In diesem ersten Gespräch mit Angela Merkel sagt Kristina Köhler, sie plane, Kinder zu bekommen, und sie wolle damit auch keine Legislaturperiode mehr warten. Merkel sagt sinngemäß, das geht schon, sie habe da ihre Erfahrungen mit ihren Mitarbeiterinnen. Ob dieser Tag wirklich der Glücksfall in der Biografie der jungen Frau ist? Ist sie schon reif für diesen Job?

Wieder sind es Männer, die sie überreden. »Wenn du das nicht schaffst, zeigst du allen Frauen, dass es nicht geht«, sagt Bernhard Lorenz, der Mentor aus Wiesbaden. »Wer, wenn nicht du?«, sagt ihr Bruder. Das Vorbildargument, das sie heute so hasst.

Ihr Bruder, sagt Kristina Schröder, sei der Mensch, der sie im Leben am stärksten geprägt habe. Er habe ihr klargemacht, wie wichtig es sei, rational zu argumentieren und sachlich zu bleiben. »Kann sein«, sagt Stefan Köhler und scheint sich fast geehrt zu fühlen, »aber früher war es eine Hassliebe.« Er ist vor zehn Monaten Vater geworden, wir besuchen ihn in seiner Wohnung in Wiesbaden, an einem Abend, an dem er das Kind hütet. Das Wohnzimmer: Laminatfußboden, Ledersofa, Ficus Benjamini, Laufstall. Elf Jahre sind sie auseinander, Geschwister hatte sich Stefan nie gewünscht – er quälte seine kleine Schwester gebührend. Wenn er sie vom Kindergarten abholte, fuhr er mit dem Skateboard vor, sie rannte heulend hinterher. Wenn sie zu laut heulte, machte er langsamer, bis sie gerade herankam, dann gab er wieder Gummi. »Mami, der Stefan hat ...«, so begannen häufig die Sätze, die Kristina Schröder als Kind sprach. Die Großen auf dem Schulhof, vor denen andere Angst hatten, für sie waren sie nie schlimm, sie kannte anderes von daheim.

Manche der Anekdoten des Bruders gleichen bis zur Wortwahl denen von Kristina Schröder selbst. Vielleicht decken sich die Erinnerungen, vielleicht kontrolliert sie auch erfolgreich, wer was über sie sagt – auch andere Gesprächspartner haben Weisung, nichts über ihr Privatleben zu verraten. Sie will ihre Biografie beherrschen, aber die Aufgabe wird nicht leichter. Die Jagd auf Bilder von ihrem Kind, so viel ist klar, wird gnadenlos.

Als er 25 war, hat Stefan Köhler seinen Liebeskummer mit der kleinen Schwester besprochen. Frauen – für ihn waren sie irrational, warum können sie nicht beherrschter sein, fragte er sich; bei der kleinen Schwester blieb es haften. Durchsetzungsfähig, sachlich und effizient sei sie heute, dazu ehrgeizig und fleißig bis zur Selbstaufgabe, sagt der Bruder.

Den Ehrgeiz, den sie im Übermaß hat, den hatte er nie. Er hat seine Jugend ausgedehnt, ist viel ausgegangen, sie erschien schon zum Schulunterricht im Kostümjäckchen. Er war, wie der Vater es wollte, auf einer normalen Schule; sie ging, die treibende Kraft war die Mutter, aufs humanistische Gymnasium, »die schwierigste Schule in Wiesbaden, dem Ruf nach«, sagt der Bruder. Noch heute ist er fassungslos darüber, dass sie beim Abitur freiwillig zur Nachprüfung antrat, um ihren Schnitt von 1,2 auf 1,1 zu heben. Beliebt gemacht hat sie sich so nicht, »es gab 'ne Menge Leute, die sie gehasst haben«, sagt Stefan Köhler. Er selbst ist heute Geschäftsführer bei einem Hersteller von ferngesteuerten Rennautos, ein kleiner Markt, auf dem sich nicht viel verdienen lässt, er fährt auch selbst Rennen – »verschwendete Brillanz«, sage sie gern. Vielleicht liegt es ja auch an ihrem eigenen unbedingten Leistungswillen, dass sie die Quote ablehnt. Es scheint, als wäre es für sie gegen die Ehre der Frau, wenn man ihr das Leben erleichtert.

Januar 2011, seit drei Wochen ist bekannt, dass die Ministerin schwanger ist. Als sie in Berlin auf bleistiftdünnen Highheels im karierten Kostüm eine Podiumsdiskussion über Rechtsextremismus im Sport absolvierte und das Reiterinnenjackett am Bauch spannte, ließ es sich nicht mehr dementieren. »Die lieben Kollegen haben ja schon lange mit Argusaugen darauf gewacht, ob ich Alkohol

trinke«, sagt Kristina Schröder in ihrem Büro, in dem inzwischen immerhin zwei Bilder hängen, moderne Pflanzenstillleben einer Wiesbadener Künstlerin. »Jetzt ist es raus« – für sie scheint es eine Erleichterung zu sein. Der Dezember war hart, die vielen Plenardebatten, dazu die Übelkeit, am Wochenende ging sie oft um 17 Uhr ins Bett. Nun befindet sich das Ministerium im routinierten Schwangerschaftsmodus: Man freut sich, dass Journalisten, deren Kinder die Schweinegrippe haben, rücksichtsvoll Vertretungen schicken. Bürger senden Ernährungsratschläge, die man geflissentlich ignoriert. Presseanfragen, wie das Paar Schröder sein Leben organisieren wolle, werden zurückgewiesen. Klar ist nur: Frau Schröder macht weiter, na klar.

Sie selbst sagt: »Einige Menschen erwarten, dass eine Familienministerin genau darüber Auskunft gibt, wer den Pastinakenbrei anrührt und wer nachts aufsteht, wenn das Kind schreit. Wir sind wild entschlossen, diese privaten Fragen auch weiter nicht öffentlich zu beantworten.« Eine Latte-macchiato-Mutter, wie die ehemalige *taz*-Chefredakteurin Bascha Mika in ihrem Buch *Die Feigheit der Frauen* die Schar derer nennt, die sich mit Gelegenheitsprojekten und einer Existenz zwischen Café und Bioladen begnügen, wird Kristina Schröder jedenfalls nicht werden. Stillt sie, oder stillt sie nicht? Auf diese Frage aller Fragen, die für eine Mutter in Deutschland unvermeidlich identitätsstiftend ist, hat sie ihre Antwort schon gefunden, aber sie wird sie nicht verraten. Ihre Zurückhaltung in Privatangelegenheiten habe auch eine politische Konnotation, sagt Kristina Schröder, »weil gerade die Union gelernt hat, dass es falsch ist, den Menschen ein bestimmtes Leitbild und Rollenmuster vorzugeben«.

Die letzte Frau in der Union, die ihr Privatleben zum Politikum gemacht hat, ist Ursula von der Leyen, Schröders Vorgängerin, von der sie sich unbedingt emanzipieren muss und mit der sie sich einen Streit um die Quote lieferte. Ihr nachzueifern wäre wohl ziemlich unklug, der Vorsprung, in Kinderzahl gemessen, ist ja uneinholbar. Es gab hämische Bemerkungen über das Dienstleistungspersonal, das von der Leyen angestellt hatte – und es ist klar: Wenn man einmal damit anfängt, muss man die Klaviatur der Medien auch gekonnt spielen, und bisher hat sie mit den Medien nicht gerade die besten Erfahrungen gemacht.

Es gab die Jagd der Paparazzi nach dem Foto von der Hochzeit, die extra in eine andere Kirche verlegt wurde und doch damit endete, dass die Ministerin im Brautkleid in den Zeitungen zu sehen war. Es gab auch ein paar ungeschickte Auftritte. *Bild* recherchierte über ihre Doktorarbeit und über die Frage, wie viel Unterstützung sie dafür von einem Mitarbeiter ihres Doktorvaters bekommen hatte. Inzwischen hat ein Ombudsmann der Universität Mainz die Sache untersucht und der Arbeit das Gütesiegel »einwandfrei« verliehen; der Mitarbeiter hatte für sie Adressen aufgeklebt, Briefe frankiert und Dokumente formatiert, es war kein Fall Guttenberg – trotzdem rief Schröder persönlich bei Chefredakteur Kai Diekmann an, und ihr Anwalt schickte einen Brief hinterher, was Diekmann genüsslich in seinem Blog ausbreitete. Und dann gab es ein Interview, das im ZDF in der Satirerubrik »Toll!« bei *Frontal21* zu sehen war: Die Ministerin verhaspelte sich bei dem Versuch, zu erklären, was Deutschenfeindlichkeit sein soll, ein Schlagwort, das sie selbst in die Debatte eingebracht hatte. Im Hintergrund, nicht im Bild, stand ihr Mann und gab ihr Tipps, was sie noch sagen könnte, aber das machte alles noch peinlicher.

Die Medien und sie, es ist keine Liebesbeziehung. Auch Kristina Schröder selbst wird wissen: Ihre Stärke sind Auftritte vor der Kamera nicht. Wenn sie eine Rede hält, wird aus der Fußballweltmeisterschaft schon mal die Fußballnationalmannschaft, am Ende stimmen die Sätze nicht mehr. Die Jugendlichkeit, die sie anfangs manchmal hatte – wenn sie frei redet, ist nur noch wenig davon zu spüren, wenn sie einen Text vorträgt, ist nichts mehr da. Sie wirkt immer ein bisschen altklug, irgendwie aufgesetzt. Die Bilder, die es von ihr in den Zeitungen gibt, sehen oft

Ein Ministerium im Schwangerschaftsmodus

gut aus, vorteilhaft sind sie nicht immer. Ein Foto vom Bundesparteitag im letzten November zeigt sie mit Angela Merkel, die Kanzlerin tätschelt ihrer jüngsten Ministerin fürsorglich die Wange – mit Ursula von der Leyen oder gar einem Mann würde Merkel das nicht machen. Die Chance, die Kristina Schröder hat, ist die Konzentration auf die Sache.

Denn fleißig ist sie und eine scharfe Denkerin, eine Frau, die ihre Überzeugungen hat – ihr Weggefährte Bernhard Lorenz glaubt, sie gehöre zu den wenigen Politikern, die inhaltsgetrieben seien. Der Staat dürfe sich nicht einmischen, er müsse die Wirtschaft machen lassen – daran glaubt sie ganz fest, weshalb sie die Quote ablehnt und es auf die neue Pflegezeit auch keinen Rechtsanspruch geben soll. Sie lässt Stiftungen, die sich gegen Rechtsextremismus engagieren und Fördermittel vom Bund wollen, ein Bekenntnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung unterschreiben. Den Gottesbezug des Grundgesetzes hat sie schon in der Schule leidenschaftlich verteidigt. Ideologie ist kein Schimpfwort für Kristina Schröder, sondern eine Sache, die ihr Spaß macht. Ihr Doktorvater Jürgen Falter, der in Mainz Politikwissenschaft lehrt und übrigens die Hand für seine Doktorandin ins Feuer legt, nennt sie »konservativ-liberal, in dieser Reihenfolge«. Er sagt: »Sie hat zwei Talente – das analytische Durchdringen von Stoffen, das sie nebenbei gemeinsam hat mit der Kanzlerin, und ein beeindruckendes Zeitmanagement.« Aber: »Man hätte sich vorstellen können, dass ihr dieser schnelle Aufstieg erspart bleibt.«

Wie lernt man das eigentlich: Minister? Es ist Learning by Doing. Am Samstag hatte die Kanzlerin ihr Angebot unterbreitet, am Montagmorgen war Amtsübergabe, am Sonntagabend hat sie mit ihrem Mann überlegt, was sie vor der Belegschaft sagt. Personalentscheidungen waren zu treffen, sofort, auf wen kann man sich verlassen? Die Vorgängerin hatte ihre besten Leute mitgenommen. Als Kristina Schröders Familie zur Amtsübergabe nach Berlin reist, amüsiert sich der Bruder darüber, wie Ursula von der Leyen sich vor den Kameras trotz ihrer Highheels noch auf Zehenspitzen stellt, damit sie so groß erscheint wie ihre jüngere Nachfolgerin. Über das Familienministerium heißt es, dort habe man schon so viele Minister kommen und gehen sehen, dass man denke: Uns doch egal, wer unter uns Minister ist.

An Tag fünf ihrer ersten Arbeitswoche als Ministerin fährt Kristina Schröder zum ersten Mal ihren Rechner hoch. Eine ihrer ersten Entscheidungen: Persönlicher Referent soll ihr bisheriger Abgeordnetenmitarbeiter sein, ein Mitglied des Verbands »Schwule und Lesben in der Union«. Manche sehen darin gleich ein Politikum: Familienministerin mit schwulem Mitarbeiter. Sie findet, in schwulen Partnerschaften würden konservative Werte gelebt. Sie sorgt dafür, dass es in der Kantine nicht nur fettarme Milch gibt. Dann lernt sie, wie die Verfügungskette funktioniert: von Referent zu Referatsleiter zu Abteilungsleiter zu Staatssekretär zur Ministerin. Und jedes Mal, wenn einer Einwände hat oder neuen Input, geht es wieder von vorn los.

Oft berät sich Kristina Schröder mit ihrem Mann, sie coachen sich gegenseitig, »wir besprechen wichtige Reden und Auftritte« Vier Wochen bevor seine Verlobte zur Ministerin berufen wurde, ist Ole Schröder selbst in die hohen Ränge der Politik aufgestiegen. Er ist jetzt Staatssekretär im Innenministerium; eigentlich dachte man wohl, er sei derjenige von beiden, der die ganz große Karriere machen würde. Parlamentarischer Staatssekretär – ein Job, den Kristina Schröder ihrem Bruder mit den Worten erklärte: »Das ist der, der zu allen Terminen hingeht, auf die der Minister selbst keine Lust hat.« Den Posten des Parlamentarischen Staatssekretärs kann man auch als Ministerausbildung betrachten.

Die Schröders, ein Powerpaar. Sie sind diskret, ab und zu sieht man sie zusammen Mittagessen. Gemeinsame Zeit verbringen sie meist unter der Woche in Berlin, am Wochenende hat jeder seine Wahlkreistermine. Seit 2003 sind sie zusammen, sie haben ihre Verbindung nicht an die große Glocke gehängt, nicht mal in der eigenen Partei.

Über das Bild, das Kristina Schröder von Beziehungen hat, sagt ihr Bruder: »Sie will nicht nur vergöttert und angehimmelt werden.« Das Foto von der Ministerin, die im cremeweißen Kleid mit Schleier zu ihrem

Die Ministerin und die Medien – eine Liebesgeschichte ist es nicht

Bräutigam aufschaut – zusammengenommen mit der Tatsache, dass sie den Namen des Bräutigams annahm, lud ein zu vielerlei Interpretationen. Doktorvater Falter sagt, ihn habe es nicht überrascht, dass sie ihren Namen aufgegeben habe, das passe schon zu ihrem Bild von Männern und Frauen. Der Professor war zur Hochzeit eingeladen, obwohl er seine Doktorandin nicht privat kannte und mit ihr nie über Privates gesprochen hatte. Vielleicht sagt das etwas über den Aufstiegswillen dieses Paares. Falter hatte seine Studentin übrigens anfangs ihrer Kleidung wegen immer für eine »höhere Tochter« gehalten.

Das böse Wort »Karrieristin«, man könnte es denken, wenn man Kristina Schröders Weg betrachtet. Für sie ist Politik ein Beruf, nicht mehr und nicht weniger, mit dem Argument will sie sich schützen – der Verzicht auf die Show kann ehrlich wirken, sachorientiert oder auch leidenschaftslos. Auf die Frage, was ihr größter Fehler als Politikerin gewesen sei, antwortet sie nach einigem Nachdenken: Die Entscheidung, in den Innenausschuss zu gehen, die Entscheidung für bestimmte Themen, der BND-Untersuchungsausschuss, »diese Weichenstellungen waren, im Nachhinein betrachtet, alle richtig«. Politik, es scheint fast, als sei das für sie vor allem das persönliche Fortkommen. Ein gemeiner Vorwurf. Man sagt ja immer, Frauen seien feige und trauten sich nicht. Jetzt traut sich mal eine, schon ist sie eine Karrieristin. Würde man einem Verkehrsminister vorwerfen, er habe zu wenig Bezug zu seinem Ressort? Würde man nicht, nur hatte Kristina Schröder das Pech, dass sich ihre große Chance nicht in der Innenpolitik bot, für die sie brennt. Sie mag die harten Stoffe – Islamismus, Extremismus, Integration, diese Liga. Dazu passt eine sachorientierte Art. Schlechter funktioniert die Trennung zwischen Beruf und Privatleben bei einem so

Der Doktorvater hielt sie für eine höhere Tochter

emotionalen Thema wie Familienpolitik, bei dem es immer auch um Lebensentwürfe geht. Das Persönliche, bei Kristina Schröder wird es immer mitgedacht – und sie selbst kann sich dem ja nicht ganz entziehen, wie ihr *Spiegel*-Interview gezeigt hat, in dem sie Alice Schwarzer angegriffen hat. Es ging um Sex in dem Gespräch und um lesbische Beziehungen, was man sehr leicht als Anspielung auf Schwarzers Biografie deuten konnte.

Wiesbaden, Schloss Freudenberg, Mittwoch vorletzter Woche. Die Ministerin, an diesem Abend im schwarzen, durchgeknöpften Strickkleid, hat knapp 70 Gäste aus der örtlichen Gesellschaft zum Kamingespräch geladen. Thema: Das Internet – Chancen und Risiken. Es geht um Datensicherheit, die Allmacht von Google und die Frage, ob und wie man Jugendliche vor dem Internet schützen muss. Kristina Schröder moderiert selbst und befragt Ibrahim Evsan, einen Internetunternehmer und Netztheoretiker, der sagt, dass in seinem Handy all sein Leben steckt, dass sein Morgen damit beginnt, dass er dieses Gerät streichelt. Er habe an diesem Tag schon acht Twitternachrichten abgeschickt und hundert E-Mails geschrieben. Kristina Schröder, die selbst fleißig twittert, beklagt, dass durch die Präsenz solcher Geräte das Private und das Berufliche ineinander zerfließen, »ich glaube, dass das absolut familienfeindlich ist und ungesund«. Es gebe eine Sehnsucht bei vielen, das Private und das Berufliche voneinander zu trennen. Da ist es wieder: ihr Thema, die konservative Vision, das Private, das die 68er aus seinem Schutzraum hervorgezerrt und zum Politischen erklärt hatten, wieder ins Recht zu setzen.

Ihre Schlussfrage an den Gast: »Habe ich eine Chance, wenn ich für eine stärkere Trennung von Beruflichem und Privatem kämpfe?« Die Frage ist rein politisch gemeint, die Antwort darauf auch. Trotzdem gibt es wohl kaum jemanden im Publikum, der beides nicht auch auf die private Situation der Ministerin beziehen würde. Ibrahim Evsan, der Agent der Ultramoderne, zögert nicht lange. Er sagt: »Da kämpfen Sie gegen Windmühlen.«

ZEITMAGAZIN
NR. 10

PAOLO PELLEGRINS EXPEDITIONEN

Mit einem Autor des *New York Times Magazine* war ich 2002 in Libyen. Über eine Bekannte schafften wir es, Muammar al-Gadhafi um ein Interview zu bitten. Wir sollten in unserem Hotel in Tripolis auf einen Anruf warten. Das taten wir über eine Woche lang, gingen kaum raus, um bloß nicht den Anruf zu verpassen. Endlich klingelte das Telefon, wir wurden mit einem schwarzen BMW abgeholt und zu Gadhafis Festung gefahren. Nach einer Weile kam er aus seinem berühmten Zelt, oben im Hintergrund zu sehen. Das Interview war dann eher ein

Eine Begegnung mit Gadhafi

langer Monolog. Zwischen Security-Leuten und dem Übersetzer hatte ich wenig Platz, so machte ich schließlich dieses Bild, im Gegenlicht. Ich habe es immer faszinierend und unheimlich gefunden, dass Leute wie Gadhafi in jeder Geste ihre Macht ausstrahlen.

ZEITMAGAZIN
NR. 10

Paolo Pellegrin, 46, in Rom geboren, ist ein vielfach ausgezeichneter Magnum-Fotograf. Seit zwei Jahrzehnten berichtet er immer wieder aus Krisen- und Kriegsregionen. In seiner Serie im ZEITmagazin erzählt er jede Woche von dem Bild, das er sich von Mensch und Natur macht

Dr. No!

Von
NINA PAUER

Die Partyfrage, was man »so macht«, wird, wenn es eine Party der Um-die-30-Jährigen ist, seit einiger Zeit sehr oft mit dem Satz beantwortet: »Ich schreib grad an meiner Diss.« Und fast immer wird der Satz eher so dahingenuschelt, als sei er dem, der ihn sagt, ziemlich unangenehm.

Früher promovierten die besten Absolventen, die klügsten und fleißigsten, und wenn sie es taten, waren sie stolz auf diese Etappe in ihrer akademischen Laufbahn. Heute promovieren viele Absolventen aus Verzweiflung und in Ermangelung besserer Ideen. Man promoviert halt, wenn man intellektuell einigermaßen dazu in der Lage ist und eine gute Note im Studium hatte – und die haben viele. Die Zahl der Doktoranden steigt jedes Jahr um ein paar Hundert, innerhalb von 30 Jahren hat sie sich verdoppelt, auf zuletzt 25 101 verliehene Doktortitel. Wie viele anfangen und wieder abbrechen, das wird erst gar nicht gezählt.

»Ich dachte mir halt irgendwann: Besser als nix«, sagte kürzlich Katrin. Sie ist 29 und wollte nach ihrem Magister nur weg von der Uni, fand aber auf Anhieb nichts, und als ihr Professor auf sie zukam mit der Idee, sie solle promovieren, und ihr ein bisschen Gehalt in Aussicht stellte, konnte sie nicht widerstehen. »Ich dachte mir, ich mach's jetzt einfach. Schaden kann's ja nicht.«

Der Titel schadet nicht. Das Promovieren, um den Titel zu bekommen, schon.

Glücklich wird von den halbherzigen Doktoranden kaum einer. Zu promovieren bedeutet, sich ungefähr drei Jahre lang nur mit einem einzigen Thema zu beschäftigen, einem sehr speziellen Thema, für das sich zunächst nur man selbst und der Professor interessieren. Man ist mit dem Thema allein, sehr allein.

Klar, das Ganze kann auch sinnvoll sein. Für den, der sich einen Beruf wünscht, in dem er vor allem forscht und lehrt. Doch für den, der es nur macht, weil ihm nichts Besseres einfällt, weil sich sonst nichts anbietet oder weil er glaubt, so die bessere Karriere zu machen, sind die drei Jahre verlorene Jahre.

Und wer die Dissertation als Grauzone zwischen Abschluss und Anfang nutzt, verschleudert nicht nur Zeit, sondern auch Selbstvertrauen. Das Festhalten an der vermeintlichen Sicherheit einer formalen Einrahmung des Lebens wirkt über die Jahre eindeutig kontraproduktiv.

»Eigentlich bin ich jetzt genauso schlau wie vor vier Jahren«, sagt Thomas. Er habe nichts gelernt, was er nicht auch schon vorher gekonnt habe. Er ist 33, Diplomsoziologe. Nach dem Studium war er ein paar Monate arbeitslos und hat dann seine Doktorarbeit über den Hermeneutikbegriff in den Sozialwissenschaften begonnen. Gerade liegt sie zur Korrektur bei den Gutachtern. Thomas wartet auf die Note und den Termin der Verteidigung. Auf das Promotionsstipendium habe er sich damals »aus reinem Automatismus« beworben, wie er sagt. Der Status als Stipendiat gab ihm zwar eine bescheidene finanzielle Sicherheit, doch die Doktorarbeit war für ihn nur die Verlängerung des Halb-erwachsen-Seins. Er hatte das Gefühl, das Leben drehe sich für alle weiter, außer für ihn. Während andere ins Büro gingen oder sogar eins gründeten, lief er immer noch zur Uni. Andere aßen mittags beim Italiener, er in der Mensa. Hätte er nicht auf den Mitarbeiterpreis für das Mittagsmenü bestanden, er hätte den Studententarif bezahlt. Er sah ja auch immer noch aus wie ein Student.

Während seine Bekannten ihre Hochzeiten feierten, schmiss er mit 30 eine große Motivationsparty aus Anlass der Halbzeit seiner Arbeit. Er habe großen Druck verspürt, viele Selbstzweifel gehabt in den letzten Jahren, sagt Thomas. Oft wollte er aufgeben. Am Ende hat er seine Arbeit doch noch fertiggestellt. Zufrieden ist er mit dem Ergebnis nicht. Er findet die Arbeit selber »schwammig«, »für die Welt eigentlich überflüssig«. Und was seine Zukunft angeht, ist Thomas heute ratloser denn je: »Ich saß ja nur in der

Ein Appell an alle, die überflüssige Dissertationen schreiben

Bibliothek die letzten Jahre, wie soll ich dabei denn herausgefunden haben, was ich will?«

Im Nachhinein betrachtet, hätten ein Praktikum, eine zusätzliche Ausbildung oder sogar einige Monate Urlaub ihm besser geholfen, um sich zu orientieren, sagt Thomas. Den vermeintlichen Prestigegewinn durch den Titel vor dem Namen, so glaubt er, werde er in Zukunft höchstens bei offiziellen Beschwerdebriefen spüren. Falls sich davon heute wirklich noch jemand beeindrucken lässt. Auf dem Arbeitsmarkt bringt es jedenfalls immer weniger was, einen Titel zu tragen, den immer mehr führen.

Viele Frauen meinen, nach einem durchschnittlich bis überdurchschnittlich gut verlaufenen Studium noch den Doktor machen zu müssen, da er die Karrierechancen fördere und die Verbindung von Familie und Beruf gerade in den ersten Jahren erleichtere. Das ist der Eindruck aus dem Bekanntenkreis, und er deckt sich mit der Statistik: Seit 1993 hat sich die Zahl der Frauen, die promovieren, fast verdoppelt, sie werden die Männer wahrscheinlich in ein paar Jahren eingeholt haben.

Sonja, eine Freundin aus Stuttgart, ist eigentlich Hausfrau, so nennt sie sich manchmal selbst, in einer Mischung aus ironisch und verbittert. Aber sie hat eben auch noch ihre Promotion, seit viereinhalb Jahren schon. Nach außen ist sie Teil eines modernen Paares: Er nahm brav Elternzeit, sie promovierte. In Wahrheit kümmert sie sich um Kind und Haushalt – und manchmal wird sie das Gefühl nicht los, dass ihr Mann ihre Dissertation belächelt. Sie nimmt sie ja selbst nicht mehr ernst. Geschrieben hat sie bislang 20 oder 30 Seiten, »oder vielleicht noch nicht mal«.

Für die Unis sind Doktoranden günstige Arbeitskräfte. Eine Bekannte hatte mit ihrem Doktorvater zu kämpfen, der versuchte, sie noch am Institut zu halten, als ihre Arbeit längst fertig war. Er hatte immer neue Ausreden, weshalb er noch keine Note geben konnte. Als sie dann auch ohne Note einen guten Job bekam, außerhalb der Uni, spielte sich eine Art Rosenkrieg zwischen den beiden ab. Bis heute verlangt er von ihr noch Nacharbeiten an der Dissertation. Sie schuftet jetzt spätabends und am Wochenende für ihren Ex-Prof, der natürlich immer nur an ihrem Fortkommen interessiert war.

Wahrscheinlich ist das ein Extrem. Aber es gibt auch ein strukturelles Problem, das alle Doktoranden betrifft: Sie waren es als Studenten gewohnt, immer mehrere Projekte gleichzeitig zu haben. Wuchsen sie doch in unsicheren Zeiten auf mit dem Bewusstsein: Wenn ich mich nur auf einen Job verlasse, ist das zu wenig. Sie arbeiteten in Galerien, machten sich nebenher selbstständig, schrieben für Zeitungen, waren Hiwis an der Uni. Und wenn sie heute eine Dissertation beginnen, ist diese Dissertation eben oft auch nur ein Projekt unter mehreren. Aber das ist mit dem Wesen der Dissertation nicht vereinbar. Sie verlangt Fokussierung.

Auch Katrin jobbt mittlerweile wieder nebenher. Monatelang hat sie das Exposé für ihre Forschungsidee immer wieder verändert, ein paarmal alles umgeschmissen. Jetzt hat sie angefangen zu schreiben – und fürchtet seither, sich zu verzetteln.

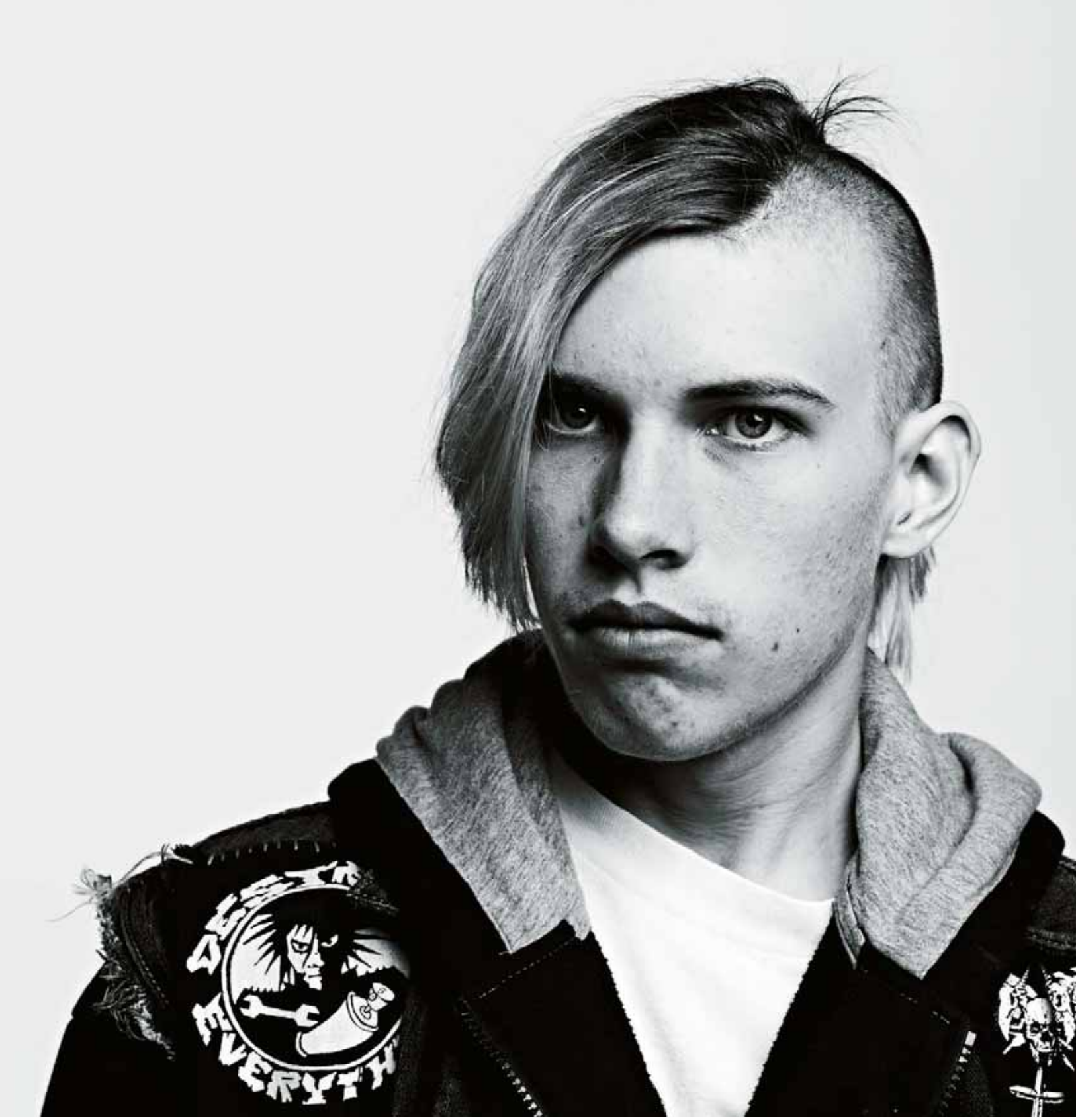
Wenn Katrin Pech hat, gehört sie in ein paar Jahren zu jenen Doktoranden, die in Professorenkreisen als »Studienfälle« bezeichnet werden. Diese Doktoranden geben Arbeiten ab, die das Ergebnis eines jahrelangen Verhedderns in mittelmäßig zusammengestrickten Theoriefäden sind und die am Ende nur für die Bibliothek geschrieben wurden. Die Prüfer winken sie durch. Und sind genauso frustriert wie die Promovenden, die bei der Verteidigung ihrer Arbeit verunsicherter auftreten als zu Beginn der Promotion.

»Ich denke oft ans Abbrechen«, sagte mir Katrin neulich. »Aber ich will auch niemanden enttäuschen. Vor allem nicht mich selbst.«

Katrin und der immer größer werdenden Masse an überflüssigerweise Promovierenden möchte man am liebsten zurufen: »Macht euch nicht länger unglücklich, Leute! Es gibt noch ein Leben außerhalb der Uni!« Man wünscht ihnen den Mut zur Lücke. Nicht zu der Lücke in den Fußnoten. Sondern der vor dem eigenen Namen.

ZEITMAGAZIN
NR. 10

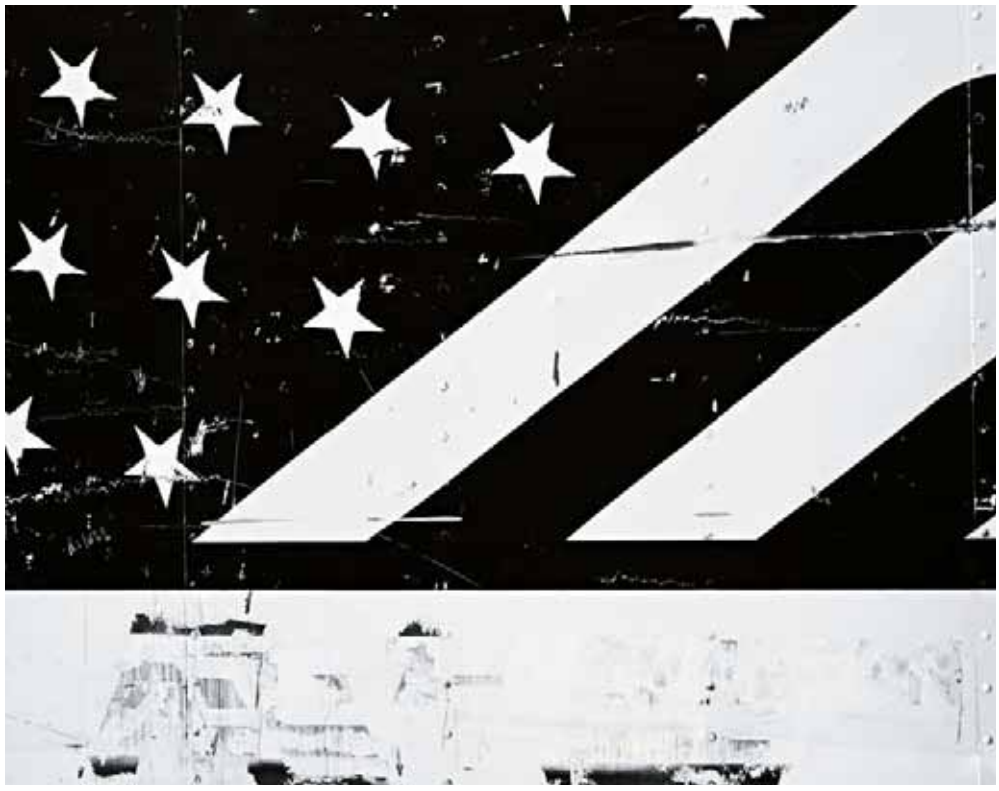
Illustration Golden Cosmos



»I love America« – dieses Motto kehrt in Hedi Slimanes Bildern immer wieder. Er spielt mit Symbolen wie Stars and Stripes, Patronen und Waffen oder dem Trash-Stil. Sein Amerika liegt in Kalifornien. Nicht den alten Glitter sucht er dort, sondern Jugend, Punk, Rock 'n' Roll

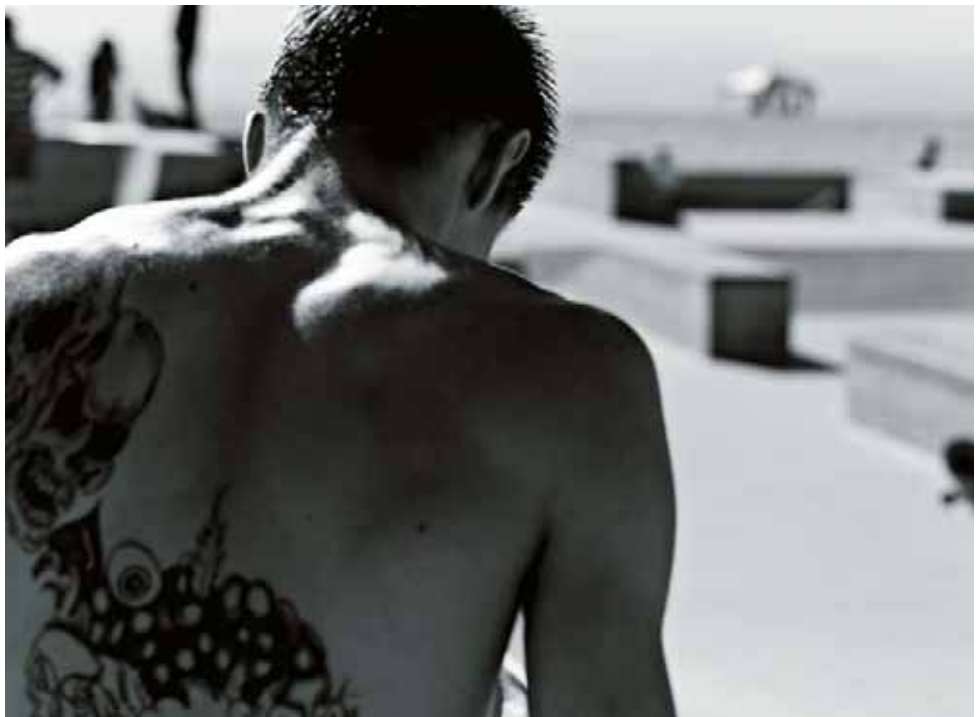
Das

Der Designer Hedi Slimane hat Paris und die Modewelt



Auge von L.A.

gegen Los Angeles getauscht, wo er sich ganz seiner Liebe zur Fotografie widmet

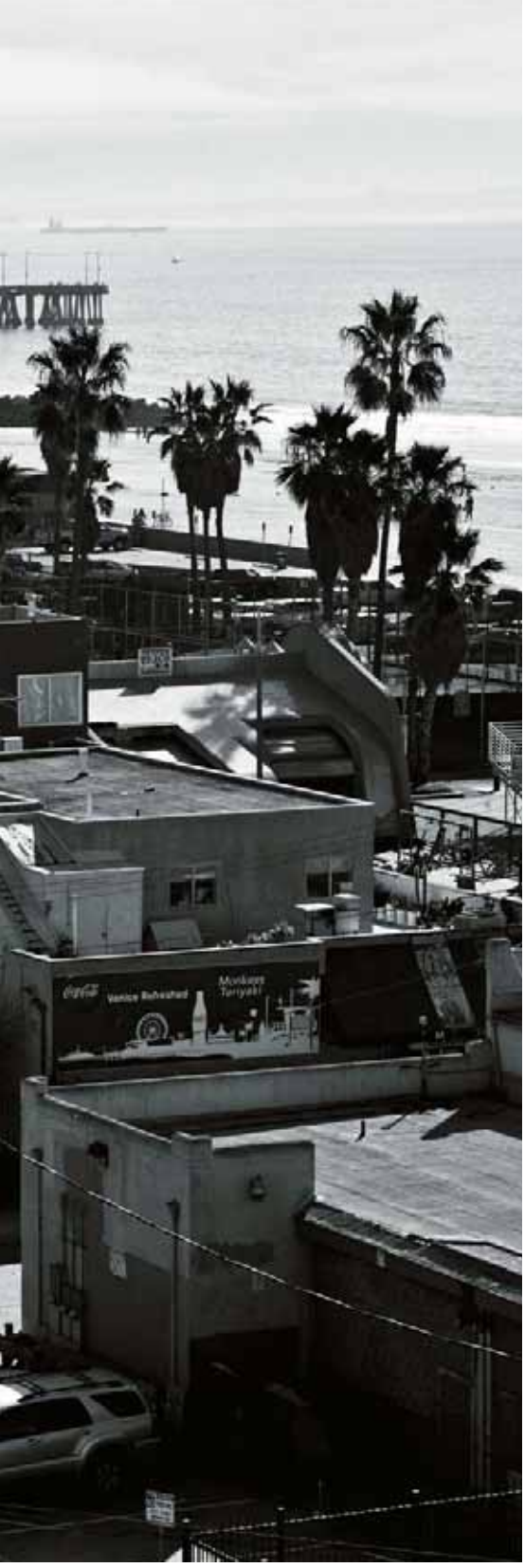


Denken wir an Los Angeles, sehen wir vor unserem inneren Auge sofort bestimmte Typen: Skater. Surfer. Menschen am Strand und in den Studios

Auch Slimane sucht diese Bilder, wenn er durch Kalifornien zieht – für ihn schlägt das Herz der digitalen Welt und der Unterhaltungs-industrie genau hier

Ein Weißkopfadler, das Wappentier der USA – wohin fliegt er, wohin bewegt sich Amerika?

Vom Studio des Künstlers Larry Bell aus schaut man direkt auf Venice Beach, den längsten Strand von Los Angeles. Hier entspannt sich Bell, wenn er nicht gerade in New Mexico an neuen Skulpturen arbeitet



»Die Kunstszene Kaliforniens
hat die in New York
bereits eingeholt«, sagt Slimane

»Ich stelle mir Marlon Brando und James Dean am Pool vor«

Von
Ulf Lippitz

Herr Slimane, 2010 sind Sie in Ihr Haus in Los Angeles gezogen. Hat Europa Sie endgültig an Kalifornien verloren?
Es könnte sein, dass ich für immer in der Stadt bleibe, ja.
Was fasziniert Sie an L.A.?
Für mich ist Los Angeles momentan die interessanteste Stadt der Welt. Die Kunstszene hat die in New York bereits eingeholt, musikalisch kommen in der Stadt gerade Surf- und Punkrock zusammen. Kalifornien ist das Herz der digitalen Welt und der globalen Unterhaltungsindustrie. Aber keine Sorge, ich fühle mich dem Alten Kontinent nach wie vor verbunden. Ich werde meine Lebenszeit zwischen diesen beiden Welten aufteilen.
Dabei hassen Sie das Fliegen.
Das ist tatsächlich der einzige Nachteil meiner Entscheidung. Ich nehme immer eine Menge Schlaftabletten, wenn ich im Flugzeug sitze, und entspanne mich erst, wenn ich den Flughafen hinter mir lasse.
Sie haben noch eine Hürde gemeistert und Autofahren gelernt.
Das ging zum Glück schnell. Ich hatte bereits ein Auto gekauft, das ich in einer Garage unterstellte. In Beverly Hills nahm ich Fahrstunden, ich glaube, einfacher geht es nicht, der Verkehr ist sehr übersichtlich. Die Fahrlehrer waren natürlich arbeitslose Schauspieler, das war wirklich Hollywood. Und das Fahren veränderte meine Perspektive, ich erfuhr buchstäblich die Stadt und fühlte mich dadurch zu Hause.
Wie sind Sie überhaupt in L.A. gelandet?
Das erste Mal kam ich als junger Designer für Yves Saint Laurent hierher, das muss Ende der neunziger Jahre gewesen sein. Wir schossen eine Kampagne, ich blieb etwa eine Woche. Einerseits fühlte ich mich von der Stadt angezogen, vom Cinemascope-Format der Avenues, andererseits beschlich mich ständig das Gefühl, in diesem Moloch total verloren zu sein – als wäre ich in der Mitte des Pazifiks allein gelassen.
Welche Bilder hatten Sie vor der Ankunft im Kopf?
Fast keine, höchstens die Messerkampf-Szene am Observatorium aus *Denn sie wissen nicht, was sie tun.* Dieser Ort ist heute mein Lieblingsplatz, um in Ruhe den Sonnenuntergang zu betrachten.
Das Licht von Los Angeles soll einmalig sein ...
Es ist goldfarben und vom Meeresdunst leicht gefiltert. Den Sunset Boulevard beim Sonnenuntergang, das gibt es nur ein Mal auf der Welt: eine magische Stunde, mit den Palmen im Gegenlicht und den Fünfziger-Jahre-Schildern am Straßenrand.
War das ein Grund, immer wieder zurückzukehren?
Auch, aber die Widersprüche reizten mich genauso. Das Glamour-Versprechen Hollywoods steht einer brutalen Wirklichkeit gegenüber – mit Kriminalität und Ghettobildung. Als ich 2007 die Mode aufgab, entschied ich mich, L.A. für mich zu entdecken und mich auf die Fotografie zu konzentrieren.
Sie fotografieren nicht nur selbst, sondern kuratieren auch in Paris und Brüssel zwei Gruppenausstellungen über Kalifornien, unter anderem mit Bildern von Ed Ruscha, Dennis Hopper und John Baldessari. Was sehen Sie in den Fotografien?
Durch viele Werke zieht sich die Idee von Aufstieg und Fall. Die Schönheit der Landschaft, die majestätische Natur, die ständig scheinende Sonne. Und im Gegenzug die Gefahren der Natur, die apokalyptischen Vorhersagen, dass der Landstrich eines Tages im Pazifik versinken oder vom Erdbeben des Jahrhunderts zerstört werden wird.
Das hat Sie nicht davon abgehalten, ein Haus zu kaufen, einen Flachbau des Architekten Rex Lotery aus dem Jahr 1961.
Ich wollte es schon einmal kaufen, dann war es plötzlich nicht mehr auf dem Markt. Vor drei Jahren stand es wieder auf der Maklerliste, da griff ich zu. Ich war auf der Suche nach einem modernen Bau aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, aber ich wollte nicht in einer Fallstudie aus dem *Wallpaper Magazine* wohnen – in einem dieser kleinen und sehr verkünstelten Häuser. Was für ein Glück, dass das Haus auch noch in meinem Lieblingsbezirk lag, in Trousdale in Beverly Hills. Nebenan lebten Anfang der siebziger Jahre Elvis Presley und Frank Sinatra. Das Viertel hat immer noch so einen Hauch von verblasstem Glamour.
Wollen Sie den in Ihren Fotos einfangen?
Nein, ich schaue auf das alternative Los Angeles. Die Bilder von den roten Teppichen, aus den Reality-Fernsehserien und Hollywood-Blogs verstellen den Blick auf ein authentisches, aber beinahe unentdecktes Los Angeles. Ich dokumentiere die aufstrebende Punkrock-Szene in Downtown, Bands wie No Age und Wavves, die roh und unfertig wirkenden Veranstaltungsorte.
Mögen Sie den Neohippie-Charme von Silverlake?
Entschuldigen Sie, aber das ist das offizielle Trendviertel – und deshalb nicht mehr relevant. Ich stehe der kalifornischen Minimal Art nahe, die seit den Hochzeiten der Ferus Gallery in den sechziger Jahren sehr stark ist, und ich schätze junge Talente wie Mark Hagen. Einige Künstler fotografiere ich auch, zum Beispiel Ed Ruscha und Larry Bell.
Als ehemaliger Modedesigner haben Sie sicher Zugang zu Künstlern, Musikern und Filmstars. In Paris waren Sie laufend auf Partys eingeladen ...
Und ich war nie besonders erpicht darauf, hinzugehen. Ich habe nicht das geringste Interesse an der Filmindustrie, deshalb kommen die meisten Partys für mich nicht infrage. Manchmal lade ich Freunde zum Essen ein, aber ich gehe so gut wie nie aus. Abends arbeite ich an meinen Fotos, die ich tagsüber im Studio oder am Set geschossen habe. Zum Frühstück gehe ich aus, dann finden Sie mich vielleicht im Chateau Marmont. Der Innenhof ist um die Uhrzeit noch ruhig, eine wunderbare Stille, um mit der Arbeit zu beginnen. Ich liebe es, mir das Hotel in den fünfziger Jahren vorzustellen, als Marlon Brando, James Dean und Paul Newman hier faule Nachmittage am Pool verbrachten. Heute ist es natürlich nicht mehr dieser unbekannte Rückzugsort.
Wohin ziehen Sie sich zurück, wenn Sie Ruhe brauchen?
Ich fahre für einige Tage an die Strände im Süden, mit ein paar Freunden. Malibu und alle Strände in Norden gefallen mir nicht – außer Venice. Wir mieten uns in Laguna Beach oder nahe San Diego in einem kleinen Hotel am Pazifik ein, verbringen den Tag am Meer und gehen abends ins Kino.

Hedi Slimane,

42, war Chefdesigner bei Christian Dior und verhalf den schlanken Schnitten der nuller Jahre zum Erfolg. Zu seinen Fans zählen Brad Pitt, David Bowie und Karl Lagerfeld. Seit 2007 arbeitet er als Fotograf. Sein Bildband »Anthology of a Decade« erscheint in diesem Monat bei JRP Ringier

Alle Fotos © Hedi Slimane, Anthology of a Decade 2000–2010, published by JRP Ringier, Zurich;
Courtesy Almine Rech Gallery Paris / Brussels Porträtfoto Y.R

Ich habe einen Traum

Henry Hübchen
»Ich hielt es für möglich, dass ich der Teufel bin«

Als ich vor einigen Jahren in *Der Meister und Margarita* als Teufel auf der Bühne stand, kam mir ein seltsamer Gedanke oder Traum: Ich hielt es für möglich, dass ich nicht der bin, der den Teufel spielt, sondern dass ich der Teufel bin, der mich spielt. Andere halten sich für Napoleon, manche für Jesus oder wenigstens für einen der 36 Gerechten, die die Welt zusammenhalten – warum sollte ich mich nicht für den Teufel halten?

Aber ich schrecke vor den Konsequenzen zurück. Sie wären unabsehbar. Ich wäre als Teufel ja schon zehntausend Jahre alt, ich wäre dabei gewesen, als Jesus ans Kreuz genagelt wurde, als Pilatus seine Hände in Unschuld wusch. Als in St. Petersburg der Zar ermordet wurde, wäre ich auch dabei gewesen, als Killer: *»I killed the czar and his ministers, Anastasia screamed in vain«,* wie es bei den Rolling Stones heißt, im Song *Sympathy for the devil*. Auch Mick Jagger hat sich wahrscheinlich mal probeweise für den Teufel gehalten.

Aber wenn ich der Teufel wäre, ja selbst wenn ich Gott wäre, hätte ich ein großes Problem – nämlich dass ich nicht sterben kann. Wenn ich aber ich bin, habe ich auch ein Problem – nämlich dass ich sterben muss. Welches Problem das größere ist, weiß ich nicht. Aber ich vermute mal, das Problem des Teufels oder auch Gottes ist das größere.

Warum hat Gott sonst seinen eigenen Sohn töten lassen? Weil er seine Unsterblichkeit nicht ertragen konnte, ist er Mensch geworden und als Mensch gestorben. Dass er dann wiederauferstehen musste, ist, so betrachtet, ein Rückfall. Ein Rückfall, den Gott vermutlich bereut hat.

Also ziehe ich es vor, ich zu bleiben – sterblich, unzufrieden, voller Angst. Da fühle ich mich eigentlich ganz wohl.

Mein Beruf ist es, meine Haut zu Markte zu tragen. Und auch das, was darunter ist. Viele denken, dass man die Rolle nutzt, um die eigene Persönlichkeit auszudrücken. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Erst denkst du, dass du dich hinter der Rolle verstecken kannst. Das mindert die Angst – alles, was die Leute von dir sehen, ist ja frei erfunden. Dann denkst du, dass es doch nicht sein kann, dass du dein Leben auf der Bühne in einem Zustand der Selbstverleugnung verbringst. Totale Entfremdung wäre das. Dann beendest du das Versteckspiel, zeigst die Wahrheit hinter der Maske oder das, was du für die Wahrheit hältst. Du erwartest die Befreiung. Das ist aber erst recht unerträglich. Jeder kennt den Albtraum, untenrum nackt zu sein in der Öffentlichkeit.

Das Beste vom Schlechten ist vielleicht, du denkst nicht nach, du spielst keine Rolle und auch nicht dich selbst, du spielst einfach. Aber irgendwann steigt Verzweiflung in dir auf. Vielleicht kannst du sie zu einem Teil deiner künstlerischen Anstrengung machen. Die größten Momente habe ich ausgerechnet dann, wenn ich völlig allein gelassen auf der Bühne stehe – mit Magenkrämpfen. Das Publikum jubelt.

Henry Hübchen,

64, wurde bekannt durch seine Theaterrollen an der Volksbühne in Berlin, darunter auch »Der Meister und Margarita«, und durch seine Hauptrolle im Film »Alles auf Zucker«. In den Kinos ist er zurzeit in »Uranberg« zu sehen. Arte sendet am 6. März eine Dokumentation über Henry Hübchen in der Reihe »Mein Leben«

Aufgezeichnet von Ulf Lippitz Foto Peter Hönnemann Zu hören unter www.zeit.de / audio

Vorsicht: Wer sich einen Snood zulegt, hat ihn nachher am Hals. Etwa diesen von Stefanel für 120 Euro

Foto Peter Langer

Für Männer ist das Leben kein Snood

Tillmann Prüfer über Schlauchschals

Der Winter geht langsam zu Ende. Es war der Winter der Snoods. Ein Snood ist eine Kombination aus Schal und Kapuze, aus *scarf* und *hood* – deshalb Snood. Frauen haben diese Kombination aus Hals- und Kopfschmuck, genannt Schlauchschal, schon lange für sich entdeckt. Entweder in seiner geräumigen Variante, bei der er, zu einer Acht gelegt, um den Hals geworfen wird, oder in der kurzen, eng anliegenden Version. Der Snood für den Mann wurde vor zwei Jahren in der Winterkollektion von Burberry vorgestellt. Ist der Schlauchschal nun gut oder schlecht?

Frauen dürfen grundsätzlich immer alles tragen – Männer sollten sich diesem Kleidungsstück aber mit Bedacht nähern. Vordergründig erleichtert ein Snood vieles. Denn ein Schal lässt sich kaum zufriedenstellend binden. Wirft man ihn locker um den Hals, wärmt er nicht, und die Enden hängen unansehnlich wie ein Lätzchen vor der Brust. Knotet man ihn, wirkt es, als habe die Mama einem den Schal umgebunden. Bildet man eine Schlaufe, sieht es spießig aus.

Schön also, dass uns der Snood aus diesem Dilemma rettet – weil es ja nichts mehr zu binden gibt. Wenn aber Männer in der Mode etwas ganz einfach und unglaublich praktisch finden, schafft das meistens Probleme. Zum Beispiel in der britischen Premier League. Dort trägt man nämlich mittlerweile den Snood. Unter anderem treten Carlos Tévez von Manchester City und Samir Nasri von Arsenal bei kalter Witterung mit dem Halswärmer auf den Platz. Damit haben sie schon viel Spott auf sich gezogen – etwa von Manchester-United-Star Rio Ferdinand, der per Twitter verkündete, man werde niemals einen Spieler von ManU in einem Snood auf dem Platz sehen.

Das Problem bei Snoods, jedenfalls soweit sie von Männern getragen werden, ist folgendes: Sie sind kuschelig, bequem und praktisch. Ein Mann, der nach außen signalisiert, dass er es gerne kuschelig, bequem und praktisch mag, wird aber schnell mit einer Memme verwechselt. Das wahre Leben ist nämlich anders als ein Snood – es ist verworren, verwickelt und unordentlich, es passt nie so richtig, ständig weht einem etwas ins Gesicht. Das Leben gleicht weit eher einem Schal. Deshalb tragen Männer besser keine Snoods.

Im Mannschaftswagen

Jeannine Kantara fährt den VW Touran GP2 2.0 L

Solide. Mein erster Eindruck, als ich vor ihm stehe. Vielleicht eine Spur langweilig. Beflissen, macht alles richtig. Sparsam, geräumig, vernünftig. Ist aber auch so aufregend wie eine Kreissparkasse. Wegen der Außenwirkung werden wohl nur wenige Menschen einen VW Touran fahren. Seine inneren Werte sind gut verborgen unter dem kantigen, kastenförmigen Äußeren. Aber sie werden erkannt. Im Marktbereich der so genannten Kompakt-Vans ist fast jedes zweite Auto ein Touran. Auch in unserem Bekanntenkreis ist er beliebt, vor allem bei Menschen mit vorhandenem oder geplantem Nachwuchs. Als Siebensitzer ist er ideal, um neben den eigenen auch noch die Nachbarskinder zum Fußballtraining zu chauffieren. »Toller Wagen, aber ich finde ihn irgendwie uninspirierend«, sagt eine Freundin, selbst seit Jahren überzeugte Touran-Fahrerin.

Ist das nicht ein Widerspruch? Nein, der Touran sei eben, sie überlegt kurz … solide. Ein Symbol für Stabilität und Sicherheit – aber eben ein bisschen bieder. Man sieht nur selten farbenfrohe Modelle auf den Straßen. Wegen des Wiederverkaufswerts.

Ich suche die Inspiration beim Familienausflug an die Ostsee. Einmal Berlin–Eckernförde und zurück, 760 Kilometer mit nur einem Tankstopp. Die Stimmung ist entspannt. Die Kinder singen lautstark die Lieder ihrer Lieblings-CD: »Blauer Himmel, Wellen, weißer Strand, und kein Wölkchen weit und breit«. Vor ein paar Jahren musste das elterliche Reise-Musikprogramm aus Soul und Jazz um *Ritter Rost* und *Solino Club* erweitert werden. »Mücken, Autobahnen, Sonnenbrand – wie herrlich ist die Urlaubszeit«, ertönt es zweistimmig von hinten. Der Wagen gleitet mit 140 km/h dahin. Die Eltern singen aus Solidarität mit, inzwischen kennt man den Text. Glückliche Kinderaugen. Ich rutsche tiefer in den Fahrersitz und genieße das wohlige Gefühl, nachdem ich die Sitzheizung ein paar Grad höher gedreht habe.

Wusch! Plötzlich fegt ein heftiger kalter Windstoß die Harmonie hinweg. Das Schiebedach hat sich geöffnet. Mein achtjähriger Filius *steht* hinter dem Beifahrersitz, die Hand noch am Knopf. »Mama, Papa – das geht ganz leicht zu bedienen.« Offenbar kinderleicht. Die Eltern sind geschockt, die kleine Schwester klatscht begeistert in die Hände: »Hurra, wir fahren ein Cabrio!« Den Rest der Fahrt schmollen die Kinder, weil sie nichts mehr anfassen dürfen. Immerhin: Sie hat der Wagen auf jeden Fall inspiriert.

Jeannine Kantara arbeitet im ZEIT-Hauptstadtbüro

Technische Daten
Motorbauart: 4-Zylinder-Dieselmotor
Leistung: 125 kW (170 PS)
Beschleunigung (0–100 km/h): 8,9 s
Höchstgeschwindigkeit: 213 km/h
CO_2-Emission: 151 g/km
Durchschnittsverbrauch: 5,7 Liter
Basispreis: 26 800 Euro

Foto Volkswagen Gestaltung Thorsten Klapsch

Wolfram Siebeck kocht vegetarisch (1)
Zum Auftakt seiner neuen Serie gibt es eine vielseitige Pilzfarce

FLEISCHLOS GLÜCKLICH

Wer braucht schon Fleisch? Mit der Duxelles, einer Pilzfarce, lässt sich jedes Gemüse füllen

Die dünne Fraktion in der Redaktion wollte fleischlose Rezepte veröffentlichen. »Sehe ich aus wie ein Vegetarier?«, entgegnete ich. Aber dann fiel mir ein, dass die mediterrane Küche viel Fleischloses zu bieten hat, und zwar durchaus attraktive Rezepte. Die sind zwar nicht ausdrücklich als vegetarisch ausgewiesen, sondern eher als Begleitungen gedacht. Aber gerade als Einzelrezepte erweisen sie sich als überraschend und sehr appetitanregend.

Da ist zum Beispiel die vielseitige Duxelles, die in unserer Küchenpraxis leider nicht existent ist. Es handelt sich um eine würzige Farce, eine Pilzsauce, mit der sich, wie zu sehen sein wird, alles Mögliche anstellen lässt.

Wir sind auf Zuchtchampignons angewiesen, die, sofern frisch gepflückt, trotzdem Aroma haben, nicht matschig werden und vorbildlich sauber sind. Es genügt, ihren Hut mit Küchenpapier abzuwischen; den Stiel muss man abschneiden, er leiht nur manchmal einer Gemüsebrühe sein Aroma und wird dann rausgefischt.

Die Duxelles hat ihren Namen übrigens (wie viele Saucen der feinen Küche) von einem französischen Herzog, der sie angeblich erfunden hat, wo es in Wahrheit wohl ein anonymer Küchenmeister war. Dieser Pedigree erklärt die raffinierte Zubereitung. Die geputzten, entstielten Pilze werden in kleine Würfel geschnitten. Nicht gehackt, das Ergebnis wäre nur fast identisch. Dann werden sie löffelweise in Küchenkrepp eingewickelt und kurz gepresst, damit das Wasser austritt, von dem alle Pilze viel enthalten. Was dann in der Schüssel liegt, ist ein grauer Klumpen, dem man seine spätere Delikatesse nicht ansieht. Das Würzen beginnt damit, dass wir eine Schalotte in winzige Würfel wiegen und in Butter dünsten, also nur glasig werden lassen; aber gar muss der Zwiebelbrei sein. Wir geben Pfeffer, Salz, 2 TL Tomatenpüree und 1 TL zerriebenen Thymian zum Pilzhack. Soll Knoblauch mit hinein, muss er durchgepresst sein. Diese Masse kommt zu den Schalotten. Und siehe da, wir brauchen Butter (oder Öl). Wir nehmen die Pfanne nach 5 Minuten vom Feuer, schmecken ab und stellen fest: lecker! Einige Tropfen Zitronensaft fehlen noch oder Sojasauce, der vegetarische Nektar. Oder beides.

Was tun mit diesem Schatz? Abkühlen lassen, verschließen, wegstellen, nachdenken. Ein Omelette fällt mir als Erstes ein, dann eine Tomate, dann eine Paprika. Die Duxelles ist (wie die Tapenade) ein Geschenk für den fantasievollen Genießer.

Ihre Verwendung als Einlage in verschiedenen Gratins liegt nahe. Ob Nudelauflauf, Kartoffeln, Chicoree, Gurken – alles, was man in Scheiben schneiden und mit Käse (oder Brotkrümeln) überbacken kann, gewinnt durch eine Schicht Duxelles an Aroma und Charakter. Gurken und verwandte Gartenfrüchte kann man aushöhlen und damit füllen statt mit Banalitäten wie Reis und trockenen Brötchen, wenn man nämlich nicht nur satt werden will, sondern auch genießen.

Foto Silvio Knezevic, Hintergrundpapier von Carta Pura

Die großen Fragen der Liebe
Nr.
131
Kann sie ihm die andere je verzeihen?

Beatrix und Viktor sind seit zwei Jahren zusammen. Jedes Mal, wenn sie über die Zeit, bevor sie ein festes Paar wurden, sprechen, kommt es zum Streit. Beatrix findet, dass Viktor ihr schlimme Dinge angetan hat. Er hat einige Monate lang ebenso mit ihr wie mit seiner damaligen Freundin geschlafen, die von ihm schwanger wurde und das Kind abtreiben ließ. Viktor dagegen findet es ganz normal, dass er sich nicht gleich entscheiden konnte; Beatrix müsse doch glücklich sein und sich als Siegerin fühlen, sie sei damals Single gewesen und könne nicht beurteilen, wie sich jemand fühlt, an dem zwei Menschen zerren. Irgendwann sagt Viktor erschöpft: Vielleicht müssen wir uns damit abfinden, dass jeder von uns eine andere Geschichte erlebt hat, die nur für Außenstehende die gleiche Geschichte ist.

Wolfgang Schmidbauer antwortet: Eine der schwierigeren Übungen in einer Liebesbeziehung ist es, dem Partner Gefühle zu lassen, wenn die eigenen ganz anders sind. Beatrix hat ihre Geschichte mit Viktor nicht so erlebt wie er seine Geschichte mit ihr. Beatrix schildert nicht nur ihre Gefühle – sie deutet diese als Reaktionen auf sein damaliges Verhalten. Viktor wehrt sich zu Recht gegen ihre Deutungen. Aber er sollte auch Beatrix' Gefühle achten und erkennen, wie viel Angst und schlechtes Gewissen es bei ihr auslöste, sich in ihn zu verliebt zu haben, obwohl er eine andere Frau geschwängert hatte. Liebende tun gut daran zu verzeihen, was ja meist bedeutet: zu vergessen. Aber Traumatisierte leben in einer anderen Welt als Nicht-Traumatisierte. Sie können nicht vergessen, ehe sie das Geschehene verarbeitet haben.

Wolfgang Schmidbauer
ist einer der bekanntesten deutschen Paartherapeuten. Die Fragen dieser Kolumne werden in seinem neuen Buch »Paartherapie: Konflikte verstehen, Lösungen finden« vertieft, das beim Gütersloher Verlagshaus erschienen ist

Logelei

1. Birgit hat sich ein neues Computerspiel zugelegt. Man muss dabei in möglichst kurzer Zeit ein zufällig generiertes Spielfeld durchlaufen und kann sich am Ende in die Highscore-Tabelle eintragen. Doch statt ihres Namens hat sie dort immer eine zum Zeitpunkt der Eintragung korrekte Bemerkung notiert.

1.	Neuer Rekord	2:56
2.	Juhu, erster Platz!	3:08
3.	Zweiter	3:14
4.	Zweiter	3:16
5.	Platz zwei	3:19
6.	Nur Sechster	3:22
7.	Platz zwei	3:26
8.	Platz vier	3:43
9.	Platz fünf	3:45
10.	Platz drei	4:13

So sieht die Tabelle nach zehn Spielen aus. In welcher Reihenfolge hat Birgit die Zeiten der Highscore-Tabelle geschafft?

2. Ersetzen Sie in nachfolgender Alphametik gleiche Buchstaben durch gleiche Ziffern und verschiedene Buchstaben durch verschiedene Ziffern, sodass die Rechnung aufgeht:

```
  HIGH
+ SCORE
 BIRGIT
```

Lösung aus Nr. 9

Waagerecht: A 119 **D** 424 **G** 36 **H** 8411 **I** 729 **K** 196 **L** 333 **N** 127 **P** 4212 **Q** 32 **R** 333 **S** 169 – **Senkrecht: A** 137 **B** 16 **C** 989 **D** 441 **E** 2192 **F** 416 **J** 2323 **L** 343 **M** 313 **N** 121 **O** 729 **Q** 36

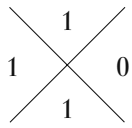
Sudoku

		8				1		
	9			8			3	
6			4		3			9
5			1		9			2
7	1						5	6
9			6		7			4
3			8		4			1
	6			1			9	
		9				7		

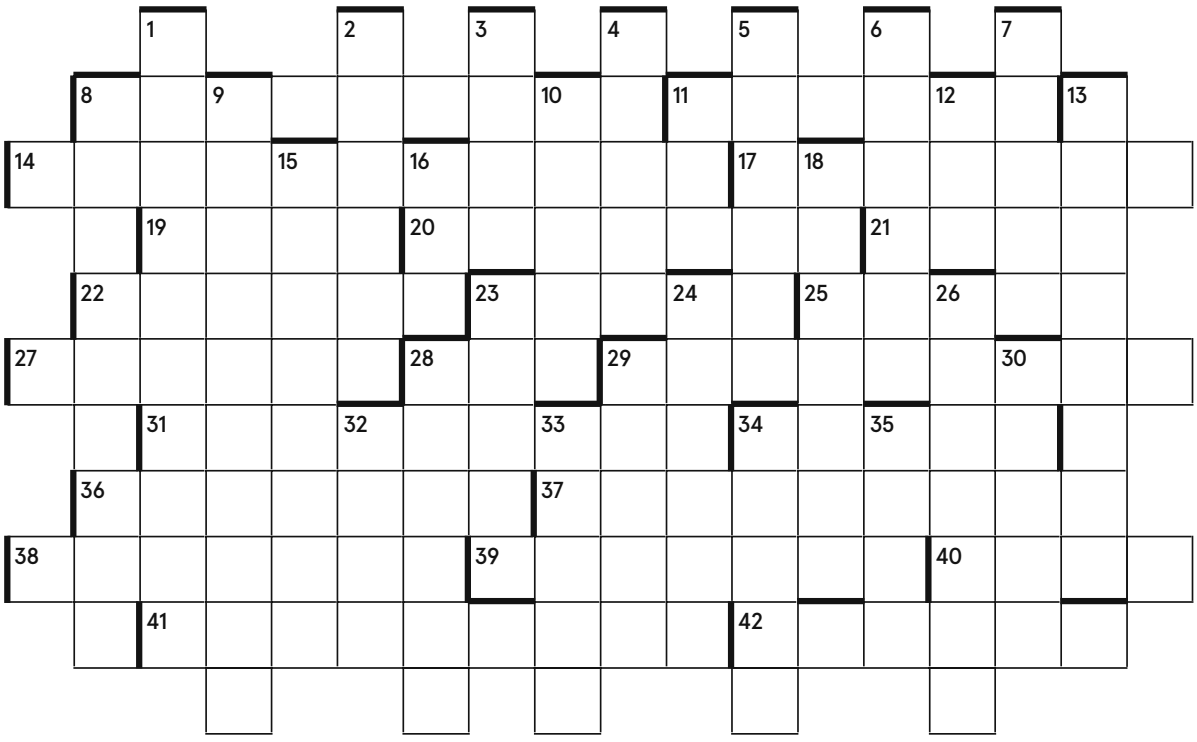
Lösung aus Nr. 9

312
597
648
276
189
435
853
961
724

Füllen Sie die leeren Felder des Quadrates so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem mit stärkeren Linien gekennzeichneten 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen.



Um die Ecke gedacht Nr. 2057



WAAGERECHT: 8 Vorgaukelspiel **11** Spannt sich rund zwei bis drei Meter weit in geläufiger Baupraxis **14** Gripswohnhaus-Fassade **17** Kommt gleich hinterm 7 senkrecht **19** Gängig seine spitzenmäßige Verwendung beim Fischekoch **20** Jenseits von Amazonien: Wasserloszone **21** Beistand bei und seit feierlichem Anlass **22** Wie man's auch dreht – sind einzuladen zum Großfamilientreffen **23** Da kamen die meisten Chefs vom Royaume zur Krone **25** Kleinere Antworten auf Magenknurren vor oder nach der Siesta **27** Kraftakt derer, die sich in die Riemen legen **28** Kurz: Sch(w)adenbegrenzer **29** Hat man 24 Stunden früher als die übrigen Menschen recht, so gilt man 24 Stunden lang als … (A. de Rivarol) **31** Westliche Maid vor westlichen Bergen: hängen häufig auf Partys rum **34** Findet's reizend, bei den Alten Grummelfalten zu gestalten **36** Sie zaubert die 2 senkrecht in teurere 27 waagerecht hinein **37** Sind allemal Aufreger: wenn sich Fehltritte und Missgriffe in einer Mannschaft vereinen **38** Von ihm das Feuer, das als Werkszubehör begehrt **39** Geduldig und … sein? Da können lange Wartezeiten sich …! **40** Ist namentlich in den Original-Besetzungslisten vom Glöckner vertreten **41** Veranstaltererfahrung: Je attraktiver der Anlass, desto heftiger das **42** Zwischen denen arbeitet Klinkenputzer an seinem Aufstieg

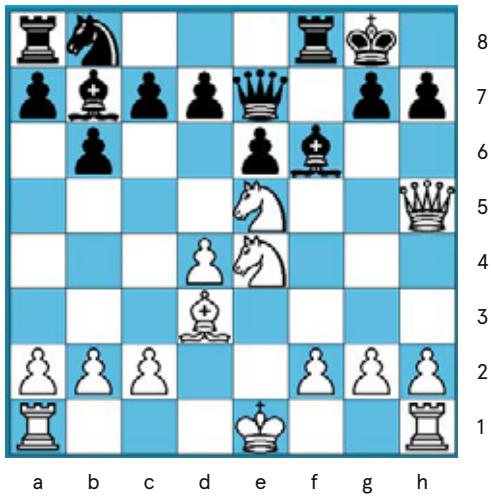
SENKRECHT: 1 Veränderliche Menüposition? Ort wohlbedachten Promenierens **2** Wer … erlangen will, muss sich tief wagen (Sprichwort) **3** Jener James, der bis heute für Leistung steht **4** Hört der 34 senkrecht seineseits gern **5** Eine bringt Entschleunigung, eine andere fliegt auf Warmblüter **6** Hat sich bös was eingebrockt, mochte ja nicht auslöffeln **7** Einflussbereich zwar, doch Mehrwegenetz **8** Nicht Tatsachen, sondern … über Tatsachen bestimmen das Zusammenleben (Epiktet) **9** Klingt ein wenig wie Danebentippen: ein Gleiten plus Schnellen plus Segeln **10** Hilft, gewisse Speisensfolgen zu vermeiden **11** Señorita mitten in Alhambra-Stadt **12** Mal nicht bildlich gefragt: Beginnt später in Rio denn in Lisboa **13** Lässt den Kahn höher schwimmen, den Durst verschwinden **15** Tipps für Erfolge im Strafraum? Sitzt, wo es 29 waagerecht zugeht **16** Für italienische 18 senkrecht ein Vor-Wort **18** Mittlerweile öfter in den Drucker gefüllt als in den Füller gedrückt **23** Ein junges Wesen vom … einer 34 waagerecht **24** Die macht sich glatterdings nützlich, der ist Thema von Schadensberichten **26** Backtasche, östlich, mit Dreintaten, köstlich **28** Mag, unter seinem anderen Namen, Zicken-Anrede würzen **29** Größerer Durst hinterlässt keine **30** Aschermittwoch-Fazit: Nichts ist schwerer zu ertragen als eine … von tollen Tagen **32** Wedekindkind der Triebe **33** Aus jedermanns Innerstem: für den Doktor das Äußerste **34** Paulus schrieb's den Korinthern: Einen fröhlichen … hat Gott lieb **35** Wie Messina den berühmtesten Feuerspucker der Umgebung nennt

Lösung aus Nr. 2056

WAAGERECHT: 6 HOHEIT von hoch **9** REALISMUS **15** Potemkin: TAEUSCHEN **17** NEBENMANN **19** ERFAHRUNG **20** Fluss HERAULT **21** BUDEN-zauber **22** TIEFEN **24** LEISTEN **26** Foucaultsches PENDEL **27** WABERN **29** VORN **31** »auf TRAB bringen« **33** SLALOM **35** AACHEN – Orden wider den tierischen Ernst **37** Rumpelstilzchens BRAUEN **38** STANDARTE **39** TRAINER **40** STENGE in Ma-stenge-wirr **41** PEENE zum Oderhaff **42** ANEKDOTEN **43** GERENNE
SENKRECHT: 1 »Förder-Band« und FOERDERBAND **2** »dichte!« und DICHTE **3** Pennsylvania von William PENN **4** FIBEL **5** HUMUS **6** »HAEUPTER seiner Lieben« in Schiller, »Das Lied von der Glocke« **7** HUFEN **8** THRILLER **9** REUE **10** ANGEBOTEN und an Geboten **11** LEHNE **12** SERENADE als Abendlied **13** SAL = Salz (span.), in Trüb-sal, … **14** »ANTENNEN-wälder« **16** SANDBANK **18** NAIV **23** dän. Insel FALSTER auf der Vogelfluglinie **25** TRETEN **27** WANST **28** RANGE **30** OHREN **32** ARIE in Arie-s = Tierkreiszeichen Widder **33** SUEDE = Schweden (franz.) **34** Man + Go = MANGO **36** CAPES

Spiele

Schach



Es gibt Menschen, die partout kein Auto haben möchten und sich stattdessen mit einem Fahrrad und bei weiteren Strecken mit der guten, alten Bahn fortbewegen wollen. Bequem, zuverlässig, entspannend. Zumindest meist; es sei denn, ein in jeglicher Hinsicht gewichtiger Mitreisender, der seiner Frau per Handy mitteilt, was ihm in Mannheim alles passiert ist, obendrein der Meinung ist, dass dies sicher auch alle anderen brennend interessiere, stört. Aber im Großen und Ganzen ist das Bahnfahren für mich ein Vergnügen.
Noch schöner ist es allerdings, wenn man umsonst und erster Klasse durchs Land fährt, normalerweise ein Privileg von Bundestagsabgeordneten und ähnlich wichtigen Persönlichkeiten. Doch gelegentlich wird so etwas auch gewöhnlichen Sterblichen zuteil, beispielsweise wenn sie vom DB-Beauftragten Rudolf Fernengel (mit solch einem metaphorischen Namen muss man ja geradezu bei der die Ferne wundersam erschließenden Eisenbahn arbeiten) eingeladen werden, anlässlich der 175-Jahr-Feier der Eisenbahn Ende letzten Jahres in Frankfurt am Main eine Simultanvorstellung an 28 Brettern zu geben. Sehr freundliche Menschen, aber warum mussten sie mir denn am Schachbrett das Leben so schwer machen?!
Im Vorfeld zeigte ich eine 100 Jahre alte Partie zwischen dem Deutschen Eduard Lasker und dem Engländer Sir George Thomas, bei der Lasker als Weißer mit einer herrlichen Opferkombination den schwarzen König magnetisch ins eigene Lager zwang und auf g1 matt setzte. Wie kam's?

Lösung aus Nr. 9

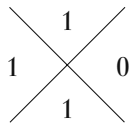
Mit welcher Feinheit nutzte Weiß die fatale Randlage des schwarzen Königs aus? Nach **1.De5!** mit der furchtbaren Drohung 2.g5+ war Schwarz trotz der nur noch wenigen Figuren überraschend verloren. Er versuchte noch **1...Dg8** (1...Db6 2.Dg5 matt oder 1...Dg7 2.Dh5 matt), war aber nach **2.Df6+ Dg6 3.g5** matt

Lebensgeschichte

Bücher schreiben ist ein einsames Geschäft. Ein Schriftsteller geht ja nicht zur Arbeit und trifft Kollegen; er sitzt allein zu Hause und bastelt an seinen Sätzen. Zwischendurch geht er mal raus spazieren, in eine Buchhandlung, zu Freunden, doch dann zieht es ihn wieder an den Schreibtisch. Für so ein Leben muss man sich entscheiden, muss akzeptieren, dass es so und nicht anders sein muss. Und es darf auch nicht stören, dass die fiktiven Figuren so real erscheinen wie echte Menschen.
Doch wer weiß schon sicher, was real ist? Er bestimmt nicht, wie er sagt. Und dass er oft darüber rätselt, woher die literarischen Figuren eigentlich kämen. Und dann all die zufälligen oder schicksalhaften Verstrickungen, in die sie geraten, diese unglaublichen Geschichten: »Sie sind plötzlich da, es ist auch für mich ein Geheimnis, sie kommen aus dem Unbewussten, ich suche sie nicht. Sie finden mich.« So lebe er halt mit seinem Kopf-Personal zusammen, »durchschnittlich fünf Jahre, ehe ich überhaupt zu schreiben anfange«. Und sei das Buch fertig, blieben sie immer noch bei ihm »wie unkündbare Untermieter«.
Die Einsamkeit des Autors, schon in seinem Debüt war das Leitmotiv. Da schlug er sich noch mit Übersetzungen und Gedichten durch und brauchte jeden Cent. Angeblich verdingte er sich sogar bei reichen Franzosen als Hüter von Haus und Hund, wenn sie verreisten. Doch das autobiografisch inspirierte Buch brachte endlich den Erfolg, und heute erwarten seine Fans sehnsüchtig das nächste Werk, sobald sie das aktuelle auf der letzten Seite zugeschlagen haben. Vielleicht gehen sie auch ins Kino, Drehbücher schreibt er ja auch. Ein Schritt heraus aus der Einsamkeit, wie er mal sagte: am Filmset zu sein mit einem kreativen Team.
Dabei ist er privat gut aufgehoben, gründete eine Familie, anders als viele der ewig Umherirrenden in seinen Romanen. Kurz bevor er berühmt wurde, traf er jene Frau, die bereit war, seine Einsamkeit zu teilen. Weil sie selber wusste, wie sich das Leben im Schreibstübchen anfühlt. Ein Glücksfall für die beiden und für Leser, auch sie beherrscht ihr Handwerk. Oder arbeiten sie längst zusammen? Ist die Einsamkeit nur noch Mythos? Wie sie das handhaben, wissen wohl nur sie und geben es nicht preis. Nur so viel: »Er liest mir oft seine Sachen vor. Ich dagegen versuche, erst einen Rohentwurf zu haben, das kann manchmal Jahre dauern. Und den liest er dann.«
Sie sind einander ebenbürtig, im Denken und im Erfolg. Und doch ziehen sich inzwischen kleine Risse durch das schöne Bild. Sie leide an einer chronischen Krankheit, erfuhr man unlängst, komme ohne Medikamente nicht mehr aus. Und er kann einfach nicht auf seine Zigarillos verzichten: »Drei Tage habe ich nicht geraucht – und wurde zu einem Monster … Und so habe ich beschlossen, lieber ein kürzeres Leben zu führen, als ein schlechter Mensch zu sein. Und wieder angefangen.« Wer ist's?

Lösung aus Nr. 9

Von seinem Vater, Kaiser Karl V., erbte der Habsburger Philipp II. von Spanien (1527 bis 1598) den größten Teil eines Reichs. An der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit war er trotz Neugier und Lesehunger kein aufgeklärter Mann, er förderte die Inquisition und hasste die Protestanten. Das »Goldene Zeitalter« Spaniens unter ihm wurde durch die Ausplünderung der Kolonien erkauft, trotzdem ging Spanien während seiner Regierungszeit dreimal bankrott. Kriege, die Armada und das Escorial hatten Unsummen verschlungen. Seine Lieblingslektüre war der Ritterroman »Amadis von Gallien«, in seiner Gemäldesammlung dominierten Werke von Hieronymus Bosch



Scrabble

Manchmal treffen sogar Scrabble-Kolumnisten mitten ins Schwarze. Der jüngste Blattschuss gelang in Ausgabe Nr. 4 des *ZEITmagazins*, in der das Thema »Toppen von Punktvorgaben« lautete. Denn just in jenem Heft fanden ganz versierte Scrabble-Freunde gleich zwei neue Fauxpas. Zum einen war in der Lösung der Vorwoche angegeben, AUFSTECK hätte mit 203 Punkten das Optimum dargestellt. Das war jedoch nur die halbe Wahrheit: An selber Stelle ließ sich – punktgleich – auch FETTSACK legen. Und in die Scrabble-Grafik auf jener verhexten Seite hatte sich dann auch noch eine MATRITZE geschlichen. Welch Malheur! Immerhin dürften mittlerweile all die Hunderte von Mails echauffierter oder amüsierter Leser, die das zweite T monierten, beantwortet sein. Der Hinweis, dass es sich bei beiden Aufgaben um Gast-Arbeiten gehandelt hat, sollte dabei nur erklären, nicht entschuldigen. Heute sind drei »Bingo« möglich. Wie lauten sie?

- Dreifacher Wortwert
- Doppelter Wortwert
- Dreifacher Buchstabenwert
- Doppelter Buchstabenwert

Lösung aus Nr. 9

SPARGEL auf K3–K9 lautete das gesuchte Wort, das mit insgesamt 76 Punkten dotiert war. Wir hatten uns leider um einen Punkt verrechnet und bitten um Entschuldigung

Es gelten nur Wörter, die im Duden, »Die deutsche Rechtschreibung«, 25. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen. Die Scrabble-Regeln finden Sie im Internet unter www.scrabble.de

Impressum

Redaktionsleiter Christoph Amend
Stellvertr. Redaktionsleiterin Tanja Stelzer
Art Director Katja Kollmann
Creative Director Mirko Borsche
Berater Matthias Kalle, Andreas Wellnitz (Bild)
Textchefin Christine Meffert
Redaktion Jörg Burger, Wolfgang Büscher, Daniel Erk (Online), Heike Faller, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Jürgen von Rutenberg, Matthias Stolz
Fotoredaktion Michael Biedowicz (verantwortlich)
Gestaltung Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy
Mitarbeit Markus Ebner (Paris), Mirko Merkel (Gestaltung), Elisabeth Raether, Annabel Wahba
Autoren Marian Blasberg, Carolin Emcke, Herlinde Koelbl, Louis Lewitan, Harald Martenstein, Paolo Pellegrin, Wolfram Siebeck, Jana Simon, Juergen Teller, Moritz von Uslar, Günter Wallraff, Roger Willemsen
Produktionsassistenz Margit Stoffels
Korrektorat Mechthild Warmbier (verantwortlich)
Dokumentation Mirjam Zimmer (verantwortlich)
Herstellung Wolfgang Wagener (verantwortlich), Oliver Nagel, Frank Siemienski
Druck Prinovis Ahrensburg GmbH
Repro Twentyfour Seven Creative Media Services GmbH
Anzeigen DIE ZEIT, Matthias Weidling (Gesamtanzeigenleitung), Nathalie Senden
Empfehlungsanzeigen iq media marketing, Axel Kuhlmann, Michael Zehentmeier
Anzeigenpreise ZEITmagazin, Preisliste Nr. 5 vom 1. 1. 2011
Anschrift Verlag Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11; E-Mail: DieZeit@zeit.de
Anschrift Redaktion ZEITmagazin, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin; Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; www.zeitmagazin.de, www.facebook.com/ZEITmagazin, E-Mail: zeitmagazin@zeit.de

Im nächsten Heft

Als junges Mädchen schwärmte unsere Autorin Anna Kemper für Borussia Dortmund – aber vor allem für dessen Stürmer Flemming Povlsen. Jetzt besuchte sie ihn in Dänemark. Eine Fußball-Liebesgeschichte

Starkoch Johann Lafer erzählt, wie er kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag in eine schwere Krise geriet und sein Burn-out überwand

Auf www.facebook.com/ZEITmagazin Was uns täglich bewegt – auf unserer Facebook-Seite

Scrabble Sebastian Herzog Foto privat

Das war meine Rettung

»Ein sehr ernsthafter Waldspaziergang«

Frank Bsirske über sein zu großes Selbstbewusstsein als Schüler – und den Lehrer, der es korrigierte

Frank Bsirske,

59, ist seit 2001 Vorsitzender der Gewerkschaft ver.di und Mitglied der Grünen. Zuvor war er Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr. Der Sohn eines Arbeiters bei Volkswagen und einer Krankenschwester studierte Politikwissenschaften

Herlinde Koelbl

gehört neben dem Coach und Buchautor Louis Lewitan und dem ZEIT-Redakteur Ijoma Mangold zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe »Das war meine Rettung«. Die renommierte Fotografin wurde in Deutschland durch ihre Interviews bekannt

Herr Bsirske, hat Sie in Ihrem Leben mal jemand gerettet?

Ja, ich hatte einen klasse Lehrer in der Realschule im 9. Schuljahr. Der sagte mir, ich solle meinen Eltern empfehlen, ein Aspirin zu nehmen, bevor sie zum Elternabend gehen. Das ließ mich natürlich Unheil erwarten. Und genauso kam es: Er erklärte meinen Eltern, dass meine Versetzung gefährdet sei, was zu einem sehr ernsthaften Waldspaziergang mit meinem Vater führte. Diese Einschätzung meines Lehrers war überraschend für mich, weil sie gar nicht meinem Selbstbild gerecht wurde.

Wie war denn Ihr Selbstbild?

Dieser Lehrer unterrichtete Deutsch, Gemeinschaftskunde, Geschichte, also meine Lieblingsfächer. Und ich war eigentlich ganz zufrieden mit mir und ahnte keineswegs, dass ich sitzen bleiben könnte.

Worin bestand nun die Rettung?

Dass ich durch dieses Erlebnis den entscheidenden Impuls bekam, mehr an meinem Potenzial zu arbeiten, anstatt so achtlos damit umzugehen. Eineinhalb Jahre später bin ich als Einziger aus der Klasse aufs Gymnasium gewechselt.

Weil der Lehrer Ihnen klarmachte, dass Sie eine zu hohe Meinung von sich hatten?

Jedenfalls hatte ich ein starkes Selbstbewusstsein. Aber das Selbst- und das Fremdbild stimmten nicht überein. Da brauchte ich etwas Nachhilfe, die sehr heilsam war.

Im Jahr 2000 wurden Sie als erster Grüner Vorsitzender der ÖTV ...

Das war damals absolut exotisch. Und ich wurde ja in diese Funktion von einem Tag auf den anderen geschmissen. Um 16 Uhr wurde ich angesprochen, bis 18 Uhr hatte ich es mit meiner Frau geklärt, ob ich das überhaupt machen will.

Auch da hat es Ihnen nicht an Selbstbewusstsein gemangelt.

Na ja, ich hatte über Jahrzehnte alle Funktionsebenen der ÖTV durchlaufen und war ziemlich gut vernetzt. Insofern hatte es einen Vorlauf.

Ihr Weg ging stets nach oben. Was hat Sie davor bewahrt einzubrechen?

Ich glaube, dass ich mich mit dem, was ich mache, sehr identifizieren kann und mir immer treu geblieben bin. Dies liegt vor allem an der Verankerung von Haltung und Prinzipien aus meiner Erziehung. Ich komme aus einem politisch engagierten Arbeiterhaushalt, mein Vater war ein lesender Arbeiter.

Ihnen wird nachgesagt, Sie seien ein geschickter Taktiker, auch mal aggressiv, manchmal sogar brutal.

Wer mir das nachgesagt hat, kennt mich nicht. Also Brutalität geht mir ziemlich ab. Ich würde sagen, ich bin wie alle Menschen nicht eindimensional. Sicher gibt es da schon ein cholerisches Moment, aber das ist nicht die Regel. Und es gibt daneben auch eine weiche, romantische Seite.

Kennen Sie so etwas wie Angst?

Ich glaube nicht, dass ich jemals von Panik ergriffen worden wäre. Aber ich erinnere mich an eine Situation, in der ich auf eine fast schizophrene Art neben mir stand.

Erzählen Sie!

Das war im Mai 1991, als ich zum stellvertretenden Landesbezirksleiter der ÖTV gewählt werden sollte. Ich wäre der Erste gewesen, der sich gegen ein amtierendes Bezirksleitungsmitglied durchgesetzt hätte. Ich war gut vorbereitet, und es war klar, dass ich auch im Worst Case gewählt würde. Mein Gegenkandidat hielt seine Rede, dann wurde ich aufgerufen. Plötzlich war es totenstill im Saal. Ich musste eine endlose Strecke bis zum Pult gehen. Und in der ganzen Zeit hörte man nichts als meine Schritte. Ich war völlig entnervt, als ich am Mikrofon ankam. So eine Situation habe ich nie wieder erlebt: Ich fing mit meiner Rede an, und gleichzeitig stand ich völlig neben mir und dachte darüber nach, warum ich das eigentlich mache. In dieser schizoiden Situation habe ich die Hälfte meiner Rede gehalten. Was mich dann gerettet hat, war der Beifall meiner Sympathisanten. Die klatschten unerschütterlich, weil sie unbedingt wollten, dass ich gewählt wurde. Dadurch wurde ich wieder mittig. Am Ende wurde ich gewählt – zwar mit einer Stimme weniger als im angenommenen Worst Case, aber auch das reichte.

War Ihr Selbstbewusstsein erschüttert?

Im Nachhinein muss ich sagen, das war eine kritische Situation, auf die ich in dem Moment gerne verzichtet hätte. Vier Jahre später bin ich dann aber mit 94 Prozent der Stimmen wiedergewählt worden. Was blieb, war diese Grenzerfahrung, die zugleich auch Erfahrung eigener Grenzen gewesen ist. Hilfreich? Ja, aber einen Genieverdacht gegen mich selbst oder Omnipotenzfantasien habe ich ohnehin nie gehabt.

Interview und Foto von Herlinde Koelbl